

**Band XII der Sammlung „Okkulte Medizin“**

---

---

**Sympathie, Mumia, Amulette  
okkulte Kräfte der Edelsteine  
und Metalle**

Von

**E. W. Clarence**

mit einer ausführlichen Einleitung von

**G. W. Surya**

**I. Teil**

**Sympathie und Mumia**

---

---

**1927**

---

---

**LINSER-VERLAG G. M. B. H., BERLIN-PANKOW**

Nachdruck verboten.

Alle Rechte,  
auch das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Copyright by Linser-Verlag G. m. b. H., Berlin-Pankow.

Januar 1927

PNMG 130



2009, 144

(B 6758)

Druck: Bruno Petzold Nachf., Berlin SW 68.

# Inhalt.

---

	Seite
Einleitung und Historisches . . . . .	1
<b>I. Abteilung: Die sympathetische Philosophie</b>	
I. Kapitel: Die Sympathie des Alls. Pantheismus, Polarität, Trinität. Der Baum des Lebens und die Schlange . . . . .	71
II. Kapitel: Sympathie — Antipathie — Apathie oder das Gesetz der Magie als Dreigestirn . . . . .	135
<b>II. Abteilung: Die niedere oder natürliche Sympathielehre</b>	
1. Kapitel: Sympathiekuren im Schwarzwald . . . . .	223
2. Kapitel: Die sympathetische Kurmethode . . . . .	239
3. Kapitel: Actio in distans oder Fernwirkung . . . . .	264
4. Kapitel: Magnetische Fernwirkungen . . . . .	294
5. Kapitel: In der Vorhalle . . . . .	305
Nachwort . . . . .	318
Die Inhaltsangabe zum II. Teil des XII. Bandes der „Okkulten Medizin“ befindet sich auf der nächsten Seite.	

---

# Inhalt

des II. Teiles, XII. Band, „Okkulte Medizin“.

---

**6. Kapitel: Aus drei Reichen.**

**7. Kapitel: Signaturen.**

**8. Kapitel: Gehirn und Walnuß.**

**9. Kapitel: Kuriosa?**

**10. Kapitel: Astrologische und elementare Korrespondenzen.**

**III. Abteilung: Die sympathetische Magie.**

**11. Kapitel: Mumia.**

**12. Kapitel: Mumiale Praxis.**

---

## Vorwort.

---

Lange hat der von unseren Lesern mit besonderer Spannung erwartete XII. Band der „Okkulten Medizin“ auf sich warten lassen. Der Verlag hatte wahrlich keinen leichten Standpunkt, wenn er die über Erwarten zahlreichen Interessenten immer wieder auf unbestimmte Zeit vertrösten mußte. Aber das Material wuchs unter den Händen des Autors gewaltig an, zumal der Verfasser alle Gebiete heranzog und auch die letzten Konsequenzen nicht gescheut hat. Hier haben wir endlich das Werk, in dem alles, auch das Letzte gesagt wird, nichts fehlt, was dazu gehört, um die Materien bis auf den Grund auszuschöpfen. Dazu mußte ein sehr reichhaltiges Studienmaterial bearbeitet werden, welches mit dem Fortschreiten des Werkes sich ständig häufte und immer wieder Änderungen und Umarbeitungen erforderte.

Wir hatten aber auch noch besondere Gründe, mit der Herausgabe zu zögern, und auch diese wollen wir unseren Lesern nicht vorenthalten. Der Verlag teilte uns immer wieder mit, daß der bereits große Interessentenkreis in stetem Wachsen begriffen sei, ja, daß sich gerade auf den XII. Band auch das Interesse unserer Richtung bisher fernstehender Kreise zuzuspitzen scheine. Nun ist aber die Sympathie-

lehre eines der heikelsten Gebiete der okkulten Medizin. Es müssen Dinge zur Sprache kommen, deren Verständnis eine ganz bestimmte und doch großzügige, freie Weltanschauung voraussetzt, deren Mißverständnis aber zur völligen Verwirrung der heute vielfach aufgelockerten, schwankenden Theorien führen könnte. Es mußte also gerade dieser, in die breitere Öffentlichkeit dringende Band auf eine Basis gestellt werden, die auch einem Leserkreis Rechnung trägt, der zunächst nicht aus Überzeugung und ohne Kenntnis des Inhalts der vorhergehenden Bände der „Okkulten Medizin“, teilweise sogar aus bloßer Sensationslust an die Lektüre eines Buches herantritt, dessen Inhalt eine größere Lücke in der modernen Literatur auszufüllen bestimmt ist, als wir uns zunächst anzunehmen getrauten, und der somit gewissermaßen eine Neuheit auf dem Büchermarkt repräsentiert. Da mußten wir also ganz besonderen Wert darauf legen, die uralte, nie moderne, aber stets nicht von den Schlechtesten vertretene Weltanschauung, die sich in der Lehre von der „S y m p a t h i e d e s A l l s“ konzentriert, und die zur S y n t h e s e führt, wieder einmal ganz von unten aufzubauen. Und dieser Wiederaufbau hatte in der Weise zu erfolgen, daß die für den Schauenden einfachen und naiven, für den Denkenden aber komplizierten Grundwahrheiten, die sich aus den letzten und allerletzten Dingen ableiten und aus dem Bereich der Konsequenzen und der Erfahrung wieder dorthin flüchten, woher sie kamen, daß diese Gefühlswahrheiten, die, wie alle Wahrheiten furchtbar und erhaben zugleich sind, von zitternden Händen ergriffen und auf suchende, irrende, zweifelnde und verzweifelnde Seelen verpflanzt, nicht zu ratloser, völliger Verwirrung, sondern zur Entwirrung, zur heilsamen

Gärung und Klärung, gemäß ihrer hohen Bestimmung beitragen müssen.

Einen schlechten Dienst aber hätten wir dem Leser erwiesen, wenn wir die aus dem Urwissen der Seele heute mehr denn je losgelösten und im Chaos der modernen Hypothesen umhertreibenden Fragmente einfach aufeinandergeschichtet hätten, ohne uns der Mühe zu unterziehen, die Bruchstellen aufzusuchen und sorgsam zu verbinden.

Auch durften wir in prinzipiellen Fragen nicht die Kenntnis des Inhalts der vorhergehenden elf Bände der „Okkulten Medizin“ voraussetzen, da wir mit neu hinzugekommenen, neu zu orientierenden Lesern zu rechnen hatten, denen unsere Weltanschauung noch fremd ist. Um aber unseren bisherigen Leserkreis nicht durch Wiederholungen zu ermüden, wollten wir gleichzeitig diese Gelegenheit benützen und zeigen, daß unsere Richtung keine Dogmen kennt, daß bei verändertem Standpunkt ein vollkommen neues Bild entsteht, ein neues Bild, dem aber alle Merkmale des farbenprächtigen, unveränderlichen, aber auch unerschöpflichen Urbildes eingeprägt sind.

Das also sind die besonderen Gründe, die wir zu unserer Entlastung anführen können.

Nun seien uns noch einige Bemerkungen über die Art der Durchführung unserer Arbeit gestattet.

Besondere Sorgfalt verwendeten wir auf eine konsequent eingehaltene, manchem vielleicht pedantisch und zu weitgehend erscheinende Angabe der benützten Quellen. Dadurch hofften wir, teils dem kritischen und vorerst noch nicht überzeugten Teil unserer Leserschaft entgegenzukommen, teils wünschten wir den Stimmen, die sich für und

gegen unsere Anschauung aussprechen, verdient es Gehör zu verschaffen und so vor allem auch unkritische Nachbeter unserer Worte zum Denken zu zwingen. Noch stärker als der starke Wunsch zu überzeugen, ist nämlich unser Wunsch zu fördern!

Es ist wohl selbstverständlich, daß die Zitate im Zusammenhang des Originals wenigstens von denen nachgelesen werden müssen, die unsere Arbeit als Unterlage für eigene Studien benützen wollen, und ebenso selbstverständlich ist es, wenn wir bemerken, daß wir mit Zitaten nur dann etwas zu beweisen suchten, wenn wir subjektiv fest überzeugt waren, die betreffende Stelle im strengsten Sinne des Originals angewandt zu haben.

Gerne hätten wir noch einen Index der Stichworte beigefügt, um eine rasche Orientierung zu ermöglichen, aber wir durften das Erscheinen dieses Bandes nicht noch länger verzögern. Im II. Teil des vorliegenden XII. Bandes der okkulten Medizin soll dies nachgeholt werden.

Daß nun aus dem XII. Band vier Teile geworden sind, von denen wir den zweiten kurz nach dem ersten und die beiden anderen hoffentlich am Anfang des nächsten Jahres vorlegen können, bedarf wohl keiner Entschuldigung, sofern wir hoffen dürfen, daß die Bedeutung der in diesem Werk besprochenen, mehr als dunklen Gebiete nicht verkannt wird. Etwas Halbes zu bieten, wäre in diesem Falle — ein Verbrechen gewesen.

Wiewohl wir lieber produktiv als reproduktiv tätig sind, haben wir eigene, neue Gedanken nur nach reiflicher Überlegung in den Rahmen unserer rekonstruktiven Arbeit eingeführt. Wir denken hier vor allem an das „limmatische“ Differenzverhältnis der Gegen-



s ä t z e. Daß der Grundgedanke richtig ist, beweist dem, der unseren diesbezüglichen Ausführungen aufmerksam folgt, die Übereinstimmung, die sich auf allen Gebieten wiederholt, und die da und dort auf dunkle Punkte Licht zu werfen geeignet ist. Ob die Formel gut gewählt ist, ist eine andere Frage. Die kabbalistischen Kombinationen mit der eigentümlichen Zahl 432 scheinen allerdings die aus antik-musikalisch-theoretischen Erwägungen hervorgegangene Wahl des „Limma“ dringend zu rechtfertigen (s. insbesondere II. Teil, XII. Band). Die Beobachtung dieser unserer immerhin noch rudimentären Formel bei ihrer praktischen Tätigkeit liegt sicherlich noch in ferner Zukunft, und sollte sie dann auch ihr Aussehen noch etwas verändern, so wird doch das Prinzip erhalten bleiben, auf dem wir unsere sympathetische Philosophie aufgebaut haben.

Zu dieser durchaus nicht kühnen Behauptung berechtigt uns die Nachwirkung des Erstaunens, das uns erfüllte, als wir überzeugt waren, in dem pythagoreischen Limma und dem ihm eigentümlichen Zahlengolge einen der Schlüssel zu den alchemistischen Schriften wiedergefunden zu haben, und als wir schließlich einsehen mußten, daß sich in den Mythologien der entferntesten Völker mit Hilfe desselben Zahlenschlüssels universelle kabbalistisch-alchemistische Grundwahrheiten wieder erschließen lassen, daß also Kabbala und Alchemie sehr viel älter sind, als man bisher anzunehmen wagte, wenn auch diese ursprünglich traditionellen Disziplinen der Geheimlehre erst viel später schriftlich fixiert wurden.

„Homunkulus“ und die „alchemistische Gärungsstudie“ sind notwendige und sehr wesentliche Ergänzungen zum I. und II. Teil des XII. Bandes

und erscheinen demgemäß vor dem III. und IV. Teil unseres vorliegenden Werkes.

Wenn wir hier und in den genannten Schriften eine völlig neuartige Fermenttheorie, die zum mindesten das Eine für sich hat, daß sie aus intuitiver Schau, nicht aus der Retorte geboren wurde, der Diskussion übergeben, eine Theorie, oder sagen wir richtiger Hypothese, die allerdings aus fremdem Boden ihre erste Nahrung saugte, die aus dem Märchenland der Mythologien stammt, so bitten wir, daß sie nicht ob ihrer naiven Gebärden verlacht werden möge. Man freue sich mit uns, wenn sie noch in Kinderschuhen einhertrippelt, aber man übersehe deshalb nicht ihre Unarten. Eine duldsame, d. h. eine auf okkulten Fachstudien basierte Kritik nehmen wir mit freudigem Dank entgegen, und wir werden uns auch gerne eines besseren belehren lassen, wenn uns stichhaltige Gründe zwingen sollten; denn wir wollen um keinen Preis Dogmen aufstellen.

Zum Schluß wollen wir die Namen derer nicht vergessen, die uns auf ungewohnten Wegen treues Geleit gegeben und uns immerfort ermutigt haben, alte Gedanken in neuer Form, in einer Form, in der wir sonst wohl nicht gewagt hätten, zu unseren Lesern zu sprechen, vorzutragen. Einsame, aus qualvollem Erleben geborene Gedanken haben die Neigung, sich schamhaft vor dem Tumult des Alltags zu verbergen, aber gerade deshalb hören sie gerne auf das aufmunternde Wort des Freundes, und, einmal in vertrauensvoller Zwiesprache dem Gehege der Zähne entschlüpft, drängen sie unaufhaltsam ans Tageslicht und wollen sich verschenken oder — opfern.

Viele, ja sehr viele Anregungen verdanken wir den unvergeßlichen Stunden, die wir bei Herrn Oberstudienrat a. D. Dr. Attensperger in Kempten zubringen durften. Herr Professor Dr. Schaffhauser, München, hat uns auf den Weg der Metamathematik verwiesen. Herr Dr. Maack, Hamburg, dem wir uns durch seine Werke bereits verpflichtet fühlten, hat uns im richtigen Zeitpunkt bestimmend beeinflußt. Nicht vergessen dürfen wir den Anteil, den die Herren Peryt Shou, Privatgelehrter in Charlottenburg, der bekannte Schweizer Homöopath, Herr H. U. Ottinger, St. Gallen, Herr K. Wachtelborn, Naturarzt in Fürstenwalde, und Herr Dr. chem. Darmstaedter, München, der Verfasser der „Alchemie des Geber“, an dem Gelingen unserer Arbeit genommen haben.

Ihnen allen sagen wir Dank!

Nicht zuletzt erinnern wir an die vielen Opfer und die lange Geduld unseres einsichtsvollen Herrn Verlegers und an die unermüdliche Tätigkeit der Bayerischen Staatsbibliothek, München, und an Herrn Hans Ludwig Held, als Direktor der Münchener Stadtbibliotheken, an die beiden Institute, die uns durch Beschaffung kostbaren Quellenmaterials und obendrein mit Rat und Tat zur Seite gestanden sind.

München, den 8. März 1926.

**G. W. Surya und E. W. Clarence.**



## Einleitung und Historisches.

Was man gemeinhin „Aberglauben“ nennt, streift — im Lichte einer höheren Erkenntnis betrachtet — meist irgendein verborgenes Naturgesetz.

Spricht man irgendwo, in sogenannten gebildeten Kreisen, die aber gewöhnlich nur aus Halb- oder Einseitiggebildeten bestehen — von „okkultur Medizin“, so kann man zehn gegen eins wetten, daß darunter „jener längst abgetane Volksaberglaube verstanden wird, wie er uns in dem wüsten lichtscheuen Kurpfuschertum der Sympathie- und Wunderdoktoren entgegentritt, die durch Bestreichen, Besprechen, Abbeten, Verpflanzen von Krankheiten auf Vegetabilien und Tiere, Umhängen von allerlei Amuletten und dgl. Hokuspokus den Dummen und Einfältigen das Geld aus der Tasche ziehen, gegen welche Form des Aberglaubens allerdings Kirche und Wissenschaft vergeblich ankämpfen.“

So etwa lautet das gelehrt klingende, jedoch oberflächliche Urteil über jene Zweige der okkulten Medizin, die wir in dem vorliegenden Bande doch etwas eingehender besprechen wollen, und welche man kurzweg auch als „Zaubermedizin“ zu bezeichnen pflegt, eine Benennung, die allerdings geeignet ist, fromme Seelen, die in ihrer Einfalt noch nicht zwischen weißer und schwarzer Magie unterscheiden können, erschauern zu machen, und die sich fürchten, mit derlei „Teufelskünsten“ in nähere Berührung zu kommen.

Die Wissenschaft von heute denkt allerdings etwas harmloser von dieser Zaubermedizin. Für manchen wissenschaftlichen Forscher hat die Sache sogar ein „kulturhistorisches Interesse“, oder er sucht die geheimnisvollen Fäden zu entwirren, die diese ältesten Formen der Medizin auch heute noch mit der Volksmedizin verbinden. Aber in Summa

wird die ganze Zaubermedizin doch nur als eine typische, uralte „Verirrung des menschlichen Geistes“ betrachtet, oder als eine bedauerlicherweise unausrottbare Form der Volksmedizin, des Quacksalber- und Kurpfuschertums, kurz als ein Atavismus bezeichnet, gegen welchen man so wenig mit Erfolg ankämpfen kann als gegen die menschliche Dummheit überhaupt, die ja auf Erden unsterblich zu sein scheint, indem sie immer einen gewaltigen Resonanzboden in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft vorfindet, so daß der seit Urzeiten angeschlagene Ton nicht abklingen kann, im Gegenteil immer wieder von neuem sich bemerkbar macht, und gerade in unserer Zeit wieder mächtig anschwillt. So etwa mag die Jereminade der Wissenschaft klingen!

Die Kirchen der christlichen Glaubensbekenntnisse, vor allem die katholische Kirche waren und sind dieser Zaubermedizin nie recht hold gewesen. Gar mancher „Sympathiedoktor“, gar manche „Besprechfrau“ wurde im Mittelalter von der „heiligen“ Inquisition gefoltert und schließlich wegen „Hexerei“ verbrannt. Hie und da mag ja wirklich ein schwarzer Magier oder eine Hexe unter diesen Verurteilten gewesen sein, aber die überwiegend große Mehrzahl waren wohl harmlose Leute, die nur uralte Überlieferungen und Gebräuche der Volksmedizin praktisch verwerteten.

Doch ist es gerade in dieser Sache nicht so leicht, ein gerechtes Urteil zu fällen, auch nicht für den Forscher unserer Zeit. Leicht und rasch gibt sein Urteil in diesen Dingen nur der Einseitigorientierte ab, d. h. jener, der alles nur durch die Brille der Schulweisheit sieht oder durch jene einer orthodoxen Priesterschaft. Derlei Brillen taugen aber nicht für den wahrhaft freien, objektiven und gerechtdenkenden Forscher. Er muß tiefer schürfen als die Schulweisheit und ohne Haß und blinden Glaubenseifer sein Urteil fällen. Wir wollen in diesem Bande wenigstens den Versuch machen, die „Zaubermedizin“ nach *diesen* Grundsätzen zu untersuchen.

Ein weiteres Hindernis oder, vielleicht richtiger gesagt, eine andere große Schwierigkeit bei der kritischen Untersuchung der vorliegenden Materie sind die vielen Fäden verschiedenster Herkunft und Färbung, die dieses überaus

bunte Gewebe der Zaubermedizin im Laufe der Jahrtausende gebildet haben, oder darein von mehr oder minder kunstgeübter Hand, manchmal von wahren Adepten, manchmal von Charlatanen und Stümpfern verwebt wurden.

Man müßte also ein Gigant an Gelehrsamkeit nicht nur der gesamten Naturwissenschaften, der Philosophie und Kulturgeschichte aller Völker und Zeiten, des weiteren der Philologie, Etymologie und Geschichte der Medizin sein, sondern ebensogut in den okkulten Wissenschaften, insbesondere in der Astrologie, okkulten Botanik und Mineralogie, Kabbala, ferner in der praktischen Magie, im Dämonismus, Exorzismus, im Zauber- und Hexenwesen, kurz in allen Praktiken der weißen und schwarzen Magie bewandert sein, um gerade diesen Band der okkulten Medizin allseitig belehrend und erschöpfend schreiben zu können.

Denn, um es gleich vorweg zu sagen: in der sogenannten „Zaubermedizin“ berühren sich weiße und schwarze Magie, in ihr spielen auch die oft an sich harmlosen, aber je nach ihrer Anwendung Fluch oder Segen bringenden okkulten Kräfte der drei Reiche, nämlich des mineralischen, pflanzlichen und tierischen Reiches eine große Rolle. Es berühren sich in der Zaubermedizin Physik und Metaphysik oft sehr innig, so daß nur ein eminenten Fachmann in jedem Falle sofort einwandfrei feststellen könnte, was das wirksame Prinzip bei irgendeinem „Sympathiemittel“ oder bei irgendeiner Praktik der Zaubermedizin ist.

Es mag und wird nun höchstwahrscheinlich noch heute derartige geistige Giganten, Universalgenies, Pansophen oder Universaladepten geben \*), aber diese Ausnahmemenschen haben sicherlich und begreiflicherweise andere und wich-

---

\*) In Nr. 177 der Beilage der „Münchener Neuesten Nachr.“ vom 24. September 1925 findet sich ein Aufsatz von Harry von Haffenberg, betitelt: *Der Tempel des Lebens*. Dort wird mitgeteilt, daß es einem im fernen Osten bekannten mongolischen Forscher, Historiker und Archäologen, dem Chinesen Dr. Lia Zsiu gelungen sei, jenseits der Wüste Gobi, auf einem abgelegenen tibetanischen Hochplateau ein nach rosenkreuzerischen Prinzipien geleitetes Kloster aufzufinden. Die Bauwerke sollen älter sein als die ägyptischen Pyramiden, älter als die chinesische Mauer. Infolge der Unzuverlässigkeit der Zeitungsberichte im allgemeinen wollen wir indes in aller Skepsis zunächst anderweitige Veröffentlichungen abwarten.

tigere Aufgaben zu erfüllen als ein Buch wie das vorliegende zu schreiben. Zudem liegt der Schluß nahe, daß gerade ein wirklicher Meister der Geheimwissenschaften es gar nicht für gut oder zweckmäßig fände, jenes wahre Geheimwissen, welches tatsächlich Macht in höchstem Sinne gewährt, restlos zu „popularisieren“ und dadurch zu profanieren. Nein, das tut solch ein Meister sicherlich nicht, dazu sind ihm diese Dinge und dieses Wissen viel zu hoch und heilig. Man weiß ja nie, in wessen Händen ein Buch oder irgendeine Fixierung okkultur Naturgesetze, die Macht über Menschen und allerlei Naturkräfte geben, fallen kann. Daher sind die wahrhaft Wissenden immer recht vorsichtig gewesen. Ein Meister der Geheimwissenschaften (heißt es irgendwo in altindischen Texten) könnte wohl, wenn er im Besitze des verlorengegangenen Meisterwortes wäre, zu einem Berge sagen: „Hebe dich hinweg und stürze dich ins Meer!“, und der Berg würde es tun, aber ebenderselbe Meister hätte nicht die Macht (es sei denn, er griffe mit zerstörender Gewalt ein), eine Erkenntnis, die er seinen Jünger gelehrt hat, diesem wieder zu nehmen. Mag auch dieses Gleichnis übertrieben sein, es steckt doch Wahrheit darin, die Wahrheit nämlich, daß der wirklich Wissende beinahe nie genug verschwiegen sein kann, damit er seine Perlen nicht vor Unwürdigen ausstreue. Im Evangelium ist diese wohlbe gründete Lehre bekanntlich mit viel kräftigeren Worten gegeben worden. . . . .

Bevor wir uns jedoch den einzelnen Zweigen unserer „Zaubermedizin“ zuwenden, müssen wir die sicherlich nicht uninteressante, ja grundlegende und wichtige Frage beantworten oder wenigstens zu beantworten versuchen, wie wohl die ganze Zaubermedizin überhaupt entstanden sein mag? Für den Tieferblickenden ist die Beantwortung dieser Frage keine so einfache Sache, denn im Grunde genommen ist sie identisch mit der Frage des Ursprungs alles menschlichen Wissens, soweit dies nicht auf primitivsten Erfahrungen beruht, sowie aller Wissenschaften, einschließlich der Geheimwissenschaften! Zwei Antworten oder vielleicht richtiger gesagt, zwei Lösungsversuche dieses Problems treten uns da entgegen. Die Antwort der offiziellen Wissenschaft und jene der Geheimwissenschaften.



Lassen wir einmal die offizielle Wissenschaft zu Worte kommen! Diese geht von der anscheinend wohlbegründeten Annahme aus, daß alle Kulturvölker einstmals auf einer sehr primitiven Stufe standen. Die Waffen und Gebrauchsgegenstände der europäischen Steinzeit, sowie die primitive Kunst aus dieser Zeit, entsprechen etwa der Kulturstufe, die heute einige wilde oder halb wilde Volksstämme Afrikas oder Polynesiens erreicht haben. Im Laufe der Jahrtausende und durch Berührung mit anderen Völkern und Rassen haben sich die Kulturvölker der vergangenen Zeit, ebenso wie die unserer Zeit, langsam emporgearbeitet. Jedes Kulturvolk wird heute auch bereits von der offiziellen Wissenschaft mit einem belebten Organismus verglichen, der die Zeit seiner Kindheit, seiner Vollkraft oder Mannbarkeit und seines Abstieges oder Niederganges hat. Daran sei nichts zu ändern, dies sei eben das Gesetz der Entwicklung aller Lebewesen.

In der ersten Periode, also in jener, welche mit der Kindheit eines Menschen zu vergleichen sei, sind die Ideen, Vorstellungen und Gefühle eines jeden Volkes dementsprechend primitive und phantastische. Wie das Kind alle Gegenstände, mit welchen es in Berührung kommt, für belebte oder beseelte Wesenheiten hält, so personifiziert jedes Volk auf der ersten Stufe seiner Entwicklung alle Naturkräfte, und so entstand der Glaube an Götter und Dämonen, die bald fördernd, bald hemmend oder zerstörend in das Schicksal der Menschen eingreifen.

Was aber die Entwicklung der Heilkunst oder vielmehr deren Ursprung betrifft, so hat sich darüber Prof. Dr. Max Neuburger in der von ihm geschriebenen Einleitung zur „Vergleichenden Volksmedizin“ von Dr. O. v. Hovorka und Dr. A. Kronfeld \*) so vortrefflich geäußert, daß wir ihn hier zu Worte kommen lassen müssen:

\*) Der Untertitel dieses großen, zweibändigen, reichillustrierten Werkes lautet: „Eine Darstellung volksmedizinischer Sitten und Gebräuche, Anschauungen und Heilfaktoren, des Aberglaubens und der Zaubermagie unter Mitwirkung von Fachgelehrten herausgegeben von Dr. O. v. Hovorka und Dr. A. Kronfeld mit einer Einleitung von Prof. Dr. Neuburger. Stuttgart 1908. Verlag von Strecker & Schröder. Wir werden des öfteren auf dieses Werk verweisen, es ist in seiner Art einzigdastehend und bietet auch für Freunde der okkulten Medizin viel Anregung.“

„Die Medizin im weitesten Sinne des Wortes ist weit älter als der ärztliche Beruf, der sich erst allmählich mit zunehmender Kultur infolge der Arbeitsteilung entwickelte. Was heute noch das treibende Agens der Volksmedizin bildet, der Selbsterhaltungstrieb und die rein menschliche Nächstenhilfe, diese beiden sind die Wurzel der Heilkunst überhaupt gewesen; Instinkte, zufällig gemachte Erfahrungen, einzelne dunkle Vorstellungen waren die einzigen Grundlagen der primitiven Heilversuche in unvordenklichen Zeiten, sie standen jedem einzelnen zu Gebote. Das Reiben oder Drücken bei Schmerz, das Aussaugen oder Befeuchten der Wunden, die Bedeckung derselben mit kühlenden Kräutern, das Herausziehen von Fremdkörpern, manche einfache Heil-Manipulationen bei Gebärenden, die Erfahrung und zweckbewußte Anwendung der brechenenerregenden oder abführenden Wirkung gewisser Pflanzen, und so vieles andere ist uralten Ursprungs und Gemeingut aller Völker. Die Hilfe, welche die Mutter dem Kinde, das Weib dem Manne, die Stammesgenossen einander leisteten — darin sind die Anfänge der Heilkunst als allgemeiner menschlicher Betätigung zu suchen. Naturgemäß zeichneten sich manche Stammesgenossen durch größere Geschicklichkeit aus und wurden daher in schwierigen Fällen um Hilfe angegangen — ähnlich wie heute noch das Volk den Schäfer, den Hirten, den Schmied, den Beinbruchdoktor herbeiholt, wenn die gewöhnlichen Hausmittel im Stiche lassen. Schon auf sehr früher Entwicklungsstufe erhebt sich aber aus der allgemeinen empirischen Stammesmedizin gleichsam eine höhere Form der Heilkunst, die nicht mehr jedermanns Sache ist, sondern nur von zauberkundigen oder mit dem Kult in Verbindung stehenden Personen ausgeübt werden kann. Die noch jetzt bei den Naturvölkern herrschenden Zustände, ebenso wie die ältesten Literaturdenkmäler zeigen deutlich, daß allorten auf einer gewissen Denkstufe zwischen der Stammesmedizin und der dämonistischen Naturauffassung eine innige Verbindung entsteht, und daß unter diesem Einflusse die primitiven empirischen Kenntnisse mit magischen oder Kulthandlungen verschmolzen werden. Träger dieser Zaubermedizin sind jene Stammesgenossen, welche vermöge besonderer geheimnisvoller Kenntnisse und Anlagen auch

sonst den Verkehr mit der Geisterwelt vermitteln und mit magischen Künsten oder kultischen Gebräuchen das Wetter beeinflussen, den Erfolg des Kampfes herbeiführen, die Zukunft vorhersagen, die Dämonen versöhnen oder verjagen usw. Mit anderen Worten als „Medizinmänner“ wirken die Zauberer, die Zeichendeuter, die Fetischpriester, welche das wachsende Erfahrungswissen mit dem Nimbus des dämonenbezwingenden Kultus klug zu umgeben verstehen. Dem primitiven Denken gilt nämlich jeder Krankheitsfall, wo die Ursache nicht grobsinnlich wahrnehmbar ist, als Zauber, als Ausfluß eines dämonischen Willens. Die Art, wie man sich den Urheber des Zaubers, den Mechanismus des dämonischen Einflusses dachte, wechselt zwar im einzelnen, die Grundvorstellungen sind aber auf der ganzen Erde dieselben. Bald wird ein böser zaubergewaltiger Feind, bald der Geist eines Verstorbenen als Urheber des Leidens beschuldigt, oder es soll ein spezifischer Krankheitsdämon (personifizierte Krankheit nach Neuburger), ein dämonisches Tier usw. in den Körper des Leidenden hineingefahren sein (Besessenheit). Nach anderen Vorstellungen wirkt ein magischer Schlag, Stich, Schuß oder ein imaginäres Gift, ein schädlicher Hauch, ein böser Blick usw. krankheitserregend. Der Ursprung solcher Krankheitsvorstellungen ist in phantastisch ausgesponnenen realen Wahrnehmungen, in Sinnestäuschungen und Traumbildern (Alptraum) zu suchen. (Nach Prof. Neuburger!) \*) Abstrakter und einem höheren ethischen Empfinden entsprechend ist der Glaube, daß Krankheiten die Rache beleidigter Dämonen, die Strafe der Götter wegen sündhafter Verfehlungen bilden, eine Annahme, die überall für die Seuchen geltend gemacht wurde. Im Lichte des Dämonismus reichen die einfach empirischen Handgriffe und Mittel zur Heilung der meisten Affektionen nicht zu, sie müssen ersetzt oder mindestens ergänzt werden: durch dämonenabwehrende Zauberverfahren, durch Kulthandlungen, welche die über-

---

\*) Und doch gibt es so etwas wie einen „bösen Blick“, und doch gibt es Menschen, die für eine bestimmte Klasse anderer Menschen bloß durch ihre Anwesenheit, durch ihre Ausstrahlung, schädigend, ja krankheitserregend wirken. Eine weiter fortgeschrittene Wissenschaft wird auch dies alles bestätigen oder „entdecken“. Ebenso kann das Alpdrücken — bewußt oder unbewußt — durch schwarze Magier verursacht werden. D. Verf

sinnlichen Mächte versöhnen. Aus Urzeiten sind begreiflicherweise nur spärliche Reste der magischen Heilkunst auf uns gekommen, nämlich Amulette aus der jüngeren Steinzeit und aus der Bronzezeit (Tierzähne, Wieselknochen, Katzenklauen, Vogelluftröhren, Natternwirbel und andere Dinge, welche auch heute in der Volksmedizin noch eine mystische Bedeutung besitzen). Ungemein reichlich sprudeln dagegen die Quellen der ältesten Medizin- oder Zaubersliteratur Mesopotamiens und Ägyptens, Indiens und Persiens, ihnen danken wir, im Vereine mit den Mythen und Volksepen manchen Aufschluß nicht nur über die Formen, sondern auch über den ursprünglichen Sinn des medizinischen Mystizismus. Ohne hier auf Details eingehen zu können, sei nur betont, daß schon vor Jahrtausenden alle jene magischen oder kultischen Heilformen geübt wurden, denen wir, allerdings modifiziert viel später begegnen. Dahin gehören: *das Besprechen, das Beschwören und Bannen, die symbolische Vertreibung und die magische Überpflanzung der Krankheit, das Tragen von Amuletten — Opfer, Gebete, Sühnung, Kasteiung.*

„Im Grunde handelt es sich bei den meisten Prozeduren um die symbolische Anwendung jener Verteidigungs- oder Angriffsmittel, welche auch im gewöhnlichen Leben zur Abwehr von Gefahren dienten, nur, daß sie hier den unsichtbaren Mächten gegenüber gebraucht wurden. So ist die Besprechung eine Aufforderung, die Beschwörung eine Drohung und die primitivsten (auch bei den Naturvölkern üblichen) Arten der Dämonenaustreibung durch listiges Weglocken, Verjagen durch Lärm, Aufführen von Tänzen, Schütteln oder Schlagen des Patienten erinnern lebhaft an den Kampf mit wirklichen Feinden. Opfer oder ihre Rudimente (Blutentziehung), Kasteiung sind Versuche, die dämonischen Mächte durch freiwillige Gaben, durch Ersatzmittel dahin zu bringen, daß sie von dem Kranken ablassen. Sehr mannigfach sind schon in uralter Zeit die symbolischen Handlungen, welche aber stets auf den einen Endzweck hinzielen: die Vernichtung oder Vertreibung der persönlich gedachten Krankheit gleichsam in effigie (im Bilde). Verwandt damit ist das magische (später als sympathetisch bezeichnete) Überpflanzen einer Krank-

heit (des Krankheitsstoffes) auf lebende oder leblose Dinge. Das Amulett ist die älteste Form der Prophylaxe (Vorbeugung, Verhütung) und beruht auf dem Glauben, daß der Träger durch den Besitz der umgehängten tierischen, pflanzlichen, mineralischen Stoffe in den Besitz ihrer vermeintlich stärkenden, gift- und zauberabwehrenden Kräfte gelange.

„Bei vielen Völkern erhob sich die Heilkunst niemals über die Stufe der planlosen, empirischen Stammesmedizin, nur wurde den Zauberärzten und Kultleitern bald eine höhere, bald eine geringere Stellung eingeräumt. In jenen großen Kulturzentren hingegen, wo sich aus den Fetischdienern ein mächtiges, einheitlich organisiertes, die Wissenschaft monopolisierendes Priestertum entwickelte, entstand allmählich eine durch Vorrechte geschützte Berufsmedizin, neben welcher die vorher mehr oder weniger von allen geübten Heilbestrebungen zur geringwertigen Laienmedizin herabsanken und nur im Notfall als Ersatzmittel zur Geltung kommen durften. In Babel, im Nilland, in Indien wuchsen aus den vereinzelt empirischen Kenntnissen des Volkes und aus den magisch-dämonistischen Ideen jene imposanten Lehrgebäude hervor, welche noch heute Bewunderung verdienen. In systematischer Arbeit, beobachtend und forschend, sammelten die in Kollegien vereinigten Priester nicht nur alles, was im Volke seit Urzeiten an hygienisch-diätetischen, therapeutischen Erfahrungen verstreut vorhanden war, sondern sie mehrten auch den Erfahrungsschatz in methodischer Weise und verknüpften das Ganze durch das straffe Band der dämonistisch-theistischen Naturanschauung. Ihre umfangreichen Aufzeichnungen wurden zur Richtschnur für jedes ärztliche Vorgehen, ihre theurgisch-empirische Behandlungsweise bildete geradezu einen Teil des Kults, in den kein Unberufener eindringen durfte. Nur versteckt, nur in Ermangelung der priesterärztlichen Hilfe konnte die Stammesmedizin neben der Priestermedizin noch als Volksmedizin fortvegetieren; ihrem Inhalte nach ungleich ärmer, des autoritativen Charakters gänzlich entbehrend, erhielt sie sich bloß durch Aufnahme und Nachahmung einzelner magischer und kultischer Gebräuche, ein-

zelter den Dämonenbeschwörern und Priesterärzten abgesehener Heilverfahren, wobei jede Überschreitung in Form eines gewerbsmäßigen Kurpfuschertumes in den strengen religiösen Satzungen, in den despotischen Gesetzen eine starre Schranke fand.

„Einzig in ihrer Art steht die Entwicklung da, welche die Heilkunde in Griechenland erfuhr. Auch hier schloß sich zwar an die Stammesmedizin eine priesterliche Medizin an, welche in den Asklepiostempeln mit einem Aufwande von Mystizismus betrieben wurde, aber diese bildete nicht wie bei den Orientalen die höchste Entfaltungsform, sondern teils aus ihr, teils im Gegensatz zu ihr erstand auf dem Boden des alten Hellas die auf kritischer Beobachtung und dogmenfreier Forschung beruhende hippokratische Kunst, aus der fürderhin die Weltmedizin (so nennt Prof. Neuburger stolz die allopathische Schulmedizin!) hervorgehen sollte. Mögen auch die Nachfolger des Hippokrates sehr bald den Weg der nüchternen Beobachtung und vorsichtigen Induktion aufgegeben und sich in naturphilosophische Spekulationen verloren haben — eine unauslöschliche Großtat bleibt es doch, daß die Ärzte der klassischen Hellenenzeit allen Supernaturalismus aus der medizinischen Theorie verbannten und die Heilkunde von der Theurgie des Priestertumes völlig loslösten. Gerade aber dieser glänzende Sieg (?) der Aufklärung über den jahrtausende alten Mystizismus, des Rationalismus über die rohe Empirie, eröffnete eine unüberbrückbare Kluft zwischen der wahren ärztlichen Kunst und der Volksmedizin, ja man kann sagen, der Begriff „Volksmedizin“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes mit der Bedeutung des Gegensatzes zur wissenschaftlichen Heilkunde datiert eigentlich erst von dieser Zeit an. Denn während die Priestermedizin trotz aller Überlegenheit der Methodik und des Heilschatzes mit der Volksmedizin auf gemeinschaftlichem Boden des Dämonismus stand, trennte jetzt die letztere von der wissenschaftlichen Heilkunde nichts Geringeres als eine — *Weltanschauung*. Hier Aberglaube und Mystik, dort die kühnen Anfänge einer von jedwedem transzendentalen Moment abstrahierenden Krankheitslehre und Therapie. Leider währte

aber die Blütezeit nicht lange. \*) Nach dem Untergange des hellenischen Freistaates büßte die griechische Medizin vieles von der hippokratischen Denkstrenge ein und bewegte sich, trotz mannigfacher Fortschritte in der Technik, trotz beträchtlicher Zunahme des Arzneischatzes, im ganzen in absteigender Linie, wenn es ihr auch in Alexandria und in Rom bis in die Tage Galens niemals an einzelnen glänzenden Vertretern gefehlt hat. Den Verfall führte in erster Linie die überwuchernde Spekulation herbei, welche die nüchterne Forschung erstickte und die Heilkunst schließlich einer gänzlich unkritischen Empirie in die Arme warf. Letztere war der Ausdruck der Tatsache, daß der Rationalismus der antiken Ärzte realer Stützen entbehrte und daher auf die Dauer weder der orientalischen Mystik noch der im Römerreiche lawinenartig anschwellenden Volksmedizin genügenden Widerstand zu leisten vermochte."

Hier müssen wir eine kleine aber sehr wichtige Einschaltung machen. Professor Neuburger schrieb diese Einleitung im Jahre 1907, und was sehr zu beachten ist, als ein Vertreter der offiziellen Schulmedizin oder, um mich vielleicht präziser auszudrücken, als Vertreter jener Medizin, wie sie um 1907 an den europäischen Hochschulen gelehrt wurde, jener Medizin, die sich unüberwindlich dünkte, weil sie auf streng-naturwissenschaftlicher Basis ruhte.

Aber seit dem Jahre 1907 bis zum Jahre 1926, wo der vorliegende Band meiner „okkulten Medizin“ geschrieben wurde, sind *derartige epochale und folgenschwere Umwandlungen* in den exakten Grundlagen unserer Natur-

---

\*) Anderer Ansicht ist Prof. Dr. Eduard Stemplinger (München), der in seinem Buch: „Sympathieglaube und Sympathiekuren im Altertum und Neuzeit“ (Verlag der Ärztlichen Rundschau, München 1919) sagt: So ist das ganze griechische Altertum trotz Hippokrates erfüllt von dem Glauben an den Krankheitsdämon. Selbst Galenos erkennt den Einfluß der Gestirne auf die Gesundheit an und operiert mit Tempelschlaf und Beschwörungen, verordnet gegen Magenschmerzen den Jaspis als Amulett u. ä. — Übrigens war auch Hippokrates sehr von der Wichtigkeit der Astrologie gerade für einen Arzt überzeugt, wie wir gleich später durch Zitate aus seinen Schriften beweisen werden. Und Hippokrates, der Vater der Medizin, lehrte ausdrücklich, daß es zwei Kategorien von Krankheiten gebe: die natürlichen und die göttlichen. Unter letzteren sind wohl auch die durch Dämonen verursachten *mittinbegriffen*.

wissenschaften vor sich gegangen, daß die heutigen modernen Vertreter der Naturwissenschaften in überwiegender Anzahl bereits den Mut finden, offen zu bekennen, daß die bisherige materialistisch-mechanistisch-rationalistische Weltanschauung, die etwa von 1860 bis 1910 herrschte, ein *grober Irrtum*, eine *sehr bedauerliche Sackgasse* war, die die wahre freie Forschung sehr unterdrückt hat, und die nun einfach *unhaltbar* geworden ist, und daher eben im Interesse eines wahren Fortschrittes der gesamten Naturwissenschaften endlich aufgegeben werden müsse.

Kurzum, man kommt „höheren Ortes“ (d. h. an den Universitäten und verwandten Lehranstalten) endlich zur Einsicht, daß das *Transzendente* selbst für den exakten Naturwissenschaftler ein unentbehrlicher Faktor seines Denkens, Forschens und Experimentierens geworden ist. Zudem erlebten wir gerade in der Zeit etwa von 1907 bis auf den heutigen Tag eine ausgesprochene *Renaissance* der ganzen *Geheimwissenschaften*, also auch eine Renaissance der okkulten Weltanschauung und der Mystik! Ziemlich eingehend, dabei leicht faßlich habe ich dies in meinen zwei Werken: „Moderne Rosenkreuzer oder die Renaissance der Geheimwissenschaften“ und in der Schriftensammlung „Geistiger Monismus“ erwiesen, welche Schriften nun erfreulicherweise in weiteste Kreise dringen und vielfach begeisterte Zustimmung finden.

Mit anderen Worten gesagt: die Pendelschwingung des wissenschaftlichen Denkens hat sich wieder einmal von der grobmaterialistischen und daher sicherlich einseitigen Auffassung der ganzen Natur abgewandt und neigt sich wieder einer idealistisch-geisteswissenschaftlichen Anschauung zu, ein Vorgang, der in der Geschichte der Wissenschaften keineswegs neu ist, sondern sich schon des öfteren wiederholt hat. Ist dem so — und dieser Umschwung der wissenschaftlichen Anschauungen ließe sich an hundert Beispielen und Büchern erweisen —, so dürfen wir nicht mehr über extreme geistige Perioden der menschlichen Entwicklung früherer Jahrhunderte hochmütig und geringschätzend die Nase rümpfen, sondern wir müssen endlich einmal einsehen lernen, daß die transzendente, okkulte und



mystische Weltanschauung, gelinde gesagt, ebenso berechtigt und richtig ist, wie die viel seichtere materialistische, daß man also auch schlechtweg nicht von einem „Rückschritt“ der internen Medizin sprechen kann, wenn in irgendeiner Epoche das mystische und okkulte Moment der Weltanschauung wieder die Oberhand gewinnt. Es fragt sich dabei nur, *wodurch* die okkulte und mystische Weltanschauung wieder ans Ruder kam; ob durch reine Spekulation oder ob durch *unwiderlegbare Experimente und Erfahrungen*.

Ist letzteres der Fall, sind wir also gezwungen übersinnliche und mystische Kräfte und Wirkungen sowohl in der Natur als auch im Menschen und insbesondere in der menschlichen Seele als trumstößliche Tatsachen anzusehen — und der moderne Okkultismus ist nur auf diesem Wege groß geworden — dann haben die okkulten und mystischen Heilsysteme auch ihre naturwissenschaftlichen Grundlagen, und damit ebenso ihre Daseinsberechtigung wie irgendein anderes Heilsystem. Wir haben also heute etwa folgende Situation vor uns:

Unsere Weltanschauung hat sich in den letzten Jahren geändert. Die Alten wollen sich nicht mehr bekehren lassen, sie sehen nur die Auswüchse, die Gärungsschlacken, die die neue Zeit in ihrer Reinigungsperiode auswirft. Die in ernster Zeit, im Kriege gereifte Jugend schaut scheinbar untätig diesem Läuterungsprozeß zu, aber unter der Decke arbeitet bereits ein neuer Geist unablässig an der Klärung, und dieser Geist der *kommenden* Jugend verachtet die unreifen Jungen, die diesen subtilen Vorgang durch sinnloses Geschrei und plumpe politische Eingriffe stören zu können glauben, die die geistige Umwandlung mit der Politik verwechseln, die das Ende des natürlichen Prozesses nicht abwarten können und aus Unwissenheit übelriechende Fäulnis statt reinlicher Gärung hervorufen und dabei doch nur einem unbekanntem Gesetze folgen, als Teile „von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“

Sie rühren nur die Schlacken des Abschaumes durcheinander und beschleunigen so den Zerfall, der jede geistige Umwälzung ebenso wie jede stoffliche Gärung begleitenden

Auswurfstoffe, sie vernichten nur die Schatten, nicht das Licht der alten Zeit.

Wir haben es bereits erlebt, daß die biologische Medizin mit homöopathischen „Nichtsen“ operiert. Das Arndt-Schulzsche Gesetz war der erste Posaunenstoß einer neuen medizinischen Ära. Schon werden in Form von Vitaminen dem kranken Organismus die fehlenden, von der Natur selbst homöopathisch dosierten Ernährungssuffizientien einverleibt. Die diffizilsten Organsubstanzen, z. B. Wertkörper der Nervensubstanz, Präparate endokriner Sekrete (z. B. Trypsin, d. i. der eiweisspaltende Pankreassaft und andere Proteasen), also Komplexe, von selbst für den Homöopathen fabelhaften Naturpotenzen werden medizinisch verwendet. Ganz mit Recht erwartet man nun „Gegenleistungen“ auch auf Seiten der Homöopathen, ein Verlassen allzustarrer Glaubenssätze, um endlich mit der *Gärungssynthese* beginnen zu können.

Die Grundmauern der Allopathie *von einst* sind theorethisch schon nahezu umgelegt. — Die jungen Ärzte interessieren sich für Parazelsus. Die transzendente, oder sagen wir ruhig: die okkulte oder noch richtiger: die *esoterische Weltanschauung* \*) marschiert. Will man auf der Höhe der Zeit bleiben, so muß man sich über das Wesen dieser uralten, in der Geschichte periodisch, streng gesetzmäßig auf- und abebbenden Strömung informieren, aber nicht auf der

---

\*) Da man unter „Okkultismus“ schon wieder alles Mögliche zu verstehen beginnt und mit dieser vielversprechenden Bezeichnung vielfach flache Gedanken aufzuputzen versucht, möchten wir lieber von *Esoterik* sprechen, wenn wir die uralte, nie „Richtung“ gewordene, namenlose Weltanschauungsweise im Auge haben, die die ganz Großen aller Zeiten stets in ihren Bannkreis gezogen hat, die aus Platons Timaios ebenso unverändert spricht, wie aus Goethes Faust, wenn von dem Urwissen die Rede ist, das unwandelbar in seinen Ideen, nur wandelbar im Wortlaut in den Mythologien aller Völker vertraute Saiten unserer Seele anschlägt, die aus unbekanntem Innern kommende Töne ans erinnerungskranke Tagbewußtsein tragen, um ein flüchtiges, unfaßbares Weh als Sehnsuchtsstachel in uns zu hinterlassen. Der mißbrauchte Phänomenalismus, nach dessen plumpen Wundern die breite Masse gierig lechzt, der dürfte sich wohl am besten mit dem decken, was heute unter „Sensationsokkultismus“ und allmählich auch leider vielfach unter „Okkultismus“ überhaupt verstanden wird. Gewiß, und Gott sei Dank gibt es noch Okkultisten, die sich durch unseren Tadel nicht getroffen zu fühlen brauchen, aber diese Männer wissen auch sehr wohl, daß außer den zudringlichen Wundern, die der Menge den Atem rauben, noch bescheidenere, aber

Straße, wo um alles Neue die Mode wirbt, sondern zu Hause bei ernstem Studium, oder noch besser, beim Scheine des vertrauten Lämpchens, das im Innern wieder aufleuchtet, wenn des Urwissens balsamisches Öl darein gegossen wird.

Dem wirklichen Kenner der heutigen besseren okkulten Literatur werden die mystischen und okkulten Heilgebräuche und Heilmethoden der alten Kulturvölker und der jetzt noch lebenden Vertreter der Zaubermedizin ganz anderes zu sagen haben als dem aufgeblasenen Ignoranten, der über alles lacht, was er nicht versteht. Nicht durch die bestaubte Brille der breiten Öffentlichkeit oder ihrer marktschreierischen Schwester, der Zeitung, verfolge man die alte, wieder einmal neue Bewegung, wenn man nicht Gefahr laufen will, abgerissene Worte, Sätze ohne Verbindung aneinanderzureihen um entweder tief beschämt oder angeekelt wieder zur alten Fahne zu eilen oder tatsächlich zum Charlatan zu werden. Das ist die Scylla und Charybdis, die den bedroht, der auf der Heimkehr nicht auf den rechten Weg achtet.

Der okkultistisch wirklich Orientierte wird zugeben, daß es zu allen Zeiten, in allen Berufen, Gaukler und Betrüger gegeben hat, daß aber auch jederzeit Menschen lebten, die bewußt oder unbewußt irgendwelche okkulten Naturgesetze oder Kräfte verschiedenartig anzuwenden wußten.

Wir werden im Verlauf unserer Darstellungen uns des

---

weit größere Wunder vor den verblendeten Augen der wunderstüchtigen Nachkriegswelt sich vollziehen, daß zwischen all den offiziell erkannten Tatsachen Wunderlücken gähnen und klaffen, die mit gelehrten Phrasen nur notdürftig verstopft zu werden pflegen.

*Esoterik* nennen wir deshalb die verinnerlichte (εσωτερικός innerlich, Gegensatz: εξωτερικός äußerlich) Weltanschauungsweise, die den verborgenen (okkulten) Sinn zu enträtseln sucht, der den sichtbaren Dingen und Erscheinungen zugrunde liegt. Somit ist *Exoterik* die Betrachtungsweise, die sich mit der äußerlichen Erscheinungsform der Dinge und den daraus sinnfällig ableitbaren Tatsachen begnügt. Der gesunde Okkultismus erlaubt zwar jederzeit den esoterischen mit dem exoterischen Standpunkt zu verbinden, ja er darf sogar keine dieser Betrachtungsformen ignorieren, aber wie gesagt: Es sind nur wenige, die bei genauer Kenntnis der jeweils gegebenen Tatsachen in die tiefsten Tiefen schürfen, die das Äußerste mit dem Innersten möglichst lückenlos zu verbinden trachten. Die meisten schwimmen vergnügt und munter in der Mitte und freuen sich ihrer an die äußersten Grenzen ohne ihr Zutun automatisch fortwirkenden Armstöße, deren Grenzeffekte sie wohl nicht einmal berechnen könnten. (E. W. Clarence.)

öfteren mit der sogenannten Schulwissenschaft auseinandersetzen haben. Es liegt dies im Wesen der von uns vertretenen Richtung nun einmal begründet. Eben deswegen glauben wir vorausschicken zu müssen, daß unsere Stellungnahme, die wir stets objektiv zu halten bestrebt sind, nicht gegen die neu orientierte Schule gerichtet ist, denn sonst würden wir ja gegen ein Phantom kämpfen; sondern gegen die dem Trägheitsgesetz gehorchenden Reste der alten Schule, gegen all die unterirdischen Kräfte, gleich welcher Art, die der Vertreter der neuen Schule zunächst noch respektieren muß, wenn er ihnen den sauer erkämpften Platz nicht wieder räumen soll. Wir werden die Bahnbrecher einer neuen wissenschaftlichen Ära nach Kräften zitieren, um durch unsere Arbeit nicht eine ungewollte Kluft zu konstruieren, für die uns die Nachwelt verantwortlich machen müßte.

An dieser Stelle möchten wir auch nicht versäumen, hervorzuheben, daß uns Gegner, die unsere Richtung nicht nur oberflächlich studiert haben, jederzeit willkommener sind, als gedankenlose Nachbeter.

Mit der Änderung unserer Weltanschauung ändern sich auch die Grundlagen der ganzen Medizin. Erweisen sich beispielsweise die Grundsätze der materialistischen Weltanschauung als falsch, so sind dadurch auch die Grundlagen unserer bisherigen Medizin erschüttert. Sind aber die Grundlagen erschüttert, dann bedarf die ganze heutige Medizin einer dringenden Revision, um eben mit der neuen Weltanschauung in Einklang gebracht zu werden. Wie und zu wessen Gunsten diese „Revision“ ausfallen muß, ist nicht allzuschwer vorauszusagen, wenn man die heutige, medizinische Fachliteratur, soweit sie sich vom Materialismus abgewandt hat, mit offenen Augen verfolgt. Auf die Schriften des leider in Fachkreisen noch zu wenig bekannten und noch vielfach umstrittenen Hamburger Professors *Dr. Much* werden wir des öfteren noch Gelegenheit haben hinzuweisen, weshalb wir uns hier mit der Nennung des Namens begnügen wollen.

Kennt man außerdem auch noch die ernstzunehmenden Werke der okkulten Literatur, dann erscheinen uns auch die ganzen mystischen und okkulten Heilgebräuche

und Heilmethoden der alten Kulturvölker und der jetzt noch lebenden Vertreter der Zaubermedizin in einem ganz anderen Lichte. Dann zeigt es sich automatisch, daß keineswegs alle Ausüßer dieser Heilmethoden etwa nur Ignoranten, Charlatane, Quacksalber, Gaukler, Betrüger oder „Psychopathen“ waren und sind, sondern dies waren und sind einfach Menschen, die bewußt oder unbewußt irgendwelche okkulten Naturgesetze oder Kräfte zu Heilzwecken angewandt haben bzw. anwenden.

Natürlich fragt es sich, ob nun diese mystischen Methoden der „Zaubermedizin“ rationeller sind als jene der bisherigen Schulmedizin, d. h. ob sie besser und gründlicher heilen. Auch in dieser Frage ist es nicht so leicht, sofort ein endgültiges und entscheidendes Werturteil abzugeben. Tatsache ist aber, daß gar mancher Kranke, der von den Vertretern der Schulmedizin als „unheilbar“ oder als „Todeskandidat“ entlassen wurde, durch diese mystischen Heilmethoden noch gerettet wurde, wenn auch nur ein „dummer Bauer“ oder ein „altes Weib“ die Ausüßer der Zaubermedizin waren. Alle diese Heilungen etwa nur der Autosuggestion und Suggestion zuzuschreiben, geht, wie wir an Beispielen sehen werden, auch nicht an. Es sind also da noch andere, der bisherigen Wissenschaft noch unbekannte oder okkulte Kräfte wirksam, was alles reichlichen Stoff zum Nachdenken gibt, wenn man nur selbständig denken will. Wer aber das eigene Denken gerne ausschaltet und nur die „staatlich Abgestempelten“ für sich denken läßt, oder nur das für wahr hält, was diese zugeben, für solche sind natürlich Bücher, wie das vorliegende, nicht geschrieben. Doch kehren wir nun wieder zu den Ausführungen Neuburgers zurück:

„Die Stammesmedizin der Hellenen war, wenigstens soweit sie uns im Homer \*) entgegentritt, beinahe frei von Aberglauben und vorzugsweise empirisch, wenn auch namentlich Seuchen auf den Groll erzürnter Götter

---

\*) Dagegen sagt Dr. med. Josef Ennsmoser in seiner „Geschichte der Magie“ (Leipzig, Brockhaus 1844): „Ebenso haben die Griechen die Macht des Wortes zu Heilzwecken wohl gekannt. Ulysses stillte durch gewisse Worte das aus den Wunden strömende Blut. Bei den Griechen war das Kurieren durch Worte so allgemein, daß dasselbe zu Athen verboten wurde.“

zurückgeführt wurden, und der Kult in Beziehung zur Heilung stand. Was uns dagegen durch die spätere Literatur aus der Mythologie, Tempel- und Volksmedizin überliefert ist, zeigt vielfach Übereinstimmung mit den primitiven Krankheitsvorstellungen und abergläubischen Heilgebräuchen anderer Völker, ja darf zum Teil als direkte Anlehnung an den Mystizismus der Orientalen aufgefaßt werden. Wir hören nicht nur von krankheitsendenden oder andererseits heilbringenden Göttern und Heroen, von Gebeten, Opfern, Traumorakeln, Tempelschlaf und Weihgaben [(meist in Form der geheilten oder zu heilenden Körperteile), wie wir ja solche auch heute noch in vielen katholischen Kirchen, Gnadenkapellen und Wallfahrtsorten finden. Surya.], von den Wunderkuren des Asklepios usw., sondern auch die düstere Seite des Zauberglaubens, der medizinischen Magie ist reichlich vertreten durch Besprechungs- oder Beschwörungsformeln, Zauberkräuter, Steine, Buchstabenspuk (Ephesische Buchstaben), Amulette (Bilder von Göttern, Zergestalten, Tierköpfen, menschlichen Körperteilen), symbolische Handlungen usw. — Mittel, welche gegen die unheilstiftenden Totengeister, Dämonen, Heroen als Gegenzauber dienten. In dem Maß, als die Griechen mit Ägyptern und Asiaten in nähere Berührung kamen, desto breiter ergoß sich der Strom des abenteuerlichsten Wunderglaubens in die Welt des Hellenismus, und namentlich an den Kreuzungsstellen östlicher und westlicher Kultur (hauptsächlich Alexandria) drangen die mystischen Heilgebräuche der babylonisch-ägyptischen Priesterschaft, mindestens rudimentär, in die griechische Volksmedizin. Es kann dies wenig überraschen, wenn man sich vor Augen hält, daß selbst die wissenschaftliche Medizin der Alexandrinerzeit der Phantastik des Orients (Astrologie, Zahlenglaube, Tagwählerei, Wundermittel) keinen genügenden Widerstand entgegensetzte, und daß die Philosophie der Stoa nach und nach fast jede Art des Aberglaubens durch die verhängnisvolle Lehre der Sympathie der Dinge rechtfertigte, wodurch auch die höheren Schichten der Gesellschaft für die Mystik und den Volksglauben empfänglich gemacht wurden. Alles dies war nur ein Vorspiel dessen, was sich auf dem Boden Roms entwickeln

sollte. Dort vereinigte sich — wie kaum jemals zuvor und nachher — eine Menge von Umständen, welche das Emporkommen der Volksmedizin in demselben Grade förderten, wie sie den Verfall der wissenschaftlichen Heilkunde einleiteten."

Dazu möchten wir nun folgendes bemerken: Daß die vernünftig betriebene Astrologie keine „Phantastik des Orients“ ist, davon haben sich heute bereits Tausende von Abendländern überzeugt. Was aber speziell das Verhältnis der Astrologie zur Medizin betrifft, so verweise ich bloß auf den vierten und zehnten Band dieser Sammlung „Okkulte Medizin“, und man wird nach deren Studium bald zur Einsicht kommen, daß auch die medizinische Astrologie ihre Berechtigung hat.

Und da Neuburger so gerne den Hippocrates als durchaus nüchternden, wissenschaftlichen Arzt anführt, so sei hier daran erinnert, daß gerade Hippocrates, der von vielen als der größte Arzt des Altertums bezeichnet wird, sehr eindringlich fordert, daß ein Medicus in der Wissenschaft und Kunst der Astrologie wohl bewandert sein soll. In seinem Buche, welches von den Aspekten der Sterne gegen den Mond handelt, sagt Hippocrates ausdrücklich: „Wer will sich nicht fürchten, einem solchen Arzte in die Hände zu fallen, der sich nicht nach dem Himmelslauf zu richten weiß?“ Und in einer anderen Schrift drückt er sich fast noch schärfer aus: „Ein Medicus, der in der Sternkunst (Astrologie ist darunter zweifellos gemeint) unerfahren ist, gleicht einem Auge, welches keine Kraft zum Sehen hat.“ Oder: „Unwissend ist der Arzt, der von der Astrologie nichts versteht!“

Wenn auch die Stoiker für die Lehre von der Sympathie der Dinge eintraten und sie rechtfertigten, so gibt dies schon Anlaß zum Nachdenken, denn die Stoiker, die derartig berühmte Männer wie Kleantes, Seneca, Epiktet und Kaiser Marc Aurel zu den ihren zählten, waren sicherlich keine Phantasten. Daß es wirklich so etwas wie Sympathie- oder Wechselwirkungen der verschiedensten Dinge gibt, davon werden wir in dieser Schrift noch genügend hören. Man sieht also aus diesen zwei Beispielen, daß man die in der Zaubermedizin gebräuchlichen Hilfs-

wissenschaften und Hilfsmittel nicht so ohne weiteres als wüsten Aberglauben aburteilen darf. Wenn die von der Zaubermedizin durchtränkte Volksmedizin im alten Rom imstande war, die daselbst herrschende wissenschaftliche Medizin nahezu zu verdrängen, so gibt dies auch Anlaß zum Nachdenken. Die Römer waren, bei aller später einsetzenden Dekadenz, ein Volk mit festem Willen zum Leben mit nüchternem Sinne, und hätte die Zauber- und Volksmedizin *nicht mindestens dasselbe geleistet* als die damals bekannte Schulmedizin, so hätte sie sich wohl nicht lange halten können. Auch heute noch kann sich nur derjenige „Kurpfuscher“ halten, der positive Heilungen aufweisen kann. In dem Augenblick, wo es der Schulmedizin gelänge, wirklich und in allen Fällen dem Kurpfuschertum und der Zaubermedizin überlegen zu sein, würden diese Heilpraktiken verschwinden oder könnten nur ein rudimentäres, kümmerliches Dasein fristen. Denn das Volk hat eine sehr „feine Nase“ dafür, ob ein Arzt oder Kurpfuscher wirklich etwas leistet oder nicht. Wodurch ein Arzt oder Kurpfuscher die Kranken heilt, ist dem Volke schließlich gleichgültig, aber sowie ein Heilkünstler, er sei nun graduiert oder nicht, keinen Kranken mehr gesund macht, steht er bald ohne Patienten da. Freie Ärztwahl vorausgesetzt, wird dies wohl immer so bleiben, denn der Wille zum Leben ist der mächtigste Trieb, und gerechterweise sollte man es keinem Kranken verwehren, dort Hilfe und Rettung zu suchen, wo auf Grund der bisherigen Erfolge eine gewisse Gewähr auch für seine Gesundung vorliegt. Natürlich wird der Vertreter der Schulmedizin sofort antworten, die Erfolge der Kurpfuscher und Wunderdoktoren haben zumeist ihre Ursache in der suggestiven Kraft, die vom Zauberarzt ausgeht, oder in der Autosuggestion des Kranken, der eben fest an den Wunderdoktor und an seine Mittel oder an irgendwelche Amulette, Reliquien usw. glaubt. Der Ruf des Wunderdoktors oder der Ruf eines Wallfahrtsortes macht die Kranken schon halb gesund oder versetzt ihr Gemüt in jene Stimmung, die der Heilung günstig ist. Das mag schon ein gewiß nicht geringer Faktor zur Erzielung der Erfolge bei Anwendung der Zaubermedizin und mystischen Heilmethoden



sein. Aber, so fragen wir, ist der Titel: Doktor, Professor, Geheimrat, Sanitätsrat, Medizinalrat nicht auch ein imponierender Titel, übt er nicht auch auf viele Kranke eine große suggestive Kraft aus? Wer es sich leisten kann und überhaupt Vertrauen zur Schulmedizin hat, geht lieber zum „Herrn Professor“ in die Stadt als zum einfachen Landarzt. Ob dieser Herr Professor im praktischen Heilen dem gewöhnlichen Arzt *immer überlegen* ist, mag dahingestellt bleiben. So sehen wir, daß die Vertreter der offiziellen Schulmedizin ebenfalls (wenn auch ungewollt), mit der Suggestion arbeiten. Der Nimbus profunder Gelehrsamkeit eines Universitätsprofessors, die meist monumentalen Bauten neuerer Krankenhäuser und die wundervollen Apparate, die eine an Magie grenzende Technik dem modernen Arzte sowohl zur Diagnose als auch zur Therapie zur Verfügung gestellt hat, sie wirken doch auch mächtig „suggestiv“ auf den Durchschnittsmenschen ein! Daran ist kein Zweifel! Wenn aber trotz alledem Zauber- und Wunderdoktoren sowie Wallfahrtsorte und Gesundheitsbeter ihre Anziehungskraft ausüben, so ist dies doch eigentlich sehr zu verwundern, nachdem die Wissenschaft so in der Zeit von 1850 bis 1900 redlich das Ihrige getan hat, dem Volke allen Glauben an Magie und mystische Heilfaktoren zu nehmen oder wegzusuggerieren! Hier steht also letzten Endes (rein objektiv betrachtet) Suggestion gegen Suggestion. Der Nimbus der Wissenschaftlichkeit der offiziellen Schulmedizin ist für Millionen Menschen, die noch alles durch die Brille der materialistischen Schulweisheit sehen, ebenso faszinierend als für einfältigere Naturen die Aureole eines Gnadenbildes oder der Ruf eines Wunderdoktors oder eines Heiligen . . . . .

Es fragt sich dabei nur, *welche* Faszination die mächtigere und wirksamere ist, und falls noch innere oder äußere Hilfsmittel von Medizinalräten oder Kurpfuschern angewendet werden, welche Hilfsmittel davon die unschädlicheren sind. Diese Frage ist nicht so unwichtig, denn die Schulmedizin pflegt gerne darauf hinzuweisen, daß viele der Kurpfuscher und Wunderdoktoren mit scharfen und schädlichen Hilfsmitteln oder Arzneien operieren, daß also, wenn die fürsorgliche

der Gegend bei Schladming (Obersteiermark), der durch Gebete verrenkte Schultergelenke von abgestürzten Kühen in wenigen Minuten heilte. Noch großartiger waren aber die Leistungen eines alten Bauernweibes (in derselben Gegend), die dasselbe auf Entfernung hin auch durch „Abbeten“ vollbrachte. Ich zwingt selbstverständlich niemand, derlei Dinge blind zu glauben. Es gibt aber tatsächlich eine „mentale Chirurgie“, und ich kenne sogar einen Universitätslektor, der sie mit Erfolg betreibt. Er wird sicherlich mit Vergnügen lesen, daß schon der alte Cato ähnliches ausübte. — Nebenbei bemerkt, dürfte es wohl schwer fallen, derlei magische Effekte nur durch „Suggestion“ erklären zu wollen.

Prof. Neuburger fährt fort:

„Derartige Bestrebungen (wie jene des älteren Cato, Surya.) vermochten zwar den Siegeszug der überlegenen hellenischen Heilkunst nicht zu hemmen, aber sie erhielten doch die Tradition lebendig und wirkten nachhaltig fort, um so mehr, als die in der Hauptstadt zusammenströmenden Ärzte ihre Wissenschaft durch Sektenstreitigkeiten und ethische Defekte nicht selten in Mißkredit brachten. Dem nie ganz unterdrückten Mißtrauen, welches sich mit der scheuen Bewunderung der griechischen Heilkünstler seltsam mischte, und dem angeborenen, stetig wachsenden Aberglauben der Römer ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß die Volksmedizin — allerdings nicht die einheimische allein, sondern ein Konglomerat aus den volkstümlichen Heilgebräuchen aller Nationen des Weltreiches — zur ebenbürtigen Rivalin der wissenschaftlichen Medizin erstarkte, ja diese im Abendlande schließlich für geraume Zeit verdrängte. Daß es so weit kommen konnte, dazu trug wesentlich der Umstand bei, daß Rom keine gesetzlichen Bestimmungen über die Ausübung des ärztlichen Berufes besaß. Nur dem Begriffe nach, nicht aber der Wirkungssphäre, existierte eine Grenze zwischen der wissenschaftlichen und der Laienmedizin, und da jeder, der sich dafür ausgab, als Arzt auftreten konnte, so verwischte sich die Scheidelinie immer mehr. Im harten Konkurrenzkampfe mit Kurpfuschern aller Spielarten machten die Ärzte von zahllosen, aus dem Oriente und

aus barbarischen Ländern im Völkerverkehr eindringenden Arzneistoffen und Heilverfahren Gebrauch, nicht auf Grund unbefangener Nachprüfung, sondern bloß, um die exorbitante Medikamenten- und Wundersucht des Publikums zu befriedigen; ja in der Fachliteratur erlangten neben den ärztlichen Rezeptensammlungen die Schriften von Laien das Bürgerrecht. In der römischen Kaiserzeit war das Interesse von hoch und nieder für medizinische Fragen ein so reges, wie nie zuvor oder nachher, und ohne Übertreibung darf man sagen, daß die Anteilnahme der Laien theoretisch und praktisch den Gang der Heilkunde bestimmend, richtunggebend beeinflußt hat. Die Folgen äußerten sich in dem Überhandnehmen roher Empirie und absurden medizinischen Wunderglaubens, welch letzterer freilich nur eine Teilerscheinung des seit dem Ausgange des ersten christlichen Jahrhunderts auf allen Kulturgebieten erschreckend anschwellenden Mystizismus darstellte. Denn nicht bloß die Asklepiostempel erstrahlten in neuem Glanze, nicht bloß die Wundermedizin des Volkes und der Charlatane erwarb zusehends selbst unter den Gebildeten treue Anhänger — es war die Epoche, wo sich alle Kulte bunt untereinandermischten, neupythagoreische und neuplatonische Philosophen den ersterbenden Polytheismus gegen die junge Macht des Christentums künstlich belebten und neben den Vertretern orientalischer Geheimwissenschaften, Schwärmer und Schwindler jeder Sorte fruchtbaren Boden für Phantastik, Aberglauben oder bewußten Betrug fanden.“

„Für das Eindringen volksmedizinischer Heilgebräuche in die Berufsmedizin lassen sich aus der ärztlichen Literatur der römischen Kaiserzeit zahlreiche Beweise bringen. So schöpfte das noch lange in großem Ansehen stehende Rezeptbuch des Scribonius Largus (Leibarzt des Claudius), wie der Autor selbst anführt, aus der Volksmedizin, der berühmte Archigenes (unter Trajan) empfahl namentlich gegen Nervenleiden verschiedene Amulette, und sogar ein Dioskurides, ein Galen konnte, bei aller Reserve, an den empirisch-abergläubischen Heilmethoden des Zeitalters nicht achtlos vorübergehen. Aus den Mitteilungen Galens läßt sich auch entnehmen, daß viele

Ärzte mit den abenteuerlichen, zugleich oft ekelhaften Heilsubstanzen der Volksmedizin üppig hantierten und jene magischen Prozeduren getreulich ausübten, welche die Volksmystik beim Sammeln, beim Zubereiten, bei der Anwendung der Arzneimittel empfahl. Den besten Einblick in die antiken volksmedizinischen Gebräuche gewinnen wir aber begreiflicher Weise durch Schriften, welche von Nichtärzten herrühren oder populärmedizinischen Zwecken dienen. Unter all diesen ragt die Naturgeschichte des Plinius monumental hervor — ein mit gigantischem Fleiß zusammengetragenes Sammelwerk, das man mit Rücksicht auf die einschlägigen Kapitel ohne Übertreibung als Bibel der antiken Volksmedizin bezeichnen darf. Anfangs mit der Tendenz, den Aberglauben zu brandmarken, später aber mit immer stärkerer Hinnneigung zum Mystizismus und an allen Stellen beseelt von gühendem Nationalhaß gegen die fremdländische ärztliche Kunst, vereinigte Plinius alles, was er an medizinischen Heilgebräuchen aus gräko-italischen, keltischen, asiatisch-ägyptischen Überlieferungen aufzuspüren vermochte. Da eine sehr bedeutende Zahl seiner Angaben mit den heutigen Gebräuchen der Volksmedizin überraschend übereinstimmt, so stellt seine Naturgeschichte geradezu das Bindeglied dar zwischen der grauen Vorzeit und der Gegenwart. In der überquellenden Fülle des Inhaltes finden die Empirie und der Aberglaube fast jeglicher Richtung Vertretung, tritt der ursprüngliche Sinn, jedenfalls aber der uralte Ursprung und die wahre Herkunft vieler volkstümlicher Heilverfahren der Jetztzeit ans Licht. Die Saat, die Plinius gestreut hat, schoß herrlich in die Halme, denn, mit dem Nimbus einer naturwissenschaftlichen Autorität ausgestattet, beeinflusste der Römer Jahrhunderte hindurch die ärztlichen Kreise zugunsten des medizinischen Volksglaubens."

„Ganz in seinem Geiste gehalten, in einzelnen Kapiteln oder durchgehends stark an ihn und Scribonius Larius angelehnt, ist die Mehrzahl jener medizinischen Schriften, die aus der späteren lateinischen Literatur (3. bis 5. Jahrhundert) auf uns gekommen sind, so das Lehrgedicht des Serenus Samonicus, die Bücher

des Gargilius Martialis, des Lucius Apulejus, des Sextus Placitus Papyrensis, die „Medicina“ des Pseudo-Plinius, das Arzneibuch des Marcellus Empiricus — Werke, welche sich im Abendlande während des ganzen Mittelalters der größten Beliebtheit erfreuten und als Muster für ähnliche Machwerke dienten. Als populäre Arzneibücher waren sie ursprünglich vorwiegend für Laien bestimmt, tatsächlich aber übten sie späterhin den größten Einfluß auf die mittelalterliche Heilkunde des Westens. Sie enthalten zahlreiche Volksmittel (empirische, Sympathiemittel usw.), Beschwörungsformeln, Anweisung zur Herstellung von Amuletten u. dgl. Ohne auf die sehr interessanten Einzelheiten hier eingehen zu können, sei hier nur der Hinweis gestattet, daß sich bei Serenus Samonicus zum ersten Male das bekannte „Abracadabra“ findet (als Zauberformel für ein Amulett gegen Fieber), ferner, daß Marcellus Empiricus (5. Jahrhundert), dessen Arzneibuch geradezu eine Fundgrube für die antike Volksmedizin darstellt, auch keltische Volksmittel anführt und heidnischen mit christlichem Aberglauben innig durcheinandermengt.“

„Was die Schriften der erwähnten Autoren für den Okzident, das bedeuten die sogenannten „Jatrosophien“ (populäre empirisch-mystische Rezeptsammlungen) für den hellenisierten Orient. Zwar verfiel die Heilkunde im byzantinischen Reiche niemals in dem Grade wie im Abendlande nach dem Sturze des weströmischen Reiches, immerhin wurde aber auch dort das ärztliche Handeln stark durch Volkstraditionen beherrscht, welche größtenteils auf die Nachwirkung der babylonisch-ägyptischen Priestermedizin zurückzuleiten sind. Finden wir doch bei den hervorragendsten Vertretern der byzantinischen Medizin (z. B. Alexander von Tralles und Aetios) nicht wenige abergläubische Mittel (Amulette) empfohlen, welche diese Herkunft deutlich verraten. In noch breiterem Ausmaße läßt sich sodann die Aufnahme von mystischen Elementen (namentlich Glaube an die Heilkraft gewisser Steine!) in der arabischen Medizin nachweisen, ein Umstand, der auch für uns deshalb von Bedeutung ist, weil die mittelalterliche Heilkunde Europas bekanntlich in intensivster Weise von der arabischen beeinflußt worden ist, und

manches aus ihr allmählich in unsere Volksmedizin gedrungen sein mag."

„Im Westen erlosch während der Stürme der Völkerwanderung die wissenschaftliche Heilkunde für Jahrhunderte, die Volksmedizin aber trug antike Krankheitsvorstellungen und Heilverfahren zu jenen Stämmen, welche fürderhin berufen sein sollten, den abgerissenen Faden der Kultur wieder aufzunehmen. Aus der Mischung und gegenseitigen Durchdringung der keltisch-germanisch-slawischen Stammesmedizin mit den schubweise einströmenden gräkoitalisch-orientalischen Elementen der Antike ist die europäische Volksmedizin hervorgegangen."

„Verhältnismäßig am besten sind wir über die germanische Stammesmedizin unterrichtet, deren Eigenartigkeiten sich noch deutlich in der gegenwärtigen Volksmedizin widerspiegeln. Abgesehen von den Kultleitern, welche sich zu keiner geschlossenen Priesterkaste zu organisieren vermochten, waren die Hauptvertreter der germanischen Heilkunde: das pflanzenkundige Weib und der dämonbannende Zauberarzt (ihnen entsprechen heute die weise Frau und der Abbeter, Besprecher usw.), ferner, ebenso wie auch jetzt noch, Hirten, Schäfer, Schmiede u. a., das heißt jene Personen, welche aus der Beobachtung an Tieren gewisse Kenntnisse erwerben können. Unter den tatsächlichen Heilmitteln standen die pflanzlichen im Vordergrund; man kannte eine sehr bedeutende Zahl von Kräutern, die zu Tränken, Räucherungen, Bähungen und Salben benützt wurden, ihre Ausgrabungszeit (z. B. in der Donnerstag-Frühsonne) regelten bestimmte kultische Traditionen. Neben ihnen spielten Bäder (Kräuterbäder, Dampfbäder, Thermalbäder), massierende Streichung und Reibung, primitive chirurgische Manipulationen (Wundbehandlung, Blutstillung, Verband, Skarifizieren, Schröpfen, Abszeßeröffnung usw.) eine wichtige Rolle, von letzteren wäre namentlich die geschickte Behandlung der Knochenbrüche (Verband mit Baumzweigen und Moos) erwähnenswert; zur Stillung größerer Blutungen diente die Kompression mit Moos, Steinen u. dgl. oder Pechpflaster, bei kleineren Blutungen fand das noch heute beliebte Spinnengewebe Verwendung. Ein altgermanischer Heil-

gebrauch bestand darin, durch den Maitau auf den Wiesen in den Morgenstunden zu streichen, um die geschwächten Glieder zu kräftigen." (Pfarrer Kneipp hat dies wieder zu Ehren gebracht; übrigens soll der Morgentau ziemlich stark radioaktiv sein, was die Sache gleich dem Wissenschaftler sympathischer machen wird. Surya.)

„Da die Mehrzahl der Krankheiten auf dämonistische Einflüsse (Besessenheit durch Krankheitsdämonen, dämonische Tiere, namentlich Würmer, Gift) zurückgeführt wurde, so bildete die Heilkunst mit dem Kult und der Zauberei ein untrennbares Ganzes. Kultgebräuche oder deren Rudimente, Kraut-, Stein- und Wortzauber beherrschten die Therapie. Namentlich auf dem Gebiete der seuchenhaften und nervösen Leiden, der Geisteskrankheiten, in der Kinderheilkunde und Geburtshilfe dominierte der Mystizismus, aber selbst rationelle Heilmanipulationen, wie z. B. die Streichung, Reibung, Blutstillung, Einrenkung, waren stets von dem Hersagen der entsprechenden Zaubersprüche begleitet. Bei Seuchen dienten Opfer, Opfertgaben, Kasteiungen usw. als Mittel, um die Götter zu versöhnen, bei individuellen Krankheiten entfalteten Zaubergesänge, Runensprüche, das Anhauchen, Anblasen, Berühren und Bestreichen magische Wirksamkeit. Durch seine Zauberkunst verstand es der Mediziner, den Krankheitsdämon aus dem Leibe des Kranken herauszutreiben oder ihn zurückzubannen in sein Zaubergefäß, in Tiere, Bäume usw. (Transplantation). Zur Vorbeugung gegen Krankheiten dienten Amulette (Steine mit eingeritzten Runen, Metallgegenstände, Pflanzenanhängsel, Zähne, Tierkrallen, Opferblut, Dämonenfiguren usw.).“

„Unschwer erkennt man in den skizzierten Zuständen und Heilgebräuchen die Grundlagen der gegenwärtigen Volksmedizin, und wie bei den Deutschen, so erinnern auch bei den übrigen Nationen Europas nicht wenige volkstümliche Heilgebräuche, ja sogar nicht wenige Krankheitsnamen an die Urzeit. Überall auch hat die Volksmedizin im Laufe der Geschichte eine Umwandlung erfahren, welche im Wesen von den gleichen Faktoren abhäng.“

„Die erste und nachwirkendste Umgestaltung bestand in der Christianisierung. In dem Maße, als die neue Weltreligion tiefere Wurzeln schlug, traten an Stelle der heidnischen Götter, Kulthandlungen und Zaubersprüche christliche Heilige, Gebete, Segensprüche, Bannformeln, Exorzismen, Amulette usw. Doch schritt die Christianisierung nur langsam weiter, das neue Kleid barg oft nur den alten, heidnischen Gedanken, und versteckt wucherte der jetzt zum sündhaften Aberglauben gewordene Götterglaube und heidnische Kult gerade in der Volksmedizin lange fort. Manche der mystischen Prozeduren büßten auch allmählich ihren ursprünglichen Sinn ganz ein und wurden zum unverstandenen Formalismus, was aber bei der Tenazität der Sitten die fortdauernde Anwendung nicht hinderte. Solche Rudimente hat die Forschung in Menge aufgedeckt.“

„Bedeutungsvoller war der Umstand, daß die einheimische Heilkunde seit dem Beginne der Christianisierung eine stetige Zufuhr von neuen, fremden Elementen empfing, welche aus der antiken Kultur stammten und wegen innerer Verwandtschaft leicht assimiliert werden konnten. Diese Zufuhr antiker Heilmittel, Heilmethoden und gewisser Krankheitsvorstellungen vermittelten zunächst die Mönche, welche dem Volke auch in Leibesnöten hilfreich beistanden, in den Klostergärten Arzneipflanzen zogen und die medizinischen Überlieferungen der Vergangenheit sorgsam hüteten. Von der segensreichen Wirksamkeit der Mönchsärzte des frühen Mittelalters — in einer Zeit, da es wenigstens in Mitteleuropa an wissenschaftlich gebildeten Ärzten fast gänzlich mangelte — zeugen noch manche literarischen Reste, so z. B. der Hortulus des Walafridus Strabo (9. Jahrhundert), der Macer Floridus (10. oder 11. Jahrhundert), die Physika der heiligen Hildegard (12. Jahrhundert). Man ersieht daraus, daß die Mönchsmedizin sich vornehmlich auf die obengenannten spät-römischen Autoren und auf Plinius und Dioskurides stützte, aber auch bestrebt war, die einheimische Flora für den Heilschatz möglichst auszunützen. Bei dem Ansehen und dem Vertrauen, welches die Mönche genossen, ist es selbstverständlich, daß viele ihrer Mittel und Krank-



heitsanschauungen allmählich in die Volksmedizin übergangen. Daß aber auch der Aberglaube genährt wurde, beweist z. B. das berühmte Steinbuch des Bischofs Marbod (12. Jahrhundert), welches über die Heilkraft der Edelsteine handelt und die morgenländischen Fabeln über die sympathischen Kräfte der Steine weithin verbreitete."

„Die Hauptbahn aber, auf welcher gräko-orientalische Elemente in die Volksmedizin eindringen, nahm ihren Ausgangspunkt von den halb naiven, halb gelehrten Schriften des berühmten Salerno, jener Schule, welche vom 10. bis 13. Jahrhundert blühte und die antike mit der arabischen Medizin harmonisch vereinigte. Vor allem kommt das weltbekannte Lehrgedicht, das Regimen sanitatis, in Betracht, welches im Mittelalter eine unvergleichliche Popularität besaß und manche seiner praktischen Gesundheitsregeln in Sprichwörtern (aller europäischen Nationen) zurückgelassen hat. Kann es einen besseren Beweis dafür geben, daß der Inhalt in die Volksanschauungen nach und nach übergegangen ist? Indirekt, aber noch tiefgreifender hat die gleichfalls salernitanische „Practica“ des Bartholomäus gewirkt, ein Werk, welches zahlreichen in den Landessprachen (z. B. mittelhochdeutsch, mittelniederdeutsch) abgefaßten Arzneibüchern der letzten mittelalterlichen Jahrhunderte zur Grundlage gedient hat. Diese Arzneibücher hatten ursprünglich wohl den Zweck, dem Unterricht in Klosterschulen zu dienen. Ihr Inhalt zeigt viele interessante Übereinstimmungen mit der heutigen Volksmedizin hinsichtlich der Krankheitsanschauungen (Säfteverderbnis, vermeintliche Wurmkrankheiten usw.) und der Therapie (Vorwiegen gewisser pflanzlicher Mittel, Dreckapotheke, religiöse Zeremonien, Gebete, Beschwörungen usw.). Die „Arzneibücher“ sanken zur Zeit, als die wissenschaftliche Heilkunde einen neuen Aufschwung nahm, zum Range der populärmedizinischen Literatur herab und bildeten die Vorlage für jene Hausarzneibücher und Kräuterbücher, mit denen das Volk im Beginne der Neuzeit durch die junge Buchdruckerpresse überschwemmt wurde.“ (Womit natürlich noch nicht erwiesen ist, daß in derlei Büchern nicht auch viel Gutes enthalten ist. — Surya.)

„In derselben Epoche kamen auch die für den gemeinen Mann bestimmten Kalender in Aufnahme, welche leider mehr zur Quelle des Aberglaubens als der Belehrung wurden und insbesondere astrologische Ideen für Jahrhunderte in die Volkskreise hineintrugen; letztere hatten eine eminent praktische Bedeutung für die Vornahme gewisser therapeutischer Eingriffe, namentlich den Aderlaß (Aderlaßtafeln).“ ←

„Wie in der vorhippokratischen Zeit waren auch im abendländischen Mittelalter Berufsmedizin und Volksmedizin lange *einen Weg* gegangen, die Grundanschauungen waren im Wesen die gleichen. (Noch die gelehrten Ärzte der Renaissancezeit verfochten die Astrologie und glaubten an Sympthiemittel und waren von der Signatur der Dinge so überzeugt, daß sie darauf Rücksicht bei Wahl und Anwendung der Heilmittel nahmen. Surya.) Erst die Gründung von Universitäten und das Emporkommen eines wissenschaftlich gebildeten Ärztestandes rissen die Verbindung gänzlich entzwei, nur das niedere Heilpersonal, Bader, Barbierer, ungebildete Wundärzte oder die bunte Klasse von Quacksalbern und Kurpfuschern aller Art hielten die Kontinuität aufrecht, durch sie strömte so manche antiquierte Weisheit ins Volk, wo sie fortan gläubig festgehalten wurde. Während sich die Schulmedizin seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften mehr und mehr von der naiven Empirie und dem Mystizismus loslöste, den Weg der exakten Krankheitsforschung beschritt, verharrte die Volksmedizin auf dem theurgisch-empirischen Standpunkte des Mittelalters. Noch heute ist ihr die Krankheit etwas Fremdes, Persönliches, zu dem übrigen Leben Hinzugekommenes, etwas Feindliches, Dämonisches, noch heute spielen neben den natürlichen Heilmitteln Gebet, Segen, Zauberspruch, Symbol und Amulett die Hauptrolle, und wie in alten Zeiten wird, im Falle die häusliche Hilfeleistung versagt, der „Beinbruchdokter“ oder „Bruchrichter“, der Aderlasser und Schröpfer, der „Bauerndoktor“ und der „Abbeter“ gerufen, ohne daß der Schmied des Dorfes, der Wasenmeister, der Abdecker, der Schinder, der Hirt und der Schäfer den einstigen Ruf eingebüßt hätten.“

Diese gewiß gewandten Ausführungen Neuburgers spiegeln ungefähr das Bild wieder, wie sich medizinische Fachkreise die Entstehung der Stammes-, Volks- und Zaubermedizin und jene der Schulmedizin denken. Historisch mag Neuburger das Richtige getroffen haben, aber sachlich läßt sich dagegen gewiß sehr viel Gewichtiges einwenden, denn seine ganzen sachlichen Darlegungen und namentlich seine kritischen Bemerkungen fußen doch auf zwei Voraussetzungen — die allerdings bis vor kurzem in wissenschaftlichen Kreisen als unerschütterliche galten —, nämlich daß die Weltanschauung der materialistischen Wissenschaft wirklich die einzig richtige, absolut unwiderlegliche und höchste sei, die die Menschheit je erklimmen konnte, und die zweite Voraussetzung wäre die, daß die Menschheit sich wirklich vom Troglodyten oder Höhlenbewohner langsam, lediglich durch den Kampf ums Dasein und durch eine Reihe von zufälligen Entdeckungen, im Laufe von Jahrtausenden zur strahlenden Höhe unseres Zeitalters, das man gewiß nicht ohne Recht ein Zeitalter der Wunder der Technik nennen kann, emporgezüchtet hat, wobei es selbstredend jedermann frei steht, in phänomenalen technischen Leistungen den Höhepunkt der menschlichen Entwicklung zu erblicken oder nicht.

Doch diese zwei Voraussetzungen stehen in Wahrheit auf schwachen Beinen, und selbst an diesen Beinen zeigt sich bei näherem Zusehen bald ein Pferdefuß.

Eine Weltanschauung kann nämlich nur dann als die einzig richtige, absolut unwiderlegliche und somit höchste angesprochen werden, wenn sie wirklich *alles einwandfrei* und *restlos* erklären kann, das ist nun einmal eine todsichere Sache. Man braucht da bloß an die vielen noch ungeklärten Probleme der „exakten“ Naturwissenschaften, der Biologie, Psychologie usw. zu denken und dann an das Heer von Rätseln, die dem Wissenschaftler entgegenstarren, wenn er einmal, die Realität der echten okkulten Phänomene zugehend, diese mit der materialistischen Wissenschaft in Einklang zu bringen versucht. Bald muß er da zu der Einsicht kommen, daß seine bisherige Weltanschauung doch eine sehr enge und einseitige war.

Das Wort Weltanschauung ist eben ein Begriff, der die Möglichkeit großer Verschiedenartigkeit bereits in sich schließt, denn man kann die Welt, wie schließlich jedes Ding oder Objekt, von ganz verschiedenen Seiten ansehen, und je nach dem Standpunkt des Beschauers und der Kraft seiner Sehwerkzeuge (im weitesten Sinne seiner Sinneswerkzeuge überhaupt) wird und muß das daraus resultierende Weltbild ein sehr verschiedenes sein.

Man kann sicherlich, wenn man gerade will, die ganze Welt mit all ihren zahlreichen Formen, Kräften und Erscheinungen bloß vom Standpunkt der Materie betrachten und ist dann im wissenschaftlich-philosophischen Sinne ein „Materialist“. Aber man kann ebensogut (und natürlich ebenso berechtigt) die Welt auch nur vom Standpunkt der Energie betrachten und sich dann „Energetiker“ nennen.

Nun sind aber Materie und Energie bestenfalls bloß zwei Eigenschaften des Absoluten. Viele moderne Physiker sprechen der Materie bekanntlich gar keine Selbstexistenz zu, sondern betrachten sie nur als eine etwas stabilere Form der Energie. Wollen wir aber auch vom Absoluten absehen, so sehen wir doch am Menschen und in der Natur noch eine Menge Eigenschaften, die durch den Begriff der Materie oder Energie gar nicht gedeckt werden, wir sehen doch am Menschen und in der Natur Schönheit, Empfindung, Bewußtsein, Leben, Wille, Zielstrebigkeit usw.

Es ist nun sicherlich ebenso wissenschaftlich die Welt einmal vom Standpunkt der Schönheit, der Harmonie, des Lebens, des Bewußtseins, der Seele und des Geistes zu betrachten; denn wer wollte behaupten, daß derlei Eigenschaften minderwertiger seien als etwa Materie und Energie.

Tut man dies, so resultiert daraus sofort eine künstlerische, eine biologische, eine psychische, spirituelle, kurz eine metaphysische oder übersinnliche Weltanschauung. Und all diese Weltanschauungen sind, will man objektiv urteilen, zumindest als *gleichberechtigte* Versuche, die Welt zu erfassen, anzusehen.

Wie will dann Professor Neuburger den Beweis antreten, daß die materialistische Weltanschauung die *einzig richtige ist*? Es wird ihm nie und nimmer gelingen; ganz besonders aber nicht in unserer Zeit, wo *Dr. Trau-*

*gott Konstantin Oesterreich* (Professor der Philosophie in Tübingen) auf Grund eines erdrückenden Beweismaterials den Okkultismus als Weltanschauung unumwunden für „hof“- resp. „universitätsfähig“ erklärt hat.

Ist dem so, ja dann waren aber auch die Vertreter einer übersinnlichen Weltanschauung in früheren Jahrhunderten, ja selbst die Vertreter einer durchaus dämonischen oder theistischen Weltanschauung *durchaus keine „Idioten“* oder „*Hysteriker*“ und „*absolute Ignoranten*“, als welche sie bisher in den Kreisen der materialistischen Wissenschaften galten, sondern es waren dies Männer — die zwar von den Wundern der modernen Elektrotechnik keine Ahnung hatten — die aber dafür weitaus tiefere Naturerkenntnisse auf *anderen* Gebieten besessen haben, auf Gebieten, die unserem modernen Gesichtskreis nunmehr, wenn auch auf großen Umwegen, wieder näher zu treten scheinen.

Wenn gewisse Mystiker, wie z. B. Kabbalisten, sagen, es gäbe Dämonen, die so klein seien, daß ihrer tausend auf einer Nadelspitze Platz hätten\*), so klingt dies gerade so unglaublich, als wenn man dem Laien sagt, daß in einem Kubikmillimeter (das ist ungefähr der Raum von der Größe eines Stecknadelkopfes) Millionen von Bakterien Aufnahme finden können. Freilich, die Bakterien kann man heute mittels eines Mikroskopes jedermann sichtbar machen, aber es mag ja auch in den Geheimwissenschaften Mittel und Wege geben, die Dämonen sichtbar zu machen. Vor einem an sich, d. h. mit unbewaffnetem Auge, total unsichtbaren Pestbazillus hat heute sowohl der Gelehrte wie der Ungelehrte eine Heidenangst. Warum soll es nicht auch andere, unsichtbare Lebewesen geben, die ebenso, ja unter Umständen noch gefährlicher für uns Menschen sein können als diese Bakterien. Diese unsichtbaren Feinde mögen sogar Lebewesen höherer Ordnung darstellen, sie mögen im Vergleich zu den Bakterien ungleich viel mehr Verstand und Willen haben, sie mögen die Fähigkeit haben, allerlei psychische und

---

\*) Dr. Erich Bischoff neigt im II. Teil seiner „Elemente der Kabbalah“ (S. 45) zu der Anschauung, daß die *Massikim*, die in der Kabbala sowohl wie im Talmud als Krankheitsdämonen figurieren, „als Repräsentanten der neuzeitlichen Bazillen“ betrachtet werden dürften.

auch physische Übel und Krankheiten zu verursachen. Waren dann die alten Priesterärzte lauter Dummköpfe, oder Sklaven irgendeines Aberglaubens, wenn sie diesen unsichtbaren Feinden mit einer Reihe von erprobten Mitteln zu Leibe gingen? Ich denke nein. Man sieht also, man muß sehr vorsichtig sein, wenn man irgendeine Weltanschauung oder irgendeine okkulte Tatsache bloß deshalb negieren will, weil sie in unser heutiges Weltbild nicht mehr hineinpaßt.

Nun zur zweiten Voraussetzung Neuburgers, oder richtiger gesagt zur zweiten Voraussetzung der offiziellen Wissenschaft: Der Mensch habe sich langsam durch Jahrtausende vom halbwilden Höhlenbewohner oder gar vom Halbaffen zum modernen Kulturmenschen emporgezüchtet, wobei wohl der Zufall, Kampf ums Dasein, klimatische Verhältnisse und Auslese der Tüchtigsten die einzigen Entwicklungsfaktoren gewesen sein dürften.

Wohl sind die Zeiten nun als überwunden zu betrachten, wo man der Wissenschaft blindlings glaubte, der Mensch stamme direkt vom Affen ab\*), oder er habe sich ganz von selbst im Laufe von Millionen von Jahren aus einem Protoplasmaklumpchen, das im Schlamm eines lauwarmen Urmeers irgendwie zufällig entstanden sei, emporgezüchtet; aber die große Menge der Gebildeten und Halbgebildeten hält es doch für sicher, daß auch der vielgepriesene Mitteleuropäer noch vor einigen Jahrtausenden ein armseliges Dasein als Höhlenbewohner fristete, und daß einstens seine Kulturstufe keineswegs eine höhere war, wie heute jene eines Feuerländers oder Eskimos oder dergleichen.

Diese Ansicht wurde, wie gesagt, durch sogenannte *prähistorische* Funde anscheinend auf das beste gestützt. Die *Steinzeitwaffen* und Geräte sind heute jedermann, der nur einige Schulbildung besitzt, bekannt. Es wäre

---

\*) Daß übrigens das, was uns heute als „*Darwinsche Theorie*“ verzapft wird, nicht die Anschauung Darwins war, sondern eine tendenziöse Entstellung wissenschaftlicher Freibeuter ist, ergibt sich aus Darwins „*Origin of Species*“ selbst, wo wiederholt vom „Schöpfer der Materie“ die Rede ist. Der beachtenswerte Darwin-Interpretator *Wilhelm Bölsche* wendet sich denn auch mit Recht gegen das „alte Sophistenspiel, wenn ein Häufchen zum Haufen wird“. (Bölsche, *Aus der Schneegrube*, Dresden, 1904, 2. Auflage, Seite 78.)

natürlich müßig, leugnen zu wollen, daß es z. B. eine solche Steinzeit auch in Europa gegeben habe. Das fällt auch uns nicht im Traume ein, wir lassen gerne gelten, daß auch unsere Vorfahren in Deutschland ein derartig primitives Leben führten, während an den Ufern des Ganges und Nils bereits eine sehr hohe Kultur sich entfaltet hatte. Und doch ist die Wissenschaft der Ansicht, daß es auch an den Ufern des Ganges und des Nils eine Epoche der Steinzeit gab, daß auch dort armselige, unwissende Höhlenbewohner hausten, die sich erst langsam zu einer höheren Kultur aufgeschwungen haben.

Demgegenüber steht diametral die mystische und okkulte Auffassung von der Evolutions- oder Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Sie lehrt in zahlreichen religiösen Überlieferungen der verschiedensten Völker und Kulturepochen, in den Mythen der Peruaner ebensogut wie in jenen der Hindus und auch in den Geheimlehren aller Völker, daß *aller Evolution naturgemäß auch eine Involution vorausgegangen sein muß*, daß der Mensch also ursprünglich ein hohes, göttliches Wesen, bekleidet mit einem ätherischen oder noch vergeistigteren Körper gewesen sei, daß er aber durch den sogenannten *Sündenfall* (,der aber auch wieder eine Notwendigkeit war, wie im dritten Bande des vorliegenden Werkes erläutert wurde,) in diese grobstoffliche Welt herabgesunken sei und nun allerdings mühevoll wieder den Weg zurück zu seinem Ursprung, zurück zu seiner einstigen Höhe und Reinheit, kurz zurück in sein göttliches Vaterhaus gehen müsse.

Nie aber, zu keiner Epoche also, sei die Menschheit ohne entsprechende geistige Führer oder Lehrer gewesen. Und diese geistigen Führer, einerlei, ob wir sie Halbgötter, Heroen, Söhne der Sonne, Genien, Arhats, Buddhas, Nirmanakayas oder Heilande und Erlöser nennen, sie waren es, die der herabgesunkenen Menschheit wieder den Weg des Aufstieges nicht nur in ethischer und moralischer Hinsicht lehrten und vorlebten, sondern von solchen Führern und Sonnengeistern stammen alle Wissenschaften und Künste ab. Erst recht aber die Geheimwissenschaften und natürlich auch die praktische Magie. Die

wahrhaft okkulte Medizin ist also auch als von solchen Quellen abstammend herzuleiten.

Für Vertreter der Schulwissenschaften ist dies alles bestenfalls ein Mythos, den sie vielleicht mit der Sintflutsage gleichstellen. Aber gerade die Sintflutsage sollte den Vertretern der offiziellen Schule ein Beispiel dafür sein, daß eine Sage auch eines Tages ihre wissenschaftliche Bestätigung und Erklärung finden könne. Denn eines Tages erklärte die Geologie und Astrophysik, daß der sogenannten Sintflutsage oder Legende eine durchaus reale Sache zugrunde liege. Heute wissen wir, daß unser Erdball sogar schon mehrere „Sintfluten“ hinter sich hat, und man nannte sie Erdumwälzungen. Der Name hat sich also geändert, die Sache aber blieb im Wesen dieselbe. Heute lehrt auch die Wissenschaft: Die Menschheit unseres Erdballes war Zeugin furchtbarer Flutkatastrophen\*). Was ferner die Sage von einem Sündenfall betrifft, so fand sich diese bei den meisten Naturvölkern in auffallend biblischem Gewande bereits vor, als die ersten christlichen Missionen dorthin kamen. Wer sich darüber unterrichten will, der lese in *Dr. F. Ratzels Völkerkunde* (Leipzig, 1885) die einschlägigen Kapitel nach.

Wir bringen nur ein Beispiel:

Eine verbreitete Sage der *Hottentotten* lautet nach Ratzel (I. Band, S. 108): „*Heitsi Eibib* aß von der Frucht des wilden Traubenbaumes (Gobe genannt), erkrankte davon und starb. Noch im Tode hatte er seinen Angehörigen verboten, von dieser Frucht zu essen, damit ihnen nichts Ähnliches widerfahre. An dieses Verbot knüpfte er aber zugleich die Verheißung: »Wenn sie auch stürben, würden sie sterbend leben« . . .“

Auch der Glaube an einen *Weltbaum* findet sich nach Ratzel fast bei allen Völkern der Erde. Wir wollen dies gleich hier bemerken, da wir im I. Kapitel (I. Abt.) davon noch eingehender zu sprechen haben werden. Die Neger

---

\*) cf. R. Andrée, *Die Flutsagen ethnographisch betrachtet*, Braunschweig 1891, ferner R. de Girard, *Le déluge devant la critique historique*, Fribourg 1893 und M. Gander, *Die Sündflut in ihrer Bedeutung für die Eidgeschichte. Versuch eines Ausgleichs zwischen Bibel und Geologie*. Münster 1896.



Zentralafrikas erzählen von einer Adansonie, einem Baum, dem die Sonne zu nahe gekommen ist (Ratzel I., S. 173), ein heiliger Baum gab den Herero den Ursprung (ib. I., S. 349). Der Baumglaube findet sich begreiflicher Weise bei den Dinka am Oberril (ib. I., S. 519), aber auch bei den Indianern (ib. I., S. 692) Nord- und Südamerikas (vgl. auch *K. von den Steinen*, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, Berlin 1894, S. 373 u. a. a. O., der Tawagüribaum der Bakairi usw.), die Malayen haben ihren Durianbaum (Ratzel, II., 463) und die Melanesier ihren Toa-Baum (chinesisch: Tao?) und außerdem noch einen redenden (!) Baum und einen Feigenbaum (!) (II., 293) usw. usw.

Zum Schluß möchten wir noch eine auffallende Parallele mit der *Edda* zum Nachdenken anfügen. „Ein Kenner Fidschis sagt: »Wollte man ein treffendes Emblem der alten Fidschi-Religion entwerfen, so müßte man dazu eine schöne Pandane (!) wählen, unter welcher eine gewaltige Schlange (!) zusammengerollt (!) ihren Schlaf hält, und in deren Nähe ein prächtig gefiederter Hahn (!) mit aller Macht kräht, den Schläfer zu wecken.« Dieser Vogel ist derselbe“, fügt Ratzel hinzu (II., 294), „durch dessen Verletzung (!) die Söhne Ndengeis einen so großen Zorn dieses Göttervaters erweckten, daß er eine mächtige Sintflut über die Erde sandte.“ Klingt all das nicht wie eine Version der germanischen Sage von der Weltesche Yggdrasil, von der Midgardschlange, vom Gjallarhorn, von Baldurs Tod?

Auch die *Sintflutsage* weist Ratzel bei den primitivsten — richtiger wohl „*involviertesten*“ Völkern — nach. \*) Der Weltbaum wird uns noch viel beschäftigen, deshalb glaubten wir, jetzt schon auf diesen wesentlichsten Bestandteil der Urreligion hinweisen zu müssen. Vielleicht veranlassen diese Parallelen den einen oder den anderen unserer Leser, darüber nachzudenken, woher es kommen mag, daß sich gleich hinter den schönen, aber äußerlich einfachen Mythen der primitivsten Wilden hochragende Welt-

---

\*) Über die großen Fluten in Sage und Wirklichkeit schrieb auch der Welteistheoretiker *Hanns Fischer* in „Weltwenden“ (R. Voigtländers Verlag, Leipzig, 1925) und wies die Tatsächlichkeit einer großen Flut an Hand von mehr als 60 Überlieferungen überzeugend nach.

anschauungen erheben, wie sie nur ein ehemals hochstehendes Volk geschaffen haben kann. Sind diese Sagen wirklich nur der Ausfluß einer naiven Volksseele, oder sind es auf dem Tiefpunkt der Involution als wertvoller Bodensatz für die hohe Abkunft ihres Volkes zeugende Reminiszenzen aus der Zeit der entschwundenen „Abstiegs“- (Involutions-) Kultur?

So sind wir dessen auch sicher, daß eines Tages die Wissenschaft entdecken wird, daß der mystischen und okkulten Auffassung vom Menschen, seiner Entstehung und Entwicklung eine durchaus reale Tatsache zugrunde liegt. Dann wird man auch zugeben müssen, daß der Mensch im Lichte der okkulten Philosophie oder im Lichte der Geheimwissenschaften betrachtet, noch ganz andere Möglichkeiten der Belehrung und des Aufstiegs besaß und besitzt, als man bisher auch nur ahnte!

Vorsichtig tastend wird die Wissenschaft dann erklären, daß es sicherlich, ebensogut wie heute, immer Menschen gegeben haben wird, die sich irgendwie ihrer „unterbewußten Fähigkeiten“ bedienen konnten und dadurch schon sehr früh die Heilkräfte der Pflanzen und Mineralien, die astrologischen Einflüsse oder die Urgesetze des Mesmerismus oder des sogenannten tierischen Magnetismus erkannten. Schon das Zugeben dieser einzigen Möglichkeit führt aber zu einer prinzipiellen Umwälzung der ganzen Geschichte der menschlichen Wissenschaften, sowie der ganzen Entwicklungslehre.

Die Existenz dieser Möglichkeit kann aber heute kein Einsichtiger mehr leugnen, denn auch heute gibt es, mitten unter uns lebend (mag auch ein Dessoir, Moll und Placzek alle okkulten Phänomene als fraglich und unbewiesen hinstellen), Menschen, oft ganz ungebildete, primitive Menschen mit den erstaunlichsten okkulten Fähigkeiten. Man mag diese parapsychologischen Fähigkeiten solcher Menschen nun als einen „Atavismus“ bezeichnen, oder man mag umgekehrt in solchen Wundermenschen die Repräsentanten einer zukünftigen Menschheit erblicken, ob so oder so, man muß zugeben, daß dadurch der Menschheit ein Tor neuer Erkenntnismöglichkeiten von eminenter wissenschaft-

licher Bedeutung sich eröffnet hat, von dem sich unsere materialistische Schulweisheit natürlich nichts träumen ließ. Ich nenne da bloß zwei frappante Beispiele: die Wünschelrute und den siderischen Pendel.

Kurzum, es gibt mitten unter uns Rutengänger, Hell-sichtige, Hellfühlende, Hellhörende und Hochsensitive, die vom Menschen und vom Kosmos sicherlich bedeutend mehr wahrnehmen als der Durchschnittsmensch. Gelehrsamkeit spielt bei solchen okkulten Fähigkeiten gar keine Rolle, ja sie ist eher ein Hindernis als eine Förderung. Das alles sind heute schon Binsenwahrheiten geworden, ja man weiß sogar seit über hundert Jahren, daß man künstlich durch sogenanntes Magnetisieren somnambule Zustände beinahe bei jedermann hervorrufen kann. Dann zeigt es sich im sogenannten magnetischen Tiefschlaf, daß auch der Alltagsmensch, ja selbst ein Idiot, eine innerliche geistige Wesenheit besitzt, die eine staunenswerte Intelligenz und noch staunenswertere andere geistige und okkulte Fähigkeiten besitzt.

Dieser innere, geistige Mensch ist also der wahre Mensch. Er ist das Ebenbild Gottes und besitzt auch im verkleinerten Maßstab alle Fähigkeiten des Schöpfers selbst. Natürlich wird dieser innere Mensch nicht durch ein paar magnetische Striche erzeugt, sondern er ist immer in uns vorhanden gewesen. Und dieser innere geistige Mensch bestätigt auch, daß er nie stirbt, daß es wirklich einen intelligenten Schöpfer des Himmels und der Erde gibt, und daß es im Weltall zahllose Stufen anderer Geister oder unsichtbarer Intelligenzen gibt, die sowohl guter als auch böser Natur sein können. Ja, er sagt uns auch, daß diese für uns normalerweise unsichtbaren Intelligenzen uns beeinflussen können. Dieser innere Mensch weiß aber auch Heilmittel für alle Krankheiten anzugeben, er lehrt uns auch die sogenannten Sympthiemittel. Damit sind uns plötzlich die Wege einer höheren Erkenntnis und die Wege der Inspiration erhellt.

Es hat also wohl zu allen Zeiten Menschen gegeben, die von irgendwelchen Intelligenzen inspiriert wurden, ja sogar die Inspiration von seiten des Logos ist eine durch-

aus diskutabler Sache. Und auf diesem Wege der Inspiration mögen und sind auch sicherlich großartige Erfindungen und Entdeckungen gemacht worden. Sobald wir aber diese Möglichkeiten, die sich aber auf über hundertjährige Erfahrungen und Experimente auf dem Gebiete des Somnambulismus, des Mesmerismus, des Hellsehens usw. stützen, zugeben, dann ist es doch klar, daß die ganze menschliche Evolution uns in einem ganz anderen Lichte erscheint. Schleich hat auch treffend gesagt, daß das menschliche Sonnengeflecht eigentlich eine Marconiplatte (Aufnahmestation für drahtlose Telegraphie) darstelle, vermittels welcher wir alle möglichen Gedankentelegramme aufnehmen können, ja sogar die Gedankenwellen, die vom Logos ausgehen, können dadurch von Menschen, die hierfür abgestimmt sind, empfunden und erfaßt werden. Der technische Vorgang der Prophetie wäre uns also sozusagen naturwissenschaftlich näher gebracht.

Kurzum, wir befinden uns am Ausgangspunkte ganz neuer Erkenntnismöglichkeiten gerade für die offizielle Wissenschaft; dem wahren Mystiker und Okkultisten waren dies aber längst bekannte Tatsachen oder innere Erlebnisse; sich darüber mit hartgesottene Materialisten herumstreiten zu wollen, hat aber so wenig Zweck, wie mit Blindgeborenen über Licht und Farben diskutieren zu wollen.

Wer also aufnahmefähig und lernbegierig ist, wird wohl aus diesen Andeutungen schon entnommen haben, daß man, um die Entstehung der Zaubermedizin zu erklären, tiefer in das Rätsel des Menschen eindringen müsse, als dies eine materialistische Wissenschaft bisher gestattete. Sollte dieser Band der okkulten Medizin in die Hand eines Arztes fallen, der von all diesen Dingen keine Ahnung hat, so empfehle ich ihm, ehe er sich über diese Gedankengänge hinwegsetzt, zuerst du Prels „Rätsel des Menschen“ und dann „Die Seherin von Prevorst“ von Justinus Kerner (,der bekanntlich selbst Arzt war,) zu lesen. Dann erst möge er seine Einwände vorbringen.

Natürlich ist der Schreiber dieser Zeilen nicht so kurzsichtig, daß er nicht auch zugeben würde, daß manches Mittel der sogenannten Zaubermedizin durch eine weiter

fortgeschrittene Naturwissenschaft nicht auch eine ganz natürliche Erklärung finden könnte. Hier gleich ein schlagendes Beispiel: Lange vor Entdeckung des Radiums hat man in der Gegend von Joachimstal in Böhmen kleine Säckchen mit radiumhaltiger Erde als Sympathie- oder Volksmittel gegen Kopfweh, Kopfgicht, Gicht und Rheuma aufgelegt. Damals würde jeder wissenschaftlich gebildete Arzt, der davon gehört hätte ohne sich persönlich von der Wirksamkeit des Mittels überzeugt zu haben, sicherlich ob dieses Aberglaubens gelacht haben. Heute aber würde er sagen: Warum nicht? Radium löst Harnsäure auf und baut sie in Kohlensäure und Ammoniak ab. Diese Säckchen enthielten Uranpechblende, waren also zweifellos radioaktiv, *mit Recht also hat das Volk diese Säckchen als Volks- oder Sympathiemittel gebraucht*, wenn auch dem Volke jede wissenschaftliche Erklärung gefehlt hat. Immerhin mögen diese Säckchen also gegen Kopfweh, Gicht und Rheuma nicht unwirksam gewesen sein.

Was beweist dieser Fall? Man muß doppelt vorsichtig sein bei Erklärung von Volks- und Sympathiemitteln oder Mitteln der Zaubermedizin. Erstens soll man sich überzeugen, ob sie wirken oder nicht. Dann soll man unter allen Umständen erst nach einer natürlichen Erklärung suchen, und erst wenn diese versagt, die Wirkung aber doch unleugbar vorhanden ist, diese Wirkung bisher verborgenen oder okkulten Kräften zuschreiben. Ob nun diese okkulten Kräfte sinnlicher oder übersinnlicher Natur sind, das ist eine andere Frage, die man auch nicht immer ohne weiteres lösen kann.

Aus all dem geht wohl schon hervor, daß wir die Sympathiemittel, wie überhaupt die ganze Sympathielehre und die Zaubermedizin nicht bloß einseitig etwa lediglich „vom kulturgeschichtlichen Standpunkt“ betrachten sollen, sondern, daß wir sie auch vom weitaus wichtigeren Standpunkte der *effektiven* oder *tatsächlichen Wirksamkeit* studieren sollen. Dann werden wir sehen, daß durch viele Sympathiemittel tatsächlich Heilungen erzielt werden können, ja, diese Mittel hätten sich nicht so lange erhalten, wenn sie nicht zu allen Zeiten irgendwie gewirkt hätten. Wo aber eine Wirkung eintritt, da liegt dieser Wirkung irgendeine

Kraft oder irgendein Gesetz zugrunde. Das ist eine ganz gesunde, reale, naturwissenschaftliche Auffassung der Verkettung von Ursache und Wirkung.

Diese Auffassung gilt aber nicht nur für den Physiker, sondern auch für den Metaphysiker. Es mag uns irgendeine Wirkung deshalb frappieren, weil wir deren Ursache nicht sehen, fühlen oder ergründen können. Aber wir werden deshalb nie sagen können, diese oder jene Wirkung ist *ursachenlos* vor sich gegangen. Dagegen sträubt sich mit Recht unser gesundes Denken. Es heißt dann eben: wir wollen die Sache verstehen oder begreifen und den tieferen Zusammenhang zwischen der sichtbaren und greifbaren Wirkung und der unsichtbaren und unfühlbaren Ursache herausfinden. Tun wir dies, so sind wir wahre Naturforscher, ja wahre Okkultisten. Daß dies aber nicht immer eine leichte Sache ist, geben wir zu. Zudem gibt es eine Menge Hindernisse dabei zu überwinden. Wir wollen nur einige nennen. Die Denkfaulheit ist ein ebenso großes Hindernis als das Eingestelltsein auf gewisse Theorien oder Arbeitshypothesen. Der Wissenschaftler, der bestenfalls bei allen Sympathiekuren nur die Suggestion oder Autosuggestion als wirksames Prinzip anerkennt, wird natürlich mit dieser Einseitigkeit seiner Anschauung ebenso Schiffbruch erleiden wie der naive oder wunderstüchtige Mensch, der in jeder, auf den ersten Anblick dunklen oder unerklärlichen Wirkung ein „Wunder“ erblickt.

Wenn dir also, verehrter Leser oder liebe Leserin, irgendein Buch über Sympathiemittel, Sympathielehre oder Zaubermedizin in die Hand fällt, so tue das Ganze nicht mit einem mitleidigen oder wissenschaftlich-hochmütigen Lächeln ab. Es mag ja mancher Unsinn darin stehen, manches alte, gute Mittel durch sachunkundige Abschreiber verstümmelt auf uns gekommen sein, damit ist aber nicht gesagt, daß alles darin wertlos sei oder auf wüstem Aberglauben beruhe. Wer so rasch und oberflächlich urteilt, der ist wahrlich nicht aus dem Holze geschnitzt, die Goldkörner, die mit Sand und Schlamm vermischt sind, auf diesem Gebiete sich anzueignen. Er bleibe also lieber der ganzen Sache fern.

Wer aber den wissenschaftlichen Hochmut und die Einseitigkeit der materialistischen Weltanschauung überwunden hat, wer zu sich sagt: ich bin keineswegs allwissend, daher kann ich nur durch ehrliches Prüfen einer Sache herauszufinden, was daran Wahres oder Falsches ist, der erscheint uns schon als der Berufenere, um auch auf diesem dunklen und schwierigen Gebiete Wahrheit und Irrtum, Dichtung und Wahrheit zu scheiden. Also mit bloßer Systemweisheit kommt man da nicht weit; es geht nicht an, alles zu negieren, was nicht ins System paßt. So kommt es, daß oft ungebildete Menschen, gerade durch ihre Einfalt, durch ihren kindlichen Glauben, durch Ehrfurcht vor den vielen uns noch unbekanntem Kräften, weit aus besser geeignet sind, tüchtige, praktische Sympathetiker zu werden, als Menschen, die sich rühmen, über jeden Schwindel und Hokuspokus erhaben zu sein.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß wir nun, falls uns irgendeine alte Schwarte über Sympathielehre oder Zauberméizin in die Hand kommt, nun blind und absolut gläubig darauf „losexperimentieren“ sollen. Da kann man selbstredend aus verschiedenen Gründen manche schwere Enttäuschung erleben. Man beginne also vorsichtig tastend (besonders bei Mitteln, deren Wirkungsweise uns ganz unklar ist), bei leichten und ungefährlichen Krankheiten oder Gebrechen das eine oder das andere Mittel zu erproben. Besser und rascher kommt man allerdings vorwärts, wenn man das Glück hat, der Schüler eines alten, erfahrenen Sympathetikers oder Zauberdoktors zu werden. Aber freilich, derlei Menschen sind meist verschlossene Naturen. Man muß ihnen selbst „sympathisch“ sein, damit sie uns ihr Vertrauen schenken. —

Natürlich benützten und benützen auch heute noch die meisten „Sympathiedoktoren“ eine Reihe von mehr oder minder erprobten „Sympathiemitteln“ ohne Kenntnis ihres Ursprungs und ohne Erkenntnis der dabei in Wirksamkeit tretenden Gesetze und Kräfte, noch viel weniger kennen diese, ansonsten vielleicht ganz tüchtigen Praktiker, die erhabene und tiefgründende Philosophie, die dem ganzen „Sympathieglauben“ zugrunde liegt. Wir sind jedoch der Ansicht, daß es zum besseren und richtigeren Verständnis

der sogenannten „Sympathiekuren“ doch nötig ist, sich ein wenig mit den philosophischen Grundlagen der ganzen „Sympathielehre“ zu befassen, und mancher Leser, der uns nun mit einiger Aufmerksamkeit folgt, wird dann mit Staunen wahrnehmen, daß dies keineswegs bloß eine Philosophie der „Einfältigen“ oder ein „Altweibergglauben“ ist. Verfolgt man nämlich die Sympathielehre bis zu ihren letzten Wurzeln, so gelangt man schließlich zur Lehre von der

### *Harmonie oder Sympathie des Alls.*

Da wird dann wohl jeder Einsichtige zugeben müssen, daß die Erkenntnis der Sympathie oder Harmonie des Weltalls doch ein ganz gewaltiges Problem ist, mit welchem sich die größten Denker aller Zeiten beschäftigt haben. Zudem wüßten wir keine Erkenntnis, welche befruchtender auf viele Wissenschaften einwirkte als gerade die Lehre der Sympathie oder Harmonie des Alls, und sie ist überdies ein Hauptschlüssel zum Verständnis der meisten Methoden der Zaubermedizin, und schon aus diesem Grunde müssen wir uns etwas eingehender mit diesem Gegenstande befassen. Wir wollen hier bereits manches vorwegnehmen, was wir im I. Kapitel bereits als bekannt werden voraussetzen müssen.

Schon *Heraklit*, der ob seiner tiefsinnigen Philosophie der Dunkle genannt wird (der aber in mancher Beziehung wieder „heller“ ist wie so viele moderne Philosophen), erkannte eine „*unsichtbare Harmonie*“ des Weltalls, „in welcher der mischende Gott die Verschiedenheiten und Gegensätzlichkeiten verbarg und untertauchen ließ“. Für Heraklit ist das Weltganze eine in sich gespaltene und schließlich wieder in sich zurückkehrende Einheit, zugleich Streit und Friede, zugleich Mangel und Fülle. Aus dem einen göttlichen Urfeuer, welches aber reine Vernunft oder der Logos ist, geht durch Zwiespalt und Kampf die Vielheit der Dinge hervor, Eintracht und Friede führt sie wieder zur Einheit des Urfeuers zurück. So wird aus Einem alles und aus Allem eines. Doch erkennt Heraklit hinter all den Gegensätzen und Kämpfen eine unsichtbare Harmonie, und diese unsichtbare Harmonie sei besser als die sichtbare.



Auch *Empedokles* lehrt, daß die beiden Grundkräfte der Welt Sympathie und Antipathie oder Liebe und Haß seien, wobei aber immer Gleiches zum Gleichen strebe.

Ganz besonders tritt jedoch die Lehre von der Harmonie des Alls bei *Pythagoras* und seiner Schule hervor. Pythagoras soll der Erste gewesen sein, der die Welt wegen der in ihr herrschenden Ordnung und Harmonie (wobei in erster Linie an die gesetzmäßigen Bewegungen der Gestirne zu denken ist) einen „*Kosmos*“ nannte. Er lehrte, daß die bewegten Himmelskörper einen Ton von sich geben, daß dieser Ton von den Entfernungen der Himmelskörper zur Sonne abhängig sei, und diese ganz bestimmten Intervalle verursachten also die Sphärenharmonie, die allerdings nicht jedermann hören könne. Die Harmonie des Weltalls kann auch durch die Zahlen erfaßt werden. Aus geraden und ungeraden Zahlen (das heißt aus den Eigenschaften dieser Zahlen und ihrer Verhältnisse untereinander) begründeten die Pythagoräer auch die Harmonie des Weltalls. Wie die Zahl eins, die „ungeradgerade (*ἀρτιωπεριστατή*) Urzahl“, beide Reihen Zahlen aus sich gebiert, so bilden alle Gegensätze des Weltlebens auch eine große harmonische Einheit.

*Platon* läßt in seinem „Symposion“ den Arzt *Eryximachos* von dem zwiefachen Eros sprechen, d. h. von zwei Grundwesen (Grundkräften), die wir in der ganzen Natur vorfinden, deren eines bindet, hingegen das andere trennt. Dieser Doppeleros (Liebe und Haß) herrscht nach *Platon* im ganzen Weltall, daher auch in den Menschen, Pflanzen und Tieren. Wie in der Tonkunst durch kunstgerechte Vereinigung an sich ungleicher Töne und Rhythmen Harmonien erzeugt werden, so beruht auch in der wohlgeordneten Mischung des Trockenen und Feuchten, des Kalten und Warmen die Gesundheit und das Gedeihen der Pflanzen, Tiere und Menschen.

Was man aber im Volksmund „Sympathie“ (oder sympathische Beziehungen der Dinge) nennt, das finden wir zuerst bei *Theophrast* in seinem Fragment „de odoribus“ angeführt, nämlich die folgenden vier Fälle von sympathischen Beziehungen: zwischen der Brunstzeit des Bockes und dem abgezogenen Bocksfell, zwischen der

Rebenblüte und dem Wein im Fasse, zwischen Knoblauch und Zwiebeln, zwischen dem Winterschlaf des Bären und dem Anschwellen des Bärenfettes im Topfe.

Jedoch zu einem geschlossenen System wird die Sympathie des Kosmos (Weltalls) erst durch die philosophische Schule der *Stoiker*. Diese Schule wurde um das Jahr 300 vor Christus von dem Griechen *Zenon* aus Kition auf Kypern begründet. Zenon versammelte seine Schüler in der Stoa poikile, einer bunten Säulenhalle in Athen. Berühmte Stoiker waren: Kleanthes (von dem der Ausspruch stammt: „In ihm leben, weben und sind wir,“ den Paulus in Athen zitiert), Chrisippos, Panaitios, Poseidonios, Seneca, Musonius, Epiktet (der eine Zeit lang Sklave war), Justinus Rusticus und dessen Schüler, Kaiser Mark Aurel. Daraus ersieht man, daß der Stoizismus von Griechenland nach Rom kam und dort in der Kaiserzeit sogar eine Art ethischer Religion des römischen Volkes wurde. Und diese Religion war keinesfalls die dümmste oder schlechteste. Ja, die Ethik der Stoiker war sogar jener des Christentums auffallend ähnlich!

Nach den Lehren der Stoiker ist das Weltall kein (toter) Mechanismus, sondern im Gegenteil ein (belebter) Organismus. Die wirkende Kraft im Ganzen der Welt ist die Gottheit. Sie durchdringt, belebt und beseelt die Welt als ein allverbreiteter Hauch (Licht, Äther), sie ist die Weltseele, die Weltvernunft. Aller Stoff ist nur eine Modifikation dieser göttlichen Kraft, und alles löst sich im ewigen Wechsel (Kreislauf) wieder auf in diese göttliche Kraft. Auch der Mensch ist ein Teil der Gottnatur, auch er wird vom reinen göttlichen Hauch, der das ganze Universum belebt und beseelt, durchdrungen. ✓

Ist also alles in der Natur vom göttlichen Hauch belebt und beseelt, so ist auch nichts in der ganzen Welt ohne Zusammenhang, nichts ohne Ursache und Wirkung, eines ist bedingt durch das andere, eines steht zum anderen in irgendeiner Wechselwirkung, und diese Wechselwirkung kann nun sympathischer oder antipathischer Natur sein. Der Mensch steht also *keineswegs isoliert* da, sondern es verbinden ihn geheime sympathische und antipathische Beziehungen mit den Pflanzen, Tieren, Mineralien, Sternen

und mit anderen Menschen, und alle diese Dinge sind wieder untereinander durch das okkulte Band der Sympathie oder Antipathie irgendwie verbunden.

Diese Lehre baute besonders der Polyhistor *Poseidonios* aus, so daß sie als *Mantik* neben der damals herrschenden Wissenschaft zu einem durchaus gleichberechtigten Faktor des Welterkennens erhoben wurde. In seinem System fand natürlich auch die Mantik im engeren Sinne, die Astrologie und ihre Beziehungen zur Medizin und die Zahlenmystik ihren berechtigten Platz. (Auf die wichtige Unterscheidung einer schwarzen und weißen Mantik kommen wir in einem späteren Kapitel zu sprechen.) Der Einfluß dieses Poseidonios auf seine Zeitgenossen, sowie auf spätere bedeutende Männer, wie Cicero, Seneca und Tacitus in erster Linie, ist gar nicht recht abschätzbar, wiewohl von ihm nur spärliche Schriftreste erhalten sind.

Diese stoische Philosophie oder Weltanschauung von der Sympathie des Alls konnte um so leichter, wie der bereits in der Fußnote S. 11 zitierte Prof. *Stemplinger*, an dessen Ausführungen wir uns hier anlehnen, sagt, Gemeingut der griechisch-römischen Kulturwelt werden, als die ganze Natur geistig belebt gedacht und in der Poesie und Kunst auch so dargestellt wurde. Die Personifikation von Naturkräften und Empfindungen hat — nach Anschauung der Wissenschaft — zur Vorstellung der griechischen Götter und Heroen geführt.

Wenn es sich auch darüber streiten läßt, ob der ganze griechische und römische Götterhimmel wirklich nur in der Vorstellung existiert hat, so lehrt die Beobachtung der heutigen Sensitiven und psychometrisch veranlagten Personen, daß für sie schon durch die erhöhte Wahrnehmungsfähigkeit ihres Gefühls, alles in der Natur irgendwie strahlt, lebt oder, richtiger gesagt, *beseelt* ist. Schon die Sensitiven fühlen sich tatsächlich in einem hohen Grad mit der Natur, ja mit dem All verbunden. Und für entsprechend Hell-sichtige sind auch heute noch die Elementarwesen des Wassers, der Erde, der Luft und des Feuers keine Märchen, sondern objektive Gestalten so gut, wie es heute noch Menschenkinder gibt, die sich mit den Blumen und Bäumen

unterhalten können, die deren seelische Erregungen genau mitempfinden, und die ebenso die Strahlungen der Gestirne als „reale Tatsachen“ empfinden, wie die Ausstrahlungen irgendeines Mineralen, eines Menschen, einer Arznei oder einer Handschrift.

Man muß derlei Menschen (die heute in auffallender Zunahme begriffen sind, welche Zunahme den Kundigen allein schon beweist, daß wir einer neuen Zeit, ja einer neuen Rasse entgegengehen\*) selbst beobachtet haben, und man findet die Lehre von der Allbelebtheit der Natur, auf die wir im I. Kapitel noch eingehender zurückkommen werden, gar nicht mehr so „undiskutabel“, wie sie es vielleicht noch vor einem Jahrzehnt war. Heute gibt es bereits mehr als einen Wissenschaftler, welcher die Lehre von der Allbeseeltheit und Allbelebtheit der Natur *restlos* anerkennt. Dadurch ist aber die Auffassung des Alls als „*Mechanismus*“ erledigt, und die moderne Wissenschaft beginnt nun wieder, das Weltall als *Organismus* „zu entdecken“, wie auch beispielsweise die biologische Richtung in der Medizin heute mehr und mehr an Boden gewinnt.

Dies alles vorausgeschickt, erscheint uns die ganze Literatur des Altertums über Sympathie in einem ganz anderen Lichte. Zudem braucht man nur „Die Seherin von Prevorst“ (von Justinus Kerner, erschien auch in der Reclam-Bibliothek) aufmerksam zu lesen, und man findet darin so viele Beweise für die Richtigkeit des eben Angeführten, daß man ganz überrascht sein wird. Und die gute „Seherin von Prevorst“ hat sicherlich von der Philosophie der Stoa oder von der altgriechischen und römischen Literatur über Sympathie keine Ahnung gehabt. Denken wir uns (und es dürfte dies sogar mit Sicherheit anzunehmen sein), daß jedes Kulturvolk des Altertums nur eine solche „Seherin von Prevorst“ hervorgebracht hat, so genügt dies bereits, um das Entstehen der ganzen Mantik und Sympathielehre zu erklären. Und zwar nicht als

\*) Wir sprechen natürlich nicht von spiritistischen Medien, deren trügerische Gesichte meist dunkler Herkunft sind. Wir verwerfen überhaupt alles Krankhaft-Hysterische, das ein Sensationsokkultismus ausschlachten mag und weisen nachdrücklich darauf hin, daß bei Bewertung von Sehern und Seherinnen größte Vorsicht am Platze ist. Künstlicher Somnambulismus ist entschieden zu verurteilen.

Frucht irgendeines „spekulierenden Philosophen“, sondern auf Grund von inneren Erlebnissen oder eines erhöhten Einfühlungsvermögens, einer verfeinerten Wahrnehmung usw.

Daß es dann auch Menschen gab, die diese Wahrnehmungen von derlei Sehern oder Seherinnen aufgezeichnet haben, ist auch nicht zu verwundern, ebensowenig, daß durch derlei Aufzeichnungen gewisse Praktiken der Sympathie und Magie verbreitet wurden oder sich durch Tradition in gewissen Familien oder Volksstämmen erhielten.

Und so finden wir bereits im klassischen Altertum eine überaus reiche Literatur über „Sympathie“. Daß aber das jungaufstrebende Christentum von Anfang an einen heftigen Kampf gegen diese Art der „heidnischen Magie“ (wie die Sympathie benannt wurde) führte, darf uns nicht wunder nehmen. Und wie schon die Apostelgeschichte 19,19 erwähnt, war die Literatur dieser heidnischen Magie bereits damals stark verbreitet. So ist es kein Wunder, daß durch den fanatischen Kampf des Christentums gegen alle heidnischen Überlieferungen und Gebräuche, insbesondere gegen alle Magie, uns nur mehr spärliche Reste aus dieser Zeit erhalten blieben. Doch finden wir eine Unmenge von Zitaten in den naturwissenschaftlichen, medizinischen und landwirtschaftlichen Sammelwerken jener Zeit, und wir können uns schon daraus allein einen großen Teil der alten Sympathielehre „rekonstruieren“. Der schon mehrfach erwähnte *Prof. Dr. Eduard Stemplinger* hat uns in vorbildlicher Weise einen Auszug aus der Literatur der Sympathielehre, von den ältesten Zeiten bis auf unsere Zeit, in seinem Buche „Sympathiegläubige und Sympathiekuren in Altertum und Neuzeit“ niedergelegt. Die mehr als auszugsweise Wiedergabe würde uns zu weit führen. Der wesentliche Inhalt wird uns, wenn auch in anderer Form, im Kapitel: „Aus drei Reichen“ beschäftigen.

Auch in den „Magischen Werken“ des *Agrippa von Nettesheim* wird der Leser den Niederschlag des Sympathiegläubens erkennen, wie er etwa zur Zeit der Gebrüder Plinius geblüht haben mag. Wir wollen nun, unter Weiterbenutzung *Prof. Dr. Eduard Stemplingers* schätzenswerter

Vorarbeit, etwas eilig an der Leiter der Jahrhunderte vollends hinaufklettern.

„Die Stoa war“, wie gesagt und um gleich mit den Worten Stemplingers zu beginnen, „die vorherrschende Weltanschauung der griechisch-hellenistischen Welt und hat auch das werdende Christentum beeinflußt und befruchtet“. Zudem unterschied sich, wie ebenfalls schon erwähnt, die hohe Ethik eines Seneca, Epiktet, Mark Aurel im Kern nicht viel von der christlichen.

„Im 2. Jahrhundert nach Christus dringt der verdrängte Platonismus wieder vor: der Neuplatonismus macht den letzten Versuch, die Einheit des Weltzusammenhangs durch Zurückgreifen auf den reinen Platonismus, durch Anpassung an die religiöse Mystik der Zeit, durch Aufnahme stoischer Vorstellungen über Mantik wieder herzustellen.“

„So fand denn auch die alte stoische Lehre von der „Sympathie des Alls“ (welche Lehre aber viel, viel älter als die Stoa ist. Surya) im Neuplatonismus eine neue Heimstätte. Nach Plotinos, dem Hauptvertreter der neuen Richtung, sind alle Teile des Weltalls durch ein ewiges Gesetz zu einer immanenten Harmonie (Sympathie oder Homoiopathie) unter sich und mit dem Ganzen verbunden. Aber während noch die stoische Theorie an eine physikalische Wechselwirkung dachte, hat beim Neuplatonismus die Mystik des Volksglaubens gesiegt: materielle Zwischenursachen sind nicht mehr Vorbedingung; das Gleichartige wirkt unmittelbar auf das Gleichartige (*similia similibus*), es herrscht die *actio in distans*, die Wirkung in die Ferne. Es ist nur folgerichtig, wenn Plotinos die Sympathie geradezu gleichstellt der Magie, und sympathische Wirkungen durch Gebete, Töne, Gesänge, Tänze, magische Zeichen und Handlungen erzielen will.“ Das darf uns keineswegs verwundern, denn die Neuplatoniker waren Hermetiker, ebenso wie z. B. die echten Rosenkreuzer es waren und sind. Es ist hier nicht der Ort, auf die hermetische Philosophie der Neuplatoniker näher einzugehen. Wer sich aber dafür interessiert, der findet dies ziemlich eingehend behandelt in dem jüngst, auch in

deutscher Sprache, erschienenen Buche von *Dr. Franz Hartmann*: „Im Vorhofs des Tempels der Weisheit, enthaltend die Geschichte der wahren und falschen Rosenkreuzer. Mit einer Einführung in die Mysterien der Hermetischen Philosophie.“ (1924 bei Otto Wilhelm Barth, München, Schellingstraße 61), wozu noch zu bemerken ist, daß diese durchaus hermetischen Anschauungen der Neuplatoniker im Gnostizismus aufs neue Nahrung und Pflege fanden. Kein Geringerer als *Lord Bulwer*, der geniale Verfasser des „*Zanoni*“, läßt durchblicken, daß die hermetische Philosophie der Neuplatoniker ein Lieblingsstudium der wahren Rosenkreuzer bildet. Nach all dem können wir wohl sagen, daß diese Neuplatoniker eine sehr tiefe und umfassende Naturerkenntnis besaßen. Wenn also die Neuplatoniker wieder zugunsten der Weltharmonie und Sympathie eintreten, so muß an dieser Lehre schon etwas Wahres daran sein. Die Neuplatoniker, deren eigentlicher Begründer *Ammonius Sakka* (175—242 nach Christus) ist, lehrten bereits, daß die alles umfassende Weltkraft als eine Art von Magnetismus aufzufassen sei. So etwa wie *Claudius* sagt: „Der Magnetismus ist die alles wirkende Kraft, welche den Samen aller Dinge in sich trägt: Mondes- und Sonnenfinsternisse, die Erscheinungen der Kometen, der Winde, Sturm, Erdbeben, Donnerwetter, Regenbogen—alles kommt von ihr durch sie.“

Das mag natürlich nach den heutigen physikalischen Anschauungen teilweise unrichtig sein, aber unsere modernen Physiker sprechen doch auch von einer „universellen oder kosmischen Energie“, die alles bewirkt. Auf den Namen kommt es nicht so sehr an, sondern darauf, was man damit gesagt haben will.

Das ganze Mittelalter stand noch unter dem Einflusse der Lehren der Neuplatoniker und des antiken Volksglaubens (man braucht, um dies zu beweisen, nur die Werke des Albertus Magnus heranzuziehen), und nur schwer konnten sich die Naturwissenschaften, als diese ihre eigenen Bahnen einzuschlagen versuchten, von der Mystik loslösen. Wenn wir über diesen Zeitabschnitt hier mit einer kurzen Bemerkung hinweggleiten, so werden wir im Verlauf unserer Arbeit doch noch des öfteren auf einen

genialen Vertreter gerade dieser Epoche aufmerksam zu machen Gelegenheit haben, auf den Kardinal *Nikolaus von Kues*, dessen lapidare Formel: „*coincidentia oppositorum*“ (das Zusammenfallen der Gegensätze) als Quintessenz einer synthetischen Philosophie uns noch eingehender beschäftigen wird.

Im Zeitalter der Renaissance stieg der Neuplatonismus vollends, um Stemplingers Worte zu gebrauchen, „wie ein Phönix aus der Asche“, und die Naturmystik fand neue Jünger. Man denke nur an Pico von Mirandola nebst seinem Schüler Reuchlin, an Trithem und dessen Schüler *Paracelsus*. Im Grunde genommen war diese Naturmystik der Neuplatoniker doch nur die okkulte Philosophie und okkulte Naturlehre der Hermetiker, Rosenkreuzer usw. Und da diese okkulte Philosophie innig mit einer okkulten Naturerkenntnis verbunden war, so fußte sie eigentlich auf Naturtatsachen und nicht lediglich auf „Spekulation“. Die okkulten Kräfte des Makro- und Mikrokosmos zu ergründen und diese praktisch in der Medizin zu verwerten, war aber eine der Hauptaufgaben der Rosenkreuzer. Wir dürfen uns daher nicht verwundern, wenn auch ein *Paracelsus* in seinen medizinischen Schriften für den Magnetismus des Alls und des Menschen eintritt. Stemplinger bemerkt hierzu:

„Nach *Paracelsus* ist in jedem Menschen etwas „Siderisches“, d. h. ein Wesen, das von den Sternen herührt und wie ein Magnet ihre Kräfte an sich zieht. Dies Wesen nennt er *magnes microcosmi*. Im Traktat über die Pest lehrt er, die magnetische Kraft sei über die ganze Natur ausgebreitet; die „*Mumie*“ des Menschen (Speichel, Eiter, Harn, Schweiß u. dgl.) ziehe die giftigen Eigenschaften aus dem Monde, den Gestirnen und anderen Kreaturen an sich; umgekehrt zögen auch Mond und Sterne giftige Ausdünstungen der Menschen an sich und übertrügen sie auf anderes. Auf dieser Anschauung eines Magnetismus des Alls fußt des *Paracelsus* Lehre von den Sympathiekuren wie bei den Alten.“

Mancher Wissenschaftler unserer Zeit wird natürlich diese Anschauung des *Paracelsus* als „Aberglauben“ bezeichnen. Aber ich erinnere daran, daß z. B. ein *Dr. Böhm*



in Nürnberg herausfand, daß gewisse Seuchen bei Tieren (wie Schweinerotlauf) durch gewisse elektrische Veränderungen der Atmosphäre (Ionisierung) bedingt sind, bzw. daß diese elektrischen Zustände der Atmosphäre die Ausbreitung dieser Seuchen begünstigen, oder daß die Tiere dann besonders leicht der Ansteckung unterliegen. Nun ist es eine wissenschaftlich erhärtete Tatsache, daß die elektrischen Zustände unserer Atmosphäre zum großen Teil von der Sonnentätigkeit abhängen, die Sonnentätigkeit (Sonnenflecke \*) usw.) aber nichts anderes ist als der Lebensrhythmus der Sonne, der sich in gewaltigen elektromagnetischen Schwankungen und Schwingungen sowie in der Aussendung von allerlei elektrischen Wellen und radioaktiven Emanationen, Elektronen (Jonen) kundgibt. Aber die Sonnentätigkeit ist wieder ihrerseits, wie wir bereits in früheren Bänden dieses Werkes (und auch in der „Okkulten Weltallslehre“ von Surya-Valier) nachgewiesen haben, durch die verschiedenen Stellungen (Konstellationen) der Planeten zur Sonne bedingt. Die Planeten üben, wie man heute zu sagen pflegt, durch ihre Konstellationen eine Reizwirkung auf die Sonnentätigkeit aus. Daß aber nicht nur Tierseuchen, sondern auch Menschenseuchen in einer sehr markanten Abhängigkeit von der Sonnentätigkeit sich befinden, hat *Wachtelborn* in seinem ausgezeichneten Werke: „Die Heilkunde auf energetischer Grundlage und das Gesetz der Seuchen“ sehr eingehend und in durchaus wissenschaftlicher Form dargelegt. Wir haben diesen Gegenstand auch im zweiten und sechsten Band unserer okkulten Medizin behandelt. Dies alles in Erwägung gezogen, ist es auch heute gar nicht so unsinnig oder „unwissenschaftlich“, von einem Magnetismus des Alls oder von einem universellen Magnetismus zu sprechen, denn es ist unzweifelhaft festgestellt, daß die magnetischen Gewitter der Erde von der Sonnentätigkeit stark beeinflußt werden; sind aber Sonne und Erde mit elektromagnetischen Kräften begabt, so sind es wohl auch die übrigen Gestirne. Unser ganzes Planetensystem steht also in einer elektromagnetischen und radioaktiven Wechsel-

\*) cf. des Astronomen *Dr. H. H. Kritzinger* kleine Broschüre „Der Pulsschlag der Welt“, Kempten i. Allg. 1924. (Verlag für Bildung und Lebensreform.)

wirkung, und alles Leben auf Erden ist mehr oder minder dieser Wechselwirkung unterworfen. Daß der Mensch mit seinem hochentwickelten Nervensystem diesen siderischen Schwingungen und Einflüssen erst recht unterworfen ist, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, besonders in unserer Zeit, wo der geniale *Carl Ludwig Schleich* den *plexus solaris* (das Sonnengeflecht), wie schon erwähnt, mit einer Marconiplatte verglich, durch welche der Mensch die kosmischen Schwingungen aufnehme, und der sensitive Mensch auch diese empfinden könne. Auffallend ist auch die Bezeichnung „sympathisches Nervensystem“ (Sympathikus), wobei wir daran erinnern, daß das Sonnengeflecht der bedeutendste Teil des sympathischen Nervensystems ist. Der Name Sympathikus rührt wohl daher, daß Sensitive vermittels desselben Sympathie und Antipathie empfinden. Der universelle Magnetismus ist also weder eine „Irrlehre“ noch ein „Aberglaube“, sondern eine hochbedeutsame Sache, mit der sich die Wissenschaft unserer Tage und auch die kommende Wissenschaft noch sehr eingehend wird beschäftigen müssen. Dann wird es sich von selbst herausstellen, daß Paracelsus auch bezüglich seiner Lehre vom Magnetismus des Alls sowie bezüglich seiner Lehre von der „Mumie“ kein Phantast war.

Bisweilen nennt Paracelsus allerdings auch diese Mumie selbst einen „Magneten“, und in diesem Magneten liegen nach ihm alle körperlichen Kräfte gewissermaßen konzentriert beisammen, oder richtiger gesagt, eine kleine Dosis dieses (insbesondere durch ein Gärungsverfahren verstärkten) Magneten (also ein Tropfen Blut oder Eiter) kann die Krankheitsstoffe aus dem ganzen Leibe herausziehen, wenn man diesen Magneten z. B. in Bäume verpflanzt. Solchermaßen kann man, wie auch Paracelsus bestätigt, auf die wundersamste Weise einen Menschen von den allerunheilbarsten Krankheiten, z. B. Gicht, Podagra usw., befreien, wenn man ihn gleichsam zu einem Eisen macht, das ist, wenn man einen kleinen Teil der verdorbenen Mumie einem anderen gesunden Körper beibringt. Dieser gerät durch diese Einpflanzung in eine magnetische Wechselwirkung mit dem kranken Organismus und zieht

sodann die Krankheit gänzlich, wie der Magnet das Eisen, an sich, der erstere wird gesund, der letztere dagegen bekommt die Krankheit.

Die okkulte Philosophie wurde auch von einzelnen Humanisten anerkannt, ja sie fanden dieselbe über jeden Zweifel erhaben, und versuchten es nun, die okkulte Philosophie sogar mit den Lehren ihrer Kirche in Einklang zu bringen. Nur jene Lehren, welche vom kirchlichen Dogma abweichen, wurden als „Teufelswerk“ oder als „schwarze Magie“ verdammt. Zu einem förmlichen System ist diese Mystik der Sympathetik von *Agrippa von Nettesheim* in seiner *occulta philosophia* (1529 und später) ausgearbeitet worden. Lassen wir wieder Stemplinger zu Worte kommen:

Im ersten Buch erörtert er (*Agrippa*) an vielen Beispielen das „Naturgesetz“, daß das Gleiche zum Gleichen zieht und beleuchtet die magnetischen Kräfte. Dann führt er die Sympathie und Antipathie in den einzelnen Teilen des Alls durch, bei Gestirnen, Steinen, Pflanzen, Tieren und zieht daraus die entsprechenden Schlüsse, wie die Natur von Kundigen zur „weißen Magie“ und zu Heilzwecken herangezogen werden kann. Er zeigt, wie die einzelnen menschlichen Körperteile auf Planeten und Zeichen verteilt sind (siehe diesbezüglich auch Band IV der „Okkulten Medizin“, betitelt: „Astrologie und Medizin“), wie die einzelnen Gestirnen zugeteilten Pflanzen\*) die einzelnen Gestirnen zugeteilten Körperteile heilen, welche Provinzen und Reiche den Gestirnen zugehören, welche Tiere, Pflanzen, Mineralien dem Tierkreis zugewiesen sind, welche Gewalt dem kundigen „weißen Magier“ gegeben ist, göttliche Erscheinungen herbeizurufen, Tote zu erwecken. Er erörtert ausführlich die Wirkungen von Menstruum, Hippomanes, Hyänen- und Basiliskengift, der Räucherungen, Salben, Amulette, Ringe; bespricht den „Angang“ einzelner Tiere, welche Gesten, welche Körperhaltung, welche Farben, welche Buchstaben einzelnen Gestirnen eigen sind.“

---

\*) Näheres diesbezüglich im Band VII „Pflanzenheilkunde auf okkulten Grundlage und ihre Beziehung zur Volksmedizin“. Gerade dieser Band der okkulten Medizin fand viel Anklang, weil er auch viele praktische Winke gibt.

„Das zweite Buch behandelt die Bedeutung der Zahlen von 1 bis 1000 (Zahlen in der Fingersprache, welchen Gestirnen zu eigen, Körperteile und Maßzahlen). Das dritte Buch bespricht die Bedeutung der Sprache. Über das Wesen der Sympathie verbreitet er sich des näheren: »So wie in der Urwelt alles in allem ist, so ist in der körperlichen Welt ebenfalls alles eins und eins in allem...« »Aus jedem Körper gehen Bilder, unteilbare Substanzen aus und verteilen sich in den unendlichen Raum. Daher können Körper auf andere in der größten Entfernung wirken, und man ist deswegen imstande, einem Menschen seine Gedanken mitzuteilen, der über hundert Meilen entfernt ist.« . . . .“

„Ebenso hatte die fälschlich dem Albertus Magnus zugeschriebene Schrift: „Von den Wundern der Welt“ über die Sympathie des Alls sich geäußert: »Es gilt als eine ausgemachte Sache bei den Philosophen, daß alle Gattungen der Dinge sich zueinander hinneigen und bewegen. Das Feuer bewegt sich zum Feuer, das Wasser zum Wasser. Jede Natur bewegt sich zu ihrer Art. Dies ist die Wurzel und das Prinzip der verborgenen Wirkungen. Einige Geschöpfe besitzen von Natur eine große Kälte, einige eine große Kühnheit, einige eine große Neigung zum Zorn, einige eine große Furchtsamkeit; einige zeichnen sich durch Unfruchtbarkeit, einige durch große Liebesglut und einige wieder durch eine andere Eigenschaft aus.«

»Alles Ähnliche unterstützt, stärkt und liebt seinesgleichen; es bewegt sich zu ihm hin und umfaßt es. Jede besondere oder allgemeine Natur steht in einem natürlichen Freundschafts- oder Feindschaftsverhältnis zu irgendeiner anderen. Jede Art der Dinge hat etwas Furchtbares, Feindliches und Zerstörendes; desgleichen etwas Heiteres, Freundliches und Übereinstimmendes. Das Schaf fürchtet den Wolf und es hat eine Scheu nicht nur vor dem lebenden, sondern auch vor dem toten; der Hase schreckt vor dem Hunde, die Maus vor der Katze zurück und alle vierfüßigen Tiere fürchten den Löwen und alle Vögel den Adler und alle Tiere den Menschen. Jeder Natur ist etwas angeboren und einige Dinge besitzen solche Eigenschaften zufolge ihrer ganzen Gattung und für alle Zeit, andere aber nur ihrer In-

dividualität zufolge und auf eine bestimmte Zeit. Die Erfahrung lehrt, daß Teile von solchen Geschöpfen, die im Leben einander hassen, einander gleichfalls hassen, wenn die Geschöpfe, denen sie angehören, tot sind. Ein Schafsfell z. B. wird von einem Wolfsfell verdorben, und eine Trommel aus Wolfsfell macht eine solche aus Schafsfell verstummen. So verhält es sich in allem anderen. Es liegen hierin große Geheimnisse verborgen.«

„Einer der eifrigsten Fortsetzer der Paracelsischen Mystik war der Mediziner *Baptista von Helmont*, der Entdecker des Hirschhorngestes und des kohlen-sauren Ammoniaks († 1644). Ihm ist die große Sympathie alles Irdischen und Erschaffenen ein Axiom. Diese magnetische Kraft »ist eine unbekannte Eigenschaft himmlischer Natur, den Gestirneinflüssen sehr ähnlich und durch keine Entfernung des Orts beschränkt.«“

„Sie ist aber nicht bloß in dem inneren Menschen, sondern „auch in dem äußeren, nämlich in Fleisch und Blut. Ja nicht einmal in den äußeren Menschen, sondern verhältnismäßig auch in den Tieren und vielleicht in allen anderen Dingen, da alle Dinge des ganzen Weltalls zu einander im Verhältnis, in einer Beschattung stehen oder wenigstens doch in allen Dingen Gott enthalten ist, was schon die Alten mit würdigem Ernst angemerkt haben. Die magische Kraft hat in dem äußeren so gut wie in dem inneren Menschen nötig, erweckt zu werden; der Teufel vermag aber nur zu erwecken, was des äußeren Menschen ist; im Innern, im Grunde der Seele, ist das Reich Gottes, zu welchem kein Geschöpf Zugang hat.«“

Auch der gelehrte Jesuit *Athanasius Kircher*, den man zu den größten Gelehrten seiner Zeit rechnet (Kirchner starb 1680), und der als der Erfinder des sogenannten maltesischen Brennsiegels und der *Laterna magica* gilt, beschäftigte sich unter anderem auch mit dem Magnetismus (*magnes sive de arte magnetia* 1643). „Nach ihm ist alles im Weltraum magnetisch; unter Magnetismus sei ein Ganzes zu verstehen, dessen Teile durch eine anziehende und abstoßende Kraft, die dem Magnet ähnlich ist, miteinander verbunden und geleitet werden. Er nennt einen Magnetis-

mus der Pflanzen, Tiere, Metalle, Elemente, der Sonne, des Mondes, des Meeres usw.; er kennt einen Magnetismus einiger Fische, elektrischer Körper, Arzneikörper, der Musik und des Eros. Aus allen Gebieten führt er eine Menge von Beispielen auf, die entweder alten Schriftstellern entnommen sind oder eigenen Beobachtungen. So sagt er, lieben die Akazien in der Gegend um Rom die Sonne so sehr, daß sie gleich beim Aufgang derselben sich entfalten, beim Untergang aber sich die Blätter so zusammenziehen, daß man Wacholderstacheln ansetzen könnte. »Der Instinkt der Tiere, wodurch sie Nützliches suchen und Schädlichem ausweichen, ist nichts anderes, als die Neigung der Pflanzen zum Guten oder die Abneigung vom Bösen, deren nahe Atmosphäre wohlthätig oder nachteilig wechselweise einwirkt, so daß durch Gleichheit Liebe, Anziehung, Sympathie und durch Ungleichheit Haß, Abstoßung, Antipathie entsteht.« Besonders auffallend sei der Magnetismus der Musik. Hier sehe man, wie durch Instrumente die Nerven, die Seele, die Leidenschaften in Aufruhr gebracht werden; der Magnetismus des Eros ist der Urheber und Erhalter aller Dinge, Künste und Wissenschaften gehen aus ihm hervor: der Künstler kennt ihn, der Athlet, der Landmann, der Musiker, der Astrolog, Wahrsager und Theologe.“ (Stemplinger, S. 29.)

Durch ihre pantheistische Auffassung erregte 1673 die *nova medicina spirituum* des Rostocker Professors *Tenzel Wirdig* großes Aufsehen. „Ihm ist die ganze Natur beseelt; (was auch der alte Haeckel schließlich wieder entdeckt hat, es sei hier nur an seine „Kristallseelen“ erinnert, Surya), unter den Geistern aller Körper auf Erden und in den Gestirnen des Himmels findet eine Übereinstimmung statt oder eine Anziehung, wenn sie von einerlei Natur sind, und eine Abneigung, ein beständiger Streit unter denen, die entgegengesetzter Natur sind. »Aus diesem Verhältnis der Sympathie und Antipathie entsteht eine anhaltende Bewegung in der ganzen Welt und in allen ihren Teilen und eine ununterbrochene Gemeinschaft zwischen Himmel und Erde, welche die allgemeine Harmonie ausmacht. Die Gestirne, deren Ausstrahlungen bloß aus Feuer und Geistern bestehen, haben einen unleugbaren Einfluß auf die irdischen

Körper, und ihr Einfluß auf den Menschen offenbart sich durch Leben, Bewegung und Wärme, drei Dinge, ohne welche er nicht leben kann.«

»So wie die ganze Welt mit Geistern erfüllt ist, so ist auch das ganze All der Macht des Magnetismus untertan; alles lebt und besteht durch ihn, alles geht durch ihn unter.«  
„Tenzel führt diese Sympathie unter den Menschen überhaupt, unter Personen von gleichem Geschlecht, zwischen Mutter und Kind aus; er spricht von der Sympathie lebendiger und toter Teile \*), von der Sympathie der Tiere, Pflanzen und Mineralien.“

Auch der große *Newton* († 1727), der sich zum Bedauern der exakten Naturwissenschaftler in späteren Jahren der Mystik zuwandte oder in „mystischen Träumereien erging“, wie die Herren Materialisten zu sagen pflegen, spricht in seinen „naturphilosophischen Grundlehren“ „von einem sehr feinen Geist, der alle, auch die härtesten Körper durchdringt, und der in ihren Substanzen verborgen ist. Durch die Kraft und Tätigkeit dieses Geistes ziehen sich die Körper wechselseitig an, und hängen, aneinandergebracht, zusammen. Durch ihn wirken elektrische Körper in der größten Ferne, sowohl benachbarte Teile anzuziehen als abzustoßen; durch diesen Geist fließt auch das Licht aus, wird gebrochen und zurückgeworfen und erwärmt die Körper. Alle Sinne werden durch diesen Geist angeregt, und die Tiere bewegen dadurch ihre Glieder. Allein diese Dinge sind nicht mit wenigen Worten zu erklären, und man hat noch nicht hinlänglich Erfahrung, um die Gesetze genau bestimmen zu können, nach welchen dieser allgemeine Geist wirkt.“ (Vgl. Stemplinger, S. 30.)

Die Gedanken, die da der große *Newton* entwickelt, genügen nebenbei bemerkt, um die *ganze* Physik, Physiologie und Biologie *total umzugestalten*, und zwar im Sinne eines *geistigen Monismus!* Wer sich für derlei Probleme

\*) Man hat z. B. die Beobachtung gemacht, daß, wenn zwei Möbelstücke aus dem Holze desselben Baumes angefertigt wurden, und das eine Möbelstück bei einer Feuersbrunst verbrannte, im selben Augenblick das andere Möbelstück, das weit davon weg war, einen gewaltigen Sprung bekam. *Surya*.

ernstlich interessiert; der sei auf die Schrift: „*Wahrer und falscher Monismus*“ (von G. W. Surya) hingewiesen. \*)

Doch die erwachenden Naturwissenschaften schoben derlei feine und tiefe Gedanken Newtons beiseite, man entnahm den Werken Newtons nur das, was den Anforderungen einer streng mathematisch-physikalischen Weltanschauung genügen konnte. Es soll nicht geleugnet werden, daß auf diesem Wege auch große naturwissenschaftliche Entdeckungen gemacht wurden, ja der Grundstein zur heutigen grandiosen Entwicklung der Technik gelegt wurde. Aber damit gewann auch der alles höhere, geistige Leben ertötende Rationalismus und Materialismus seine verhängnisvolle Macht. Da aber die menschliche Seele auf die Dauer den öden Materialismus, auch wenn er im funkelnden Gewande der Wissenschaft daherkommt, nicht verträgt, so entstand gleichsam als Reaktion auf den Rationalismus das Zeitalter der Romantik, und die Romantiker waren es, welche wieder ein Empортаuchen der Mystik ermöglichten. Es entwickelte sich unter den mystischen Strahlen der

\*) Es sei hier übrigens erinnert, daß auch Novalis den Ausspruch tat: „Der Geisterwelt gehört das erste Kapitel in der Physik.“ Das heißt, man wird nie zum vollen Verständnis der sogenannten physikalischen Erscheinungen unserer materiellen Welt gelangen, wenn man nicht die geistigen Wurzeln jener Kräfte kennt, die eben die sogenannte materielle Welt hervorbringen. Oder mit anderen Worten: eine *utrkliche* Physik kann ohne Metaphysik gar nicht betrieben werden. Als Beweis für diesen Satz kann man sogar bereits die moderne Physik selbst anführen, denn diese wächst, ohne zu wollen, immer mehr ins Metaphysische hinein. Es ist ja heute eine allgemein bekannte Tatsache, daß die moderne Physik, wie Schleich sich genial ausgedrückt hat, das Atom bereits *entmaterialisiert* hat. Das Atom ist für den Physiker von heute ein reines Kraftgebilde geworden. Kraft ist aber ein übersinnlicher Begriff; denn wir nehmen nie die Kraft an sich, sondern nur ihre Wirkungen wahr. Welchen Wert hat es dann, wenn gewisse moderne Wissenschaftler daran gehen wollen, eine „wissenschaftliche“ (d. h. materialistische) Erklärung aller Phänomene des Okkultismus geben zu wollen, wenn man andererseits zur Einsicht kam, daß die Wurzeln der Kräfte, die ein Atom erstehen lassen, übersinnlicher Natur sind, oder, um mit Haeckel zu sprechen, daß selbst die Atome belebt und beseelt sind? Ist dies der Fall, ja dann ist die ganze Erscheinungswelt nur eine Materialisation von mehr oder minder zielbewußten Kräften, und solche Kräfte nennen wir mit Recht auch *geistige Kräfte*. Der Zirkelschluß ist damit vollendet. Es gibt kein Entkommen mehr für die moderne Wissenschaft (sofern sie ehrlich sein will), sie kann nur eines tun: den uralten Anschauungen der Mystiker, Hermetiker und Naturphilosophen in wissenschaftlicher Form gründlich nähertreten.



Romantiker die Naturphilosophie, und wie mächtig diese das ganze naturwissenschaftliche Denken beeinflusste, zeigt uns *Kuno Fischer*, der darüber sagt:

„Um den Einfluß zu verstehen, den die Naturphilosophie mit magischer Kraft auf die Naturforschung und Medizin ausübte, muß man sich die geistigen Triebfedern jenes Zeitalters vergegenwärtigen: der Zug nach Einheit und Universalität war damals der mächtigste, er hatte alle Lebensgebiete ergriffen und trieb alle bewegenden Kräfte der geistigen Welt in der Richtung auf jenes Ziel hin. Die Kunst war die Seele der Welt. Die neuromantischen Poeten trieben die Richtung weiter, sie waren von der Idee inspiriert, daß alles phantasiegemäß und poetisch werden müsse, daß die Poesie das Mysterium der Welt und dessen Enthüllung bedeute: die Poesie in Wahrheit die höchste Realität. Den Romantikern kam Schellings Naturphilosophie wie gerufen, sie leistete, was der Poet begehrte, sie erkennt in der Natur den bewußtlos wirkenden, schaffenden Geist in seinem gesetzmäßigen Stufengang, sie erobert die Naturwissenschaft dem Weltreich der Poesie.“

Am meisten wurde in jener Zeit das Wiedererwachen der Mystik wohl durch *Schelling* gefördert. Mit ihm und durch ihn kamen auch andere hochbedeutsame Männer zur Einsicht, daß die materialistisch betriebenen Naturwissenschaften denn doch nicht imstande sind, die Welträtsel zu lösen. So vor allem *Goethe*, der 1827 gelegentlich zu *Eckermann* sagte: „Wir sehen auf Erden Erscheinungen und empfinden Wirkungen, von denen wir nicht wissen, woher sie kommen, und wohin sie gehen . . .“ „Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt, und wie es mit unserem Geiste in Verbindung steht . . . Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben, wie der Magnet selber, eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen.“

Was will man noch mehr? Aber es gibt bekanntlich Menschen, die alles recht gründlich belegt haben wollen, und die da sagen, diese drei Zitate genügen nicht, um etwa

Goethe zu einem Mystiker oder Okkultisten zu stempeln. Nun, solche verweise ich nur auf die ausgezeichnete Schrift von Hofrat *Seiling*: „Goethe und der Okkultismus.“ Sie genügt, um auch gelehrten Skeptikern die Augen zu öffnen.

Zu Goethes Zeiten traten aber auch Naturwissenschaftler für eine vertiefte Naturerkenntnis im Sinne der Mystiker und Naturphilosophen ein, so z. B. der geistreiche *Burdach*, der 1826 in seiner „Physiologie“ im Hinblick auf die Tatsache, daß viele Pflanzen (z. B. Gurken, Melonen) nur mittels Insekten befruchtet werden können, schrieb: „Dies ist keine mechanische Aushilfe, kein Notbehelf, gleichsam, als ob die Natur gestern die Pflanzen gebildet und dabei einen Fehler begangen hätte, den sie heute durch das Insekt zu verbessern suchte; es ist vielmehr eine tieferliegende Sympathie der Pflanzenwelt mit der Tierwelt. Es soll die Identität beider sich offenbaren: beide Kinder *einer* Mutter sollen miteinander und durcheinander bestehen.“ Das ist ein wundervoller Gedanke. Hundertfach läßt er sich heute naturwissenschaftlich beweisen. Und die von Tag zu Tag sich mehrende Gemeinde der *Neovitalisten* wird an *Burdach* ihre Freude haben, wiewohl die Neovitalisten heute mit noch viel erstaunlicheren Tatsachen aufmarschieren können. Da ich jedoch diesbezüglich ziemlich eingehend im sechsten Band des vorliegenden Werkes berichtet habe, so möge dieser Ausspruch *Burdachs* genügen.

Wie wir schon erwähnten, fanden diese naturphilosophischen Ideen in *Schellings* „System der Naturphilosophie“ (1799) einen genialen Geist, der abermals die Fähigkeit besaß, Einheit und Zusammenhang in die unendlich mannigfachen Erscheinungen der Kreatur zu bringen. *Schelling* sagt: „Den drei Dimensionen der Materie entsprechen die drei Grundkräfte: Magnetismus, Elektrizität und chemischer Prozeß, die sich im Organismus als Sensibilität, Reizbarkeit und Reproduktion darstellen.“ Nun ist aber die moderne Naturforschung, wie ich bereits in den bisher erschienenen Bänden (namentlich im zweiten und sechsten!) des vorliegenden Werkes zur Genüge dargelegt habe, sogar über *Schelling* hinausgegangen, indem sie auch der Materie Empfindung (Sensibilität), ja sogar Seele, zuspricht. Die ganze Natur, vom Atom angefangen, ist als

belebt und beseelt anzusprechen, das ist das Kredo des modernen Naturwissenschaftlers. Und wenn ein solcher heute Schellings Naturphilosophie studiert, so wird er auch nicht mehr darüber verwundert sein, daß ein Schelling durch den Umgang mit den Mystikern Baader und Görres sein System schließlich zu einem mystischen und theosophischen ausbaute. Heute sieht man darin keineswegs bloß eine Verirrung eines spekulativen Kopfes, sondern nur die Bestätigung des alten Spruches: „Alles wahre Wissen kommt von Gott und führt zu Gott.“ Übrigens steht Schelling diesbezüglich nicht allein da. Diesen Weg ging auch *Oken* auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und namentlich *Ringseis* auf dem Gebiete der Medizin. Um diese Zeit lebte in München Dr. med. *Joseph Ennemoser*, den Professor Stemplinger mit Recht einen der konsequentesten Mystiker in Medizin und Naturwissenschaften nennt, wovon seine großartigen Werke: „Geschichte der Magie“ (1844) und „Magnetismus im Verhältnis zur Natur und Religion“ sowie „Der Geist des Menschen in der Natur oder die Psychologie in Übereinstimmung mit der Naturkunde“ Zeugnis ablegen. Dann ist noch *Schubert* zu erwähnen, der 1840 seine „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften“ veröffentlichte, um sich später ganz der Magie des Seelenlebens zu widmen, wobei wir hinzufügen möchten, daß all diese Männer wohl auch okkulte Tatsachen erlebt haben dürften, die sie eben veranlaßten, „Mystiker“ zu werden.

Und nun leistet sich der ansonsten vortreffliche Professor Stemplinger eine sonderbare Entgleisung. Er schreibt (S. 32): „Und während anderswo die Naturwissenschaften und Medizin auf dem sicheren Weg der Empirie der Natur manche Geheimnisse entrissen, sanken jene Mystiker immer tiefer zum Volksaberglauben herab, bis Männer, wie Pettenkofer, Liebig, Siebold, Carl Voit, mit der Fackel der echten Wissenschaft die Phantasien verscheuchten. Aber es ist eine alte Erfahrung: der rein naturalistische Materialismus befriedigt nirgends den metaphysischen Drang der Menschenseele; entweder kehrt sie zum religiösen Glauben zurück oder zur »praktischen Metaphysik« der Magie. So hebt denn auch in neuerer Zeit, begünstigt vom nerven-

zerrüttenden Weh des Weltkriegs, die Mystik überall ihr Haupt wieder, in Malerei und Dichtkunst wie in der Naturphilosophie. Der Okkultismus zählt Tausende von Anhängern; unter Zuhilfenahme moderner Errungenschaften werden alte Lehren in neue Gewänder gehüllt: so wird der Einfluß, den die Sterne auf das Menschenschicksal ausüben sollen, mit Hilfe der Radiumstrahlen erklärt; das Voltakreuz ersetzt die Amulette, und eine neue Sympathiekur bahnt die auf Zuckerpillen abgezogene weiße und rote Elektrohomöopathie des Grafen Mattei an; die Besprechungen werden ersetzt durch die Christian Science in Amerika, der in Boston ein mächtiger Tempel erbaut ist; der Spiritismus kehrt wieder zu dem Neuplatonismus zurück, der die alte Welt mit Scharen von Dämonen, höheren und niederen Gottheiten bevölkerte."

Darauf sei mir gestattet, nur ein paar Worte zu erwidern. Die positiven wissenschaftlichen Leistungen eines Pettenkofer, Liebig, Siebold und Carl Voit wird kein Vernünftiger leugnen, aber die Wissenschaft der eben genannten Vertreter hat sich als absolut unzulänglich erwiesen die zahllosen Rätsel und Wunder, die uns umgeben, zu erklären, geschweige denn die Welträtsel zu lösen.

Daß das „nervenzerrüttende Weh des Weltkrieges nicht die Hauptursache der okkultistischen Welle ist, die seit dem Weltkrieg die ganze Erde umkreist, habe ich sehr eingehend in meiner Schrift: „Das Übersinnliche und der Weltkrieg“ nachgewiesen. Dort findet Professor Stemplinger auch das Horoskop Kurt Eisners, und er mag dann vielleicht etwas anderer Meinung über den Einfluß, den die Sterne auf Menschenschicksale ausüben sollen, werden. Es wird ihm dann auch klar werden, warum heute die Anhänger des Okkultismus in Deutschland nicht zu Tausenden, sondern zu Millionen zählen. Ich setze voraus, daß Professor Stemplinger noch in München lebt. Dann bemühe er sich einmal zu Baron Schrenck-Notzing und zu Generalmajor Peter und lasse sich ein Privatissimum über echten, wissenschaftlichen Spiritismus lesen, ferner rate ich ihm, die allwöchentlichen Versammlungen der Münchener „Christian Science“ zu besuchen und sehe dort nach, welche erstaunliche Erfolge diese moderne „Besprechung“ aufzuweisen hat.

Endlich möge er den alten Dr. Johannes Dingfelder besuchen, der seit über dreißig Jahren Elektrohomöopath ist und sich von ihm sagen lassen, was die Elektrohomöopathie, die mit Sympathiekuren *gar nichts* gemein hat, de facto leistet. Hat er diesen Rundgang absolviert, dann wird ihm vielleicht klar werden, weshalb all diese modernen mystischen Richtungen *so sehr* an Boden gewinnen, nämlich, weil sie in kurzer Zeit positive Leistungen aufzuweisen haben, wie sie die Schulmedizin und Schulweisheit in langen Jahren nicht aufweisen konnte.

Eben, während ich diese Zeilen schreibe, erhalte ich den unvermuteten Besuch des Herrn Dr. med. R. aus Reval, Estland. Dieser vom Schicksal schwergeprüfte Mann sagt mir nun Folgendes: „Ich verdanke gerade Ihren Schriften »Moderne Rosenkreuzer« und »Okkulte Medizin« sehr viele und sehr wertvolle Anregungen. Auf Grund des Studiums dieser Werke wandte ich mich der Elektrohomöopathie zu und habe nun eine sehr starke Praxis, eben infolge der außerordentlichen Erfolge, die ich durch die Elektrohomöopathie erziele. Ich war über zwanzig Jahre Allopath, aber ich schätze mich nun glücklich, diesem System den Rücken gekehrt zu haben.“ Sollte der eine oder andere Leser noch nicht über Elektrohomöopathie orientiert sein, so findet er darüber im achten Band des vorliegenden Werkes genügend Aufschlüsse und auch Literaturangabe. Diese letzten Äußerungen des Professors Stemplinger zeigten mir wieder von neuem, wie notwendig es war, daß die vorliegende „Okkulte Medizin“ *von einem Außenseiter der Wissenschaften geschrieben wurde*, denn nur ein solcher hat einen halbwegs ungetrübten Blick, nur er darf ohne Standesrücksichten wirklich so schreiben, wie er im Innersten fühlt und denkt.

Soweit glaubte ich in der Einleitung in absichtlich engem Anschluß an Stemplingers leider bereits vergriffene Arbeit den in den nun folgenden Kapiteln weiter verarbeiteten Gedankengängen vorausgreifen zu müssen. Einerseits wollte ich dem fachkundigen Leser, der den Ausführungen eines Professors der Medizin vielleicht mit mehr kollegialem Zutrauen folgen dürfte, entgegenkommen und andererseits benützte ich die Gelegenheit, meiner sehr

verehrten Leserschaft meinen persönlichen, bereits bekannten Standpunkt noch einmal kurz an Hand Prof. Neuburgers und Prof. Stemplingers sehr wertvoller Spezialstudien in hoffentlich nicht zu schroffer Gegenüberstellung zu rekapitulieren, bevor ich die Feder meinem Mitarbeiter, Herrn *E. W. Clarence* übergebe. Dies erschien mir um so wichtiger, als Herr Clarence, dessen Gedanken in der Einsamkeit geboren wurden, zu ganz eigenartigen und sehr beachtenswerten Ergebnissen gelangte, deren Verständnis die genaue Kenntnis der in meinen Schriften niedergelegten und hier in großen Umrissen wiedergegebenen Denkart bereits voraussetzt.

G. W. Surya.

---

**I. Abteilung:**

**Die sympathetische Philosophie.**

---

in der der große Eine, als Herr des Werdens und Vergehens, erhaben über Liebe und Haß und doch beides umfassend, dem Verstand unerforschlich, dem Schauenden als absolut notwendig hervortritt.

Darum ist der *Monismus des Geistes* <sup>1)</sup> die kategorische Religion des wahren Kulturmenschen heute und zu allen Zeiten gewesen. Der bereits in der Einleitung erwähnte Kardinal Nikolaus von Kues kam in seiner Schrift *de pace sive concordantia fidei* zu dem Schluß, daß *una religio in rituum varietate*, „bei verschiedenem Ritual nur eine Religion“, denkbar sei.

Nachdem wir aber hier keineswegs die Absicht haben, uns mit den kulturhistorischen und völkerpsychologischen Fragen zu befassen, sondern diese lediglich, wie auch bereits in der Einleitung als Sprungbrett benützend, und über die Lehren unserer Wissenschaft, soweit als dies im Interesse unserer Arbeit angängig ist, hinwegsetzend, das Reich dumpfer, aber stets zu lebenskräftigem Erwachen bereiter menschlicher Urahnungen zu betreten wagen, sei es uns gestattet nun mit Hilfe der uralten Weisheitslehre der Hebräer die Brücke zum Verständnis der nachfolgenden Kapitel zu schlagen.

Bevor wir uns jedoch mit kabbalistischem Denken vertraut machen, werden uns noch einige Vorstudien von Nutzen sein. Wie schon angedeutet, belehren uns die Mythologien der Alten, daß der Gedanke der Dreieinheit als Glaubensforderung, an der alles Wissen scheitert, von der selbst der hl. Augustinus resigniert bekennen mußte, daß sie mit dem Verstand nicht zu ergründen sei, aus dem rudimentären Dilemma des Dualismus heraus sich letzten Endes immer Bahn gebrochen hat. Ob wir den Yang (Himmel) und Yn (Erde) überbrückenden Tao (Vernunft, Logos) der Chinesen, die Trimurti (Dreieinheit) Brahma - Vishnu - Shiva der Inder, die Götterdreiheit Amon-Re-Ptah der Ägypter<sup>2)</sup>, die Götter Zeus, Poseidon

---

<sup>1)</sup> cf. G. W. Surya, „Wahrer und falscher Monismus“, Linsers-Verlag, Berlin-Pankow.

<sup>2)</sup> Wenn das tief sinnige Volk der Ägypter die Aspekte der göttlichen Dreieinheit an verschiedenen Orten (Theben, Memphis, Karnak usw.) verschieden bezeichnete, so liegt das nach *Adolf Erman*, dem bekannten Ägyptologen („Ägypten“, Tübingen, 1885, II. Band,



und Pluto der Griechen, oder Jupiter, Neptun und Plutus der Römer, die nach A. Franck <sup>3)</sup> Geist, Seele und Körper des Weltalls personifizieren, oder die Asen Odin und Hönir samt Odins Blutbruder, dem Joten Loki der Edda als durch ein vermittelndes, ausgleichendes Prinzip verbundene Gegensätze betrachten <sup>4)</sup>, ja selbst wenn wir der ausgesprochen (?) dualistischen Lichtreligion der Parsen auf den Grund gehen, so finden wir auch hier das endliche Aufgehen des Bösen im Guten <sup>5)</sup>. Der Lichtgeist Ormuzd wird am Ende des Entwicklungsprozesses der Welt und der Menschheit über Ahriman, den Geist der Finsternis triumphieren und als der große Eine im unbewegten Reich der Ruhe walten. Wenn Zarathustra, der Prophet des Lichts, die positiv-optimistische Seite des Parsismus so nachdrücklich hervorhob, daß Dion Chrysostomos sagen konnte, die Hymnen des „Awesta“ besängen den Himmels-gott und die Sonne erhabener als Homer und Hesiod <sup>6)</sup>, so möchte man mitunter den Zoroastrismus geradezu als monistisch <sup>6a)</sup> ansehen, um so mehr, als ja auch die zur Zeit

---

S. 355), an dem Eigennutz der einflußreichen Priesterschaft, die sich jeder antipolytheistischen Bestrebung fanatisch widersetzte, weil sie ihre Einkünfte aus dem einträglichen Lokal-Götterkult zu verlieren fürchtete. Aus den Sonnenhymnen geht aber unzweifelhaft hervor, daß aus der in der XVIII. Dynastie unter dem Sohn Amenhoteps III. einsetzenden Reformation Gott Amon siegreich als „einziger Gott, in Wahrheit lebender“ hervorging, und daß er als ein Dreieiniger gedacht wurde.

<sup>3)</sup> A. Franck, „Die Kabbala oder die Religionsphilosophie der Hebräer“. Aus dem Französischen übersetzt, verbessert und vermehrt von Ad. Gelinek, bei Hch. Hunger, Leipzig, 1844, S. 211 und 212.

<sup>4)</sup> Man vergleiche auch die Riesen und Götter scheidende Regenbogenbrücke Bifröst der Edda, auf der der Asen weisester Heimdall mit dem durch alle neun Welten vernehmbaren Gjallarhorn als stellvertretender Logos Himmelswache hält.

<sup>5)</sup> Auch der Ase Heimdall und der Riese Loki töten sich gegenseitig im Endkampf und Baldur kehrt wieder.

<sup>6)</sup> Siehe Hauser, „Weltliteratur“, Leipzig—Wien, 1910, I. Band, Seite 118.

<sup>6a)</sup> Man lese hierzu nach, was Prof. Dr. Edvard Lehmann (Lund) in dem von *Chantepie de la Saussaye* begründeten Standardwerk der „Religionsgeschichte“ (Tübingen 1925, I. Bd. § 4, S. 82 und 83 und II. Bd. § 5, S. 217 u. ff.) über den Monotheismus der Israeliten und Parsen des näheren ausführt. Flüchtige Einwände, die beim Lesen unserer obigen, knappen Darstellung dem einen oder anderen fachkundigen Leser von der Zunge schlüpfen möchten, dürften sich an Hand dieser autoritativen Quelle wohl stillschweigend erledigen lassen.

der Propheten bereits ausgesprochen monistische Religion der Hebräer neben Jahwe den „Gift-Gott“ Sammael bestehen ließ. Wir glauben sogar viel eher, daß der Parsismus, den Hauser die letzte und bestimmendste Etappe des Christentums nennt, außer in vielen anderen Parallelen (Lehre vom Weltheiland, von der jungfräulichen Geburt, Taufe, Engel, Teufel, Abendmahl u. v. a.) besonders mit dem Judentum insofern übereinstimmt, als dieses die absolute, ungeoffenbarte Gottheit mit der in keiner Sprache restlos wiederzugebenden Abstraktion *En-Soph* (אין סוף) <sup>7)</sup> zu bezeichnen sucht, während Zarathustra den Zustand der Gottheit, der nach dem Erlöschen des Bösen eintritt, eben weil er unaussprechlich ist, überhaupt nicht zu einem Begriff zu formen versucht.

Lassen wir die Lösung dieser Fragen dahingestellt. Jedenfalls können wir nunmehr doch getrost behaupten, daß die Lehre von der Dreieinheit, die sich im Christentum zur höchsten Blüte entfaltet hat, als uraltes Menschen-gut betrachtet werden muß und wir könnten jetzt dazu übergehen, den Leser vertraut zu machen mit den weiteren Folgerungen, die kabbalistische und auch vedische Weisheit als Kommentar an diese grundlegende Gottes- und Welt-auffassung geknüpft hat, wenn wir nicht im Interesse eines tieferen Verständnisses dieses und der folgenden Kapitel erst noch eine Weltanschauungsfrage aufzurollen hätten.

Da nämlich die Religionsphilosophie der Hebräer, Parsen und Inder, wie überhaupt fast die gesamte Philosophie der Alten, auf pantheistischer Grundlage aufgebaut ist, müssen wir zuvor noch untersuchen, inwieweit wir diese Weltanschauung mit unserem modernen Denken vereinen können. Hätten wir nur mit einem okkultistischen Leserkreis zu rechnen, so könnten wir uns die Behandlung dieser Frage — vielleicht — ersparen, da ja die „Identifikation“ des Alls mit der Gottheit und folglich die All-Belebtheit des Universums eines der grundlegenden Theoreme auch des modernen Okkultismus geblieben ist. Da wir aber einerseits nicht nur für eine bestimmte Gruppe „recht-

---

<sup>7)</sup> Etwa: Der Nicht-(Seiend-)Endende, d. h.: Das Nichts-Etwas oder: Der Seiend-Nichtseiende, kurz: Der Unaussprechliche, das „*Ichts des Nichts*“ des Jakob Böhme.

gläubiger“ Okkultisten, sondern vielmehr für die ernstesten, redlichen Zweifler, die von faustischem Trieb beseelten Wahrheitssucher überhaupt zu schreiben bemüht sind, andererseits, weil wir glauben, daß gerade den modernen, oft nur sogenannten Okkultisten, der an die Stelle des eigenen Denkens und Ringens lieber eine bequeme Geheimniskrämerei setzen möchte, eine, wenn auch kurze Auseinandersetzung und Stellungnahme zum *Pantheismus* auf die Gefahren eines blind hingenommenen Dogmas vielleicht noch rechtzeitig aufmerksam machen dürfte, sofern er sich durch unsere Worte nicht neue Fesseln anlegen, sondern zu eigenem Nachdenken anregen läßt.

Aus der kabbalistischen und altindischen Literatur pantheistische<sup>9)</sup> Belegstellen anzuführen, hieße diese ganzen Werke zitieren. Wir wollen lediglich je eine Stelle, die uns gerade in die Augen fällt, herausgreifen, ohne diese als besonders glücklich gewählt bezeichnen zu wollen. Die *Idra suta* (III, 288 a Mantua und Bischoff I, Theoret. Kabb. S. 93. cf. Fußnote S. 95.) sagt in oft wiederkehrenden Variationen: „der Alte der Alten, der Verborgene der Verborgenen, hat eine Gestalt und hat auch keine. Er hat eine Gestalt, durch welche das Weltall besteht; er hat auch keine Gestalt, da er nicht erfaßt werden kann.“ In ähnlicher Weise spricht die *Bhagavad Gita* (XIII, 15 u. ff.) diesen Gedanken aus: „Er ist über allen Dingen und in allen, unbewegt und dennoch bewegend, er wird seiner Freiheit halber nicht gesehen, er ist nahe und dennoch fern. Er ist nicht in die Dinge zerteilt und dennoch in allen enthalten.“

Ohne uns auf die Unterscheidung eines abstrakten und konkreten Pantheismus, der durch die beiden obigen Beispiele angedeutet ist, einzulassen, und ohne die sonstigen Abarten der pantheistischen Auffassung, wie sie uns vor

---

<sup>9)</sup> Die Auffassung der Kabbala nimmt übrigens eine Sonderstellung ein, da sich Theismus und Pantheismus die Hände reichen, etwa in der Art, wie wir die konkret monistische Anschauung bei v. Hartmann verwoben finden mit der pantheistischen Tendenz. Der erst vor einigen Jahren verstorbene französische Kabbalist *Papus* (Dr. med. Encausse) wendet sich sogar dagegen, der Kabbala pantheistische Ideen unterzuschreiben. (Die Kabbala, Verlag Max Altmann, Leipzig, 1921, S. 333 u. a. a. O.) Der Form aber, in der wir den Pantheismus nach kusanischem Muster zu vertreten gedenken, dürfte selbst die Autorität eines *Papus* Nachsicht entgegengebracht haben.

allem in der eleatischen, stoischen und platonischen Philosophie entgegneten, zu berühren, wollen wir unser Augenmerk lediglich auf die Hauptfrage und ihre Schlußfolgerungen richten. *Ist die Gottheit mit dem Kosmos identisch oder nicht?* Die Fragen, die sich unwillkürlich von selbst aneinanderreihen, wären dann etwa: *Ist die Natur ganz oder teilweise belebt oder ist sie tot? Ist die Einteilung der Natur in eine organische und anorganische in philosophisch-metaphysischem Sinne gerechtfertigt?*

Wollen wir der Beantwortung dieser Fragen einige Äußerungen alter und neuerer Vertreter des Pantheismus vorausschicken. Der Philosophenbiograph *Diogenes Laërtius* berichtet im VII. Buch der „*Stoicorum veterum fragmenta*“ über den stoischen Pantheismus zusammenfassend: „Daß der *Kosmos* ein vernunftbegabtes (*λογικόν*), beseeltes (*ἔμφυχον*) und verständiges (*νοερόν*) Lebewesen sei, sagt *Chrysipp*, *Apollodor* und *Poseidonius*.“

Ἐν ἑστὶ ζῶον τὸ πᾶν, ὑπὸ μᾶς ζωῆς συνεχόμενον. Μὴ γὰρ οὐσίας ταύτης κοινῆς, οὐκ ἂν εἴη συμπάθεια τῶν ἐν αὐτοῖς μερῶν; fragt der Neuplatoniker *Proklos*. (In *Timaeum*, 30 BC ed. Diehl, Bd. I, 412.). „Eine lebendige Einheit ist das All, durch ein Lebensband zusammengehalten. Sollte bei dieser Gemeinschaft keine Sympathie unter den Teilen bestehen?“

Überspringen wir *Plotin*, *Jamblichos* und die ganze lange Reihe gleich und ähnlich gerichteter Philosophen, deren Lehren immer wieder in den obigen, uralten Gedanken wurzeln, daß das Weltwesen eine *Einheit* (*ἓν*) und ein *Lebewesen* (*ζῶον*) ist, versetzen wir uns mit raschem Sprunge ins 16. Jahrhundert, die Zeit, in der das wiedererwachende Naturstudium die Fesseln aristotelisch-scholastischer Knechtschaft zu sprengen suchte, so finden wir in *Julius Caesar Vanini*, *Thomas Campanella* und *Giordano Bruno*, den Opfern der ewig schmachvollen Inquisition, drei mutige Märtyrer der mit Gott identifizierten Weltauffassung, drei ideale Vorkämpfer der freien Wissenschaft, die wohl als Bahnbrecher der lange verkannten Philosophie *Spinozas* gelten dürften, welch letzterer in seiner Ethik durch den Satz: „*Omnia, quamvis diversis gradibus, animata tamen sunt*“ (Alles ist, wenn auch in verschiedenen Graden

dennoch belebt), bereits den von Schopenhauer<sup>9)</sup> wieder aufgenommenen Gedanken aussprechend, seine geniale Begabung verraten hat, wenn es richtig ist, daß sich das Genie dadurch kundgibt, daß es „alles, was die Übrigen bloß fühlen, in Worten auszudrücken vermag.“<sup>10)</sup>

Schließlich sei noch an den modernen Pantheismus der Philosophen *Fichte, Schelling, Hegel, von Hartmann, Feuerbach und Fechner*<sup>11)</sup> erinnert, ohne ihre Anschauungen näher erörtern weder zu können, noch durch Exzerpte belegen zu wollen. Es soll dies kein Ausfall sein gegen die Männer, deren Schaffen und Wirken wir hoch verehren, sondern die Unlust zum Ausdruck bringen, die wir gegen das heutzutage leider unvermeidliche aber häufig ausartende Zitieren großer und kleiner Meister empfinden. Abgesehen davon, daß sich konzentrierte, in Extraktform geschriebene,

---

<sup>9)</sup> Scotus Erigena erblickte in jeder Erscheinung eine Theophanie (Gotteskundgebung) und Schopenhauer bemerkt hierzu (Welt als Wille und Vorstellung, II. Bd., III. Buch, Kap. 50, Epiphilosophie): „dann muß aber dieser Begriff auch auf die schrecklichen und scheußlichen Erscheinungen übertragen werden; saubere Theophanien!“ Schopenhauer tritt, wie er an derselben Stelle sagt, nur für das „*εν και παν*“, die Alleinheit, nicht aber für das „*παν θεος*“, die Allgottheit der Pantheisten ein, weil er das Böse mit Gott nicht vereinen kann, weil dem Pessimisten der hohe Begriff eines das Gute und das Böse umfassenden, aber weder von dem einen noch von dem anderen berührten, über Allem stehenden Gott nicht faßbar war, obwohl er das Verbum „koinzidieren“ in seinen Schriften wiederholt dekliniert. Dem wahren Pantheismus stand er vielleicht näher als er sich selbst eingestehen mochte, was auch die stereotyp wiederkehrende kusanische Formel „Alles in Allem“ beweist. Es fehlte vielleicht nur der katastrophale Anstoß in seinem Leben, der die Katharsis herbeiführend, ihn von seinem einseitigen Pessimismus befreit hätte. Der Mann wäre er sicherlich gewesen, dies vor aller Welt einzugestehen.

<sup>10)</sup> Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung II. Bd., Vom Genie, Kap. 31. In dem Kapitel II, 23 leugnet zwar Schopenhauer zunächst „das so beliebte Gerede vom Leben des Unorganischen“, um aber gleich darauf dem Unorganischen einen an Leben, Organisation und Erkenntnis ungebundenen Willen zuzusprechen. Was ist aber der Wille anderes als eine Lebensäußerung: Wenn wir es hier auch nur mit einer mittelbaren Lebensäußerung zu tun haben, so heißt das eben, daß das Unorganische nicht selbst lebend, sondern „belebt“ ist, quod erat demonstrandum. F. Maack würde hier die Begriffe „automatisch“ und „allomatistisch“ anwenden. Wir werden im III. Teil, XII. Bd. im Kapitel „Okkulte Kräfte der Edelsteine und Metalle“ nochmals darauf zurückkommen.

<sup>11)</sup> Die Werke der genannten Autoren dürften hinlänglich bekannt sein. Wir möchten lediglich auf das vielleicht weniger mehr gelesene Werk Fechners: „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen,“ (1848) wieder einmal aufmerksam machen.

wirklich wertvolle Werke kaum exzerpieren lassen, läuft man beim Zitieren oft unwillkürlich Gefahr, aus dem Zusammenhang losgerissene Bruchstücke dem eigenen Gedankengang gewaltsam einzufügen oder ihnen gar einen Sinn unterzuschieben, der im Zusammenhang des Originals gar nicht beabsichtigt war. Wir vertreten den Standpunkt, daß das Zitat vor allem und besonders in einem Werke, das sich wie das vorliegende, die „Einführung“ in ein wenig bekanntes Wissensgebiet zur Aufgabe macht, den Leser über die einschlägige Literatur, die er zur Vertiefung des auf knappem Raum Gebotenen unbedingt benötigt, informieren, also als Quellennachweis dienen soll. In diesem Sinne kann von dem Besten nicht genug herangezogen werden und so möge es uns der Leser verzeihen, wenn wir zuweilen mit Zitaten den Fluß des Themas hemmen zu müssen glauben, und wenn wir gleich jetzt, von dieser Nachsicht Gebrauch machend, zurückspringen ins fünfzehnte Jahrhundert, um einen fast vergessenen Mann, dessen Namen wir vergebens in mehrbändigen Literaturwerken (Hauser, Kurz u. a.) gesucht haben, an das verdiente Tageslicht zu stellen. Es ist dies der bereits im vorhergehenden Kapitel kurz erwähnte *Kardinal Nikolaus von Kues* (sprich: Kûs), genannt Cusanus, geboren 1401 zu Kues an der Mosel, gestorben 1464 zu Todi in Umbrien. Es ist das unbestreitbare Verdienst des vor kurzem verstorbenen Anthroposophen *Rudolf Steiner*, über dessen Bewertung sich selbst die Okkultisten noch nicht einig sind, nicht zuletzt aber des *Hellerauer Verlags*, der des Kusaners Hauptschrift: *De docta ignorantia* (Von der gelehrten Unwissenheit)<sup>12)</sup>, die uns hier beschäftigt wird, unter dem Titel: „*Vom Wissen des Nichtwissens*“ in guter deutscher Übersetzung herausgegeben hat, die Gedanken dieses genialen Geistes in einer hoffentlich reiferen Zeit wieder zum Leben erweckt zu haben. Wir gehen sicherlich nicht zu weit, wenn wir sagen, daß die Schrift *de docta ignorantia*, mit dem von Giordano Bruno weiterverfolgten *Gesetz von der Koinzidenz*, dem „Zusammenfallen der Gegensätze“, nicht nur die Lösung des kartesischen

---

<sup>12)</sup> Erschienen als IV. Publikation der Summa-Schriften im Hellerauer Verlag von Jakob Hegner, 1919, zu beziehen durch E. Haberland, Verlagsbuchhandlung, Leipzig, Eilenburger Str. 10.

Dilemmas herbeigeführt hat, sondern überhaupt den erhabensten Höhepunkt des philosophischen Denkens des Mittelalters darstellt, vorausgesetzt, daß der Leser mit uns die Ansicht teilt, daß eine auf mathematischer Basis aufgebaute Philosophie, die sich zu den letzten Dingen bis zu der Grenze erhebt, an der sich Verstand, Vernunft und Schauung zur Einheit verbinden, daß weit über der anerkannten, immer noch herrschenden, stets sich spaltenden System-Philosophie die ausgleichende, *synthetische Philosophie* thront, die in ihrem tiefsten, dem Menschen *l e b e n d* nicht erreichbaren Urgrunde die absolute Wahrheit verbirgt. Kann der Leser diese unsere Überzeugung teilen, so wird er unbekümmert um das Urteil der Welt dem großen, vergessenen Manne die Siegespalme zuerkennen.

„Das Wissen des Nichtwissens“ ist keine Unterhaltungslektüre. Inhaltsschwer reiht sich Wort an Wort. Keine unnütze Phrase verbindet die nur widerspenstig sich in menschliche Worte fügenden Gedanken. Man fühlt die Unzulänglichkeit des Menschen — und ahnt, tief erschüttert, die alles umfassende Kraft des Gotteswortes.

Wenn wir den Kusaner als erste Autorität, als den bedeutendsten Verkünder des pantheistischen Gedankens allen anderen voranstellen, so müssen wir vorausschicken, daß wir gleich mit der Lehre der Alten etwas in Konflikt geraten werden, und daß der abgeklärte Pantheismus unseres Autors sich in einer Form kundgibt, die den Verfasser des Nachworts der Hellerauer Ausgabe, Dr. phil. Alexander Schmid, zu der Äußerung veranlaßte (S. 142): „In Wahrheit ist der Kusaner nicht Pantheist<sup>13)</sup>, wenn auch manche Stellen (z. B. *de docta ign.* II, 2 und II, 5) seiner Werke eine derartige Auffassung herauszufordern scheinen und eine gewisse Berechtigung darin liegt, wenn Dilthey<sup>14)</sup> sagt, daß in Nikolaus von Cusa die Grundbegriffe, die zum

---

<sup>13)</sup> Es ist wohl auch die Zeit zu berücksichtigen, in der Nikolaus von Kues lebte. Giordano Bruno, der ideale Verfechter der kusanischen Theorien, mußte seine unverhüllt pantheistische Tendenz und sein Eintreten für das der Kirche verhaßte, von dem großen Kardinal als Vorläufer bereits erkannte, kopernikanische Weltsystem auf dem Scheiterhaufen büßen.

<sup>14)</sup> Dilthey, *Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation*, 1914, S. 334, ähnlich ebenda S. 326.

Pantheismus hinführten, gleichsam konzentriert waren.“ Alexander Schmid findet nun aber gerade in den Aussprüchen des Kardinals, die wir als Hauptbeweise seiner verinnerlichten, pantheistischen Denkart ansprechen, die Hauptpunkte des Gegenbeweises.

„Universum non evacuat ipsam infinitam absolute maximam Dei potentiam (Das Universum *erschöpft nicht* die absolut unendliche höchste Macht Gottes“), und weiter heißt es im Texte: „so daß es als schlechthin Größtes die göttliche Macht begrenzt, es erreicht nicht die höchste Grenze des absolut Größten, ebensowenig wie die Gattungen diese Grenze und wie die Arten die Grenze der Gattungen und die Individuen die der Arten nicht erreichen . . . Durch ihn (Gott) besteht der Zusammenhang im Universum, so daß alles, wenn auch untereinander noch so verschieden, verbunden ist. Es besteht daher zwischen einer höheren und niederen Gattung, aus denen sich das eine Universum konkret aufbaut, ein solcher Zusammenhang, *daß sie in der Mitte koinzidieren*, und unter den verschiedenen Arten herrscht eine solche Ordnung ihrer Verbindung, daß die oberste Art einer Gattung zusammenfällt mit der untersten der unmittelbar höheren, damit das ganze Universum ein vollkommenes Kontinuum sei.“<sup>15)</sup>

Das Universum ist also nicht der Inbegriff, sondern gewissermaßen eine Einschränkung der Gottheit. Es ist als das „konkret Größte“ (de d. ign. II, 4) das Reich der polaren Unendlichkeit<sup>16)</sup> gegenüber dem Abstraktum, in dem

---

<sup>15)</sup> Aus dem Zusammenhang gerissen steht diese Stelle in scheinbarem Widerspruch mit unserer Auffassung, das Universum, wie der Physiker die *Materie als Diskontinuum* zu betrachten. Dr. F. Maack setzt (in seiner ernstlich zu empfehlenden „Heiligen Mathesis“ Thaliss Verlag, Leipzig, 1924, insbesondere S. 10 ff., aber auch in seinen übrigen Werken) eingehend auseinander, daß der Kosmos als diskontinuierlich zu betrachten sei, weil er geordnet (Kosmos = Ordnung) werden kann, das Chaos dagegen als kontinuierlich, weil es nicht geordnet werden kann. Wir möchten die Begriffe „kontinuierlich“ und „diskontinuierlich“ durch „getrennt Zusammenhaltendes“ und „ungetrennt Zusammenhaltendes“ wiedergeben.

<sup>16)</sup> Auf den schwer faßbaren Unterschied zwischen *Ewigkeit und Unendlichkeit* werden wir im Verlauf dieses Kapitels nochmals eingehender zurückkommen. Hier mag folgender Erklärungsversuch genügen: Der Begriff „unendlich“ kann in der Mathematik als konkreter Zahlenbegriff fungieren und als Faktor eingesetzt, zu konkreten, brauch-



Größtes und Kleinstes koinzidiert, und das wir als Ewigkeit bezeichnen. Da aber das Konkrete, Diskontinuierliche aus dem Kontinuum (die Bibel nennt es Chaos, Tohuwabohu) hervorgegangen und folglich als eine seiner Funktionen von ihm durchdrungen wird, so ergibt sich daraus *nur eine beschränkte, nicht aber eine restlose Identifikation des Kosmos oder des Universums*, der Natur, und weiterhin der Gattung, der Art, des Individuums *mit Gott*.

„Alles Meßbare liegt zwischen dem Größten und Kleinsten“ (de d. ign. I, 16). Wenn wir demnach das konkrete, „nach Maß, Zahl und Gewicht“<sup>17)</sup> erschaffene Universum als Inhalt bezeichnen, so könnten wir, um uns in Ausdruck und Gedankengang an *Ferd. Maack* anzulehnen, die Gottheit als Inhalt und „Aushalt“ zugleich, als Herrn des Geordneten (Kosmos) und des Ungeordneten (Chaos) oder, um bei der Terminologie des Kusaners zu bleiben, als „Super-substanziale“ betrachten, das die Substanz oder das Konkrete in sich begreift, ohne sich in ihm aber *zu erschöpfen*.“ Gott ist also in der partikulären Wirklichkeit inbegriffen, geht aber nicht in ihr restlos auf. Wir dürfen also nicht sagen: Gott = Universum (Kosmos), sondern *Gott ist seiend*<sup>18)</sup>

---

baren Resultaten führen, man kann, kurz gesagt, mit ihm als Grenzwertbegriff rechnen (cf. Surya-Valier, *Okkulte Weltallslehre*, Asokthebe-Verlag, München, 1922, S. 148 ff.). Mit dem Ewigkeitsbegriff dagegen kann die endliche Wissenschaft des Konkreten nichts mehr anfangen, weshalb die Kabbala das ins Unendliche hereinragende Ewige durch die abstrakten Numerationen der zehn Sephiroth, also durch metaphysische Zahlen-Einheiten auszudrücken sucht. Da sich aber die Worte keiner menschlichen Sprache restlos mit der an dieselben geknüpften Vorstellung zu decken, mithin nur partikuläre Bruchstücke, im besten Fall einen begrifflichen Komplex der vorgestellten Idee wiederzugeben, niemals aber eine metaphysische Potenz umfassend auszudrücken vermögen, so ist doch wohl zu bedenken, daß unter allen Kultursprachen die wortärmste, die hebräische Sprache, mit einem Wort den größten Komplex einer Idee umfassen muß, besonders, wenn sie sich außerdem noch einer orientalischesymbolischen Ausdrucksweise bedient. Über die Bedeutungen des Wortes *Sephira* ließe sich allein eine umfangreiche Abhandlung, um nicht zu sagen ein dickes Buch, schreiben. Wir erinnern hier nur, daß dieses Wort sich sogar in dem deutschen Wort „Ziffer“, in dem Französischen „Chiffre“ und in dem Englischen „Cypher“ wiederfindet. Auch der aus dem Hebräischen übernommene Name des Edelsteins „Saphir“, besonders in der defektiven Schreibweise (ספיר) gehört hierher.

<sup>17)</sup> „In mensura et numero et pondere omnia disposuisti“. Buch der Weisheit 11, 21.

in und außer dem Universum. Die Alten haben mit ihrem  $\epsilon\nu \epsilon\sigma\tau\iota \zeta\psi\omicron\nu \tau\omicron \kappa\acute{\alpha}\nu$  (ein einziges Lebewesen ist das All) die Unterscheidung des Unendlich-Polaren und des Ewig-Apolaren nicht deutlich genug herausgearbeitet, so daß man sich bei ihnen versucht fühlt, das All im relativen Sinne als Kosmos mit der Gottheit restlos zu identifizieren.

Wie sagt denn die Bibel? „Und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.“ (Luther.) Dr. Gottlieb Latz (Die Alchemie, Bonn 1869. Selbstverlag S. 72) übersetzt den hebräischen Ausdruck על פני המים mit: „auf der Ober-

<sup>10)</sup> Sobald wir von Gott mehr aussagen als das er sei, beschränken wir sein Wesen. Nikolaus von Kues beruft sich auf den sagenhaften Hermes Trismegistos, wenn er sagt: „Weil Gott das Eine in seiner Gesamtheit ist, kann er keinen eigenen Namen haben; denn es wäre sonst notwendig, Gott mit jedem Namen oder alles mit seinem Namen zu benennen, da er in seiner Einfachheit die Gesamtheit aller Dinge in sich begreift“ (de d. ign. I, Kap. 24). In unserer partikulären Ausdrucksweise wäre es, ganz genau genommen, sogar falsch, zu sagen: Gott ist gut; denn der Gegensatz wäre: schlecht. Da aber Gott Alles ist, so setzen wir entweder durch die Affirmation (gut) stillschweigend, wenn auch unbeabsichtigt, die Negation (schlecht) voraus oder wir beschränken, wie oben gesagt, sein Wesen. In Wahrheit ist Gott weder gut noch schlecht und doch Beides, aber in einer Art, die auszusprechen eben unsere Worte nicht ausreichen. In Gott koinzidieren die Gegensätze.

Diese Erkenntnis des Kusaners ist nicht nur für den Gottesbegriff von großer Tragweite, sondern insbesondere auch geeignet, das menschliche Denken wenigstens einigermaßen aus dem Bann der Einseitigkeit zu befreien. Ganz kann uns die Überwindung der Einseitigkeit, solange wir auf Erden wohnen, nicht gelingen, weil wir das Gesetz der Polarität nicht durchbrechen können. Aber anrennen können wir gegen die Mauer solange, bis das Klopfen „drüben“ gehört wird, bis uns nicht der vernichtende, sondern der erlösende, zur Auferstehung führende Tod aus unserem Kerker befreit. Wenden wir die Lehre von der Koinzidenz nur einmal auf die Philosophie an und betrachten wir den scheinbar unversöhnlichen Zwiespalt, der die pessimistische von der optimistischen System-Philosophie trennt. Würde einer zu sagen wagen, beide Systeme sind richtig — und wir wagen es zu sagen —, so würde ihm seitens der „Philosophiekundigen“ (Philosophen haben wir ja zurzeit nicht) der in ihren Augen schlimmste Vorwurf: „er habe kein System“, zuteil werden. Er würde sich aber dann wohl damit beruhigen, daß auch Plato „kein System“ hatte. Wir sagen es noch einmal: Beide Anschauungen, die pessimistische, wie die optimistische sind richtig und fügen noch die scheinbar widersprechende Bemerkung bei, daß jede dieser Anschauungen, einseitig vertreten, als „System“, falsch ist. Beide Richtungen vereint, in dem Sinne der Koinzidenz: Alles ist relativ betrachtet gut und schlecht, absolut genommen aber keines von beiden — führen zu der synthetischen Philosophie unseres Nikolaus von Kues. Möchten seine Gedanken in unserer zwiespältigen Zeit endlich Frucht bringen! (Was meinen dazu, nebenbei bemerkt, die Allo- und Homöopathen?)

fläche des Wassers". Die Präposition al kann heißen: auf, über, oberhalb, aber auch: in und vieles Andere. P'nai heißt: das Innere (s. Fürst, Wörterbuch). Also: „Auf, über, oberhalb, in dem Innern“ oder kurz: „über und in dem“ und falls wir majim als Plural nicht als Plurale tantum auffassen, „den Wassern“.

Der Geist Gottes schwebte also *über und in* den Wassern.

Wenn wir im Verlauf dieses Kapitels für die kabbalistische, vedische und neuplatonische Emanationstheorie eintreten werden, so scheinen wir vielleicht mit dem bisher Gesagten in Widerspruch zu geraten. Um diesem Mißverständnis von vornherein entgegenzutreten, wollen wir gleich hier bemerken, daß wir die ewige, apolare, unmanifestierte Gottheit, das En-soph der Kabbala, als absolute Einheit von ihrem als Dreieinheit im polaren Reich des Kosmos manifestierten Aspekt insofern unterscheiden, als Gott in bezug auf die konkrete Erscheinungswelt sich als Dreieiniger aus dem abstrakten Seiend-Nichtseienden (En-soph, Nirwana) emanierender Demiurgos kundgibt.

Wir kommen nun zu der weiteren Frage, die sich aus dem Vorhergehenden ergibt und deren positive Beantwortung für die gesamte Sympathielehre von grundlegender Bedeutung ist, mit der sie steht und fällt: *Ist die Natur ganz oder teilweise belebt?*

Es dürfte den Leser, der uns bisher aufmerksam folgte, nicht befremden, wenn wir an den uns bereits bekannten Satz Spinozas: „Omnia, quamvis diversis gradibus animata tamen sunt“, anknüpfend, gleich dessen deduktiven Beweis zu erbringen trachten, d. h., wenn wir das Endergebnis gleich als Behauptung voranstellen.

„Alles ist, wenn auch in verschiedenen Graden, dennoch — mit Atem versehen (animata) — belebt. Das Verbum „animare“ hat nämlich auch die Bedeutung: „mit Atem versehen. Mag sein, daß Spinoza an diese Versionsmöglichkeit gar nicht gedacht hat, so werden wir im Verlauf dieses Kapitels und insbesondere in unserer demnächst im Linsner-Verlag erscheinenden alchemistischen Studie „Die magisch-philosophische Gärung“ doch zeigen, daß sich auch diese sogar wörtliche Übersetzung

rechtfertigen läßt<sup>19)</sup>. Zunächst halten wir uns jedoch an die Bedeutung: belebt.

Wenn wir das Leben als bewußte (Selbsterhaltungstrieb) oder unbewußte (Stoffwechsel), instinktive oder rein mechanische Willensbewegung definieren, so haben wir damit nur „verschiedene“, augenfällige „Grade“ aus der differenzialen Vielheit der Lebensäußerungen herausgegriffen und müßten vielleicht richtiger das Leben als das Integrale aller Bewegungsimpulse, die der Allwille umfaßt, bezeichnen. Demnach wäre auch der relative Wille, der sich in den Gesetzen der Mechanik kundgibt, als ein Ausfluß (Emanation) des absoluten Allwillens, mithin als Lebensäußerung des Weltorganismus zu betrachten. Die unbewußt, gesetzmäßige Bewegung des „anschießenden“ Kristalls, die als intra-atomistische, mit verblüffender kosmischer Zahlengesetzmäßigkeit arbeitende Bewegungsenergie im „reifen“ Kristall fortwirkt, wäre ebenso undenkbar ohne die Voraussetzung einer vernünftigen Willenszentrale, die jede Art der Bewegung, sei es im menschlichen, tierischen, pflanzlichen oder mineralischen Bereich des Weltorganismus auslöst.

Der Wille ist, wie wir noch sehen werden, ein Aspekt, der als Urbewegung sich aus der Ewigkeit fortdauernd im Unendlichen entfaltenden demiurgischen Dreieinheit. Weil wir Sinnenmenschen den primären Akt des Wollens nicht ohne Zuhilfenahme des Verstandes als Bewegung erkennen, sind wir geneigt, die sekundäre Handlung mit der primären Willensbewegung zu verwechseln und Wille und Bewegung als getrennte Begriffe anzusehen. Deshalb fällt es uns schwer, zu verstehen, daß im unbewußt lebenden Organismus, z. B. des Kristalls, Wille und Bewegung eines sein soll. Wir könnten demnach sagen, daß die sogenannte anorganische Natur unter dem unmittelbaren, die organische, vor allem die menschliche, dagegen unter dem mittelbaren Willensimpuls des Schöpfers lebt, weil letztere

---

<sup>19)</sup> Hier möchten wir nur bemerken, daß auch der bekannte moderne, französische Alchemist *Jollivet-Castelot* in „L'âme et la vie de la matière“ für die Atmung der Materie eintritt, wenn er sagt: „Ihr sagt, das Metall sei tot. Und doch atmet ja das Eisen ganz wie ein Tier. Das Eisen nimmt Sauerstoff aus der Luft auf und gibt Kohlensäure, Wasser und Ammoniak ab.“

durch individuelle Verstandeshemmungen diesen Impuls je nach der Summe ihrer, von dem Allwillen empfangenen, aufgespeicherten oder verbrauchten Willenskräfte ein- oder auszuschalten imstande ist <sup>20</sup>.

Wir können nicht umhin, das in der „Okkulten Weltallslehre“ <sup>21</sup>) unter „Lebensfunktion der Gestirne“ bereits Gesagte nochmals auszugsweise wiederzugeben. Es ist dort auf eine in Fachkreisen aufsehenerregende Abhandlung von *Albert Kniepf* unter dem Titel „Die allgemeinen Lebenserscheinungen der drei Naturreiche“ in Nr. 11/1921 der „Astronomischen Zeitschrift“ nachdrücklich verwiesen. Der bekannte Forscher, dem alle Hilfsmittel der modernen Wissenschaft reichlich zur Verfügung standen, schreibt unter anderem: „Die Tatsachen haben mich belehrt, daß der echte Kristall durch Intussusception <sup>22</sup>) wächst, daß er eine Strukturentwicklung hat, nach Art der Pflanzen und Tiere, wenn auch in den Grenzen seiner Individualität und der seinem Urplasma anhaftenden Eigenschaften — mit anderen Worten, daß er ein Gewebe darstellt, das in seiner inneren Anordnung bis zum Abschluß seiner Entwicklung beständigen Veränderungen unterliegt; daß es eine *Biologie und Pathologie der Kristalle* gibt inner-

---

<sup>20</sup>) Aus diesem Satz ergibt sich unser Standpunkt zu dem Problem des freien Willens. Zwischen Determination und freiem Willen gibt es alle Zwischenstufen, alle Nuancen. Einen freien Willen zu erringen ist eine der Hauptaufgaben unseres Lebens. Die meisten Menschen haben nur einen beschränkten, unausgewachsenen, „freien“ Willen, weil sie ihren egoistischen, negativen Willensimpulsen zu oft nachgeben, weil sie ihre Hemmungen als Energietransformatoren einzuschalten versäumen, statt daß sie durch Verneinung des Ich-Willens dem Einströmen des All-Willens Gelegenheit geben und mit diesem „Talent“ zu wuchern beginnen. Zu weiterem Studium dieses und des obigen Themas empfehlen wir wiederum Schopenhauer, den Philosophen des Willens (Welt als Wille und Vorst., I. Bd., II. Buch, II. Bd., Kap. 23, Objektivationen des Willens in der erkenntnislosen Natur). Gerade weil wir nicht in allem mit ihm übereinstimmen, ist es doppelt wichtig und lehrreich, seine Meinung zu hören. Wir wollen niemand unsere Meinung aufzwingen, sondern zu allseitig freiem, selbständigem Denken anregen.

<sup>21</sup>) Von Surya-Valier, Asokthebu-Verlag, München, 1922, S. 281.

<sup>22</sup>) D. h. er wächst von innen nach außen. „Er nimmt von einem kleinen, zuerst gebildeten Kriställchen oder von einem schon vorhandenen Kristall, dem Kristallisationszentrum, seinen Ausgangspunkt und vergrößert sich durch ständige Anlagerung gleichartiger Teilchen.“ Professor Carl Oppenheimer, „Lehrbuch der Chemie“, bei Georg Thieme, Leipzig, 1923, Einführung, S. 94.

halb der Grenzen, in welche die strukturelle und physiologische Entwicklung eines niederen Wesens eingeschlossen ist . . ." usw. Aber nicht nur auf die Kristalle dehnte A. Kniepf seine Beobachtungen aus. Von den plutonischen Gesteinen und der glühenden Lava, von den Eingeweiden der Erde bis in den unermesslichen Himmelsraum, zu den Gestirnen dehnt sich die Tragweite seiner Entdeckungen. *Es gibt nichts, was nicht lebendig ist oder gelebt hat*, das ist der Grundakkord seiner Ausführungen.

Über das Leben der Gestirne wäre soviel zu sagen, daß wir uns auf einen nochmaligen Hinweis auf die „Okkulte Weltallslehre“ beschränken müssen. Mit einigen Worten läßt sich die zum Teil an astronomische Fachkenntnis gebundene Beweisführung nicht ersetzen. Ausreichendes zu bieten versagt uns der für unser riesiges Thema ohnehin zu enge Rahmen des vorliegenden Bandes. In der „Weltallslehre“ findet der Leser den ganzen Stoff mit reichlicher Quellenangabe in einer dem Laien leichtverständlichen Form eingehend vorgetragen.

Wir können uns nun aber doch nicht enthalten, an Stelle von Beweisen einige Fragen zu stellen, die sich der Leser selbst beantworten mag.

Zeugt es nicht von Größenwahn, wenn wir glauben, die Myriaden von Sternen wären nur geschaffen, um nachts von einigen wenigen Menschenkindern, sofern sie überhaupt noch Zeit dazu haben, in stummer Andacht dankbar betrachtet zu werden, um in ihnen Unendlichkeitssehnsucht zu wecken, um dem Seefahrer den Weg zu weisen, um dem rechnenden Gelehrten innere und äußere Befriedigung zu verschaffen?

Sollte der allseits anerkannte Einfluß von Sonne und Mond auf unsere Erde und ihre Lebewesen sich nur auf diese beiden Gestirne beschränken? Wozu sind dann all die übrigen vorhanden, und ist, diesen Einfluß zugegeben, dem Denkenden dann kein weiterer Schluß mehr möglich?

Die Erde, die allen Kreaturen Leben spendet, die unermüdlich schafft und webt, um dasselbe zu erhalten, sollte selbst leblos sein?

Die ununterbrochene Veränderung der Erdoberfläche, das Kochen und Rumoren im Innern, die stete Wandlung

der unserer Beobachtung zugänglichen Gestirnoberflächen, sollten das die Merkmale von Leichen sein?

Was sagen endlich die Katholiken dazu, daß der Heilige Augustinus in den Gestirnen Engel erkannt hat <sup>23)</sup>?

Staunen muß man, lachen und weinen zugleich möchte man darüber, daß man dem sonst so witzigen Menschenverstande solche Fragen überhaupt stellen muß, daß man erst einen großen Apparat menschlicher Rechenkunststücke vorführen muß, um das glaubhaft erscheinen zu lassen, was jede Faser unseres Herzens aufjubelnd verkünden, hinausschreien möchte, nicht als Lob, sondern als pflichtigen Tribut, den es dem Schöpfer angesichts dieser Unermeßlichkeiten schuldet, als Dankgebet dafür, daß es an diesem gigantischen Organismus als winziger und doch unentbehrlicher, nach einem großen Gesetz organisierter Zellenstaat mitwirken, teilhaben darf, als Ehrenbürger, versehen mit der Signatur des Makrokosmos.

Im Anschluß an die Erörterung des Pantheismus wollen wir nicht versäumen, den Leser zum Schluß noch mit einem sehr zu Unrecht der völligen Vergessenheit anheimgefallenen Autor bekanntzumachen, einem hartnäckigen Denker, dessen hochwertiges Buch „*Der Organismus des Weltalls* und System des gesamten Lebens, oder Polarsystem der physischen und geistigen Natur“ (1845, Verlag unbekannt) im Buchhandel wohl kaum mehr aufzufinden sein dürfte, da, soweit wir unterrichtet sind, die Auflage öffentlich verbrannt worden ist, und nur wenige Exemplare der Verfolgung entgangen sein dürften. Der Name des Verfassers ist *U. Milankowitsch*. Er hat sich zur Aufgabe gemacht, das Gesetz der Polarität, wie es sich dem Chemiker, dem Physiker, dem Physiologen, dem Philosophen und dem Mathematiker, wie überhaupt jedem Beobachter der Natur, allenthalben aufdrängt, zu verfolgen und eingehend zu demonstrieren. Er kam dabei zu dem Ergebnis: „Nur mit dem Schlüssel in der Hand, welcher ist: — die eine Kraft in der Natur, die sich in

---

<sup>23)</sup> Man wird vielleicht bemüht sein, achselzuckend oder verlegen etwas von „Beeinflussung durch den Geist seiner Zeit“ zu murmeln. Aber das können wir nicht gelten lassen, da Augustinus auch die Geister unserer Zeit noch weit überragt.

der Attraktion und Repulsion, in der positiven Akzion und Reaktion und in der negativen Akzion als Leben, als Bewegung äußert, erkennt nur die Polarität als das Prinzip ihrer Tätigkeit, Bewegung — läßt sich in die geheime Werkstätte der Natur näher dringen." (I. Teil, I. Hauptst., § 20, S. 56.)

In Anbetracht der Seltenheit dieses Werkes dürfen wir unseren Lesern wohl den uns hier am meisten interessierenden und für den weiteren Verlauf unserer Untersuchungen wichtigsten Paragraphen des II. Hauptstücks (S. 97 bis 99) in seiner ganzen Breite vorsetzen. Vorauszuschicken wäre noch, daß der Verfasser in § 1 der Einleitung folgende kurze Erklärung gibt: „Das Wort »positiv« heißt wirkend oder bestimmend. Das Wort »negativ« heißt leidend oder bestimmt.“

Das Thema lautet:

*„Es gibt demnach keine lebendige und tote, keine nichtorganische und organische, sondern es gibt nur eine organische Natur.“*

„Da also kaum einem Zweifel unterliegen kann, daß der sogenannte Organismus dasjenige ist, so wir das Verhältnis der positiven Prinzipien zu den negativen oder aber Polarität, Zentralisazion dieser Faktoren genannt haben, so kann auch nicht bezweifelt werden, daß das organische Verhältnis schon zwischen den Elementen obwaltet und immer und überall das Verhältnis der positiven Faktoren zu den negativen, des + zum —, erscheint, jedoch mit dem Unterschiede, daß bei dem Mineralreiche diese negativen und positiven ineinander enthaltenen Faktoren in der weniger geteilten Zahl<sup>24)</sup>

---

<sup>24)</sup> Wenn wir das, was Milankowitsch unter „Zahl“ eines Organismus verstanden haben will, kurz erläutern wollen, so müssen wir etwa sagen:

Die Polarität ist das Lebensprinzip. Je weitgehender nun aber die polare Differenzierung eines Organismus bis in seine kleinsten Teile durchgeführt ist, je höher die Nennerzahl in der konvergenten Reihe steigt (cf. Fußnote S. 91), desto größer ist der ihm innewohnende, reziproke Ganzahlenwert, desto mehr nähert er sich den zwischen der unendlichen Differenz  $\frac{1}{\infty}$  und der unendlichen Indifferenz  $\frac{\infty}{1}$  alle Möglichkeiten („Grade“) organischen Lebens gestaltenden Polen. Addiert nun das infolge fortschreitender Differenzierung zu bewußtem Leben erwachte Individuum, oder besser gesagt: Dividuum seine



und Größe, in der Indifferenz und dieserwegen höchsten Passivität verharren, während sie durch das Pflanzen- und Tierreich in unzählige relativen, minderen und höheren Zahlen und Größen sich theilen, sich immer vollkommener differenzieren, und den einen Organismus unserer Welt, das eine in seine differenten, minderen und höheren, negativen und positiven Zahlen zerfallene Ganze bilden."

„Das Ganze bildet also, wie dieses in folgenden Teilen dieses Werkes weiter nachgewiesen werden soll, nur einen und denselben, unzerstrennlichen Organismus, und die einzelnen Theile dieses organischen Ganzen erscheinen um so organischer, um so treueres Ebenbild des Ganzen, je öfter und vollkommener die Differenzen, die differenten minderen und höheren Zahlen, negativen und positiven Faktoren in demselben sich aussprechen; das Einzelne erscheint in dem Ganzen um so organischer, je weniger oftmal dasselbe in der positiven Zahl des Ganzen enthalten ist, und je mehrere Zahlen dasselbe in sich enthält, je mehr es in sich selbst zentralisiert erscheint, sich selbst, dem eigenen Zentro und Prinzipe angehört oder, kurz gesagt, je weniger dasselbe negativ, abhängig und je mehr es positiv, selbständig, je weniger es leidend und je mehr es reaktionsfähig und wirkend erscheint."

„Weil aber diese Zahlen- und Größenmultiplikation, diese Zentralisation des Einzelnen, weil dieses auch sich selbst und nicht nur dem Ganzen angehören, auch in sich

---

in der Richtung  $\frac{1}{\infty}$  erfolgten negativen und seine in der Richtung  $\frac{\infty}{1}$  gemachten positiver Erfahrungen und zieht daraus die Bilanz, so wird es der Selbsterhaltungstrieb (Wille) abhalten, den Weg ins unendlich Kleinste ( $\frac{1}{\infty}$ ) fortzusetzen, es wird sich besinnen und *umkehren*, oder, um bei unserem Zahlenbild zu bleiben, es wird trachten, den trennenden Teilungsstrich zu überwinden und den Nenner durch Umkehrung zum Zähler zu machen und so zur positiven unendlichen Einheit ( $\frac{\infty}{1}$ ) zu gelangen. Beispiele einer plötzlichen „*Umkehr*“ bietet das Leben des hl. Augustinus und in neuerer Zeit des durch seine Gebetserhörungen bekannten Waisenhausgründers Georg Müller, (cf. Dr. theol. Arthur J. Pierson, „Georg Müller von Bristol“, Verlag der St. Johannis-Druckerei, Dinglingen (Baden), 4. Auflage und ferner G. W. Surya, „Die Kraft der Gedanken, des Wunsches und Gebetes“, Verlag P. Hofmann, Freiburg im Breisgau, 1921, und „Okkulte Medizin“, Band XI (Hermetische Medizin, Stein der Weisen usw.) S. 45, Linser-Verlag, Berlin-Pankow, 1923.

selbst, in der eigenen Zahl, und nicht nur in der Zahl des ganzen Lebens sich bewegen, auch in dem eigenen bestimmenden Zentro und nicht nur in dem Zentro des Ganzen existieren, oder aber, weil diese Position, Selbständigkeit, das Bestimmungsvermögen und Reaktionsfähigkeit des Einzelnen, gegen das positive, selbständige und bestimmende Ganze, nicht wie Deus ex machina in einem einzelnen isolierten Geschöpfe, z. B. in dem Menschen, in Vorschein kömmt, sondern weil, wie es der Augenschein zeigt, einige Geschöpfe vollkommener, andere unvollkommener die Mehrheit der Prinzipien, die Differenz der Zahlen, in sich vereinen, weil einige Geschöpfe mehr, andere weniger von der Herrschaft, aus dem positiven bestimmenden Zentro und Prinzipie des Ganzen, um auch in sich selbst, in dem eigenen positiven Zentro und Prinzipie zu existieren, losgelassen, emanzipiert werden, so ergibt sich von selbst, daß dieses positiv-bestimmend werden oder Freiwerden von dem Ganzen, in dem Verhältnisse von mehr oder weniger Freiheit, von plus und minus Selbständigkeit und Bestimmungsfähigkeit der einzelnen Geschöpfe erscheint und sich zum Verhältnisse der progressiven Position und Negation, Selbständigkeit und Abhängigkeit der einzelnen, das Ganze bildenden Geschöpfe gestaltet, und dieser Evidenz zufolge ist es weiter evident, daß dieses progressive Zahlenverhältnis, dieses minus und plus Selbständigkeit und Abhängigkeit nirgends unterbrochen erscheint, und weil eben dieses Verhältnis von Position und Negation, Selbständigkeit und Abhängigkeit der einzelnen Geschöpfe, und der einzelnen Organe dieser Geschöpfe, dasjenige ist, so Organismus in der Natur genannt wird, so ist es offenbar, daß sowohl hinsichtlich der Akzion, des Lebens, oder der Bewegung, als auch hinsichtlich der Prinzipien dieser Akzion, man zwischen einer lebenden und todtten, nichtorganischen und organischen Natur keinen Unterschied machen kann. Der Unterschied besteht nur bei dem Einzelnen in mehr oder weniger organisch, in der minderen und höheren Zahl desselben; je höhere Zahl und Größe das Einzelne bildet in dem Zahlen- und Größenverhältnisse des Ganzen, desto mehrere Zahlen und Größen enthält es in sich, desto treueres Eben-

bild ist es des Ganzen, desto organischer erscheint es. Also das Ganze und nur das Ganze, diese Zahl und Größe, die alle relativen minderen und höheren Zahlen und Größen in sich enthält, ist der vollkommene Organismus."

Möge sich der Leser durch den etwas nüchternen Stil des Verfassers und die in der damaligen Zeit üblichen langen Perioden nicht abhalten lassen, über seine Worte, denen wir nichts hinzufügen wollen, nachzudenken. Die im Verlauf dieses Bandes entwickelten Gedanken werden das hier Wiedergegebene da und dort näher erklären und nach verschiedenen Richtungen beleuchten.

Wenn sich auch Milankowitsch nicht zu der hohen Auffassung der Koinzidenz der Gegensätze aufgeschwungen hat, so hat er doch das Eine klar und deutlich erkannt: „*Es gibt keine entgegengesetzten Kräfte, es gibt nur eine Kraft, diese Kraft wirkt in der Einschränkung. Die Stufen der Begrenzung dieser Kraft sind die sogenannten Pole. Die größeren Kräfteinschränkungen sind die passiveren*<sup>25)</sup>),

<sup>25)</sup> Daraus ergibt sich der wichtige Schluß, daß das negative, eingeschränkte, hemmende Prinzip schwächer ist als das positive, einschränkende, bewegende. Wäre dies nicht der Fall, wären beide Prinzipien gleich mächtig, so gäbe es nicht nur keinen Fortschritt und Rückschritt, keinen Aufstieg und Abstieg, keine Involution und Evolution, sondern es gäbe überhaupt keine Energiekundgabe, *kein Leben*. Wollen wir auch in dieser Frage die Mathematik zu Hilfe nehmen, so finden wir in der unendlich-konvergenten Reihe (cf. „Okkulte Weltallslehre“, S. 326):  $1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16} + \frac{1}{32} + \dots + \frac{1}{\infty}$  den Beweis, daß das abnehmende negative Prinzip, d. i. die Bruchzahlenreihe  $\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \dots + \frac{1}{\infty}$  ohne die Einheit „1“, wohl die unendliche Vielheit verkörpert, niemals aber, addiert, die Einheit (1) völlig erreicht. Setzen wir, die ungebrochene Einheit (1) wieder herausgreifend, die Bruchzahlenreihe ins Unendliche fort, so ergibt sich für  $\frac{1}{\infty}$  als annähernder Grenzwert = 0, d. h. die in die Vielheit aufgespaltene Einheit verliert sich in den Potenzen der „dämonischen Zweiheit“  $\left[\left(\frac{1}{2}\right)^2, \left(\frac{1}{2}\right)^3, \text{ usw.}\right]$  fortschreitend, ins Unendliche, nähert sich dem absoluten Nullpunkt an, ohne ihn aber jemals im Unendlichen zu erreichen. Im unfaßbaren, alles, auch das Unendliche durchdringenden Ewigen erst koinzidiert dann das Nichts mit dem Etwas 0 mit 1. Werten wir nun die fortschreitende Addition als zunehmend positive, die fortschreitende Spaltung, Teilung, Division aber als abnehmend negative Rechenoperation, wozu uns die entgegengesetzten Resultate 0 und 1, Nichts und Etwas berechtigen, so finden wir an diesen Ergebnissen sowohl

die minderen sind die aktiveren Pole. In dem Verhältnisse des passiven Pols zum aktiven ist gegeben die Attraktion und Bewegung. In dem Verhältnis der Attraktion ist bedingt das Verhältnis der Repulsion, in der Attraktion und Repulsion ist aber bedingt das Trennen und Vereinen, das Entstehen und das Vergehen, das Bilden und das Bewegen, und in diesem besteht die allgemeine Naturwirkung, das allgemeine Naturleben."

"Die Polarität besteht also nicht in entgegengesetzten, sondern in ungleichen Naturen. Die zwei ungleichen Pole sind eine und dieselbe Natur, die Einschränkung allein, welche die Bedingung der Wirkung der Bewegung und das thätige Verhältnis zwischen beiden Polen ist, macht aus den ganzen Unterschied zwischen einem und zwischen dem anderen Pole, macht aus die Ungleichheit derselben und realisiert den einen Pol zum einschränkenden, zum aktiven oder positiven und den anderen zum einge-

---

einen Quantitäts- als einen Qualitätsunterschied. Während 0,999.... einen positiven Wert darstellt, haben wir in 0,000.... nur den Keim eines Wertes erreicht. Der Keim enthält die volle Wachstumsenergie der künftigen Pflanze, aber diese Energie ist *gebunden, gefesselt, eingeschränkt, passiv*, bis sie durch eine aktive, uneingeschränkte, aber angemessene, von außen kommende, freie Energie entfesselt, ausgelöst wird. Der Befreier ist aber mächtiger als der Gefesselte, wie auch das Uneingeschränkte dem Eingeschränkten überlegen ist, kurz, wie das positive dem negativen Prinzip, wenn auch um ein Geringes, überlegen ist. Diese qualitative und quantitative Verschiedenheit ist nicht in der Anlage — die ist ja in beiden Fällen gleichwertig —, sondern im Effekt zu suchen. *Es handelt sich hier also um eine effektive, sowohl qualitative wie quantitative Differenz der Pole.* Wir werden noch mehr davon hören. Vorerst soll uns diese Betrachtung nichts weiter sagen, als daß auch Mephisto, der negative Geist der Verneinung, ein notwendiger, die unendliche Teilbarkeit personifizierender Teil, und zwar, wie wir aus unserem Zahlenbeispiel ersehen haben, jener von der Einheit ausgehende Teil ist, der sich in der Vielheit fortspaltend die Einheit nicht erreichen kann, jener zwischen Nichts und Etwas (1 und 0) differenzierte, innerhalb des Unendlichen beschränkte „Teil von jener Kraft“, der vom koinzidenten Nichts-Etwas losgelöst, „stets das Böse will und stets das Gute schafft“, der Stachel, der wider seinen Willen vorwärts treiben muß, der den Sterblichen auf der dämonischen Bruchzahlenleiter aufwärts drängt und abwärts lockt und doch letzten Endes und wider Willen zur All-Einheit führen muß. Hätten wir nicht den Teufel, wie wollten wir der Abspaltung unseres Ichs vom All überdrüssig werden? *Wir brauchen das Böse, um das Gute zu erkennen, wir brauchen auch das Leid, den Schmerz, der unsere Schuld wie ein Schatten begleitet, um zur Umkehr, zur Heimkehr solange zu mahnen, bis die Mahnung gehört, verstanden und berücksichtigt, mithin zwecklos wird.*

schränkten, zum passiven oder negativen Kraftwesen oder Pole. Der passive leidende Pol ist das eingeschränkte Wesen des aktiven wirkenden Pols.“ (II. Hauptstück, § 24, S. 80.)

Da wir die eine Kraft nur in der Einschränkung, d. h. in der Wirkung als, wie auch immer, gehemmte Energie sinnlich wahrnehmen können, so tritt sie uns eben in den verschiedenen Kundgebungen der Polarität entgegen als tätig und leidend, als ungehemmt und gehemmt, als aktiv und passiv, als positiv und negativ, als zentrifugal (unabhängig) und zentripetal (abhängig) (cf. V. Hauptstück, § 99), als aufbauend oder zerstörend, als gut und bö, oder wie immer wir diese Erscheinungsformen vom individuellen Standpunkt der menschlichen Sinne aus bezeichnen wollen. Aber die Kraft an sich ist weder gut noch bö, sie ist ein Koinzidens, ein Zusammenfallendes.

Es dürfte hier die geeignete Stelle sein, nun endlich den kusanischen Begriff: „*Koinzidenz*“ näher zu erläutern, soweit dies unsere, an polare Denkart gebundenen, partikulären Worte zulassen. Im 13. Kapitel des 1. Buches schreibt *Nikolaus von Kues*: „Der Durchmesser des Kreises ist eine gerade Linie, der Umfang eine krumme Linie, und zwar größer als der Durchmesser; wenn nun die Krümmung dieser krummen Linie geringer wird, insofern, als sie Umfang eines größeren Kreises werden soll, so wird die Peripherie des größtmöglichen Kreises die am wenigsten krumme, daher eine durchaus gerade Linie sein; es *koinzidiert also das Kleinste mit dem Größten*, wie man deutlich sehen muß, indem die größte Linie die am meisten gerade und am wenigsten krumme ist.“ Aus diesen Worten mag sich der Leser seinen Begriff von der Koinzidenz selbst bilden.

Wir sehen an diesem Beispiel wieder einmal, daß die Mathematik, die Wissenschaft der mit der Zahl verbundenen Symbole (Figuren: hier Kreis und Gerade) weiter zu reichen vermag als die heutige, meist von der Zahl losgelöste Philosophie des bloßen Wortes, wir sehen, wie begründet die Forderung der Pythagoreer war, das Studium der Mathematik nicht nur mit dem der Philosophie zu verbinden, sondern sogar die *Mathematik als Aus-*

gangspunkt alles philosophischen Denkens zu betrachten.

Ferner machen uns die Worte des Kusaners mit der verblüffenden Tatsache bekannt, daß es im Bereich des Unendlichen *keine absolute Gerade* geben kann. Die peripherische Krümmung =  $0^\circ$  stellt einen ideellen Grenzfall (Zusammenfallen von Peripherie und Tangente) dar, der praktisch nicht konstruiert werden kann, weil im Unendlich-Polaren eine sinnfällige Darstellung apolarer Werte nicht möglich ist. Wir können wohl letzten Endes mit „Größenkeimen“ rechnen, niemals aber mit Ewigkeits-„Faktoren“, wie sie sich aus der Betrachtung der Koinzidenz unserer Vernunft als letzte, schon nicht mehr faßbare Forderung ergeben müßten.

Das Beispiel des Kreises sagt uns ferner: Die Peripherie des Kreises stellt im Endlichen eine größere Linie dar als der Durchmesser. Im Unendlichen muß aber der unendliche Durchmesser mit der unendlichen Peripherie in der Ausdehnung, wenn auch nicht in der Lage zusammenfallen, koinzidieren, d. h. doch wohl: Eine vollkommene Koinzidenz der Ausdehnung *und* Lage ist im Unendlichen nicht, wohl aber im Ewigen denkbar, *aber das Ewige ragt ins Unendliche herein.*

Der Gedanke der Koinzidenz ist nicht neu, er wurde aber von Cusanus zum erstenmal in eine feste, lebendige Formel gepreßt. Um 500 v. Chr. lebte unter den gesprächigen Joniern ein verschlossener Mann, der einsame Betrachtung mehr liebte als das „Viellernen, das den Verstand nicht klug macht“ (bei Diog. Laërt. IX. I, πολυμαθίη νόον οὐ διδάσκει), Heraklit, der Dunkle, dessen hylozoistische Feuerphilosophie mit Unrecht als eine Art von Materialismus bezeichnet wird. Ζῆ πῶρ τὸν γῆς θάνατον, . . . . . Das Feuer lebt den Tod der Erde . . . . .“ (Maxim. Tyr. diss. XXV. p. 260) lautet eine seiner auf die Koinzidenz hinweisenden Rätselsprüche, und aus einem Bericht des Aristoteles (Eth. Nicom. VIII. c. 2. p. 1155) springen uns drei Worte in die Augen, eine Variation der Koinzidenzformel Heraklits: τὸ ἀντιζῶον συμφέρον, das entgegenstrebend sich Einigende. Und bei Simplicius (In Arist. Phys. fol. 11 a. b.) heißt es geradezu, daß Heraklit

von dem Zusammentreffen des Guten und Bösen in demselbigen — τὸ ἀγαθὸν καὶ τὸ κακὸν εἰς ταῦτόν . . . λέγων . . . συνιέναι — gesprochen habe.

Wollten wir mehr über die Koinzidenz sagen, so müßten wir befürchten den Begriff eher zu verdunkeln als aufzuhellen. Wolle sich der Leser bei dem Kusaner weiteren Rat holen! Tut er dies, dann können wir beruhigt dieses Thema verlassen.

Nachdem wir nunmehr mit den Grundbegriffen, die zum tieferen Verständnis der Sympathielehre die Voraussetzung bilden, einigermaßen vertraut sind, können wir es wagen, mit Zuhilfenahme kabbalistischer Weisheit einen Schlüssel auszuarbeiten, der auch die συμπαθία τῶν μερῶν d. h. die „Sympathie unter den Teilen“ der Neuplatoniker unserem Verständnis näher bringen wird.

Im kabbalistischen Buche Sohar tritt uns die „schöpferische Selbstoffenbarung des Absoluten“<sup>26)</sup> in Gestalt der *zehn Sephiroth* entgegen. Es sind dies die zehn absoluten esoterischen Urzahlen-Ideen (Numerationen), nicht zu ver-

---

<sup>26)</sup> In Dr. Erich Bischoff, Die Elemente der Kabbala (I. Teil, Theoretische Kabbala, Herm. Barsdorf-Verlag, Berlin, 1920) findet sich ein Auszug aus dem Buch Jezirah und aus dem Sohar, dessen Übersetzung der Mantuaner Text von 1562 zugrunde gelegt ist. Da die Paragraphenzählung Bischoffs von der schwer zugänglichen Mantuaner Ausgabe abweicht, werden wir den Originalparagrafen die Seitenzahl des I. Teils der Bischoffschen Kabbala, soweit sich die angezogenen Stellen dort finden, beifügen, und zwar deshalb, weil die billige Ausgabe Bischoffs einem möglichst großen Leserkreis zugänglich sein dürfte. Weitere Zitate entnehmen wir u. a. auch der vorzüglichen Kabbala von Papus (Max Altmann, Leipzig, 1921), ein Werk, das jeder besitzen muß, der sich mit dem Studium dieser Wissenschaft beschäftigen will. Stellen, die sich bei Bischoff und Papus nicht finden, müssen wir nach anderen Autoren oder nach der editio princeps, Mantua 1560 bei R. Meir ben Efrajim und Jakob ben Naftali zitieren.

Sehr zu begrüßen ist die von der „Johann-Albert-Widmannstetter-Gesellschaft zur Erforschung der Kabbala“ unter dem Vorsitz von Professor Fritz Hommel in München bereits eingeleitete Übersetzung und kritische Bearbeitung der gesamten kabbalistischen Originaltexte, von der das 1. Heft (Buch Bahir) bereits vorliegt.

Allerdings möchten wir gleich hier bemerken, daß der ernstlich Forschende sich mit keiner, wenn auch noch so guten Übersetzung begnügen kann, da die prägnanten hebräischen Worte selten durch ein Wort in einer anderen Sprache wiedergegeben werden können und bei der Auslegung kabbalistischer Texte unbedingt nicht nur der sym-

wechsell mit den zehn exoterisch-konkreten Grundzahlen der Arithmetik, die nach kabbalistischer Auffassung die zehn absoluten Ideen des in der Ewigkeit ruhenden Seins und erst in zweiter Linie die von diesen ausgehenden substanzialen Uremanationen des sich im Geschöpfe offenbarenden Schöpfers in den drei ineinandergreifenden Welten, der göttlichen, der metaphysischen und physischen, menschlich faßbar zum Ausdruck bringen wollen.

„Der Alte, dessen Name geheiligt sei, besteht in drei Häuptern, die ein Haupt bilden, welches das Erhabenste von allen erhabenen Dingen ist. Und weil es durch die Zahl drei bezeichnet ist, sind auch alle die anderen Lichter, die uns mit ihren Strahlen erleuchten ebenso zu dreien gruppiert.“ (Sohar, III. 288 b, Mantua; Bischoff, I., Theoret. Kabb., S. 97.)

Diese Stelle des Sohar stellt uns die göttliche sowohl, wie die menschliche Welt als eine fortlaufende Kette von Dreieinheiten dar, die sich unserem rechnenden Verstande (ratio = Rechnung, Verstand) immerfort wieder in Dreieinheiten zergliedert darbieten, weil das menschliche Erkennen unterschieden ist von dem Erkennenden und Erkannten, während es bei Gott eines ist, wie ein in der Kabbala in

bolische Wert des hebräischen Wortbildes (!), sondern auch sämtliche Übersetzungsmöglichkeiten — die exoterischen ebenso wie die esoterischen — in Erwägung gezogen und dem jeweiligen Gesichtspunkt des Forschenden zugrunde zu legen sind, ohne aber dem Text in spekulativer Übereilung Gewalt anzutun!

Wir können hier aus drucktechnischen Gründen den hebräischen Grundtext nicht ausgiebig heranziehen. Bei Wiedergabe einzelner hebräischer Worte werden wir aus diesen und anderen, dem erfahrenen Kabbalisten hinreichend bekannten Gründen, auf die masoretische Vokalisation verzichten. Zur einführenden Erläuterung dieser letzteren Gründe diene: Kurtzahn, der Tarot, Thalig-Verlag, Leipzig, 1920, S. 24 u. ff.; Agrippa von Nettesheim, Magische Werke, Barsdorf-Verlag, Berlin, 1916, III. Buch, Kap. 25, Ziruph-Tafeln; Papus, Die Kabbala, S. 20 u. a. a. O. (In diesen Werken sind weitere Literaturnachweise zu finden.) Der Anfänger glaube aber ja nicht mit Hilfe dieser „Schlüssel“ sofort „himmelhochjauchzend“ die Welt-rätsel im Sturme lösen zu können.

Ernüchternde Denkkzettel würden ihn bald „zu Tode betrübt“ und entmutigt zur Abkehr von dieser „böartigen“ Weisheit oder aber zu eigener Meditation — Denken allein frachtet nichts — veranlassen. Mancher Weisheit letzter Schluß wird eben überhaupt nur in stummer Anbetung zuteil, ganz besonders in der Kabbala. Dies kann jeder bezeugen, der sich einmal eingehender mit ihr befaßt hat.



allen Versionen wiederkehrender Gedanke aussagt. „Sobald du beginnst, die Dreieinheit zu zählen, entfernst du dich von der Wahrheit“, lautet die Erkenntnis des heiligen Augustinus, die jeder Erörterung über die Trinität als Leitsatz vorangestellt werden muß.

Wenn wir jetzt zu der Besprechung der Sephirot-Triaden übergehen, so ist demnach stets zu beachten, daß die Triaden der göttlichen Welt als unzählbare, koinzidente Einheiten zu betrachten sind, die diesen entsprechenden irdischen Triaden dagegen in zählbare Zweiheiten auseinanderfallen, die durch ein drittes, die Wage haltendes Prinzip, neutralisiert werden. Jede Einheitskomponente der göttlichen Dreieinheit zerfällt wieder in drei Aspekte, von denen jeder wieder eine Dreieinheit in sich verbirgt. Diese Dreiteilung reicht ins Unendliche und durchdringt die sichtbare, physische Welt ebenso wie die unsichtbare, metaphysische, um in der göttlichen Welt, in der Koinzidenz zu entschwinden.

*Geist, Seele und Körper* sind die zur menschlichen Dreiheit zusammengeschlossenen Prinzipien, die, wie gesagt, ihrerseits selbst wieder je eine Dreiheit in sich schließen und als mikrokosmische Spiegelreflexe ihrem dreieinigen Original im Makrokosmos nachgebildet sind. Solange die Gegensätze Seele und Körper ihren Ruhepunkt im Geist noch nicht gefunden haben, solange ist der ringende Mensch noch im Bann der zählbaren Zweiheit. Ahnt der Kampfesmüde aus der Täuschung der Ich-Trunkenheit im Reich der Spaltung Erwachende, daß die im Begrenzten divergierenden, aber stets ins Unbegrenzte entfliehenden Pole sich im Dimensionslosen verbinden, daß all sein Jagen nach Partikulärem zwecklos ist, dann ist Zusammenbruch und Höhepunkt im menschlichen Drama Eines geworden, dann ist mit der ich-vergessenden Sehnsucht nach kampfloser Ruhe das Reich der koinzidenten All-Ewigkeit nähergerückt, die Erlösung, die Heimkehr zur Dreieinheit, zum Ursprung wird nicht mehr ferne sein.

Aber nicht nur der Mensch darf sich rühmen eines dreieinigen Ursprungs zu sein, auch das Tier, die Pflanze, der Stein, die Elemente, die Himmelskörper, kurz alle und

wechseln mit den zehn exoterisch-konkreten Grundzahlen der Arithmetik, die nach kabbalistischer Auffassung die zehn absoluten Ideen des in der Ewigkeit ruhenden Seins und erst in zweiter Linie die von diesen ausgehenden substantziellen Uremanationen des sich im Geschöpfe offenbarenden Schöpfers in den drei ineinandergreifenden Welten, der göttlichen, der metaphysischen und physischen, menschlich faßbar zum Ausdruck bringen wollen.

„Der Alte, dessen Name geheiligt sei, besteht in drei Häuptern, die ein Haupt bilden, welches das Erhabenste von allen erhabenen Dingen ist. Und weil es durch die Zahl drei bezeichnet ist, sind auch alle die anderen Lichter, die uns mit ihren Strahlen erleuchten ebenso zu dreien gruppiert.“ (Sohar, III. 288 b, Mantua; Bischoff, I., Theoret. Kabb., S. 97.)

Diese Stelle des Sohar stellt uns die göttliche sowohl, wie die menschliche Welt als eine fortlaufende Kette von Dreieinheiten dar, die sich unserem rechnenden Verstande (ratio = Rechnung, Verstand) immerfort wieder in Dreieinheiten zergliedert darbieten, weil das menschliche Erkennen unterschieden ist von dem Erkennenden und Erkannten, während es bei Gott eines ist, wie ein in der Kabbala in

---

bolische Wert des hebräischen Wortbildes (!), sondern auch sämtliche Übersetzungsmöglichkeiten — die exoterischen ebenso wie die esoterischen — in Erwägung gezogen und dem jeweiligen Gesichtspunkt des Forschenden zugrunde zu legen sind, ohne aber dem Text in spekulativer Übereilung Gewalt anzutun!

Wir können hier aus drucktechnischen Gründen den hebräischen Grundtext nicht ausgiebig heranziehen. Bei Wiedergabe einzelner hebräischer Worte werden wir aus diesen und anderen, dem erfahrenen Kabbalisten hinreichend bekannten Gründen, auf die masoretische Vokalisation verzichten. Zur einführenden Erläuterung dieser letzteren Gründe diene: Kurtzahn, der Tarot, Thalys-Verlag, Leipzig, 1920, S. 24 u. ff.; Agrippa von Nettesheim, Magische Werke, Bardsdorf-Verlag, Berlin, 1916, III. Buch, Kap. 25, Ziruph-Tafeln; Papus, Die Kabbala, S. 20 u. a. a. O. (In diesen Werken sind weitere Literaturnachweise zu finden.) Der Anfänger glaube aber ja nicht mit Hilfe dieser „Schlüssel“ sofort „himmelhochjauchzend“ die Welt-rätsel im Sturme lösen zu können.

Ernüchternde Denkkzettel würden ihn bald „zu Tode betrübt“ und entmutigt zur Abkehr von dieser „böartigen“ Weisheit oder aber zu eigener Meditation — Denken allein fruchtet nichts — veranlassen. Mancher Weisheit letzter Schluß wird eben überhaupt nur in stummer Anbetung zuteil, ganz besonders in der Kabbala. Dies kann jeder bezeugen, der sich einmal eingehender mit ihr befaßt hat.

allen Versionen wiederkehrender Gedanke aussagt. „Sobald du beginnst, die Dreieinheit zu zählen, entfernst du dich von der Wahrheit“, lautet die Erkenntnis des heiligen Augustinus, die jeder Erörterung über die Trinität als Leitsatz vorangestellt werden muß.

Wenn wir jetzt zu der Besprechung der Sephirot-Triaden übergehen, so ist demnach stets zu beachten, daß die Triaden der göttlichen Welt als unzählbare, koinzidente Einheiten zu betrachten sind, die diesen entsprechenden irdischen Triaden dagegen in zählbare Zweiheiten auseinanderfallen, die durch ein drittes, die Wage haltendes Prinzip, neutralisiert werden. Jede Einheitskomponente der göttlichen Dreieinheit zerfällt wieder in drei Aspekte, von denen jeder wieder eine Dreieinheit in sich verbirgt. Diese Dreiteilung reicht ins Unendliche und durchdringt die sichtbare, physische Welt ebenso wie die unsichtbare, metaphysische, um in der göttlichen Welt, in der Koinzidenz zu entschwinden.

*Geist, Seele und Körper* sind die zur menschlichen Dreieinheit zusammengeschlossenen Prinzipien, die, wie gesagt, ihrerseits selbst wieder je eine Dreieinheit in sich schließen und als mikrokosmische Spiegelreflexe ihrem dreieinigen Original im Makrokosmos nachgebildet sind. Solange die Gegensätze Seele und Körper ihren Ruhepunkt im Geist noch nicht gefunden haben, solange ist der ringende Mensch noch im Bann der zählbaren Zweiheit. Ahnt der Kampfmüde aus der Täuschung der Ich-Trunkenheit im Reich der Spaltung Erwachende, daß die im Begrenzten divergierenden, aber stets ins Unbegrenzte entfliehenden Pole sich im Dimensionslosen verbinden, daß all sein Jagen nach Partikulärem zwecklos ist, dann ist Zusammenbruch und Höhepunkt im menschlichen Drama Eines geworden, dann ist mit der ich-vergessenden Sehnsucht nach kampfloser Ruhe das Reich der koinzidenten All-Ewigkeit nähergerückt, die Erlösung, die Heimkehr zur Dreieinheit, zum Ursprung wird nicht mehr ferne sein.

Aber nicht nur der Mensch darf sich rühmen eines dreieinigen Ursprungs zu sein, auch das Tier, die Pflanze, der Stein, die Elemente, die Himmelskörper, kurz alle und

In der physischen Welt endlich (III. Triade) Olam jezirah, in der Welt der Ausgestaltung, hält das neutrale *Jesod* (fundamentum, Basis) die Wage zwischen dem positiven *Nezah* (victoria, Sieg) und dem negativen *Hod* (honor, gloria, Ruhm, Ehre), d. h. der Streit zwischen

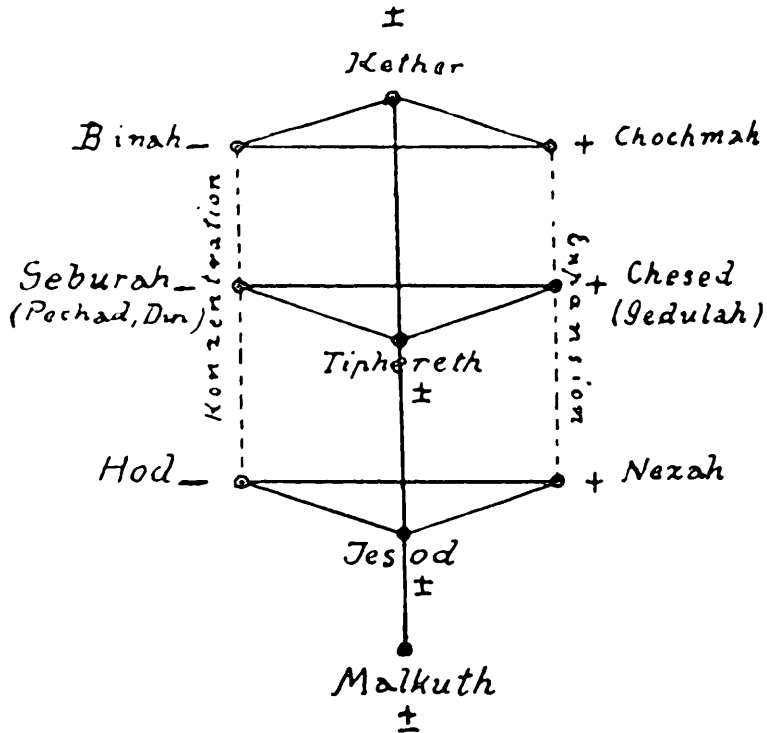


Fig. 2.

Konsistenz (*Nezah*) und Resistenz (*Hod*) oder der Streit der Gegensätze überhaupt ist die Basis (*Jesod*) aller Dinge oder vielleicht richtiger ausgedrückt: So wie der Sieg die Ehre und den Ruhm auslöst, so löst in der Kausalwelt die Ursache die Wirkung aus, so folgt auf das Bestimmende das Bestimmte, so offenbart sich aus der sinnfälligen Spaltung das eine fundamentale Prinzip der ewigen Zeugung. Aus „Ja“ und „Nein“ bestehen alle Dinge, sagt Jakob Böhme.

Die letzte, zehnte Sefhirah (*Malkuth*, regnum, Reich), das Prinzip der sichtbaren Welt der Verfertigung oder Olam assijah bringt die Spiegelung des Mikrokosmos (*Malkuth*) im Makrokosmos (Kether) zum Ausdruck. Sie umfaßt ebenso wie die erste Sefhirah alle übrigen Emanationen und wie sie auch gleich der Sefhirah Kether mittels der II. Triade die Brücke schlägt zur ersten und dritten, so stellt sie auch die harmonische Verbindung her zwischen der kleinen und großen Welt; *Kether ist causa* (Ursache), *Malkuth effectus* (Wirkung), beide koinzidieren in der Harmonia-Tiphereth und bilden mit dieser am *Baum des Lebens*<sup>29)</sup> den Stamm oder die „Säule der Mitte“. In der mystischen Begattung der „Matrone“ oder „Königin“ *Malkuth* durch den „heiligen König“ Tiphereth ist die *kosmische Syzygie*, die geschlechtslose Verjochung<sup>30)</sup> des androgynen Urmenschen-Prototyps, des Makranthropos (der große, geschlechtslose Mensch, Gottmensch) oder des Adam Kadmon, von dem geschrieben steht: „Und Gott schuf den Menschen

---

<sup>29)</sup> Über die *Weltesche Yggdrasil* unserer nordischen Vorfahren, den Haoma-Baum der Parsen, den Soma-Baum der Inder, den Feigenbaum der Evangelien vgl. Sigfrid Reuter, *Das Rätsel der Edda*, Verlag Deutsch-Ordens-Land, Sontra in Hessen, 1922. I. S. 11—21 u. a. a. O. Während uns in dem poëtischen Naturmythus der Germanen die Weltesche in erhabener dichterischer Gestaltung als plastisches Gemälde entgegentritt, wie es nur die märchenhafte Phantasie eines mit der Natur aufs innigste verwobenen Volkes in seiner unverbrauchten Jugendkraft hervorzaubern kann, haben wir in dem sephirothischen „Baum des Lebens“ (I. Mos. 2, 9) der Hebräer eine zur Unendlichkeit und Ewigkeit umfassenden Weltanschauung ausgebaute, abgeschlossene Philosophie vor uns, wie wir sie in ähnlicher Einheit bei keinem Volke wiederfinden. Woher die Juden und all die Anderen den Grundgedanken, die Vorstellung eines Baumes genommen, ob sie ihn selber aus dumpfem Urbewußtsein geboren, ob sie ihn aus der Akasha-Chronik, dem Weltengedächtnis, hervorgeholt haben, was tut das — wenigstens in vorliegendem Zusammenhang — zur Sache? Es gibt eben elementare Gedanken, die als Keime in der Menschheit schlummern, die nicht durch gegenseitige Berührung der Rassen übertragen zu werden brauchen, die sich bei den amerikanischen Naturvölkern ebenso wie bei den Völkern der alten Welt in verblüffend ähnlichen Vorstellungen fast gleichlautenden Ausdruck zu verschaffen wissen. Und diese stets symbolhaften Gedanken sind immer mit der Wahrheit besonders nahe verwandt.

<sup>30)</sup> Vgl. hierzu *Peryt Shou*, *Der Verkehr mit Wesen höherer Welten*, Linser-Verlag, Berlin-Pankow, 1920, S. 38 u. ff. Dort findet sich (S. 41) auch die wörtliche Übersetzung des gnostischen Begriffes: *Sycygie* mit „Verjochung“.

jegliche Kreatur im Weltenraum, die auf das Geheiß des Schöpfers in die Erscheinung trat. Der Mensch hat nur den Vorzug, zu relativem Bewußtsein erwacht zu sein und bewußt seine Zugehörigkeit zu dem lebendigen Organismus des Universums empfinden zu dürfen, während die übrigen Geschöpfe sich ihres Lebens nicht oder nur teilweise — *quamvis diversis gradibus* — bewußt sind.

Innerhalb des gesamten sichtbaren Universums herrscht nun, wie wir bereits erfahren haben, und was sich nun auch aus dem Sefhirotssystem ergibt, das Gesetz des Ausgleichs, der *Anziehung und Abstoßung* oder *Thesis, Synthesis, Antithesis*, wie die Formel des Hegelschen<sup>27)</sup> Systems der Weltentwicklung lautet.

Παλίνοτος ἢ ἀρμονία, ἢ τοξόου διὰ τῶν ἐναντίων.

„Zwiefach den Bogen spannend ist die Harmonie, die den Pfeil schießt durch die Gegensätze“ übersetzt A. von Thimus die dunklen Worte Heraklits (bei Porphyrios, de antr. Nymph. c. 29), deren Sinn uns nunmehr verständlicher sein dürfte.

In der göttlichen Welt (I. Triade oder Ebene) Olam aziluth, d. h. in der Welt der ersten Emanation schließt das neutrale (eigentlich koinzidente) *Kether* (corona, Krone) als erste und höchste Sefhirah das positive *Chochmah* (sapientia, Weisheit) und das negative *Binah* (intelligentia sive spiritus, Intelligenz oder Geist) in sich, mit anderen Worten: Die unaussprechliche göttliche Vorsehung zergliedert sich dem Menschenverstand in die höchste, theoretische und praktische Vernunft Chochmah-Binah, zwei „Gegenpole“, die in dem geoffenbarten Einen (Kether) zusammenfließen und aufgehen in dem koinzidenten Nichts-Etwas: En-soph. (S. Fig. 1 und 2.)

In der metaphysischen Welt (II. Triade) Olam beriah, in der Welt der Schöpfung, verbindet sich das positive *Chesed* (misericordia, Barmherzigkeit) mit dem negativen *Geburah* (fortitudo, Tapferkeit, Macht, Allmächtigkeit) oder

---

<sup>27)</sup> Man halte Hegel nicht für „veraltet“. In China wird heute Hegel als der größte abendländische Philosoph geschätzt. Man lasse sich auch nicht durch Schopenhauer in der Bewertung Hegels irre machen!

Pechad <sup>28)</sup> zu dem neutralen *Tiphereth* (pulchritudo, Schönheit, Harmonie) d. h. die göttliche Strenge verbindet sich mit der Barmherzigkeit zur kosmischen Harmonie.

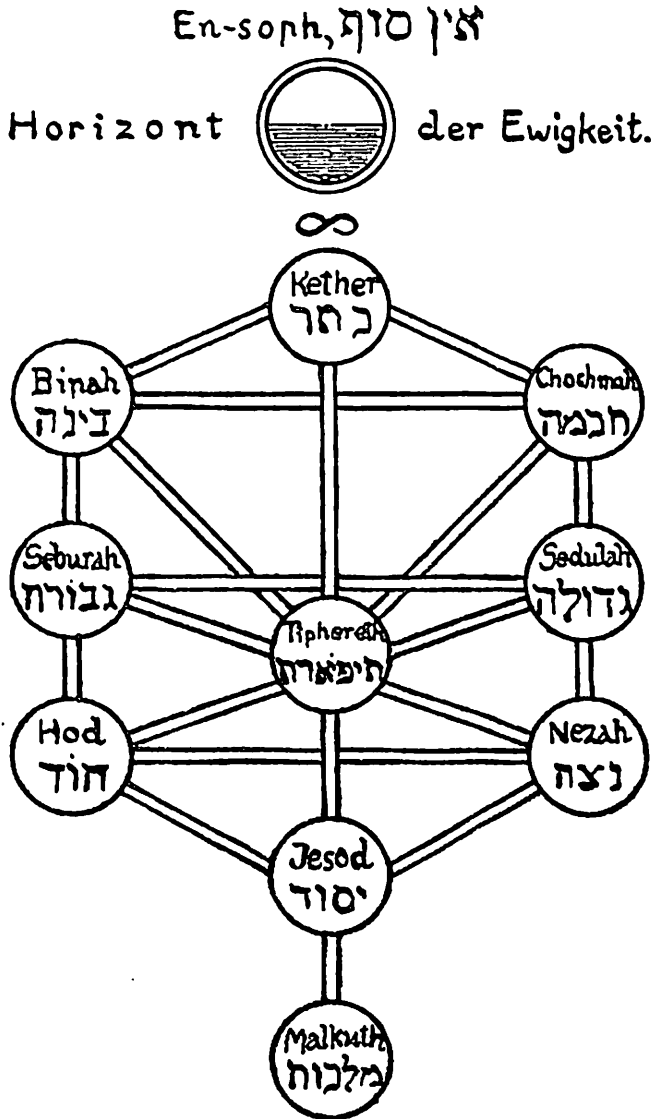


Fig. 1.

<sup>28)</sup> Da selbst ein hebräisches Wort die sephirothischen Begriffe nicht zu fassen vermag, wird zuweilen Chesed durch Gedulah (magnitudo, Größe, Majestät, Herrlichkeit), Geburah durch Pechad (timor, severitas, Furcht, Strenge) oder Din (judicium, Gericht) ersetzt.

In der physischen Welt endlich (III. Triade) Olam jezirah, in der Welt der Ausgestaltung, hält das neutrale *Jesod* (fundamentum, Basis) die Wage zwischen dem positiven *Nezah* (victoria, Sieg) und dem negativen *Hod* (honor, gloria, Ruhm, Ehre), d. h. der Streit zwischen

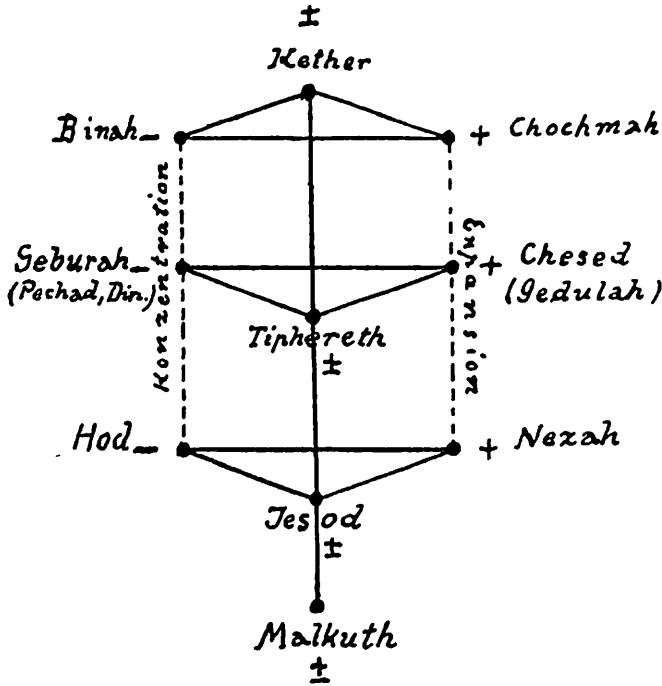


Fig. 2.

Konsistenz (Nezah) und Resistenz (Hod) oder der Streit der Gegensätze überhaupt ist die Basis (Jesod) aller Dinge oder vielleicht richtiger ausgedrückt: So wie der Sieg die Ehre und den Ruhm auslöst, so löst in der Kausalwelt die Ursache die Wirkung aus, so folgt auf das Bestimmende das Bestimmte, so offenbart sich aus der sinnfälligen Spaltung das eine fundamentale Prinzip der ewigen Zeugung. Aus „Ja“ und „Nein“ bestehen alle Dinge, sagt Jakob Böhme.



Die letzte, zehnte Sefirah (*Malkuth*, regnum, Reich), das Prinzip der sichtbaren Welt der Verfertigung oder Olam assijah bringt die Spiegelung des Mikrokosmos (*Malkuth*) im Makrokosmos (Kether) zum Ausdruck. Sie umfaßt ebenso wie die erste Sefirah alle übrigen Emanationen und wie sie auch gleich der Sefirah Kether mittels der II. Triade die Brücke schlägt zur ersten und dritten, so stellt sie auch die harmonische Verbindung her zwischen der kleinen und großen Welt; *Kether ist causa* (Ursache), *Malkuth effectus* (Wirkung), beide koinzidieren in der Harmonia-Tiphereth und bilden mit dieser am *Baum des Lebens*<sup>29)</sup> den Stamm oder die „Säule der Mitte“. In der mystischen Begattung der „Matrone“ oder „Königin“ Malkuth durch den „heiligen König“ Tiphereth ist die *kosmische Syzygie*, die geschlechtslose Verjochung<sup>30)</sup> des androgynen Urmenschen-Prototyps, des Makranthropos (der große, geschlechtslose Mensch, Gottmensch) oder des Adam Kadmon, von dem geschrieben steht: „Und Gott schuf den Menschen

---

<sup>29)</sup> Über die *Weltesche Yggdrasil* unserer nordischen Vorfahren, den Haoma-Baum der Parsen, den Soma-Baum der Inder, den Feigenbaum der Evangelien vgl. Sigfrid Reuter, *Das Rätsel der Edda*, Verlag Deutsch-Ordens-Land, Sontra in Hessen, 1922. I. S. 11—21 u. a. a. O. Während uns in dem poëtischen Naturmythus der Germanen die Weltesche in erhabener dichterischer Gestaltung als plastisches Gemälde entgegentritt, wie es nur die märchenhafte Phantasie eines mit der Natur aufs innigste verwobenen Volkes in seiner unverbrauchten Jugendkraft hervorzaubern kann, haben wir in dem sephirothischen „Baum des Lebens“ (I. Mos. 2, 9) der Hebräer eine zur Unendlichkeit und Ewigkeit umfassenden Weltanschauung ausgebaute, abgeschlossene Philosophie vor uns, wie wir sie in ähnlicher Einheit bei keinem Volke wiederfinden. Woher die Juden und all die Anderen den Grundgedanken, die Vorstellung eines Baumes genommen, ob sie ihn selber aus dumpfem Urbewußtsein geboren, ob sie ihn aus der Akasha-Chronik, dem Weltengedächtnis, hervorgeholt haben, was tut das — wenigstens in vorliegendem Zusammenhang — zur Sache? Es gibt eben elementare Gedanken, die als Keime in der Menschheit schlummern, die nicht durch gegenseitige Berührung der Rassen übertragen zu werden brauchen, die sich bei den amerikanischen Naturvölkern ebenso wie bei den Völkern der alten Welt in verblüffend ähnlichen Vorstellungen fast gleichlautenden Ausdruck zu verschaffen wissen. Und diese stets symbolhaften Gedanken sind immer mit der Wahrheit besonders nahe verwandt.

<sup>30)</sup> Vgl. hierzu *Peryt Shou*, *Der Verkehr mit Wesen höherer Welten*, Linser-Verlag, Berlin-Pankow, 1920, S. 38 u. ff. Dort findet sich (S. 41) auch die wörtliche Übersetzung des gnostischen Begriffes: Sycygie mit „Verjochung“.

ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er *ihn*<sup>21)</sup>; und schuf sie, einen Mann und ein Weib“, I. Mos. 27, in einer durch Worte nicht wiederzugebenden Weise zum Ausdruck gebracht. Aus dieser unbefleckten himmlischen Ehe quillt die ewige Zeugungskraft (Jesod) immerfort in absoluter Reinheit hervor, in blinder Gerechtigkeit Segen und Verderben, Leben und Tod spendend dem ich-traumbrütenden, zwiespältigen Menschengeschlecht, das der geschlechtlich-polaren Zeugung solange verfallen bleibt als es im Götzendienst des Ich verharren wird. Für den, der es fassen kann, ist diese lichtvoll-finstere Wahrheit im Hohen Lied Salomons überhaupt, besonders aber 5, 10 enthalten: „Wer ist, die hervorbricht, wie die Morgenröte, schön wie der Mond, auserwählet, wie die Sonne, schrecklich wie die Heerscharen?“

Man glaube aber nun nicht, daß mit dem Vorhergehenden das Wesen des Lebensbaumes der Sephiroth restlos erklärt sei, haben wir doch hier nur den einen Gesichtspunkt der Allsympathie ins Auge zu fassen, den einen Gedanken, den der Schar (3. Teil, Blatt 61 b, Mantua, 1559) in folgenden Worten ausspricht: „Die untere Welt ist mit der oberen ähnlich gemacht worden: was in der oberen Welt ist, findet sich gleichsam als Abbild auf Erden; doch ist Alles nur Eins.“<sup>22)</sup>

<sup>21)</sup> Vgl. die Soharstelle (I. 52, a. b. 1562 bzw. Bischoff, I. S. 107): „Bevor Adam gesündigt hatte, hörte er nur die Weisheit, deren Licht von oben kommt. Als er aber dem Verlangen nachgab, die unteren Dinge kennen zu lernen, da wurde er verführt, erkannte das Böse und das Gute. Er trennte sich vom Baume des Lebens. Bevor sie dies getan hatten, hörten sie die Stimme von oben, besaßen sie höhere Weisheit und bewahrten ihre lichte und höhere Natur. Nach dem Sündenfall aber vernahmen sie nicht einmal mehr die Stimme von unten.“ Während in der Bibel der auffallende Wechsel von Singular und Plural den androgynen (mann-weiblichen, d. h. geschlechtslosen) Charakter des *Proto-Adam* bezeichnen soll im Gegensatz zu der Erschaffung des zunächst ebenfalls geschlechtslosen *Mikranthropos* (Mos. 2, 7), will die Soharstelle durch den Wechsel der Einzahl und Mehrzahl „Er“, „sie“ (die durch den Sündenfall eingetretene Spaltung der Einheit in die Vielheit, Mann, Weib samt Nachkommenschaft) demonstrieren.

<sup>22)</sup> Noch schöner formt sich dieser Gedanke in Sohar I. Bl. 156 a. b.: „Was auf der Erde ist, ist auch in der Höhe, es ist kein noch so geringes Ding in dieser Welt, das nicht abhängig wäre von einem Wesen, das darüber gesetzt ist, und wird das untere Ding in Bewegung gebracht, dann wird es auch jenes obere, das darübergesetzt ist; denn alles ist wechselseitig miteinander verbunden und geeinigt.“

Hiermit die Sephirothlehre als erschöpft zu betrachten, wäre ein gewaltiger Irrtum; denn das Eindringen in dieses geheimnisvolle und außerordentlich aufschlußreiche Gebiet erfordert ein Lebensstudium. Wir haben uns hier lediglich bemüht, den Nachweis zu erbringen, daß gemäß uralter, ewig neuer Überlieferung das Gesetz der Polarität auch auf die metaphysische und in Analogie, mit Berücksichtigung der Koinzidenz, sogar auf die Welt des Seins ausgedehnt werden kann. Wer glauben sollte, die Kabbala wäre heutzutage nicht mehr ernst zu nehmen, dem möchten wir nur empfehlen, diese Wissenschaft ernstlich zu studieren und dann einmal nachzudenken, ob nicht alle unsere modernen, mühsam errungenen Erfahrungen und „Fort-schritte“ soweit sie wirklich haltbar sind, in den symbolischen Rätselsprüchen der esoterischen Philosophie der Hebräer eine, allerdings meist nur für Wissende deutliche Sprache gesprochen haben. Der große, französische Kabbalist *Eliphas Lévi* <sup>83)</sup> (Abbé Louis Constant, gestorben 1875) schrieb in einem Brief an seinen Schüler M. Montaut <sup>84)</sup>: „Die Kabbala hat nämlich ihre Geometrie der Ideen, ihre Algebra der Philosophie und ihre Trigonometrie der Analogien. So zwingt sie gewissermaßen die Natur, ihre Geheimnisse zu enthüllen. Ein anderer großer Denker sagte: „Die Kabbala ist die Mathematik der Metaphysik oder die Physik der Metamathematik.“ *Spinoza*, an und für sich eine mystisch angelegte Natur, scheint in seiner fast mathematisch-nüchternen Philosophie seinem schauenden Intellekt lediglich die nötige Hemmung auferlegt zu haben, wenn er in seinem „theologisch-politischen Traktat“, Kapitel 11, über die Kabbalisten das wegwerfende Urteil fällt: „Ich wünschte die Kabbalisten zu lesen und habe auch einige von ihnen durchgesehen: ich erkläre aber, daß die Torheit dieser Gaukler jeden Ausdruck übersteigt.“ Mag er von der jüdischen Glaubensgemeinschaft ausgestoßen, die kabbalistische Literatur seiner Zeit mit diesen Worten gegeißelt haben, mag in ihm das Streben aller gläubigen Juden,

<sup>83)</sup> Eine deutsche Übersetzung seiner zahlreichen grundlegenden Werke ist nunmehr erfreulicherweise eingeleitet bei Otto Wilh. Barth, Asokthebu-Verlag, München.

<sup>84)</sup> Erschienen in der Zeitschrift: *L'Initiation*, 1891; s. auch Papus, *Kabbala*, S. 33.

die Kabbala dem profanum vulgus, den Gojim (Ungläubigen) zu entziehen, wieder erwacht sein, jedenfalls ist seine Lehre von den „zehn ewigen, und unendlichen Modis“<sup>85)</sup>, die den unendlichen Verstand (Substanz) zum Ausgangspunkt haben, nichts anderes als eine Reminiszenz zu den Sephiroth und zu der Emanationstheorie der Kabbala.

Wie befruchtend die kabbalistischen Lehren allenthalben gewirkt haben, ergibt sich unter anderem auch aus der Nonade (Neunheit), die die alexandrinischen Neuplatoniker zur Erläuterung der das All umspannenden und durchdringenden Dreieinheit aufgestellt haben:

I. *Triade*: τριάς ἀγαθοειδής . die „gutscheinende“<sup>86)</sup>  
Dreieinheit.

1. τὸ ἓν . . . . . die Einheit,
2. ὁ νοῦς . . . . . der Verstand,
3. ψυχή τοῦ παντός . . . Weltseele,

II. *Triade*: τριάς νοητή . . . die intelligible Dreieinheit:

4. ἔφετον (v. ἐφίημι) . . das Verlangte, Verlangen, Liebe,
5. ἔκονον (v. ἔκω) . . . das Gekommene, das Angelangte, Befriedigung,
6. τέλειον . . . . . das Vollendete.

III. *Triade*: τριάς δημιουργική . die schöpferische Dreieinheit.

Die letzte demiurgische Dreieinheit finden wir in den alten Texten, wenigstens bei Plotin (Enneade II, 9, 1 und III., 5, 3 ff) und bei Proklos (theol. Plat. I., 23), denen diese Zusammenstellung entnommen ist, nicht näher ausgeführt. Von dieser Nonade ist aber bei den Platonikern immer wieder die Rede.

<sup>85)</sup> Es sei hier auch an die „zehnsaitige Weltlyra“ der Pythagoreer erinnert.

<sup>86)</sup> Sollte durch die eigentümliche Bezeichnung „gutscheinend“ der einseitige affirmative Begriff „gut“ im Sinne der Koinzidenz gemildert werden? Platon stand diesem Gedankengange durchaus nicht fern. Man vergleiche in Platons Timaios z. B. die Stelle: „Was ist das ewig Seiende, das ein Werden nicht zuläßt?“ und das über den „Punkt der Mitte“ Gesagte. (Timaios, übersetzt von O. Kiefer, Eugen Diederichs-Verlag, Jena, 1920, S. 19 und S. 30.)

Die Übereinstimmung mit dem Sephirothsystem ist jedenfalls ohne weiteres ersichtlich. Nur darf man nicht, wie es die meisten exoterischen Kabbalaforscher tun, sich jetzt gleich hinreißen lassen, die kabbalistische Philosophie als aus der platonischen hervorgegangen zu betrachten. Dem wirklichen Kabbalisten brauchen wir über das mutmaßliche Alter und den Ursprung der Kabbala nichts zu sagen, für die andern mag es eine gute Übung des Denkapparates sein, wenn sie abwechselnd die Entstehung derselben vom Mittelalter bis in die prähistorische Vorzeit vor und wieder zurückklavieren. *Guido von List* hat recht, wenn er die arische Beeinflussung der Kabbala nachzuweisen sich Mühe gemacht hat. Er hätte sogar noch weiter gehen dürfen; denn letzte Menschenweisheit ist Gemeingut *aller* Völker, nur muß man gestatten, daß jede Nation der „empfangenen“ (קבלה kabâl, daher: Kabbala = das Empfangene, die Tradition) Überlieferung ihren unverwischbaren Stempel aufdrückt.

Wenn die Kabbala platonischen Ursprungs ist, dann müssen auch die kannibalischen Wilden Polynesiens recht gelehrige Schüler dieser Schule gewesen sein; denn die *Maori* haben ein „Sephirothsystem“, das sich weder vor dem hebräischen noch vor dem platonischen zu verbergen braucht.

Wir haben schon in der Einleitung (S. 39) gehört, daß sich auch in Polynesiens ferner Inselwelt die Wurzeln unserer Weltesche Yggdrasil ausbreiten. Oder sollte ein Flugsame . . . ? Nein, der „Baum“ ist überall! In *Ratzels* „Völkerkunde“ (II, 300) erfahren wir noch mehr:

Po, die Nacht wird im Inselland „an den Anfang der Dinge gesetzt. Aus den Kreißungen der Po von der ersten bis zur zehnten Nacht entstand Piapia und dann Kaka, letzterer als Vater der Geschwister Rangî und Papa, aus deren Umarmung Tanenuirangî mit acht Brüdern hervorkam.“

Heißt das nicht: Als das Rad der Schöpfung in Betrieb gesetzt war, wurden in zehn (II) Nächten der „König“

Tiphereth als zeugendes Urfeuer (Kaka) und die „Königin“ Malkuth als gebärendes Urwasser (Piapia) aus dem Urwasserschwall Thehom als Früchte syzygischer Zeugung geboren?

Dann entstand der „Riß“, die „Rakia“ zunächst in der Welt der Dewas. Das war Luzifers, des Feuerträgers Mißbrauch des heiligen himmlischen (Erkenntnis-)Feuers, die Subjektivierung und Spaltung. Kaka — Luzifer wird bei uns zum Verführer, bei den Polynesiern aber zum Vater (!) des ersten Menschenpaares Rangî und Papa, die er das irdische „Feuer“ — auch für Luzifer in seiner Eigenschaft als Prometheus kennt die polynesische Mythologie Parallelen — d. i. die Zeugungskraft (Jesod) mißbrauchen, subjektivieren lehrt. Aus der sinnlichen „Umarmung“ geht Malkuth truncata mit acht Sprößlingen ( $1+8=9$ ), die Sephirothleiter der vierten bis sechsten Triade, der kleinweltliche „Feigenbaum“ des Evangeliums hervor. Das Sechstagerwerk ist beendet.

Hier müssen wir zum besseren Verständnis folgendes einschieben: „Und Gott sprach: Es werde eine Feste (rakia) zwischen den Wassern.“ So übersetzt Luther das Wort רקיע (rakia), aber er schreibt „Veste“, vielleicht nur infolge zeitgemäßer Schreibweise, vielleicht aber auch, um eine Identifikation mit „Feste“ zu vermeiden. Jedenfalls ist dieses Wort noch viel umstritten. Die Septuaginta übersetzt στερεωμα, d. h. das Feste, Dichtgemachte oder die Grundlage. Der heilige Augustinus schreibt firmamentum (de genesi at litt. 2), d. h. das Festgemachte, das Befestigungsmittel, das Firmament. In Fürsts hebr. Wörterbuch finden wir: die Ausbreitung (des Himmels), Himmelswölbung. *Gottlieb Latz* weicht in seiner „Alchemie“ von all diesen Deutungen ab, indem er sagt: „Rakia ist ein Substantiv, welches auf einen Naturlaut basiert ist. Dieser Naturlaut ist Rak und läuft parallel unserm Knack. Rakia ist etwas, was Rak oder Knack macht.“ Weit entfernt, uns die weiteren Folgerungen dieser anregenden Betrachtung restlos zu Nutzen zu machen, neigen wir doch zu der Ansicht, daß der scharfsinnige, leider von einer fixen Arkanum-Idee (vgl. Okk. Med. Bd. XI. S. 33 u. ff.) verfolgte Ge-

lehrte, wie in vielen Punkten, so auch mit dieser Etymologie das Richtige trifft. Finden wir doch diesen Naturlaut rak wieder in dem Griechischen φρακτός (phraktos), d. h. befestigt oder eingeschlossen, und im Lateinischen fractio, das Brechen, der Bruch. Wenn wir somit Rakia mit Riß, Bruch wiedergeben zu dürfen glauben, können wir die gebräuchliche Übersetzung als exoterischen Aspekt der Bibelexegese trotzdem gelten lassen. Wir lesen eben esoterisch: „R i ß“.

„. . . ein Unterschied zwischen den Wassern“ übersetzt Luther des weiteren die Worte „bin majim le-majim“ (I. Mos. I, 6). Gut, aber wir lesen: eine Scheidung oder ein Zwischenraum („bin“ heißt beides) zwischen („bin“ heißt auch „zwischen“) Wasser und Wasser. Da gäbe es also zwei Wasser? Ganz richtig: Thehom und Majim, und da die Präposition „le“ auch die Bewegung ausdrückt, so wäre vielleicht Thehom das ruhende, chaotische, Majim aber das bewegte, kosmische Wasser bzw. dessen Modifikationen.

Also ist doch ein „Unterschied zwischen den Wassern“, dessen Wesen die esoterische Deutung erschließt.

Von I. Mos. 14 ab ist dann von der „Feste des Himmels“ (rakia ha-scha-majim) die Rede, die wir sowohl als „Riß zwischen Feuer (esch) und Wasser“, als den Vorgang, über den uns die Polynesier soeben aufklären mußten, deuten dürfen.

Der Polynesier rechnet nun folgendermaßen: 10 Nächte + Tanenuirangi + 8 Brüder = 19. Wenn wir recht unterrichtet sind, lassen die Maori (nach Bastian) den Tanenuirangi aus — wir zählen ja Malkuth und Malkuth truncata auch nicht doppelt — und bekommen so 18 Emissionen, die wir gleich aufzählen werden.

Zuvor wollen wir noch auf einen eigentümlichen Zusammenhang aufmerksam machen, dessen Kenntnis wir natürlich den guten Maoris nicht unterlegen dürfen, der uns aber von einem Wahrheitsahnen selbst im Naturmenschenherz viel zu erzählen weiß. H<sub>2</sub>O ist das Molekül des Wassers. 2 Atome Wasserstoff und 1 Atom Sauerstoff. Der Chemiker verzeihe, wenn wir sagen:

2 Wasser und 1 Feuer, Feuer-Wasser, esch-majim, schamajim. Das Atomgewicht des Wasserstoffs ist annähernd 1, genau 1,008/1922; des Sauerstoffs 16 000; das Molekulargewicht des Wassermoleküls ist also rund 18. Zählen wir aber die Ordnungszahlen zusammen, also  $2H = 2$  und  $O = 8$ , so erhalten wir 10. Das ist doch sonderbar.

Die Maori sagen nun (Ratzel II, 300):

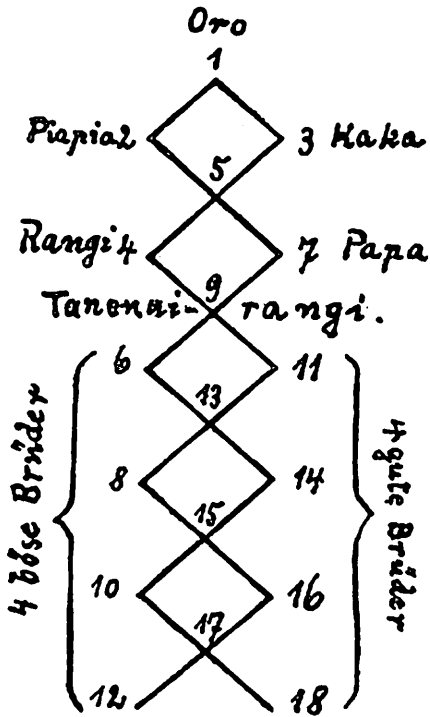
„Nach ungezählten Perioden erwacht (1) Te Rapunga, das Sehnen, das sich in (2) Weia oder Fortdauer der ersten Sehnsuchtsregungen zur (3) Sehnsucht ausbreitet; in der Folge macht sich (4) Te Kukune, die Empfindung, bemerkbar, die in (5) Te Pupuke, der Ausbreitung erstarkt. Als Folgewirkung beginnt ein erstes Pulsieren des Lebens (6), Te Hiriri oder Luftschnappen, und hieraus emaniert (7) Te Mahara, der Gedanke, fortentwickelt zu (8) dem Geisteswirken. Jetzt entspringt (9) Te Manako, der Wunsch, welcher sich auf (10) Wananga, das heilige Geheimnis oder große Lebensrätsel verdichtet. Später entfaltet sich (11) Te Atamai, die Zeugungskraft der Liebe, die in materielle Schöpfungen niedersinkt, wodurch (12) Te Whiwhia, das Festhalten am Dasein hergestellt ist, durchdrungen von (13) Ravea, der freudevollen Wollust, und somit ist dann eine bestimmte Gestaltung gegeben in (14) Hopotu, dem Aufrichten, belebt durch (15) Hau Ora, den Lebensatem, und jetzt flutet (16) Atea, das Weltall, im Raume, gespalten durch Geschlechtsdifferenzen in (17) Rangī und (18) Papa, Himmel und Erde.“

„Mit Bastian fragt man sich“, fügt Ratzel hinzu, „angesichts dieses türmenden Gedankenbaues voll Anklänge an Chaldäisch-Buddhistisches: Ist ein verkleideter Anaximander oder Pythagoras hierher gewandert? Wer möchte die Frage beantworten, welche die dunklen Tore der Urwelt aufzutun strebt, in die wir noch nicht eintreten dürfen, ohne der Verirrung in labyrinthischen Gängen sicher zu sein.“

Um ein neues Licht auf die „Sephiroth“ der Maori und auf die evtl. Ableitung der Zahl 18 zu werfen, ferner, um die für den Sympathetiker so wichtige Zahlenphilosophie



hier vorausgreifend zu streifen, geben wir nachfolgendes Schema:



---

42	60	69		
Q.S.6	Q.S.6	Q.S.6*)		
$6 \times 6 \times 6 =$			216;	. . . . . 216 \times 2 = 432
$6 + 6 + 6 =$			18	
			$18 \times 12 = 216;$	$216 \times 2 = 432$
			$18 \times 3 = 54;$	$54 \times 8 = 432$
			$18 \times 4 = 72;$	$72 \times 6 = 432$

---

\*) Q.S. = Quersumme.

Ob den Maori solche Spekulationen geläufig sind oder einst waren, möchten wir dahingestellt sein lassen, obwohl wir persönlich im Hinblick auf die ganze Anlage ihres Systems nicht daran zweifeln, daß sie einstmals davon gewußt haben. Über die Bedeutung der Scherenfigur („Nürnberg Schere“) als Symbol der in zwei quadratische Netze

zerlegten oktogrammatichen Struktur der Logosstrahlen gibt *Maack* in der „Heiligen Mathesis“ näheren Aufschluß (S. 27). Wir möchten noch hinzufügen, daß nicht nur die altindische Philosophie dem irdischen Prithvi-Tattwa quadratische Schwingungsform zuschreibt, sondern daß auch die altchinesische Kou-a-Philosophie die typische Form des Erdgeist-Prinzips  $Y_n$  als quadratisch und kant-eckig bezeichnet (vgl. auch A. v. Thimus, Die harmonikale Symbolik des Altertums I., S. 81). Nach Einsteins Relativitätstheorie schneidet sich die Kette der Ursachen mit der Kette der Folgen in einem betrachteten Raumzeitpunkt, oder, wie Schiller sagt, in dem „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“. Die Linien der Energiewanderungen bilden bei Einstein ein quadratisches Netz, wo sie sich schneiden, findet ein „Vorgang“ statt (vgl. Lämmel, Relat. Theor. Stuttgart 1921, S. 59).

Unsere Zahlenanordnung auf unserem Schema scheint willkürlich zu sein, obwohl ihr ein gewisses System zugrunde liegt. Oro ist der höchste, nicht öffentlich verehrte Gott der Polynesier, das En-soph der Kabbalisten. Die acht Brüder schieden wir wohl nicht ganz ohne Berechtigung in vier relativ gute und vier relativ böse. Die der Figur beigefügten Zahlenspekulationen werden dem Leser erst später verständlich werden. Wenn er am Schluß des Buches angelangt, nochmals zurückblättert, werden ihn die Resultate 432, 54, 72 vielleicht erstaunen lassen und zu sonderbaren Gedankengängen verleiten.

Von diesem Ausflug ins Inselland zu den Kannibalen werden nicht alle Leser in gleicher Weise befriedigt zurückkehren. Viele werden nicht so recht verstanden haben, was wir damit sagen wollten, aber wir sind vollauf zufrieden, wenn sich wenigstens einige durch diese Erörterungen anregen ließen, die „Sympathie des Alls“ nach höheren Gesichtspunkten als bisher zu bewerten.

Diesen Wenigen gelten die folgenden Bemerkungen:

Professor O. Fischer (Zahlensymbolik, bei Max Altman, Leipzig, 1918, S. 22/23) fand, daß die Zahl 18 in den hieratischen Texten stets als kabbalistische Wertzahl oder als Faktor der mit dem Sündenfall zusammenhängen-

den Worte (z. B. chata = Sünde = 18; schagag = sich vergehen =  $18 \times 17$ ; die Zahl des apokalyptischen Tieres = 666, Quersumme = 18 usw.) auftrete.

Von den 18 Wandlungen der Chinesen werden wir später noch hören. Nun ist:  $3 \times 6 = 18$ , das sind 3 Hexaden (Sechsheiten),  $4 \times 6 = 24$ , das sind 4 Hexaden (Sechsheiten). Und  $18 \times 24 = 432$ , man merke sich diese Zahl für später. 432 000 Jahre sind in der vedischen Philosophie = 1 Tag Brahmas. Dieselbe Zahl ist in dem biblischen תְּחוֹ וְבוֹהוּ, Thohu wa-bohu, das gewöhnlich mit „wüst und leer“ oder auch mit Chaos übersetzt wird, verborgen, wenn man die Zahlenwerte der Buchstaben multipliziert:

$$6 \times 5 \times 2 \times 6 \times 6 \times 5 \times 400 = 432\ 000\ 0.$$

Vielleicht erschließen folgende Talmudworte den Sinn dieses in der Sprache der Buchstaben wie der Zahlen zunächst gleich dunklen Ausdruckes: „Thohu ist ein grüner Kreis, der die ganze Welt umringt, von dem die Finsternis herkommt, Bohu sind die schlammigen Steine, die in der Tiefe thehom versenkt sind, von denen das Wasser herkommt.“ (Chagigah 12 a, vgl. auch Bischoff I., S. 191.)

Die Kabbala kennt vier Welten<sup>38a)</sup>, die aber aus vier Triaden hervorgehen. Warum rechneten nun wohl die Maori einst mit Hexaden? Da ist zunächst wohl anzunehmen, daß sie sicherlich schon sehr früh, als sie vielleicht noch auf einer hohen Geistesstufe standen, von konfuzianischen Lehren beeinflußt wurden. Die Sechszahl spielt aber in der chinesischen Kou-a-Philosophie der 8 Hexagramme keine unbedeutende Rolle. Wir können aber auch unserer Frage aus abendländischen Gedankengängen heraus nähertreten und ahnen dann vielleicht auch gleichzeitig, daß e i n Denkgesetz den Erdball umspannt.

In der Bewegung und Gestaltung der harmonisch-koinzidenten Urtrias, die alles in sich begreift, ruhen seit Anbeginn in potentieller Disharmonie die Elemente der Trägheit und Vernichtung als s e k u n d ä r e , feindliche, nach

---

<sup>38a)</sup> Vielleicht erklärt sich die vierte Null, die der esoter. Zahlenwert des biblischen Chaos in sich birgt, und die manchen in der Zahlenmystik unbewanderten Leser stutzig machen könnte, eben durch die kabbalistische Lehre von den vier Welten.

dem Muster der primären jederzeit organisierbaren Hierarchie. Sich losreißend aus dem Schoß der Einheit, aber unfrei, an der Nabelschnur baumelnd, entfaltet sie ihre stagnierend-zersetzende Tätigkeit, wider Willen mitarbeitend am Sechstageswerk der Schöpfung.

Und deshalb, weil sie in der lichten Dreiheit die Triade der Finsternis als potentiell gegeben erkennen, sollten die wilden Maori mit Hexaden rechnen? Nein, gewiß nicht!

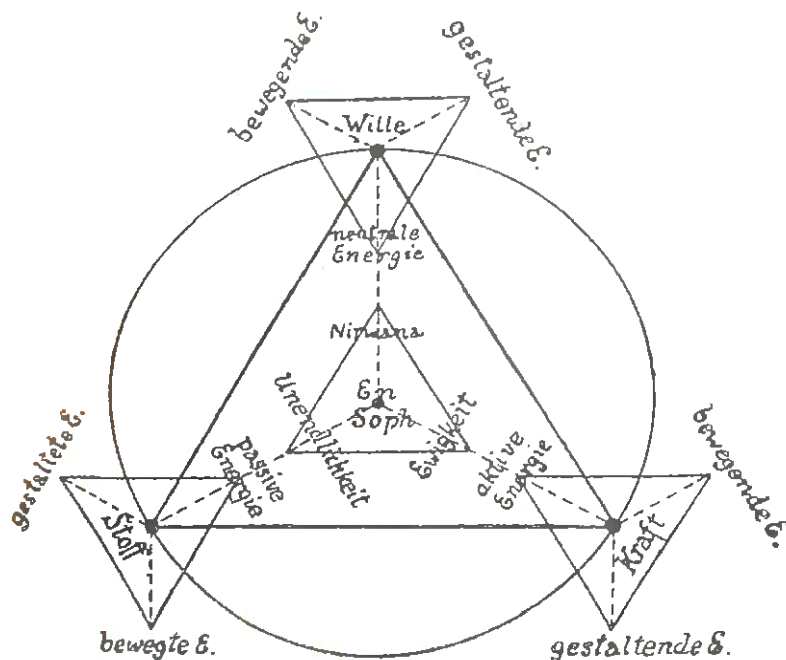


Fig. 3.

Ihr Zahlengebäude ist hohl geworden. Der Geist ist daraus entwichen. Aber er kann wiederkehren oder auch verpflanzt werden.

Kehren wir nun zu unserm Thema zurück.

Wie wir nun die gesetzmäßige Harmonie der oberen, mittleren und unteren Welt auf den Begriff der Allsympathie anzuwenden haben, zeigt *Figur 3*. Das Schema der Figur wurde Max Valier, „Des Urseins Dreifaltigkeit“, (Faustverlag, München, 1922) bzw. der okkulten Weltallslehre (II.Hauptteil, 4. Kap.) entlehnt. In den beiden Wer-

ken finden sich wesentliche Ergänzungen zu vorliegender Darstellung.

In der Mitte des Schemas finden wir ein kleines, gleichseitiges Dreieck, dessen Schwerpunkt gleichzeitig den Schwerpunkt des großen Dreiecks bildet und die Bezeichnung *En-soph* als das immanente Zentrum des absoluten, kosmischen, meta- und parakosmischen Alls trägt. Wenn wir überhaupt in der Lage sind, diesen abstraktesten aller Begriffe begrifflich darzulegen, so müssen wir zu den äußersten Grenzpunkten unseres Begriffsvermögens unsere Zuflucht nehmen: *Ewigkeit und Unendlichkeit als Aspekte oder Argumente des harmonischen Indifferenziales Nirwana*<sup>87)</sup>, der geistigen Potenz, die in der Ewigkeit ruhend die Unendlichkeiten erfaßt und das Unbegreifliche, das ἀρρητον des Proklos (Theol. Plat. II. Bd., C. 611, 4.)<sup>88)</sup>, das die Kabbala eben *En-soph* nennt, einschließt. Dies ist allerdings ebensowenig zu verstehen als zu erklären. Da wir uns nicht anmaßen, derartige Probleme lösen zu können, geben wir hier nur kurze Anhaltspunkte und empfehlen den Gegenstand der Meditation des Lesers.

Ein Wissender, mit dem wir über diesen Punkt zu sprechen Gelegenheit hatten, empfahl uns über die Worte nachzudenken: „Ewig liebt mich der Vater. Unendlich liebt mich der Vater.“

Diese Meditationsübung ist jedoch lediglich nur dazu geeignet, die Scheidung dieser beiden Begriffe überhaupt vorzubereiten. Wer über den Unterschied zwischen „ewig“ und „unendlich“ noch nie nachgedacht hat, dem wird es zunächst schwer fallen, einen Punkt zu finden, an dem er den Hebel seines Denkens ansetzen könnte. Die obigen Worte sollen also lediglich die Scheidung erleichtern. Bald wird aber der Leser erkennen, daß sie die Begriffe nur

---

<sup>87)</sup> Der schwer zu erklärende Begriff „Nirwana“ wurde von Karl Gjellerup in seiner Prosa-Dichtung „Der Pilger Kamanita“ in unnachahmlicher Weise im letzten Kapitel plastisch vor Augen geführt. Das Buch wurde mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Frankfurt a. M., Ruetten & Loewing, 1919.

<sup>88)</sup> Vgl. auch die Stelle: ὄνομα ἀρρητον καὶ ἀφθευχτον καὶ αὐτοῖς γνώριμον τοῖς θεοῖς. Proclus in *Timaeum* ed. Diehl, Bd. I. S. 273. „Der ungeoffenbarte (verbotene oder geheimnisvolle) und unaussprechliche und nur den Göttern bekannte Name.“

zeitlich und räumlich auseinanderhalten. Um zum reinen Ewigkeitsbegriff zu gelangen, ist das Zeitliche noch zu abstrahieren. Ob dem Ewigen die raum-zeitliche Koinzidenz subtrahiert werden darf, ob die Ewigkeit überhaupt ein Substrat duldet, oder ob sie die Summe aller Substrate in sich begreift, ohne sich darin oder sonstwie jemals zu erschöpfen, das zu entscheiden wäre Sache weiterer Überlegung.

Aus unserem verstandesnüchternen Denken ergeben sich sodann etwa folgende Unterscheidungsmerkmale:

Unendlichkeit ist ein dimensionaler, Ewigkeit ein dimensionsloser Begriff, der aber alle Dimensionen in sich birgt.

Unendlichkeit ist Bewegung, in der Ewigkeit fällt Bewegung und Ruhe zusammen, sie ist Bewegung *und* Ruhe und doch keines von beiden.

Unendlichkeit ist Raum und Zeit, Ewigkeit ist die Koinzidenz von Raum und Zeit.

Cusanus schreibt im 26. Kapitel (de d. ign. S. 51 der deutsch. Ausg.): „So sagt Hilarus von Poitiers, indem er die göttlichen Personen unterscheidet, mit tiefer Einsicht: Wie im Ewigen das Unendliche ist, ist im Bilde die Idee, in der Gnade die Ausübung; er will sagen, obwohl wir in der Ewigkeit nur die Unendlichkeit sehen, kann dennoch die Unendlichkeit, die die Ewigkeit ist, nicht als zeugend gedacht werden, da sie negativ ist, wohl aber die Ewigkeit, weil sie als Ewigkeit Bejahung der Einheit oder der größten Gegenwart und daher Anfang ohne Anfang ist.“

Auch die *Mathematik* gibt uns Aufschluß, daß über dem Unendlichen noch etwas Umfassenderes gedacht werden kann. Wenn wir die Fakultätszahlen <sup>29)</sup>:  $1! 2! 3! 4! \dots n!$  ..... bis zu  $\infty!$  fortführen, so ist:  $\infty! > \infty$ , d. h. die unendliche Fakultät ist größer als unendlich. Sollte demnach die Ewigkeit sämtliche Kombinationsmöglichkeiten des Unendlichen darstellen? Nein! Auch diese, immer noch an Maß und Zahl gebundene Erklärung vermag den Be-

---

<sup>29)</sup> Die Fakultätszahlen sind die auch dem Kabbalisten geläufigen Zahlen, die die Summe der Kombinationsmöglichkeiten einer Zahl zum Ausdruck bringen.  $1 \times 1 = 1!$   $1 \times 1 \times 2 = 2!$   $1 \times 1 \times 2 \times 3 = 3!$   $1 \times 1 \times 2 \times 3 \times 4 = 4!$  ..... usf.

griff Ewigkeit nicht zu erschöpfen, sondern ist lediglich geeignet, den Horizont des menschlichen Vorstellungsvermögens zu erweitern.

*Gustav Mayrink* läßt in seinem Meisterwerk „Der weiße Dominikaner“<sup>40)</sup> den Baron von Jöcher zu Christopher (S. 54) sagen: „Ewigkeit und Unendlichkeit ist zweierlei. Bloß für den, der in der Unendlichkeit die Ewigkeit sucht und nicht das „Ende“, bloß für den ist Unendlichkeit und Ewigkeit dasselbe.“ „Wandern“ und „Ruhe“ sind bei Mayrink die Gegensätze, mit denen er Unendlichkeit und Ewigkeit in Beziehung bringt und die zusammenfallend, als Nirwana, Nichts-Etwas, En-soph, Parabrahman, Arreton mit, den Begriff nur wenig erschöpfenden Worten umschrieben werden.

*Hegel* (Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, § 86 und 87) sagt: „Das reine Seyn macht den Anfang, weil es sowohl reiner Gedanke als das Unbestimmte, einfache Unmittelbare ist, der erste Anfang, aber nichts Vermitteltes und weiter Bestimmtes seyn kann. Dieses reine Seyn ist nun die reine Abstraktion, damit das Absolut-Negative, welches gleichfalls unmittelbar genommen, das Nichts ist.“

In der *Idra-Suta* (III. Teil, Bl. 288, b) finden wir über das En-soph: „Es wird so genannt, weil wir nicht wissen und auch nicht gewußt werden kann, was in diesem Prinzip war; weil es für unsere Beschränktheit, ja selbst für die Weisheit unerreichbar ist.“

Bevor wir diese an sich fruchtlose, letzten Endes aber unseren Gottesbegriff erweiternde Erörterung beiseite legen, wollen wir noch hören, was das naive Gemüt des Mystikers in Gottesnähe erschaut hat:

„Nicht Welten scheidest du in der Unendlichkeit; die Welt wird dir: ein Endlich in einer Ewigkeit.“ So singt *Johannes Fernando Finck* in „Gottes Ebenbild“ (1, 20) von dem „Gottesbeflissenen“, über Jahrhunderte hinweg die Bruderhand reichend einem anderen Herold der Gottheit „in uns“. (cf. S. 124, Fußnote 53.)

<sup>40)</sup> Rikola-Verlag, München, 1921.

„Solange dir, mein Freund, im Sinne liegt Ort und Zeit,  
So faßt du nicht, was Gott ist und die Ewigkeit.“

Angelus Silesius, Cherub. Wandersmann.

Kehren wir jetzt zurück zu unserm Dreiecksschema. Die neutralen (koinzidenten) Sephiroth der „Säule der Mitte“: Kether der oberen, Tiphereth der mittleren und Jesod der unteren Welt — die Sephirah Malkuth wird uns noch im besonderen beschäftigen — sind ersetzt durch *Wille, Kraft und Stoff*, die Dreieinheit, die aus drei Ebenen zusammenfließend, sich auf der materiellen kundgibt. Wir substituieren also dem Sephirothsystem die Komponenten, in die sich jede stoffliche Emanation — wohlgemerkt rein verstandesgemäß, nicht aber in Wirklichkeit — aufspalten läßt.

Ebenso wie wir am Sephirothstamm — Malkuth vorerst außer acht gelassen — drei polar ausgeglichene Kraftzentren kennengelernt haben, so fließt auch der Kraftstrom innerhalb der materiellen Ebene nach demselben universonellen Polaritäts- bzw. Trinitäts-, oder sagen wir ruhig: Elektrizitätsgesetz. Nach dem kabbalistischen Buche des Glanzes (Sohar) ist der irdische Adam (I. Mos. 2, 7) ein Spiegelbild des Sephirothmenschen Adam Kadmon<sup>41)</sup> (I. Mos. 1, 27), des himmlischen Makranthropos, der Geist, Seele und Körper oder Wille, Kraft und Stoff des objektivierten Demiurgen, mit anderen Worten, das konkrete Universum repräsentiert und dessen mikrokosmische Entsprechung der androgyne Adam ante lapsum (vor dem Sündenfall) als ungespaltene Einheit darstellte. Wir können folglich die Triade der unteren Welt ruhig auch auf die höheren Welten ausdehnen, wenn wir berücksichtigen, daß wir in den höheren Sphären nicht mit den groben Kräften der Materie, sondern mit immer feinstofflicher werdenden mentalen und geistigen Energie-Emanationen zu rechnen haben. Zu diesem Zwecke wollen wir uns kurz, soweit dies eben menschenmöglich ist, in die Rolle des Demiurgos, des Weltbaumeisters einzufühlen versuchen; denn nach Carte-

---

<sup>41)</sup> cf. Okkulte Medizin, II. Bd., Makrokosmos und Mikrokosmos, S. 94, wo der Leser eine moderne Rechtfertigung dieser uralten Auffassung findet.



sus haben wir vom Selbstbewußtsein auszugehen, wenn wir kosmogonisch (weltgestaltend) denken wollen. Wenn der unerforschliche Geist Gottes, „über den Wassern schwebend“, sein schöpferisches יהי<sup>42)</sup> (jehi): Es werde! über das Chaos schleudert, so entfalten sich nach der Darstellung der Mischna in Analogie zu der in der Genesis zehnmal vorkommenden Radix: אמר (omâr, sprechen), die zehn Mimroth (מאמרות, Worte Befehle, Logoi), aus denen die zehn Sephiroth abgeleitet wurden. Aus der Vorstellung seiner selbst gebärt der Absolute in Ewigkeit den fortzeugenden Willen, der in ihm mit der Vorstellung in Eins und Nichts (1 u. 0 oder 10) zusammenfällt. Aus dem Abstrakten, mit dem Nichts koinzidierenden Etwas offenbart sich immerfort die demiurgische Dreieinheit als Geist, Vater und Sohn im Makrokosmos; als Geist, Seele und Körper bzw. Wille, Kraft und Stoff im Mikrokosmos.

„Den Hauch gab Odin, Hönir die Seele  
Loki die Wärme und leuchtende Farben“,  
singt die Wala in der Edda.

Was braucht nun der „hêre werchmann“, wie man im Mittelalter den Demiurgos nannte, wenn er aus dem sogenannten „Nichts“ sichtbare Welten hervorbringen „will“?

<sup>42)</sup> Zahlenwert: 10, 5, 10. Die Soharstelle (I. Teil, Bl. 2 a): „Als der Verborgene der Verborgenen sich manifestieren wollte, machte er zuerst einen Punkt,“ ist in diesem Zusammenhang etwa folgendermaßen zu erläutern: Aus dem i-Punkt (י, Zahlenwert = 10), der die Zehnheit, also die „10 dynamischen Weltpotenzen“ (Bischoff) verkörpert, aus der bis zur Manifestation ausgedehnten Kontraktion erwuchs die geoffenbarte Einheit und aus ihrer Spaltung (5+5) die Zweiheit, aus dieser die Vielheit (cf. die Lehre vom „Zimzum“, Bischoff, I. S. 19). In diesem Zusammenhang mag auch das Rätselwort des Pythagoras ἀρχὴ δὲ τοῦ ἅμμου παντός, das uns Jamblichos (vit. Pythag. c. 29) überliefert hat, verstanden werden. Wir möchten die Übersetzung: „Der Anfang aber ist die Hälfte des Ganzen“ ebenso wie diese: „Der Anfang aber des Alls ist die Hälfte“ gelten lassen und den Sinn des Spruches in freier Übertragung etwa durch: „Mit der Spaltung begann die Schöpfung“ wiedergeben. Dasselbe sagt uns, wie wir gesehen haben, die kabbalistische Deutung des ersten Schöpfungswortes. Setzen wir also nochmals für י den üblichen Zahlenwert 5 und für י den Wert 10, so ergibt sich die Proportion 5:10=1:2, d. h. die dekadische Einheit trat aus sich selbst heraus (5+5=10) und gab damit der Schöpfung als Grundton das Intervallverhältnis 1:2 der Oktave. (cf. A. von Thimus, Die harmonikale Symbolik des Altertums, Verlag Du Mont-Schauberg, Köln, 1868, II. Bd., Einl., S. 27 und II. Bd. VII, Hptst. S. 321, Fußn.)

Wir haben es schon ausgesprochen: *Wille*. Der Wille ohne Kraft wäre aber zwecklos. Er braucht also auch *Kraft* <sup>43</sup>). Was nützt aber alle Willenskraft ohne Objekt, auf das diese Kraft projiziert werden kann? Wille und Kraft kann der Schöpfer aber nur gegen sich selbst als Subjekt und Objekt zugleich richten. *Nemo contra Deum, nisi Deus ipse*. (Niemand ist wider Gott, wenn nicht Gott selbst.) Er stellt sich also bildlich gesprochen, sich selbst gegenüber und schaut sich selbst in seiner ganzen unendlichen (!) *Ausdehnung* (Vikshepa der Inder). (Die Ausdehnung muß als räumlich notwendig unendlich sein.)

Das ist die dauernde Urzeugung des Sohnes, die ewige subjektiv-objektive Projektion des göttlichen Willens- und Kraftimpulses, das fortwährende Sichselbsthervorbringen, das ewig ruhelose Weben in der Natur, das sich dem von der Schlange beratenen, ichberauscht in der Projektion verharrenden Menschengeschlecht als Rhythmus des Kommens und Gehens, Aufbau und Zerstörung durch die trügerische Brille selbstverschuldeter Gegensätze kundtut. Gewiß, Gott, als der Inbegriff von Allem, des absolut Größten wie des Kleinsten, schaut in sich alle unendlichen Fakultäten (Möglichkeiten) der Unendlichkeiten und noch unsagbar viel mehr, er umfaßt das Werden und Vergehen, er ist der Erhalter (Brahma) und der Zerstörer (Shiva), aber der Zeitlose handelt nicht; denn er ist der Seiende. Im genialen Heerführer sind alle Möglichkeiten zwischen Sieg und Niederlage latent, bis er befiehlt. Seinem „Wort“ gehorcht die handelnde Truppe, die siegt oder unterliegt. Wir sagen dann: der Führer hat gesiegt oder ist unterlegen, wie wir auch sagen: „Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen.“ Der handelnde Aspekt der absoluten Gottheit ist also der Sohn.

Wir bezeichnen das dritte Attribut der demiurgischen Trinität als Sohn, weil, wie *Lessing* <sup>44</sup>) sagt: „unserem

---

<sup>43</sup>) Auch Schopenhauer hat jede Kraftäußerung auf den Willen zurückgeführt. Durch den bloßen, im Willen bereits enthaltenen Wunsch (ἔφερον.) den Willen zu äußern, erwacht die schlummernde Willenskraft zur Aktivität, der Leibnizschen geistigen Monade.

<sup>44</sup>) Lessing, Theol. Abhandl. § 6. Man wolle die Stelle im Zusammenhang nachlesen.

Begriffe nach dasjenige, was sich etwas vorstellt, vor der Vorstellung eine gewisse Priorität zu haben scheint." *Meister Eckhart* äußert sich zu der Zeugung des Sohnes, wie folgt: „In dem klaren Spiegel der Ewigkeit, dem ewigen Selbstwissen des Vaters, da gestaltet er ein Abbild seiner Selbst, seinen Sohn. In diesem Spiegel bilden sich alle Dinge ab und man erkennt sie darin; freilich nicht als Kreaturen, sondern als Gott in Gott“, (378, 36).

Die im göttlichen Willen schlummernden Möglichkeiten sind also in der Kraft zur Fähigkeit entfaltet und erkennen ihr Wirkungsfeld in der eigenen Ausdehnung. Nach Schopenhauer (*Neue Paralipomena* § 56) ist aber „die Materie das *Ausgedehnte*, eine bloße Modifikation unseres Erkennens, eine Vorstellung.“ Die Ausdehnung ist somit ein Aspekt der Materie als Vorstellung, als Ding an sich, oder allgemeiner des *Stoffs* <sup>45)</sup> an sich.

Daß aber auch der Stoff als notwendiges Resonanzobjekt der Kraft nur als geistige Potenz besteht, die sich zeitweilig subjektiviert, wird noch Gegenstand näherer Erörterung in unserer demnächst erscheinenden „*Gärungsstudie*“ sein. Wir werden aber diesen Gedanken auch am Schluß dieses Kapitels noch streifen. (Siehe das über Involution — Evolution und im Zusammenhang mit F. Hartmann Gesagte; s. S. 130.)

Wir haben also Wille, Kraft und Stoff als demiurgische Dreieinheit des Makro- und Mikrokosmos anzusehen und müssen uns nun mit dem Gesagten begnügen, da wir ja wissen, daß das Wesen der Trinität weder mit einem noch mit drei, noch mit mehr Worten jemals erschöpfend bezeichnet werden kann.

Bevor wir die kleinen Dreiecke unseres Schemas besprechen, müssen wir über die Begriffe: *Kraft und Energie* noch einiges vorausschicken.

Die alten Griechen machten zwischen *Dynamis* (Kraft) und *Energieia* noch keinen Unterschied; die Lateiner hatten nicht einmal für das griechische *Energieia* eine synonyme

---

<sup>45)</sup> Daß Schopenhauer nicht nur für Wille und Kraft, sondern auch für Kraft und Stoff als unzertrennliche Einheit eintritt, ergibt sich aus *Welt als Wille und Vorst.*, II. Bd., II. Buch, Kap. 24, Von der Materie: „Kraft und Stoff sind unzertrennlich, weil sie im Grunde Eines sind.“

Bezeichnung. *Vis, potentia, efficacia* usw. waren die Worte, mit denen sie Kraft und Energie zugleich bezeichneten.<sup>46)</sup> Erst die moderne Physik ging daran, die Begriffe zu scheiden. Unter „Kraft“ versteht sie die Ursache der Veränderung des Bewegungszustandes eines Körpers, wobei auch der Zustand der Ruhe als Bewegung — Geschwindigkeit = 0 — gilt, während als „Energie“ die durch die Kraft hervorgerufene Arbeitsleistung bezeichnet wird. Energie ist also disponible Arbeit. Man unterscheidet zwei Arten der physikalischen Energie, die ruhende oder potentielle und die aktuelle oder kinetische Energie. Ein Stein, der auf einer erhöhten Unterlage ruht, enthält potentielle Energie. Zieht man die Unterlage weg, so verwandelt sich die potentielle in kinetische Energie, d. h., der Stein fällt zu Boden und leistet dabei Arbeit. Gehemmte Energie verwandelt sich in Wärme, die ihrerseits wieder in äquivalente Energieformen (mechanische, chemische, elektrische etc. Energie) zum Teil transformiert werden kann. „Energie kann umgewandelt, aber nie geschaffen oder zerstört werden.“<sup>47)</sup>

Wir müssen diese Kenntnisse zwar voraussetzen, werden aber für unsere metaphysischen Darlegungen umfassendere Merkmale der Energieäußerung herausgreifen müssen, als dies dem Physiker zu tun erlaubt ist.

Wenn wir nun unser Trinitätsgesetz auch auf die intra- und extrakosmische Energie anwenden wollen, so müssen wir zunächst von aktiver, passiver und neutraler Energie sprechen, haben aber dabei selbstredend wieder zu berücksichtigen, daß die Bezeichnung „neutral“ eigentlich nicht angängig ist, da das Wort *neutrum* (d. h. keines von beiden) den Gedanken der Koinzidenz nur sehr schwach wiederzugeben vermag. Behalten wir aber trotzdem diesen Ausdruck bei, erinnern uns jedoch stets an den ihm unterlegten Sinn und setzen wir somit getrost die *neutrale, schöpferische Energie* an die nach innen weisende Spitze des kleinen Willensdreiecks unserer Figur 3, die *aktive Energie*

<sup>46)</sup> cf. Dr. Jul. Röhr, *der okkulte Kraftbegriff im Altertum*, Leipzig, 1923.

<sup>47)</sup> cf. Prof. Carl Oppenheimer, *Kurzes Lehrbuch der Chemie*, bei Gg. Thieme, Leipzig, 1923, S. 5—10 der Einführung von Prof. J. Matula.

an die Spitze des Kraftdreiecks und endlich die *passive Energie* an die Spitze des Stoffdreiecks.

Welche Komponenten der Energie können wir nun wohl an die Basiswinkel der kleinen Dreiecke setzen? Es müssen jedenfalls auch wieder polare Energieformen sein, analog der aktiven und passiven Energie. Demnach wäre die subjektiv tätige oder *bewegende Energie*, der in der Mechanik die kinetische Energie entsprechen würde, an der positiven, rechten Seite der Basis unterzubringen und die *gehemmte Energie* an der linken Seite. Die letztere Bezeichnung will uns aber noch nicht so ganz gefallen, obwohl wenig mehr gegen dieselbe einzuwenden sein dürfte, als daß sie zu allgemein ist. Wir wollen dem wirkenden Pol das Bewirkte gegenüberstellen. Gehemmte Energie transformiert sich in Wärme, in der elektrische, chemische, mechanische etc., aber auch metaphysische Energien enthalten sind. Wo Wärme ist, da ist auch Leben, Entfaltung und *Gestaltung*.

In den Raum von allen Punkten ausstrahlende Bewegungsenergie kreuzt sich an unendlich vielen Punkten. An den Kreuzungspunkten entstehen Wirbel, Knoten, Widerstände. Je nach der Richtung und Intensität der Bewegungsenergie werden diese Raumknoten *formbildend* beeinflusst werden. Die Summe der Bewegungen manifestiert sich in unendlich vielen Formen.

Wir kommen auf dieses Thema in unserer Studie über die „Gärung“ nochmals eingehender zu sprechen im Zusammenhang mit der indischen Tattwaphilosophie. Hier wollen wir nur noch an die leicht auszuführenden Experimente erinnern, die zum Nachweis der von *Chladni* entdeckten Klangfiguren und Knotenpunkte in der Akustik <sup>48)</sup> führen und allgemein bekannt sein dürften.

Wenn wir nun die gehemmte schöpferische Emanationsenergie als formbildende oder *gestaltende* bezeichnen und unter dieser Benennung endgültig in den kleinen Dreiecken als negative Energiekomponente einsetzen, so dürfte dem nichts mehr im Wege stehen.

---

<sup>48)</sup> Zur näheren Information diene Dr. Elsas, *Der Schall*, Leipzig.

Welcher Art diese formbildende Energie ist, setzt der *Biolog Reinke* <sup>40)</sup> auseinander, wenn er von Kräften spricht, „die uns in jedem Organismus entgegentreten, das sind *formbildende Kräfte*, die eine Pflanze oder ein Tier aus der Keimzelle gestalten. Diese Kräfte wirken mit energetischen Mitteln, zeigen aber keine Aequivalenz mit mechanischer Energie, sind daher auch nicht meßbar, nicht quantitativ umzuwandeln“. In dem Lehrbuch der Chemie von C. Oppenheimer-Matula finden wir übrigens S. 73 der Einführung die Bemerkung, daß den festen Körpern eine *Formenergie* innewohnt, vermöge derer sie in der Lage sind, formverändernden Einflüssen sich entgegenzusetzen. Die gestaltende Energie lebt also auch in dem gestalteten Körper als Formenergie fort. Wir werden also die Energiekomponenten des negativen Stoffdreiecks in der passiven Form: „bewegt“ und „gestaltet“ anschreiben.

Im Schwerpunkt der kleinen Dreiecke ruht das jeweilige *Energema*, d. h. das von der betreffenden *Energie-Trinität Bewirkte*, im Willensdreieck der Wille, im Kraftdreieck die Kraft, im Stoffdreieck der Stoff.

Mit diesen Energietrinitäten und den Energematis korrespondieren, wie wir jetzt gleich sehen werden, die zehn Sefirot. Wollen wir deshalb das aus unserem Schema gewonnene Resultat der Übersicht wegen nochmals in Verbindung mit den zehn Numerationen anschreiben.

- |              |   |                                  |
|--------------|---|----------------------------------|
| 1. Kether    | ± | neutraler Wille <sup>50)</sup> , |
| 2. Chochmah  | + | bewegender Wille,                |
| 3. Binah     | — | gestaltender Wille,              |
| 4. Chesed    | ± | aktive Kraft,                    |
| 5. Geburah   | + | bewegende Kraft,                 |
| 6. Tiphereth | — | gestaltende Kraft,               |
| 7. Nezah     | ± | passiver Stoff,                  |
| 8. Hod       | + | bewegter Stoff,                  |
| 9. Jesod     | — | gestalteter Stoff,               |
| 10. Malkuth  | ± | —————.                           |

<sup>40)</sup> Reinke, Theoret. Biologie, 2. Aufl. 1911, S. 161.

<sup>50)</sup> Da das ganze System Energieemanationen darstellt, können wir die jedesmalige Bezeichnung: Energie weglassen.

Wie wir sehen, fehlt uns nun die der zehnten Sefirah Malkuth entsprechende Komponente. Wir könnten uns wohl darauf berufen, daß auch das natürliche Zahlensystem nur neun Grundzahlen aufweist, daß die Edda nur neun Welten, neun Göttinnen des Weltenbaums<sup>51)</sup> und neun Mütter Heimdalls kennt, ja daß sogar manche Kabbalisten Malkuth nicht als selbständige Sefirah betrachtet haben. Aber so leicht wollen wir uns der Sache denn doch nicht entziehen; denn wir brauchen die Sefirah, die als Inbegriff aller übrigen, als „Schechinah“ Gottes Gegenwart in der Schöpfung beweist, wir brauchen auch die „Matrone“, aus deren Vereinigung mit dem „König“ durch Urzeugung Olam beriah, die Welt der Schöpfung hervorgeht, wir brauchen letzten Endes die Gebärerin der untersten, vierten Welt Olam assijah, der Welt der konkreten Dinge, mit der wir uns zum Schluß noch befassen müssen. Schlagen wir deshalb um unser Schema einen *Kreis*, um damit dem Kreislauf aller Dinge des „Reiches“ sowie der „ideal zyklischen“<sup>52)</sup> Urbewegungsform und der Unendlichkeit symbolischen Ausdruck zu verleihen, nicht zuletzt aber, um die letzte Sefirah als Inbegriff und effectus aller im Unendlichen sich offenbarenden Emanationsformen darzustellen.

Da uns jetzt die Sefirah Malkuth etwas eingehender beschäftigen wird, müssen wir unser Dreieckschema, dessen formale Besprechung nunmehr beendet ist, für diesmal beiseite legen, werden aber in den späteren Kapiteln manche Folgerungen aus demselben abzuleiten haben. Wir werden mit Hilfe dieses Schlüssels manches rätselhafte Geschehen in der Natur dem zweifelnden Verstande aufzuschließen bemüht sein, werden aber nur dem etwas zu sagen haben, der als „Bettler“, nicht als „Hoffahrtsfürst“, um mit dem Mystiker *Johannes Fernando Finck* zu sprechen, vor

---

<sup>51)</sup> „Neun Welten weiß ich und Waldgöttinnen im Weltbaum, der tief seine Wurzeln treibt.“ Völuspa.

<sup>52)</sup> cf. Valier, des Urseins Dreifaltigkeit, Kap. 5, S. 60. Zu der Streitfrage, ob die Urbewegungsform zyklisch, hyperbolisch oder im Sinne der neuesten Richtung als Spirelle zu betrachten ist, können wir hier nicht Stellung nehmen. Der Wahrheit am nächsten dürfte wohl auch hier wieder Nikolaus von Kues gekommen sein, der in vieler Hinsicht mit Platons Timaios übereinstimmt. Man wird diese „Bibel“ Platons wohl kaum richtig verstehen, ohne mit den Gedanken des Kusaners vertraut zu sein.

dem Thron der Wahrheit erscheint und ausharrt, bis er gerufen wird. Wir müssen nämlich wissen, daß die Grenzen der Erkenntnis individuell verschieden gezogen sind, was unser Werber um Gottesliebe in die von Scheffler'schem (Silesius) Geist getragenen Worte kleidet<sup>63)</sup>:

So lern' und lehre wohl zur Gotteswahrheit dringen!  
Was du nicht wissen darfst, wird dir auch nie gelingen.  
Der Weg ist weitverzweigt, doch klein die Pilgerschar,  
Die hin zur Wahrheit zieht vor Gottes Hochaltar.

Die vier zeitlos ineinandergreifenden Welten der Kabbala erinnern an die urarische Auffassung von der Vierzahl der zeitlich aufeinanderfolgenden *Weltalter* oder Schöpfungsstufen der Veden und der Edda<sup>64)</sup>, sind aber mit diesen nicht zu verwechseln, sondern vielmehr als eine zum philosophischen System ausgearbeitete Reminiszenz uralter Menschheitsüberlieferung anzusehen, die sich in dieser tiefen Vergeistigung nur bei den Hebräern findet. Wir müssen diese Unterscheidung um so mehr hervorkehren, als wir damit der Gefahr einer unberechtigten Vermischung und Gleichstellung an sich verwandter Traditionen, einer Gefahr, der ein moderner, kritikloser Sensationsokkultismus entgegenzutreiben scheint, vielleicht noch rechtzeitig vorzubeugen. In diesem Zusammenhang halten wir es ferner für unsere Pflicht, bevor wir weiter-schreiten, uns auch einmal über die moderne, in ihren Grundgedanken sicherlich segensreiche, in ihrer Ausübung aber leicht und oft übertriebene *indische Theosophie* kurz zu äußern. Diese Geistesströmung ist insofern zu begrüßen, als sie den aus dogmatischer Gedankenlosigkeit Erwachenden ein neues Arbeitsfeld eröffnet, die religiöse Lauheit da und dort zu beseitigen weiß, das Ahnen einer *Mensch-*

---

<sup>63)</sup> Es ist ein betäubendes Zeichen unserer, man darf wohl sagen jeder Zeit, daß gerade die wertvollsten Bücher etwa 100 Jahre lagern müssen, bis sie wenigstens als Curiosa einige Beachtung hervorrufen. So scheint es auch noch nicht bekannt zu sein, daß wir wieder einen echten Mystiker unter uns haben, einen bescheidenen Minnesänger Gottes: Johannes Fernando Finck, dessen Hauptwerk, erschienen im Verlag Karl Rohm, Lorch, Württemberg, 1902, „Gottes Ebenbild“ wir wenigstens u n s e r e m Leserkreis gebührend ans Herz legen wollen. Dort sind auch obige Stellen zu finden, und zwar S. 94, Vers 23 u. 24 und S. 95, V. 31.

<sup>64)</sup> cf. Reuter, Edda, II. 179. über die Weltalter.



*heitsurreligion* neu aufkeimen läßt und gar manchen zu der Erkenntnis bringt, daß die von dem Nazarener verkündete Religion der Liebe als der Menschheit gemeinsames Gut zu allen Zeiten vorhanden war. Der *heilige Augustinus* sagte ja bereits: „Das, was man jetzt christliche Religion nennt, gab es schon bei den Alten und fehlte nie seit Anfang des menschlichen Geschlechts, bis daß Christus im Fleisch erscheinen würde, von wo an die wahre Religion, die schon da war, anfang, die christliche genannt zu werden.“ (Retractationes 1, 13; opera. Antwerpen, 1700, Bd. I., S. 14.) Aber die moderne indische Theosophie, deren letzter, vorbildlicher Vertreter in Dr. *Franz Hartmann* dahingegangen ist, bedeutet in der Form, wie sie sich seit dem Tode dieses Meisters entwickelt hat, zwar für den echten, nie zur Mode herabgesunkenen, aber stets nicht von den Schlechtesten vertretenen Okkultismus keine, für den Auch-Okkultisten unserer geschäftemachenden Zeit aber eine ernste Gefahr, insofern, als der unkritische, dem Dogmatismus fliehende Schüler allzu leicht sich in die Dogmen neuerer, unkontrollierbarer „Mahatmas“ oder gar jenseitiger Offenbarungen dunkler Herkunft verstricken läßt und so nur neue Fesseln gegen die alten eintauscht.

So sehr wir ferner für das Studium der altindischen Überlieferungen, der Veden, der Upanishaden, der Baghavad Gita usw., des Buddhismus und Brahmaismus eintreten, und die auch für den Europäer hervorragenden Anziehungspunkte zu schätzen wissen, so müssen wir doch gerade angesichts dieser monumentalen Weltweisheit betonen, daß das passive Denken des fernen Orients der rassischen aktiven Eigenart des Abendländers letzten Endes doch fremd bleiben wird. Gewiß, manche Details der indischen Weltanschauung sind arisches Gemeingut und können von unserer Rassenseele wiedererkannt und restlos assimiliert werden, während uns anderes wieder geradezu abstößt. Wozu haben wir unsere *christlichen Mystiker*? Viele kennen die Veden, die Baghavad Gita und vieles andere, haben aber von *Angelus Silesius*, *Meister Eckhart*, *Jakob Böhme* noch keinen Buchstaben gelesen, ja, sie wissen nicht einmal, daß diese Männer gelebt haben. Und doch spricht aus jeder ihrer Zeilen urarische Gotteserkenntnis, die

alles Assimilierbare anderer Systeme umfaßt. Viele fliehen die Kirchenreligion wegen äußerer Mißstände, bevor sie auch nur einen Blick in ihre ehrwürdigen Dokumente geworfen haben. *Die Bibel*, die wir als das bedeutendste Werk der Weltliteratur bezeichnen möchten, ersetzt eine riesige Bibliothek, aber man muß eine Bibliothek gelesen und geistig verarbeitet haben, um sie wenigstens teilweise zu verstehen, obwohl gerade die Sprache der Evangelien derart ist, daß auch der nur exoterisch Suchende alles darin findet, was er jeweils braucht, daß sie auch dem Naivsten ans Herz greift, gemäß der beruhigenden, tiefen Wahrheit: „Selig sind die Einfältigen!“

Im Sinne dieser vorbereitenden Worte wollen wir in Kürze dem Leser die indische Parallele zu dem Sefhirothsystem vorführen. Wir können uns um so kürzer fassen, als die näheren Einzelheiten bereits im I. (Seite 83) und II. Band (Seite 98) vorliegender Sammlung und in der Okkulten Weltallslehre (S. 70 uff.) eingehend besprochen wurden.

Wir werden nun zwar in der altindischen Philosophie, wie schon erwähnt, keine vier zeitlos ineinandergreifenden Welten im Sinne der Kabbala finden, wohl aber vier ineinandergreifende Bewußtseins-Triaden. Diese letzteren werden wir als Parallelen den drei uns bekannten Sefhiroth-Triaden gegenüberstellen und analog der ins Konkrete erweiterten indischen Prinzipienlehre aus der Sefhirah Malkuth eine IV. Triade der konkreten Welt assijah entwickeln, ohne das kabbalistische System zu durchbrechen.

Bekanntlich kennt die altindische Philosophie *sieben Bewußtseinszustände oder Prinzipien*, die wir auf beifolgender Tabelle den Sefhiroth 4.—10. gegenüberstellen, nicht aber mit diesen identifizieren wollen. Stellen wir an die Spitze die Trimurti: *Brahma—Vishnu—Shiva*, so haben wir auch die Parallele zu der I. Sefhiroth-Triade der göttlichen Welt aziluth. Daß es uns erlaubt ist, diese Parallele zu ziehen, ergibt sich aus der vortrefflichen Kabbala von Papus (S. 151 und 152), in der geradezu von „*indischen Sefhiroth*“ die Rede ist. Wenn wir uns trotzdem scheuen, die beiden Systeme einander völlig gleich zu stellen, so liegt dies daran, daß die indische Dar-

**Tabelle I.**

Numerationen:	Sephiroth:	indische „Sephiroth“:	Welten:	Triaden:	Entsprechungen:
I. 1.	Kether	Brahma	olâm azilûth	I. Triade	Wille ↳ Geist — Wille — Geist ↳ Vater — Kraft — Seele ↳ Sohn — Stoff — Körper
2.	Chochmah	Vishnu			
3.	Binah	Shiva			
II. 4.	Chesed	Atma	olâm jezirâh	II. Triade	Kraft ↳ Geist — Wille — Geist ↳ Vater — Kraft — Seele ↳ Sohn — Stoff — Körper
5.	Geburah	Buddhi			
6.	Tiphereth	Buddhi - Manas			
III. 7.	Mezah	Kama - Manas	olâm beriâh	III. Triade	Stoff ↳ Geist — Wille — Geist ↳ Vater — Kraft — Seele ↳ Sohn — Stoff — Körper
8.	Hod	Kama - Rupa			
9.	Jesod	Prana (mit Linga Sharira)			
I. + II. + III. 10.	Malkuth	Sthûla - Bhûta	↳	↳ I. Triade	Matrix*) ↳ Geist — Wille — Geist ↳ Vater — Kraft — Seele ↳ Sohn — Stoff — Körper
			↳	↳ II. Triade	
			↳	↳ III. Triade	
IV. 10.	Malkuth truncata	Karâna Sharira	olâm assifâh	IV. Triade	↳ Geist — Wollen — Geist ↳ Materie*)+ ↳ Vater — Denken — Seele ↳ Sohn — Fühlen — Körper
11.		Sukhama Sharira			
12.		Sthûla Sharira			

\*) natura naturans, die natürlich seiende Natur. \*\*) natura naturata, die natürlich gewordene Natur.

stellung *anthropozentrisch*, die kabbalistische dagegen *theozentrisch* aufzufassen ist, daß es sich hier um *Emanationen*, dort um *Zustände* handelt.

Aber eben, weil das kabbalistische Numerationssystem nach Papus (S. 150) „eine Dreieinheit, die sich in einer Siebenheit entfaltet“, darstellt, und wir setzen hinzu: als absolute dekadische Einheit alle Kombinationsmöglichkeiten der abstrakten Urzahl in sich begreift, eben deswegen bedarf es keines weiteren Ausbaues nach unten, und läßt es auch keinen solchen zu, ohne eine *Katastrophe*, von der wir alsbald hören werden, auszulösen.

Gerade umgekehrt hat das „indische Sephirothsystem“ als Himmelsleiter, die aus ich-menschlicher Konzentration zu gott-menschlichem Allbewußtsein und von da ins Nirwana zur Koinzidenz zwischen Ich und Nicht-Ich führt, noch einen freien Spielraum nach unten bis zur konkreten Manifestation des konzentrierten Ichs.

*Karâna-sharira*, *Sukshma-sharira*, *Sthula-sharira* ist die IV. indische Triade, die aus Sthula-Bhuta hervorgeht und unserer Dreieinheit Geist, Seele und Körper entspricht, die sich allenthalben in allen Variationen kundgibt<sup>55)</sup>. Wir können diesen drei untersten Prinzipien die Trias der Kabbalisten: *neschama*, *ruach*, *nephesch* oder auch: *mercurius*, *sulfur*, *sal* der Alchemisten, auf die wir in unserem Gärungsbuch noch eingehend zurückkommen werden, als „parallel“ gegenüberstellen. Man vergleiche nun auch Tabelle I.

Die Sefirah Malkuth ist die *Matrix*, das Prinzip des konkreten Universums, der Olam assijah, aber nicht die sichtbare Welt selbst, die in der Matrix nur potentiell gegeben ist, sie ist die paradiesische Welt, die die Genesis mit Recht als „gut“ (טוב) bezeichnen konnte.

„Und Gott, der Herr, nahm den Menschen<sup>56)</sup> und

---

<sup>55)</sup> cf. G. W. Surya, *Moderne Rosenkreuzer*, Linser-Verlag, Berlin-Pankow, 1922, S. 83.

<sup>56)</sup> Der paradiesische Mikranthropos, Adam ante lapsum (vor dem Sündenfall), I. Mos. 2, 7 oder Adam ha-rischôn (d. i. der erste Mensch) als mikrokosmisches Ebenbild des makrokosmischen Ebenbildes Gottes, des Makranthropos Adam Kadmôn (I. Mos. 1, 27).

setzte ihn in den Garten Eden, daß er ihn baute und bewahrte.“

Aber „die Schlange war listiger...“

In der Edda benagt der *Drache Nidhogg* die Wurzel der Weltesche, die *Eidechse* gefährdet die Wurzeln des parsischen Haoma-Baumes, der von zehn (!) Fischen verteidigt wird, und die „*Schlange vom Grunde*“ der Inder ist nach Sigfrid Reuter ein unentbehrliches Requisit urarischer Vorstellungsweise<sup>57)</sup>.

Welcher Art ist nun diese Schlange, die sich dauernd mit dem Lebensbaum zu schaffen macht?

Nach kabbalistischer Auffassung ist die Sünde Adams die „*Truncatio Malkuth a ceteris plantis*“, die „Abtrennung Malkuths von den übrigen Pflanzen (Kreaturen)“. Das „Reich“ Malkuth spaltete sich ab von der alle übrigen umfassenden Sephirah Kether als „*imperium in imperio*“, als „Reich im Reich“, wie Spinoza sagt<sup>58)</sup>. Der Kontraktion des Absoluten (Zimzum) folgte die Expansion, die Ausbreitung der Einheit, was die Inder als „*Atem Brahmas*“ bezeichnen. Diesen Rhythmus benützt die stets lauende Schlange, die Feindin der Einheit, die Mutter der Vielheit, die die Regung des Objekts, selbst Subjekt zu sein, aufstachelt, sich eigenmächtig zu konzentrieren, wieder auszudehnen, von neuem zu subjektivieren und so fort und fort zu zeugen, nicht die syzygische Einheit, sondern die polare Vielheit, mißbrauchend, nachäffend das göttlich-reine Urzeugungsprinzip, die ewig jungfräuliche Verbindung des „heiligen Königs“ mit der „Königin“, an dessen Stelle setzend die polare Zeugungskraft des Einzelindividuums. Die Selbstliebe setzt sich der Alliebe entgegen. Wir können diesen Vorgang nicht besser erklären, als dies *F. Hartmann*<sup>59)</sup> mit folgenden bildlich einfachen Worten getan hat:

<sup>57)</sup> cf. Reuter, Edda I. S. 11—21.

<sup>58)</sup> Spinoza, Tractatus Theologico-Politicus, Kap. 2, § 6.

<sup>59)</sup> In der von ihm übersetzten und kommentierten Schrift des indischen Weltweisen Sri Sankaracharya, „Tattwa Bodha“, Theosoph. Verlagshaus, Leipzig.

„Man könnte sich dies ungefähr so vorstellen, als ob Gott, als Person gedacht, sich in seiner eigenen Substanz wie in einem Spiegel sieht, und hingerissen von der Schönheit des Abbildes geht ein Teil seines Bewußtseins in dieses Spiegelbild über und wird dadurch selbstbewußt und hält sich für ein vom Original verschiedenes Wesen; bis es endlich durch die Enttäuschung wieder zum wahren Gottesbewußtsein gelangt.“

Mit diesen klaren Worten sind nicht nur die Begriffe Involution und Evolution anschaulich erläutert, sondern vor allem spricht sich in denselben der Gedanke aus, daß das Böse auf der Welt, die „Enttäuschung“ die notwendige Triebfeder ist, die zur Rückkehr aus der Subjektivierung zur objektivierten Alleinheit anspornt, daß wir das Böse brauchen, um das Gute wiederzuerkennen und die Paradiessehnsucht in uns zu erhalten.

Die Ich-Konzentrierung, die Ichsucht ist also die Schlange, welche die katastrophale Abtrennung der Sephirah Malkuth, die Loslösung der verbotenen Frucht vom Baum des Lebens, den Fall der Engel<sup>60)</sup> und des Menschen, welche die Truncatio, den

---

<sup>60)</sup> Die gefallenen Engel sind die Projektionen der II. und III. Sephirothtriade einschließlich Malkuth truncata, ehemalige Bewohner des Devachanplans, die nun in der Unterwelt mit ihren durch Fortspaltung erzeugten Heeren ein „Reich im Reich“ begründet haben, ein Sefirotssystem der Unterwelt“, nachäffend und verhöhrend, das trotz der, nur der individuellen Vielheit „schädlichen“, Trennungskatastrophe unversehrt als dekadische, sephirothische Einheit fortbestehende Reich, in das sich auch die „Scharen Sammaëls“ letzten Endes doch mühsam zurückkämpfen müssen durch all die in Machtgier selbstgeschaffenen Qualen. Im Anschluß an den hier entwickelten Gedanken sagt Eliphas Lévi in der Einleitung zum „Rituel de la Haute Magie“: „Gott hat die Leiden nicht erschaffen, die Intelligenz hat sie freiwillig auf sich genommen, um frei zu bleiben. Und das Leiden ist die dem freien Wesen auferlegte Bedingung, durch den allein auferlegt, der sich nie irren kann, da er unendlich ist. Denn das Wesen der Intelligenz ist die Beurteilung — das Wesen der Beurteilung aber die Freiheit. Das Auge besitzt in Wirklichkeit das Licht nur durch die Fähigkeit, sich zu öffnen und zu schließen. Müßte das Auge immer geöffnet bleiben, so wäre es der Sklave und das Opfer des Lichts, und um diese Qual zu vermeiden, würde es aufhören zu sehen. Und so ist die erschaffene Intelligenz nur glücklich, Gott zu bejahren, wenn sie die Freiheit hat, Gott auch zu verneinen. Darum verherrlicht der Gotteslästerer Gott, und darum ist die Hölle notwendig zur Glückseligkeit des Himmels.“

großen Riß, der seither durch die ganze, unendliche Schöpfung klafft, bewirkt hat, den Riß, der sich kundgibt in der Spaltung der Gegensätze, in dem die konkrete Unendlichkeit beherrschenden *Gesetz der Polarität*.

Insofern wenigstens behielt die doppelzüngige (!) Schlange recht, wenn sie sagte: „Ihr werdet wissen das Gute und das Böse (scientes bonum et malum).“ Im Paradies freilich gab es weder Gut noch Böses, da gab es nur die koinzidente Einheit. Nach dem Sündenfall erwachte das Gefühl der Scham, das Wissen vom Guten und vom Bösen, von Ja und Nein, von Ich und Du, von Lust und Schmerz, von Haß und Liebe.

Der Streit der bewußt gewordenen Gegensätze ist uns zur unvermeidlichen Lebensbedingung geworden, er hat sich zum obersten Gesetz in der Natur erhoben, so daß Heraklit sagen konnte: Πολεμος πατήρ πάντων, „Der Streit ist der Vater aller Dinge.“

Es ist die Aufgabe der folgenden Kapitel, zu zeigen, wie die Äußerung dieses Streites als *Sympathie* und *Antipathie* im Interesse der leidenden Menschheit nutzbringend verwertet werden kann.

Wenn uns ein gütiger Schöpfer den Weg aus dem Dilemma offen gelassen und allenthalben das *Leid als Wegweiser* aufgestellt hat, so müssen wir dem Allbarmherzigen danken; denn nicht für die Schuld des Urmenschenpaares „büßen“ wir, nein: immerfort in jedem Augenblick greifen gierige Hände nach der verbotenen Frucht, auch wir haben sie gepflückt, als wir den Weg in die Vielheit, in die konkrete Erscheinungswelt, als wir erkenntnistüßern unsere lehrreiche Wanderung in das Reich unseres Vaters angetreten haben, um aus seinen Werken seine unfaßbare Größe kennen-

---

„Wenn das Licht nicht vom Schatten verdrängt würde, würde es nicht beachtet werden. Wenn der höchste der Engel den Tiefen der Nacht nicht getrotzt hätte, wäre diese Schöpfung Gottes nicht vollkommen gewesen, und das erschaffene Licht hätte nicht die Wesen trennen können. Die Intelligenz hätte nie erfahren, wie gut Gott ist, wenn sie sich nie von ihm getrennt hätte. Nie hätte die Liebe Gottes die Freude ob ihrer Barmherzigkeit kund tun können, wenn das verschwenderische Kind des Himmels immer im Hause seines Vaters geblieben wäre.“

zulernen, damit wir, dereinst zurückgekehrt, auf die Sonderexistenz verzichtend, der Vereinigung mit ihm würdig sein möchten <sup>01)</sup>, <sup>02)</sup>.

Um dieses schwierige Thema, dessen richtiges Verständnis uns für die Lehre der universellen, sympathischen Magie außerordentlich wichtig erscheint, nochmals kurz zusammenzufassen und gleichzeitig zu vertiefen, möchten wir den *Riß zwischen Kether und Malkuth*, der nur in der physischen, psychischen und metapsychischen, unendlichen Welt besteht, von dem die ewige Welt unberührt blieb, auch als *Riß zwischen causa (Kether) und effectus (Malkuth)*, also zwischen Ursache und Wirkung, bezeichnen. Im Reich der Koinzidenz ist Ursache und Wirkung eines, im Reich der Trennung dagegen folgen sie nicht nur aufeinander, sondern es ist uns die Erkenntnis der Ursachen überhaupt entzogen, und die Wirkungen spalten sich wieder in positive und negative. Jeder Funken, der sich, aus der Alleinheit als Individuum loslösend, den Kreislauf der Involution und Evolution beginnt, muß den Riß überschreiten, d. h. aus der Ewigkeit in die Unendlichkeit und wieder zurück zur Ewigkeit wandern und ist für die Dauer seines längeren oder kürzeren — je nach Gelehrigkeit — Aufenthalts in der Unendlichkeit dem Gesetz der Polarität, der *Sympathie* und *Antipathie* unterworfen. Die dabei zu überwindenden Härten sind keine Strafe, sondern Lehrmittel oder auch Stachel, die vorwärtstreiben sollen. Bleibt der Wanderer stehen oder geht er zurück, so verletzt ihn der Stachel solange, bis er den Zweck des Stachels: anzutreiben, einsieht und weiterwandert, vorwärtsstrebt. Die Regungen des Ichwillens als schädlich zu erkennen, ist die Aufgabe der Invo-

---

<sup>01)</sup> Auch der vielumstrittene *Kadmos* der griechischen Mythologie, dessen Name unwillkürlich an den Adam Kadmon erinnert, mußte erst den Drachen seines Ichs besiegen und das Werden und Vergehen seiner eigenen Drachensaat miterleben, bis er als erlöster „himmlischer Kadmos“ die „himmlische Hochzeit“ mit der Harmonie (*Sycygie*) feiern durfte. Dies ist wohl der esoterische Sinn dieser Sage.

<sup>02)</sup> Es sei hier auf den im „Buddhistischen Weltspiegel“ (Asokthebu-Verlag, München) im 2. Heft 1924 erschienenen Aufsatz „Unser Abstieg in die Welt und unser Heimgang aus ihr“ von dem bekannten Buddhisten Georg Grimm aufmerksam gemacht.



lution, den Ichwillen zugunsten des Allwillens aufzugeben, die Aufgabe der Evolution; das Ziel ist das „*Quietiv des Willens*“<sup>63)</sup> oder mit anderen Worten, die Ewigkeit, das Nirwana.

„Die Vernichtung der Leidenschaft, die Vernichtung der Sünde, die Vernichtung der Verblendung, das, o Bruder, ist Nirwana“<sup>64)</sup>.

Oder: „Der Mensch hat eher nicht vollkomm'ne Seligkeit,  
Bis daß die Einheit hat verschluckt die Anderheit.  
Die sel'ge Seele weiß nichts mehr von Anderheit;  
Sie ist ein Licht mit Gott und eine Herrlichkeit.“

Angelus Silesius.

---

<sup>63)</sup> Schopenhauer, Welt als Wille und Vorst. I. Bd., 4. Buch.

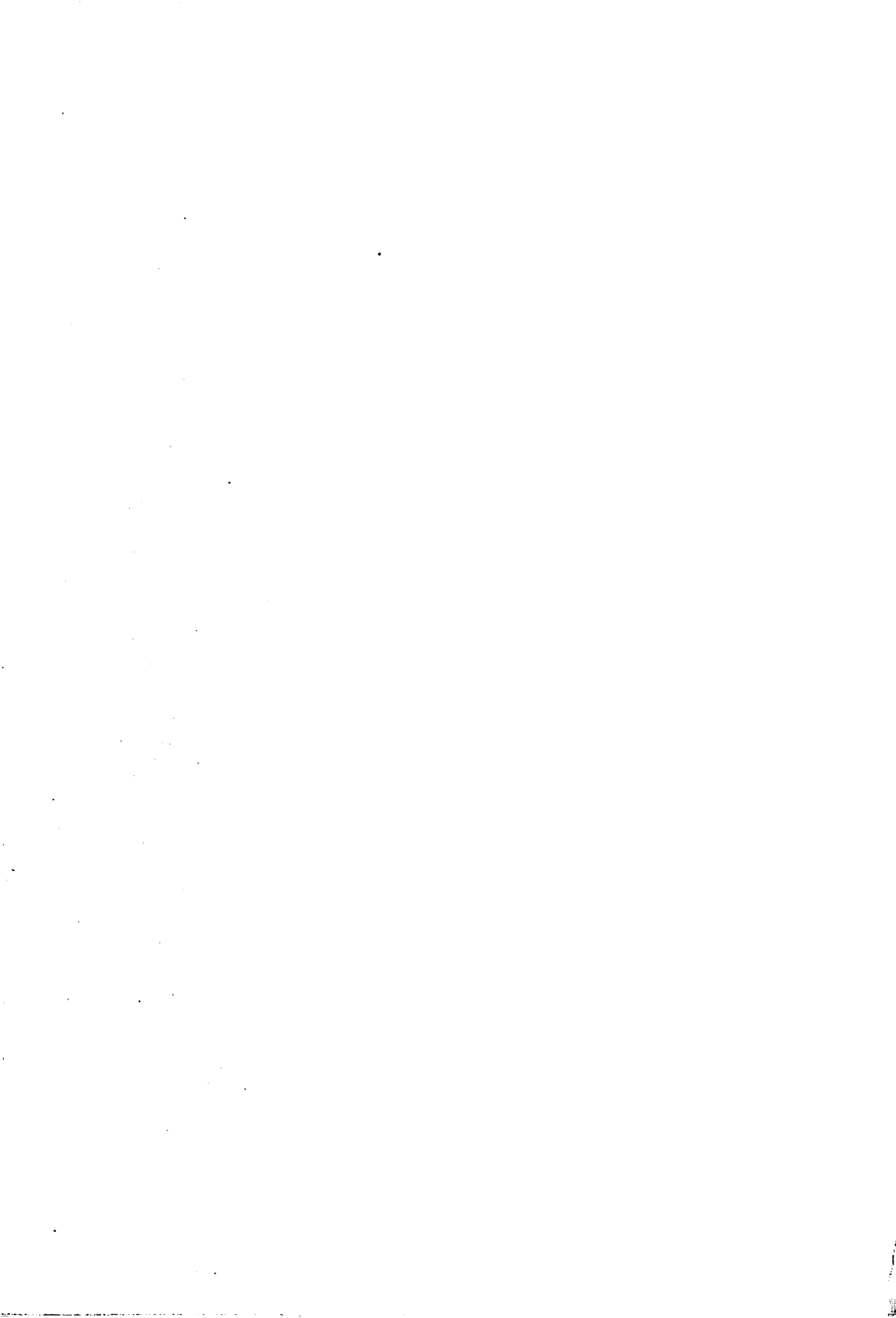
Beim richtigen Quietismus handelt es sich nicht um absolute Willenverneinung, sondern nur der Eigenwille des niedrigen Ego soll zum Schweigen gebracht werden, damit sich der göttliche Wille in uns entfalten kann.

Die praktischen Konsequenzen daraus, insbesondere in bezug auf Heilen von Krankheiten, seelische Gebrechen, geistige Wiedergeburt, Bemeisterung des Schicksals lehrt A. Curtius in ihrer „Neuen Mystik“ und im „Weg des Schweigens“ (Anthropos-Verlag, Prien, Oberbayern).

„Gott zu erkennen an Stelle des persönlichen Ichs, das ist Meditation.“ (A. Curtius.)

Es handelt sich also beim Aufgehen im Nirwana keineswegs um eine absolute Vernichtung, sondern nur um ein Verwehen und Auslöschen der niedrigen, selbstischen Triebe. Das höhere, göttliche Ich gelangt dadurch erst zur vollen Freiheit und Aktivität. Die Persönlichkeit (als Ichsucht aufgefaßt) gleicht dem Baugerüst. Ist der Bau vollendet, wird das Gerüst überflüssig und entfernt, aber dadurch keineswegs der Bau selbst abgetragen, er tritt vielmehr erst dann in seiner strahlenden Schönheit und hohen Zweckmäßigkeit voll hervor. Dies ist das wahre Verhältnis der sterblichen Persönlichkeit (Dividualität) zur unsterblichen Individualität. Letztere zur Herrschaft gelangt, ist der „Christus in uns“. — Paulus sagt: „ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir“ (Galater 2, 20); des weiteren: „Darum, ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden“. (2. Korinth. 5, 17.) G. W. Surya.

<sup>64)</sup> Aus Rich. Pischel, Leben und Lehre des Buddha, Leipzig, 1906, Seite 74.



## II. Kapitel:

# Sympathie — Antipathie — Apathie

oder

## Das Gesetz der Magie als Dreigestirn.

Und so zog ich Kreis um Kreise,  
Stellte wunderbare Flammen,  
Kraut und Knochenwerk zusammen:  
Die Beschwörung war vollbracht.  
Und auf die gelernte Weise  
Grub ich nach dem alten Schatze  
Auf dem angezeigten Platze.  
Schwarz und stürmisch war die Nacht.  
Aus Goethe, Der Schatzgräber.

Bereschith barâh Elohim êth ha-schamâjim w'êth ha-êrez. So beginnt der heilige Text. Die Übersetzung: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ ist exoterisch, sinngemäß richtig, aber doch nicht wörtlich genau. Ein unübersetzbares Hindernis verbirgt sich in den Worten „barâh Elohim“, ein Hindernis, über das sich *Johann Gottfried Herder*, in seinem Zwiegespräch „Vom Geist der ebräischen Poesie“ (Zweites Gespräch) kurz straukelnd, meisterhaft hinwegsetzte mit den Worten:

**Alciphron:** Erinnern Sie sich aber auch . . . . ., daß in dem ältesten Lobgesange der Schöpfung noch die Elohim herrschen?

**Eutyphron:** Ohne Zweifel fand Moses sie in diesem alten Schöpfungsbilde; denn er, der große Verfolger der Vielgötterei und alles dessen, was zu ihr führt, würde sie gewiß nicht hingesezt haben.

**A.:** Das glaube ich auch: und er setzte vielleicht zu ihnen das Wort *schuf* (barâh) <sup>1)</sup> im Singulari (in der Einzahl) <sup>1)</sup>, um der Vielgötterei vorzubeugen, deswegen bleibt doch der erste Begriff der Elohim polytheistisch.

Sich über das Wesen der Elohim weiter verbreitend, kommt Herder schließlich aber doch zu dem Ergebnis: „Zum Polytheismus ist dieser Begriff auch in den ältesten Zeiten bei diesen Völkern (den Hebräern) <sup>1)</sup> nicht geworden.“

Wenn wir, abgesehen von der modernen, rein historischen Kabbalaforschung in den Büchern Mosis die semitisch gefärbte Quintessenz einer uralten, prähistorischen Geheimlehre zusammengefaßt finden, so steht folgender durch Bibelstellen vielfach kabbalistisch belegbaren Auffassung nichts im Wege: Die Elohim Mosis sind auf- und niedersteigende <sup>2)</sup> Emanationen der göttlichen Dreieinheit <sup>3)</sup>,

---

<sup>1)</sup> Die in Klammern beigegefügtten Bemerkungen sind Zusätze des Verfassers.

<sup>2)</sup> „Die Engel Gottes stiegen dran auf und nieder.“ I. Mos. 28, 12. Die Bibel und somit auch ihr esoterischer Kommentar, die Kabbala, kennt also *auf- und niedersteigende Emanationen*: Die Emanation von oben nach unten und von unten nach oben. Dies wird von vielen modernen Kabbalisten viel zu wenig betont oder auch gar nicht beachtet. Wir wollen hiermit nachdrücklich darauf hinweisen und bitten, die sich hieraus ergebenden Konsequenzen wohl zu berücksichtigen. Wir drückten im vorhergehenden Kapitel unsere Verwunderung aus, daß *Nikolaus von Kues* in der Literaturgeschichte kaum Erwähnung findet. Soeben bringt der „Sammler“ (Nr. 83, 1925) die bekannte Beilage der München-Augsburger Abendzeitung einen Aufsatz: „Der Kardinal Kusanus“, der einem bei E. Reinhardt, München, soeben erscheinenden Werk „Die Philosophie der Renaissance“ von *Dr. August Riekel* entnommen ist. Der Verfasser weist darauf hin, daß der Kusaner der neuplatonischen Emanation von oben nach unten „eine ebenso kräftige Bewegung von unten nach oben“ gegenüberstellte. Mag sein, daß in einigen Schriften der Neuplatoniker dieser Gedanke nicht genügend herausgearbeitet erscheint, die Kabbala kannte jedenfalls nie andere als auf- und niedersteigende Emanationen.

<sup>3)</sup> Rein exoterisch betrachtet, geht die *Trinitätslehre Mosis* schon aus den ersten Worten der Genesis deutlich genug hervor: „Und der Geist Gottes (ruach elohim) schwebte auf dem Wasser (majim). Und Gott sprach: Es werde Licht (ör).“ Ruach-majim-or: 1. der atmende Geist, 2. dessen Ausatmungsfeuchtigkeit (Emanation) das zeugende Urwasser oder die fließende Bewegung und 3. das gestaltende Wort, dessen Ausfluß der Schall und das ihm nahverwandte Licht. (Wir können diese Verwandtschaft hier nicht näher begründen, dem Okkultisten ist sie ja geläufig aus der Tattwaphilosophie, den Naturwissenschaftler verweisen wir auf eine Quelle, die wir augenblicklich zur Hand haben, auf die *Jenasche Zeitschrift für Medizin und Naturwissenschaft* 1870, Bd. 5, Heft 3: „Über Verwandtschaft der Töne und Farben.“ Es dürfte inzwischen wohl neuere Literatur über dieses Thema vorliegen, die ja dem Fachmann ohnehin bekannt ist.)

Die esoterische Deutung der ersten Worte der Schöpfungsgeschichte ergibt eine ganze Kette von Trinitäten, von denen wir

die in der Sechszahl <sup>4)</sup> alle Kombinationsmöglichkeiten der

nur einige herausgreifen wollen, ha-scha-majim wa ha-erez, d. d. esch-majim-erez oder Feuer-Wasser-Erde, dann die Radix omar (אמך): aleph = Luft, mem = Wasser, resch = die im R-Laut projizierte rollende Bewegung, ferner das in den Buchstaben aleph-mem (am, aoum, sanskr. Oum) symbolisierte Schöpfungsmysterium. All diese Zusammenhänge dürften wohl die oft gehörte Auffassung, daß der über dem Wasser schwebende Geist der Genesis das Überbleibsel eines ursprünglichen Dualismus sei, als nichtig erscheinen lassen. Die hier gemachten Andeutungen werden uns in unserer Gärungsstudie eingehender beschäftigen. Vgl. auch meine Broschüre „Homunkulus“ (in Vorbereitung).

<sup>4)</sup> Wir erinnern hier nur an Jakobs Himmelsleiter (I. Mos. 28), die dem Kabbalisten so außerordentlich viel zu erzählen hat. Folgende kurze Anregung, die uns in dem Verfasser des Pentateuch sofort den Kabbalisten erkennen läßt, mag hier genügen.

Vers 19 des 28. Kapitels lesen wir: „und hieß die Stätte Beth-El; vorhin aber hieß die Stadt Lus.“ Die Quersumme der Ortsbezeichnung Beth-El ergibt in defektiver Schreibart בְּתֵל = 30 + 400 + 2 = 432, die kosmisch bedeutsame Schlüsselzahl, von der wir noch viel hören werden. Für Lus לֹּוּס mit He finale finden wir den Wert: 5+7+6+30 = 48 (Quersumme 12. [!] Hinweis auf die IV. Triade?). Nun ist aber 432 : 48 = 9. Biblische Namensänderungen sind kabbalistisch stets bedeutsam, so daß der Schluß nahe liegen dürfte, daß die sephirothische Himmelsleiter Jakobs nicht 10, sondern 9 Sprossen hatte; denn die Zahl des Ortsnamens (Lus) wurde verneunfacht. Aus diesem einen Beispiel zu folgern, daß Moses nur 9 Sephiroth (Trinität = 3+6 Elohim) kannte, wäre entschieden zuviel gewagt, obwohl noch manch andere Anhaltspunkte dafür zu sprechen scheinen. Daß die von den Parsen, wie überhaupt von den arischen Völkern (Edda) hochverehrte Neunzahl dem vormosaïschen Aufbau des Weltgebäudes der Sephiroth als eine Art Vorstufe gedient hat, dürfte indes wohl als bestimmt angenommen werden. Hier ist jedoch vor allem an das himmlische Sephirothsystem ohne Malkuth truncata zu denken. Der Umstand, daß Moses sich der altsemitischen „Mesa“-schrift bedient hat (cf. Hauser, Weltliteratur, I. Bd., S. 47) ist bei Ermittlung der Zahlenwerte aus der späteren Quadratschrift wohl kaum in Betracht zu ziehen, da aus vielen Gründen, deren Erörterung uns zu weit vom Thema entfernen würde, nicht anzunehmen ist, daß die althebräische Schrift zu anderen Zahlenwerten führte. Die auf der Quadratschrift fußende Zahlenkabbala liefert hierzu den lückenlosen Beweis auf jeder Seite des heiligen Textes. Wir haben auf dies alles hingewiesen, da wir bei den Signaturen (9. Kapitel) nochmals auf die Bedeutung des Wortes „Lus“ zurückkommen werden.

Die „Sechszahl der Elohim der Himmelsleiter ergibt sich übrigens auch aus der Erwägung, daß 6(1) = 720, d. h., daß die Kombinationen des numerus perfectus 6 (cf. Euclid. Elem. IX, 36; Nikomach., Arithm. I, 14—16 und Jamblichos, in Nicomach. Tennul. S. 43 ff.), der Zahl des sechstägigen Schöpfungswerkes zu der mit der göttlichen Einheit = 10 vervielfältigten Zahl des 72-buchstabigen Gottesnamens (s. Papus, Kabbala, S. 74) führen. Wieder ein Grund mehr zu der Annahme, daß zur Zeit Moses noch die neunstufige Himmelsleiter im Vordergrund stand. Moses mag in Aegypt-

Dreieinheit entfalten und so die göttliche Einheit, die menschliche Vielheit erfüllen. Der Plural (Mehrzahl) Elohim bedeutet nichts anderes als eine menschliche Ausdrucksform für die in der Vielheit wirkende Einheit. Die Elohim sind also die pantheistische Gottheit als Inbegriff aller Schöpfungsgenien.

„Höre Israel, dein Gott ist Einer!“ (5. Mos. 6, 4, 5. Mark. 12, 29 u. a. a. O.) ist die bedeutsame, stereotype Formel des Judentums, des Volkes, das sich das „Auserwählte“ nennt, weil es mit einem einzigen Gott in die Geschichte der Menschheit eingetreten ist. Aber der Gott der Juden wurde im Kampf mit den Göttern der Nachbarn frühzeitig zum partikularistischen Nationalgott. Eifersüchtig auf seinen Alleinbesitz ließen die Hebräer keinen Goji, keinen „Ungläubigen“ (eigentlich Fremden) an dem Jehova-Kult teilnehmen. Dem Gott des meist unterjochten Volkes wurden allzubald menschliche Eigenschaften zugemessen. Eine Nation, die mehr auf klagendes Dulden, als auf mannhafte Abwehr eingestellt ist, die sich bei kriegerischen Handlungen hinter ihren Gott flüchtet, um von ihm siegreiche Listen zu erfahren, dürfte den hohen Gottesbegriff eines Moses nicht verstanden haben. Wir wissen wohl, daß sich hinter den „Kämpfen“, die Moses, Josua und all die anderen, z. T. nach uralten Quellschriften (Buch von den „Kriegen des Herrn“, 4. Mos. 21, 14, Buch Jaschar, Josua, 10, 13 usw.) beschreiben, sich hohe esoterische Weisheit verbirgt. Das Volk dachte aber jedenfalls exoterisch und behaftete seinen Gott mit menschlichen Schwächen. Er sprach zu ihm gerne vernommene Worte unversöhnlicher Rache, einer Rache, die sich nicht begnügt, den Feind zu strafen, sondern, die auch noch des Gegners

ten in der heliozentrischen Anschauung des Sonnenkultes erzogen, selbständig analog weiterdenkend, den ersten Anstoß zu seiner veredelten theozentrischen Erkenntnis empfangen haben. So rechnete er wohl auch heliozentrisch mit 6 Planeten (Mond als Wandelstern betrachtet), mit 6 Engeln vor dem Throne Gottes. Erst die spätere Kabbala, der die Offenbarung Johannis ihren vollendetsten Ausdruck verlieh, bringt die heilige Siebenzahl zur endgültigen Vorherrschaft. Sie rechnet geozentrisch mit sieben Planeten (Off. 1) und mit sieben Engeln vor dem Thron des Herrn (Off. 11 und 16). Das „Holz des Lebens“ (Off. 22, 2), der Sephirothbaum trägt „zwölfmal Früchte“, weil sich an den siebenten Posaunenstoß „die Reiche der Welt“ (Off. 11, 15) anreihen, weil die 10. Sephirah mit der vierten, anthropozentrischen, abgetrennten Triade den Reigen der Zwölfzahl ( $4 \times 3$ ) eröffnet.

Herz verstockt (2. Mos. 4, 21), um ihn um so empfindlicher zu treffen. Möge diese unsere Erörterung einer allzu wörtlich-exoterischen Auslegung der Bibel, die oft an Mißbrauch des heiligen Textes grenzt, vorbeugen. Die katholische Kirche hat nicht so ganz unrecht, wenn sie dem Laien das Buch der Weltweisheit, das man erst zu lesen lernen muß, entzieht. (Noch richtiger wäre es, wenn sie ihre Priester das Buch der Bücher zu lesen lehrte.)

Ein blutige Opfer liebender Gott, der die Sünden der Väter an den Kindern straft, der zeitlich Böses mit ewiger Pein, zeitlich Gutes mit ewiger <sup>o)</sup> Glückseligkeit vergilt, wurde also aus der orientalischen Denkart eines unterdrückten Volkstums geboren. Da kommt ein Sohn des Lichts, Christus, der Verkünder der Liebe. Er will nicht niederreißen, was im innersten Kern des Volkes, das seiner am meisten bedarf, wurzelt. Er läßt dem Volk, das einen anderen nicht begreifen kann, den ewig strafenden und ewig lohnenden, unsichtbaren Führer, erhebt aber den blutigen Nationalgott zum unblutigen, universellen Allvater. Er verbindet mit dem welt- und menschenveröhnenden Band der Liebe die für absolut (ewig) gehaltenen Gegensätze, Lohn und Strafe und spricht durch seinen Tod am Kreuze schweigend die letzte und herrlichste Wahrheit aus, in ihrer letzten Tiefe nur faßbar dem, der das Mysterium von Golgatha mitzuerleben vermag.

*„Das Kleinste fällt zusammen mit dem Größten, die tiefste Erniedrigung mit der höchsten Erhöhung, der schimpfliche Tod des Tugendreichsten mit dem glorreichen Leben, wie uns Leben, Leiden und Kreuzigung Christi dies alles zeigen.“* <sup>5a)</sup> So faßt der Kardinal von Kues die durch den Kreuzestod für alle Zeiten enthüllte Wahrheit auf, und wir dürfen denn wohl die Behauptung daran knüpfen, daß für den Christen, der nicht die Schale, sondern den Kern seines erhabenen Glaubens sucht, das Zusammenfallen der Gegensätze beim Tod Christi den wesentlichen Mittelpunkt des Erlösungswerks bedeutet, und daß dies in der sprechenden Stille des letzten Augenblicks lautschweigend vom *Schnittpunkt der Weltachse*, vom

<sup>o)</sup> S. Einschaltung S. 145 über die Ewigkeit der Höllenstrafen.

<sup>5a)</sup> De docta ignorantia, lib. III, cap. 6, Schlußsatz.

Kreuz herab, mit heute noch den „Auserwählten vernehmbaren Posaunenstößen verkündet wurde. (Vgl. Homunkulus und II. Teil XII. Bd., Kap. „Mumia“.)

„Hohes vertauscht mit Niederen machtvoll und senket strahlenden Glanz ein Gott, das Dunkle hebend.“ So singt *Horaz*, den sein dichterischer Genius das Gesetz der Koinzidenz und das allwirkende Prinzip der Erlösung bereits erahnen ließ.

Etwas Kategorisches, Unnennbares, aber ungemein Befreiendes, Erlösendes hat der Tod Christi in die Herzen der Menschen tief versenkt. Unsere Väter nannten dieses rätselhaft Versenkte den Nibelungenhort. Der wurde aber nach der Sage „zu Löche hinab tief in den Rhein“ (Nibelungenlied, XIX, S. 179, Reclam), in die Seele der Heimat, versenkt; denn auch der Böse dient. „Alles dient,“ sagt Strindberg (Blaubuch, I., S. 105 u. a. a. O.). Der Gral, das goldene Vließ des Widders und das Lamm Gottes sind ebenfalls in verschiedenem Gewande die Symbole des Namenlosen, welche die unstillbare Sehnsucht nähren und nach Montsalvat, nach Kolchis, zum Kreuzzug nach dem himmlischen Berg Zion (Offb. 14, 1) zur Wanderung nach Brahmaputra, der Stadt des Logos, immer neue Pilgerscharen ausrüsten und nur so wenige an das weit entrückte und doch so nahe Ziel geleiten. Wer hat den kategorischen Imperativ noch nicht vernommen, der des Alchemisten unbestimmbares Verlangen wachruft und die Zufriedenheit der Gesetzeserfüllung über ihn ausgießt, sobald er zu suchen beginnt nach dem Stein der Weisen, der aber als unablässig bohrender Stachel der Unzufriedenheit den Gleichgültigen mahnt? Wir alle sind ja „Alchemisten“, ob wir wollen oder nicht. „Der »Stein«, den die Bauleute verworfen haben, muß zum Eckstein werden!“ (Matth. 21, 42.) Das unbewußte Streben des in der Erde ruhenden Keimes, die Hülle zu sprengen, der vom Urwillen erteilte Bewegungsantrieb, der in der gärenden Flüssigkeit den Auftrieb des Abschaums bewirkt, das dumpfe, nach Befreiung schreiende, gottanklagende Wühlen der Unzufriedenheit, all das ist die eine Stimme dessen, der täglich gekreuzigt wird, die



Stimme dessen, der täglich seinen Feinden nicht nur vergibt, sondern ihnen auch noch den Weg zur Erlösung in dem durch die Jahrhunderte lebendigen Echo seiner Worte zuruft: „Ich“, das Gesetz, „bin der Weg und die Wahrheit und das Leben!“ (Joh. 14, 6.)

Jason, Sigfrid, Balder, Osiris sind einige der allmächtigen Projektionen oder geronnene Laute der Stimme, die vor dem historischen Christus, nach ihm, jetzt und immer die Erlösung verkündet, wenn man sie nur hören will. Aber auf dem Kalvarienberg wurde deutlicher als jemals aus greifbarer Nähe zur Menschheit gesprochen. Und wie hat die Schlange, deren zwiespältiges Reich auf zwei Säulen, einer schwarzen und weißen, errichtet ist, sich vor dem obersten Pontifex (Brückenbauer) gekrümmt als mit den Worten: „Eli, Eli lama asabthani, Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mark. 15, 34.) in der neunten (!) Stunde mit der größten Anklage die größte Hingabe zusammenfiel, als die Brücke geschlagen, als der Querbalken der Koinzidenz über die Säulen gelegt wurde<sup>5b)</sup>, als der Trug der absoluten Gegensätze, von dem die Verführerin zehrt, dahingeschwunden war! Trotzdem raffte sich aber die Schlange nur zu bald wieder auf, bog das Gerade wieder nach ihrer geliebten Krümmung und verkündete scheinheilig triumphierend: Der, den ihr gekreuzigt habt, hat die Sünden der Welt gesühnt. Sündigt ruhig weiter, so ihr nur in der letzten Stunde bereut, seid ihr erlöst. Listig fügte sie hinzu: Sollte euch dies aber nicht gelingen, so seid ihr mir verfallen ewiglich; denn ich bin die Herrin der absoluten Gegensätze, der Säulen Jachin und Boas.

Nein! Nicht die Sünden der Welt hat Christus durch seinen schimpflichen Tod gesühnt, keinen Freibrief für angesichts ewiger Qualen reuiger Sünder hat er ausgestellt, wohl aber gezeigt, daß nicht Furcht vor Strafe, nicht Hoffnung auf Lohn, sondern selbstvergessene Liebe allein zur Erlösung führt. Nicht die Liebe, deren Gegensatz Haß wäre, sondern die zwischen Ich und Du,

<sup>5b)</sup> cf. Homunkulus.

*zwischen Ich und Nicht-Ich schwebende Liebe zum Gesetz, zum Logos, zum Fatum*<sup>o)</sup> ist der magische Schlüssel, der unsere irdischen Fesseln löst, sie ist das „radikale Lösungsmittel“, der Alkahest, der alles zur materia prima zurückführt, nur nicht das Urwasser Thehom, das ja selbst die zeugende Urmaterie ist. Die solutio radicalis muß aber im „Gefäß des Hermes“ vor sich gehen. „Benutze nur ein Gefäß,“ heißt die wichtige, alchemistische Regel, „versiegle es hermetisch“. Aber zum magnum opus, zum „großen Werk“ oder zum mystischen Tod im heiligen Feuer der Liebe gehört Mut, zur Vorbereitung ungewöhnliche Ausdauer, zur Vollendung Geduld.

Vom Mysterium der Erlösung haben wir oben gesprochen, bei unverständlich mystisch-alchemistischen Andeutungen sind wir fast unvermerkt angekommen und dabei verspricht die Überschrift des Kapitels, uns über die Gesetze der sympathischen Magie zu belehren. Dieses Gedankens wird sich der Leser wohl kaum erwehren können. Wir sind aber, wie wir gleich sehen werden, unserem angekündigten Thema bereits hart zu Leibe gerückt.

*Sympathie — Antipathie — Apathie* ist die Trinität, die als Liebe und Haß und deren gegensatzlose Vereinigung

<sup>o)</sup> Fatum von fari, sagen, also das Gesagte, griechisch Logos. Fatum heißt wohl auch das Schicksal, Verhängnis, wird aber durch das griechische Moira, dem der Logosbegriff fehlt, nicht ganz gedeckt. Wenn wir im folgenden von Fatum sprechen, so wollen wir dies nicht im Sinne des blinden Fatalismus der Stoa oder des Islam, sondern etwa im Sinne der Prädestinationslehre des heiligen Augustinus aufgefaßt wissen, jedoch mit dem Unterschied, daß wir nicht das Abhängen vom Gesetz Gottes, sondern das Hinüberneigen, Übergehen (transzendere) zum, oder das Aufgehen im Gesetz, die Hingabe (amor Fati, siehe Schlußwort des Kapitels), also den transzendenten Determinismus, in den Vordergrund stellen wollen. Vertretbar ist natürlich beides, aber wichtiger das letztere, da es zu einer aktiven, „freiwilligen“ (willensfreien), bewußten Abhängigkeit vom Gesetz führt. Vielleicht werden wir besser verstanden, wenn wir sagen: Wir sind signiert mit dem Signum des Schicksals, des Fatum-Logos, des Gesetzes, „nach dem wir angetreten“. Resigniert sind wir, wenn wir das Gesetz erkannt und den Empfang bestätigt, resigniert, gegengezeichnet haben. Unsere Handlungen sind nicht prädestiniert, sondern destiniert. Für den Allwissenden, Zeitlosen gibt es kein prae und kein post, kein Vorher und kein Nachher. Nicht weil Gott unser Handeln kennt, ist es bestimmt, sondern der Zeitlos-Allwissende weiß, daß wir so und nicht anders handeln werden.

oder als Anziehung, Abstoßung und Ausgleich das ewige Gesetz im Unendlichen vertritt. Dieses Gesetzes Erkenntnis und willensbewußte Beherrschung ist aber nichts anderes als — *Magie*, als die Religion des Weisen. Sie ist das über alles Menschliche erhabene Wissen der inneren Schau, mit dem der Glaube zusammenfällt, nachdem der Zweifel im offenen, ehrlichen Kampf überwunden ist. Sie ist das Wissen vom Gesetz, das zwischen Religion und Wissenschaft keinen Unterschied mehr macht, sie ist die kategorische Urreligion<sup>7)</sup>, das allen gleich leuchtende, aber nicht alle gleich erleuchtende Licht der Liebe, die uns Christus von neuem entzündet hat.

Jetzt dürfte wohl die Verbindung dieser mit den vorhergehenden Gedanken nicht mehr schwer fallen. Wir wollen aber doch das bisherige nochmals zusammenfassen, um aus den Trümmern der verschütteten Urreligion das Gesetz der Magie als Dreigestirn, die Finsternis teilweise wenigstens durchdringend, tagbewußt wiederherzustellen. Das Gesetz schläft nicht, es lebt webt und wirkt im Objekt, aber das Objekt weiß nichts davon; denn „die Finsternis hat's nicht begriffen“ (Joh. 1, 5). Das Objekt, das sich selbstherrlich subjektiviert, ist in ekstatischer Ich-Anbetung berauscht, eingeschlafen. Schlafwandelnd hält es Traumbilder für Wirk-

---

<sup>7)</sup> Von der Urreligion sagt *Goethe* in *Eckermanns Gesprächen* (1832, III. Bd., S. 261, Reclam): „... Es gibt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbe bleiben und wird dauern und gelten, solange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann gibt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich und wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, solange schwache, menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß er den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohlthätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit allen geholfen und damit vielen wohl werde.“ Möge daher jeder, der unsere Zeilen liest, an sich selbst ermessen, ob der exoterische Weg der Kirche, in der er aufgewachsen ist oder der geheime Pfad der esoterischen Religion des Magiers für ihn der nächste ist.

lichkeit, wähnt es zu wissen und weiß — nichts. Aber der kataleptische Schlaf der Ich-Vergessenheit kann es erretten. Die Krisis beginnt mit der Erkenntnis: „Ich weiß, daß ich nichts weiß“, dem eruptiven Ausdruck höchsten, positivsten, menschlichen Wissens, dem ersten Anzeichen der Dämmerung, der Wiederkehr des Tagbewußtseins.

Nun wollen wir also kurz rekapitulieren. Wir haben gezeigt, daß die Juden das Gesetz, als dessen Symbol sie die Thorah verehren, seitdem wir von ihnen wissen, in der Einheit angebetet haben, daß aber die Masse das „Licht nicht begriffen“ und die Einheit gespalten hat in absolute, ewige Gegensätze: Liebe und Haß, Lohn und Strafe in alle Ewigkeit (s. S. 145). Es dürfte noch *hinzugefügt* werden, daß der Gottesmagier Moses ständig all *seine geheimnisvollen* Machtmittel aufbieten mußte, um die *Zersplitterung* der Einheit in die Vielheit (Polytheismus) zu verhüten. Wir haben ferner gesehen, vielleicht auch eingesehen, daß nur ein Messias, das inkarnierte Wort, das der Furcht entsprungene und Furcht zeugende Hirngespinnst der uferlosen Gegensätze durch Selbstopferung zu entwirren vermochte. Wir hätten als Gegenstück auf den germanischen *Edda glauben* hinweisen können, den ein starkes, kämpfendes Volk aus arischem Urwissen, Blutwissen geschöpft hat, und der ausgehend vom *Irmingott Ziu*<sup>9)</sup> das Übel in der Welt durch das

<sup>9)</sup> cf. Reuter, „Das Rätsel der Edda“ (II, S. 176). Die Stelle des Hildebrandlieds, Vers 30, „Irmingott oben vom Himmel“ ist nach Reuter einer der wenigen, die noch von dem einen Gott unserer Väter zeugt. Ein blinder Bekehrungsfanatismus vernichtete ja die wichtigsten Dokumente altgermanischer Religion und hätte uns die Quelle urarischer Offenbarung ganz verschlossen, wenn nicht arisch-germanisches Denken im Herzen des Volkes fortleben würde. Die Edda lebt fort. Die christliche Mystik des Mittelalters vor allem verschweißte altgermanische mit christlichen Grundsätzen, vermählte das biblische mit dem germanischen Denken. Man braucht nichts von Asen, Wanen, Ioten u. dgl. zu wissen, um rassistisch fühlen, eddisch denken zu können. Das liegt im Blut. Noch rollt in den Adern eines großen Teiles unseres Volkes Urväterblut, Runenweisheit raunend, die „Urredner ritzten, Urgötter gruben“ (Havamal, Vers 143). Papst Johann XXII. sprach über die Schriften *Meister Eckharts* die Verdammung aus. Auch seinen Schüler *Tauler* traf der Kirchenbann. Umsonst. „Die Krone des Weltbaums erglühete beim Klang des Gjallarhorns“ (Völuspá) nur um so strahlender, als *Jakob Böhme*, *Johann Valentin Andrea* und *Scheffler* alte Blutweisheit erneuerten.

„Weh von Walhall“, durch Lokis, des Urbösen Anleitung geschehene, hinterlistige Tötung des lichten Balder, also durch den intrakosmischen Zwiespalt zwischen Gut und Böses erklärt. Wir würden aber bei näherer Betrachtung gefunden haben, daß der Glaube unserer Vorfahren, die in jedes Menschen Herz zu allen Zeiten wurzelnde Erlösungs- und Erlösersehnsucht richtig zum Ausdruck gebracht hat, wenn er lehrte, daß Balders Stellvertreter Heimdall und Loki, Logos und Antilogos im Endkampf beide unterliegen werden, und daß nach der Götterdämmerung, nach Überwindung des „Risses“, das ewige Reich der Einheit wiedererstehe, daß Balder wiederkehre, daß es also keine absoluten Gegensätze, sondern ein Jenseits von Gut und Böse gibt, ein ewiges Reich der Koinzidenz<sup>9)</sup>.

An dieser Stelle mag uns eine kurze Einschaltung erlaubt sein.

Wie könnten wir es verantworten, das schwierige *Problem der ewigen Höllenstrafen* auf knappem Raum angeschnitten zu haben, wenn wir den wissensdurstigen Leser mit diesen kurzen Bemerkungen im Stich lassen wollten? Wir haben bereits im vorhergehenden Kapitel darauf hingewiesen, daß es stets einen Fortschritt bedeutet, den Gegner zu hören. Nur Mut! Wir haben die Absicht, zwei scharfsinnige Gegner unserer Auffassung ins Treffen zu führen. Wenn *Lessing*, der sicherlich nicht als allzu kirchenfreundlich gilt, für die Ewigkeit der Höllenstrafen eintritt, so scheint die Sache schon etwas für sich zu haben. Wenn aber außerdem noch *Leibnitz* das Wort im Sinne des kirchlichen Dogmas ergreift, so müssen wir fürchten, daß unsere Einwände längst überholt sind. Unser Hinweis gilt, wie leicht zu erraten sein dürfte, der *Theodizee*. Wer *Leibnitz* nur aus der *Theodizee* als Exoteriker zu kennen glaubt, möchte leicht ein einseitiges Urteil über ihn zu fällen geneigt sein und vergessen, daß zur Zeit des westfälischen Friedens wenig Neigung vorhanden war, Glaubenskämpfe von neuem zu schüren. Die Gläubigen waren jedenfalls nicht einmütig auf seiner Seite, da er „in Religionssachen nie auf die Vernunft verzichtete“, wie er selbst an den Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels schrieb (Briefwechsel, herausgegeben von Rommel 1847, Bd. 2, S. 54) und zeitlebens Glauben und Wissen zu

---

<sup>9)</sup> „Daß über dem Zwiespalt der Zweiheit eine Einheit lebe, und daß dieser Zwiespalt nicht das Wesen sei, daß jenseits oder in höherem Diesseits, d. h. in einer uns unerkennbaren Daseinsform, ein neues, uns nur erahnbares Reich der Vollendung warte“, sagt *Sigfrid Reuter* (I., 155, Rätsel der Edda) im Anschluß an den Gedanken der Götterdämmerung.

vereinen strebte. (cf. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrh., Bd. III, S. 123, Braunschweig 1872.)

In Lessings Beiträgen „Zur Geschichte und Literatur“ findet sich nun ein Kapitel „Von den ewigen Strafen“, in dem sich der gefürchtete und unbestechliche Kritiker ganz im Sinne der Theodizee über die ewigen Strafen ausspricht. Wir wagen bereits viel, wenn wir diese Abhandlung zum Studium empfehlen und wir wagen noch mehr, wenn wir auf die unserer Anschauung gefährlichen Klippen noch ganz besonders hinweisen. Da wir aber, wie schon gesagt, niemand unsere Anschauung, am allerwenigsten in einer so schwerwiegenden Frage aufdrängen wollen, ist es eben, weil wir dieses Thema nur streifen können, unsere Pflicht, diesmal einen Weg zu beschreiten, auf welchem dem Leser Gelegenheit geboten ist, in gewissem Sinne die Koinzidenz entgegengesetzter Meinungen praktisch kennenzulernen.

Lessing verteidigt in seiner erwähnten Abhandlung die Theodizee gegen einige Einwände des von ihm im übrigen geschätzten Eberhardt, der in der „Apologie des Sokrates“ sich über die Unendlichkeit der Strafen in ablehnendem Sinne ausspricht. Wir haben die „Apologie“ nicht zur Hand, glauben aber aus Lessings Kritik entnehmen zu dürfen, daß sich Eberhardt vor allem darauf stützt, „daß das Wort »ewig« in der hebräischen und griechischen Sprache nur eine unbestimmte, aber keineswegs unendliche Dauer andeute.“ Wir können den Einwand Eberhardts nicht ganz teilen, halten ihn aber trotz Lessing in einem anderen Sinne für gerechtfertigt. Der Leser weiß, daß wir die Begriffe „ewig“ und „unendlich“ streng auseinanderhalten. Das hebräische „olam“ heißt zunächst: das Verborgene, die dunkle, ferne Zeit, die graue Urzeit, das Unbegrenzte, Zukünftige (Wörterbuch von F. Fürst) und fließt in diesem zeitlichen Sinne mit dem Begriff „Welt“ zusammen. Auch das griechische αἰώνιος und das von Lessing angeführte τὸν αἰὶ γρόνον Platons (Schlußrede des Sokrates in Platons Gorgias) bedeutet eine unendlich lange Zeitdauer („auf unendliche Zeit“), ist also ebenfalls ein unendlicher Zeitbegriff. Die Lesart „ewig“, die das Lexikon fälschlich als mit unendlich synonym wiedergibt, ist also nicht haltbar, da die Ewigkeit, die Koinzidenz von Zeit und Raum, sich in dem Zeitbegriff nicht erschöpft. Wo also in den Büchern der Offenbarung von „Ewigkeit“ die Rede ist, muß demnach „unendlich“ gesetzt werden. Lessing scheidet zwar noch nicht deutlich zwischen „ewig“ und „unendlich“, scheint aber die Notwendigkeit einer genaueren Präzisierung bereits erkannt zu haben, wenn er in seiner Abhandlung von „intensiver, stetiger Unendlichkeit“ spricht und sich damit dem Ewigkeitsbegriff annähert.

Wenn wir das Schlußergebnis Lessings zusammenfassend mit eigenen Worten wiedergeben wollen, so werden wir ein Resultat gewinnen, das wir ohne weiteres gelten lassen müssen: Die Sünde als Prinzip ist ebenso unendlich, wie die Strafe als Prinzip: in der Theorie. Da es aber für den Sterblichen ebensowenig eine praktisch absolute Unendlichkeit wie eine praktisch absolute Involution gibt, so ist praktisch auch kein unendliches Verharren im Zustand der Sünde, mithin weder eine ewige,

ja nicht einmal eine unendliche Strafe praktisch denkbar. Auch Lessing spricht am Schluß, anschließend an *Platons Gorgias* von der „besseren, sokratischen Hölle“. Das absolute Extrem, das Prinzip der Sünde, Strafe, Hölle, ist dem Sterblichen nie und nimmer zugänglich. Ist doch selbst der Teufel aufs Polare beschränkt, der „gefesselte Loki“ der Edda. Die Schlußworte Lessings tragen denn auch das Gepräge des Irrealis (des Falles der Nichtwirklichkeit), wenn er sagt: „Und wenn es denn nur auch bloß möglich wäre, ja in alle Ewigkeit bloß möglich bliebe, daß es Sünder geben könne, welche auf keine Weise zu bessern stünden; Sünder, welche nie aufhören könnten zu sündigen: warum für diese bloß möglichen Ungeheuer, nicht auch bloß mögliche, ihnen allein zukommende Strafen annehmen, oder gelten lassen? —“

Wie lautet doch das französische Schulbeispiel für den Irrealis? Si j'étais roi . . . ., wenn ich König wäre . . . . .

In diesem Punkt stimmen wir mit Lessing gerne überein, vorausgesetzt, daß „ewig“ und „unendlich“ nicht willkürlich vertauscht wird.

Über den „rächenden“ und „beleidigten“ Gott, von dem auch Lessing spricht, können wir einige kurze Bemerkungen nicht unterdrücken. Die Strafe ist eine äquivalente Folge der Sünde, die nicht Gott, sondern der Mensch aus der ursächlichen göttlichen Immanenz auslöst. Was ist aber Sünde? Wir müssen fragen: Was ist Sünde nach Menschenmaß? Es soll keine erschöpfende Definition sein, wenn wir sagen: Alles, was uns schadet, was die Sympathie, die Harmonie stört, Mißgriffe auf der „viersaitigen Lyra“ — die „zehnsaitige Weltlyra“ kann ja der Sterbliche nicht disharmonisch erklingen lassen —, Strafbefehle, die der Willenskranke gegen sich selbst richtet. „Und wer meine Worte höret und glaubet nicht, den werde ich nicht richten; denn ich bin nicht kommen, daß ich die Welt richte, sondern daß ich die Welt selig mache.“ (Joh. 12, 47.) Die prima causa, die erste Ursache der Sünde, ist nicht der Logos, sondern der Antilogos, die Schlange der Ichsucht, die den im Unaussprechlichen (En-soph) ruhenden ewigen Keim der Strafe durch die Sünde zeitlich befruchtet. Der „gute“ Gott (Logos) straft nicht, weil er aus dem ewigen Born seines Vaters nur die Liebe schöpft.

In diesen heil'gen Hallen kennt man die Rache nicht.

Und ist der Mensch gefallen, führt Liebe ihn zur Pflicht,

Der Mensch und die Kreatur überhaupt richten sich selbst.

Cusanus sagt (De docta ign., 24. Kap. S. 47 der deutsch. Ausg.) über Gott in seinem höchsten Aspekt als En-soph: „Da nichts Partikulares und Unterschiedenes, das einen Gegensatz hat, Gott zukommen kann — außer in allergeringstem Maße — stimmen bejahende Aussagen, wie Dionysius meint, nicht zusammen. Denn nennt man ihn Wahrheit, so steht dem die Falschheit entgegen, nennt man ihn Tugend, ist ihm das Laster, nennt man ihn Substanz, ist das Akzidens entgegengesetzt usw. . . . . Nur im Hinblick auf die Kreaturen kommen ihm daher — wenn überhaupt — affirmative Namen zu.“ Dasselbe gilt auch von den negativen Namen, in unserem Fall von „Rache und Beleidigung“.

Es wäre hierüber noch viel zu sagen, doch wir müssen zum Thema zurückkehren. Nach all dem können wir Lessing nicht mehr so recht als Gegner unserer Auffassung betrachten. Den „Kampf“ mit Leibniz müssen wir dem Leser selbst überlassen. Möge er ebenfalls zu einem gütlichen Vergleich führen.

Während also die ins Extrem getriebenen Gegensätze des Judentums nur durch das himmlische Ferment der Fermente, durch die Manifestation des Lapis lapidum (Stein der Steine), wieder vereint werden konnten, hat der Eddagläubige Norden den Gjallaruruf des Logos verstanden und ohne sichtbare Zeichen zu fordern, an das lebendige Wort geglaubt, kraft dessen unsere Väter befähigt wurden, aus eigener fermentativer im Logos lebendiger Überzeugung die Teile des zerbrochenen Schwertes Balmung wieder zusammenzuschweißen. (Vgl. hierzu den I. Akt von Richard Wagners Oper „Siegfried“ und Gust. Meyrink, „Der weiße Dominikaner“, S. 67.)

Können wir nun aus all dem den Schluß ziehen, daß es ein Kosmos und Metakosmos umspannendes absolutes Gesetz gibt, das sich in einer überraschend einfachen Formel aussprechen ließe, wenn uns das freie, unbegrenzte Wort gegeben wäre? Gewiß müßte sich dieser Schluß einem jeden aufdrängen, wenn dem über die Verwicklung grübelnden Menschenverstande das Einfache, Unkomplizierte überhaupt faßbar wäre, wenn unsere Nur-Verstandesgelehrten nicht mit der Nase auf dem Boden den Unrat der Erde, die sinnverwirrende Vielheit des Gewordenen zu untersuchen sich mühten, wenn sie nicht „induktives Verfahren“ nennen würden, was sie in falscher Richtung „einführt“ in die gähnende Tiefe der unendlichen Vielheit. Die sogenannte „induktive“, leider oft „reduktive“ Forschungsmethode stellt uns ja täglich vor neue Rätsel. Was gestern als „exakt“ bewiesen galt, ist heute ein untentwirrbarer Knäuel, ein Rattenkönig, mit dem das boshafte Gelächter der Tiefe sein höhnisches Spiel treibt. Was ist denn nach Menschenbegriffen „exakt“? Etwa das Einmaleins, das schon von der Verallgemeinerung des äußerst seltenen Ausnahmefalls  $1 \times 1 = 1$  ausgeht? Gibt es denn zwei Einheiten, die sich



absolut gleich sind? Ja, hören wir einwenden, man kann aber doch mit unserem Zahlensystem praktisch richtig rechnen, aber wir fügen hinzu: nur unter der Voraussetzung, daß man angesichts der bunten Vielheit innerhalb des Unendlichen das Dogma völlig gleicher Einheiten gedankenlos in Kauf nimmt und sodann die absolute Einheit konventionell begrenzt, also mit nur ideell gleichen Teilen der metaphysischen Einheit rechnet. Es soll jedoch durchaus nicht unsere Absicht sein, hier die Grundfesten der Mathematik, die wir von allen menschlichen Wissenschaften am meisten verehren, anzutasten. Wir wollen vielmehr zeigen, daß selbst das nüchterne, physisch-relative Zahlengebäude, hinter das sich der rechnende Verstand, den Glauben fliehend, so gerne verschanzt, auf dem schwankenden Boden eines unglaublichen Dogmas ruht, wenn man nicht die metaphysische Einheit, die Monade, das Reich der absoluten Gleichheit, als Fundament einer absoluten Zahlenlehre anerkennen will, deren Rechenmeister aber allerdings Gott wäre. Fürwahr, ein peinliches Dilemma. Entweder ist  $1 \times 1$  mehr oder weniger, also nicht gleich 1 oder  $1 \times 1 = 1$ , und es gibt einen Gott;  $1 \times 1$  ist aber nur dann gleich 1, wenn wir eine unmeßbare, sich selbst gleiche, metaphysische Einheit, die unfaßbare Urzahl, voraussetzen, die Zahl, auf die alles Gewordene zurückzuführen ist. „... die Existenz der Zahl hängt von der Einheit ab, die, ohne selbst Zahl zu sein, doch alle erzeugt. Gott . . . ist eine herrliche Einheit, die nichts mit seinen Schöpfungen gemein hat, sie aber dessen ungeachtet hervorbringt.“ Das sind die Worte des genialen *Balzac* im „*Buch der Mystik*“<sup>10)</sup>, und wir bitten den Leser, angelegentlich das dort über die Zahl Gesagte (S. 147—151) nachzulesen, da es das oben nur Angedeutete wesentlich ergänzen wird. Vielleicht haben wir hiermit gleichzeitig gezeigt, in welchem Sinne wir die Mathematik als Eckpfeiler der Philosophie betrachtet wissen wollen.

<sup>10)</sup> Honoré de Balzac, Buch der Mystik (Seraphita), Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin W 35. Ohne diese kleine Schrift klafft in der Bibliothek des Okkultisten eine Lücke. Es fehlt ein Klassiker. Auch Strindbergs III. Blaubuch dürfte für den Zahlenkundigen manches Nachdenkliche bergen, z. B. (S. 1221 u. ff.):  $1^2 = > 1$  und  $\sqrt{1} = < 1$ . In der Praxis ist aber beides gleich eins.

Exakt, vollkommen kann also Menschenwissen nie und nimmer sein, am allerwenigsten aber eine auf die partikuläre Kenntnis einiger Wirkungen beschränkte Erfahrungslehre. Aber es wäre trotzdem falsch, deshalb in unfruchtbarem Weltschmerz über die Nichtigkeit des menschlichen Forschungstriebes zu klagen: soll doch die Erkenntnis des relativ beschränkten Wissens das Verlangen nach der absoluten Wahrheit wecken und von dem allen Fortschritt hemmenden, die Wahrheit verschließenden Wissensdünkel bewahren. Was „richtig“ ist, braucht noch lange nicht „wahr“<sup>11)</sup> zu sein. Unsere offizielle sensualistische Wissenschaft hat auf dem quantitativen Gebiet der Wirkungen richtige und falsche Beobachtungen gemacht, ebenso, wie wir Okkultisten — richtiger vielleicht Intellektualisten — auf dem qualitativen<sup>12)</sup> Gebiet der „Ursachen“<sup>13)</sup> richtige und falsche Vermutungen aneinanderreihen. Wir alle finden nur Teilwahrheiten, und es ist gut so; denn wir könnten die absolute Wahrheit noch nicht ertragen. Der Adept stirbt den irdischen Tod, wenn er zum lebendigen Licht der Wahrheit eingeht. Sobald wir gegenüber der offiziellen Wissenschaft für uns das „Wahre“ statt des „Richtigen“ oder auch nur das letztere ausschließlich in Anspruch nehmen, hemmt der Stolz unseren Aufstieg. Wissenschaft

---

<sup>11)</sup> Der *Relativitätstheoretiker Dr. phil. Fr. J. Kurt Geißler*, Universitätsdozent a. D., der diese Theorie längst vor *Einstein* vertrat und des letzteren Lehre sogar mit Erfolg angegriffen hat, unterscheidet in seinem Werk „*Die Grundlagen der Natur*“ (Verlag von Otto Hillmann, Leipzig, 1922) zwischen „richtig“ und „wahr“. „Was richtig ist für gewisse Einheitlichkeit von Seinsarten ist nicht immer wahr und muß oft ergänzt werden durch Zusammenhänge und Beziehungen, welche weiter gehen, also wahrer sind“ (S. 7).

<sup>12)</sup> cf. *Dr. F. Maack, Das zweite Gehirn*, Theosophia-Verlag, Hamburg 1921, S. 16. Eine sehr instruktive Broschüre mit außerordentlich konzentriertem Inhalt.

<sup>13)</sup> „Ursachen“, sofern wir diese in der herkömmlichen Weise als das Primäre bezeichnen wollen. Wir persönlich neigen dazu aus der platonischen Idee den Willen, aus diesem die Absicht, aus dieser die Bedingung und erst aus dieser die Ursache abzuleiten, auf die dann die Kette der Wirkungen folgt.

und Okkultismus streben nicht miteinander, sondern nebeneinander<sup>12)</sup>. Es gibt der Wege viele. Mag aber der „exakt“ Forschende nicht vergessen, daß all seine Wissenszweige auf einer metaphysischen Voraussetzung beruhen, also mit einem „Glaubensakt“ (cf. Balzac, Buch der Mystik, S. 155) beginnen. Der Mathematiker glaubt an die Zahl, der Physiker an die Kraft, der Chemiker an Kraft und Stoff, der Arzt unter verschiedenen Namen an die Lebenskraft, der Jurist an die Gerechtigkeit, und der Theolog nennt all das zusammen Gott.

Da sich aber Gott nicht mathematisch beweisen, auch nicht im Reagenzglas feststellen läßt, so muß man den Blick zuweilen von dem kleinen, engbeschriebenen Buch der Erde wegwenden, aufblicken von der mikroskopischen Kleinarbeit und die goldenen Lettern des großen Buches makroskopisch auf sich wirken lassen, solange, bis man mit Voltaire ausrufen möchte: „Wenn es einen Gott nicht gäbe, so müßte man ihn erfinden<sup>14)</sup>.“

Vom ersten Aufblicken bis zur überwältigenden Erkenntnis windet sich der schwierige, aber lehrreiche Saumpfad des Zweifels steil bergan. Man muß sich nur einmal mutig all seine Zweifel eingestehen, um gar bald an den Zweifeln selbst zu zweifeln, um ein Stück Seelenalchemie verstehen zu lernen. Der kranke Zweifel scheidet sich von dem gesunden auf dem gläsernen Berg, der das von oben kommende Licht prismatisch zerlegt. Die dunklen Oberflächenfarben des Kranken werden absorbiert, die hellen Strahlen des Gesunden transmutiert. Glauben und Wissen fallen zusammen im Brennpunkt der Sammellinse, im magischen Kreis des auf einsamer Höhe isolierten (Klausur), in welt-

---

<sup>14)</sup> „Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer.“ So schrieb der von vielen als Atheist verkannte (cf. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, S. 144 u. ff.) Voltaire an den Prinzen Heinrich von Preußen (Goth. Ausg., Bd. 54, S. 148). Der Gott Voltaires ist allerdings ein Resultat des Verstandes, nicht der Vernunft, des Wissens, nicht des Glaubens. (Wir möchten den Glauben als Vernunftwissen bezeichnen.)

entrückter Innenschau einen Teil des Lichtes begreifenden Ichs. Der Gottesbeweis ist entbehrlich geworden<sup>15)</sup>).

Wenn wir nun im folgenden den Versuch machen, das Gesetz der Magie auf eine möglichst einfache Formel zu bringen, so wird uns die Begrenztheit des Menschenworts ein unüberschreitbares Hindernis in den Weg stellen. Das Gesetz der Einheit können wir nur als Dreieinheit einigermaßen begreifen. Es erscheint uns somit notwendig, das Gesetz der Einheit in einer Dreiteilung darzustellen, die ebenso wie die sephirothischen Triaden sich rein verstandesgemäß in eine polare Zweiheit zergliedern lassen, um im Apclaren wieder zur unteilbaren Einheit zusammenzufallen. Damit glauben wir auch den magischen Charakter der Urreligion am besten zu wahren, die ja, von der Einheit fortwährend ausgehend, sich ins Polare ausgießt, um immer wieder zur Einheit zurückzukehren und so als magische Offenbarung durch die Jahrhunderte zu uns zu sprechen.

Wollten wir diesen Gedanken in ein Symbol bannen, so müßten wir die Einheit etwa als Kreis A darstellen, den wir uns sowohl unendlich groß, als unendlich klein sowie als ideellen Punkt denken können. Die Spaltung der Einheit wäre durch einen zweiten ebenso beschaffenen Kreis B, dessen Zentrale ab — Nbl nur im Spezialfall

---

<sup>15)</sup> Wer auf wenigen Seiten einen klassischen Gottesbeweis kennen lernen will, den verweisen wir nochmals nachdrücklich auf Balzacs „Buch der Mystik“ (Seraphita, S. 130 u. ff.). Auch was Balzac über den Zweifel sagt, möge dort nachgelesen werden (S. 144).

„Zweifel ist in seinen (in des Wissenden, d. Verf.) Augen keine Gottlosigkeit, keine Gotteslästerung, kein Verbrechen, sondern ein bloßer Übergang, durch welchen der Mensch entweder in die Finsternis zurückkehrt oder zum Lichte vorschreitet,“ sagt Balzac an dieser Stelle (S. 144).

In seinem ablehnenden Standpunkt zum antiken Pantheismus wird der kusanisch geschulte Leser manches gerechtfertigt finden, er wird aber auch zurweilen eine Entgegnung bereit haben, die wir wohl nicht näher auszuführen brauchen, denn nur, wer alle Anschauungen sorgfältig gegeneinander abzuwägen lernt, der steigt langsam, allerdings sehr langsam, empor an der unendlichen Leiter des Wissens.

unserer Abbildung (Fig. 4)<sup>10)</sup> — =  $2r$  ist, wiederzugeben. Da aber beide Kreise aus ein und derselben Einheit hervorgehen und trotz der Trennung verbunden bleiben durch die Symmetrieachse ab, so wäre über diese beiden Kreise

<sup>10)</sup> Wir wählten den Spezialfall  $ab = 2r$  deshalb, weil wir andernfalls von der Abplattung oder „Verzerrung“ (?) des äußeren Kreises zur Ellipse im Bereich der Unendlichkeit zu sprechen hätten und dadurch zu weit vom Thema abkämen. Siehe nachfolgende Figuren:

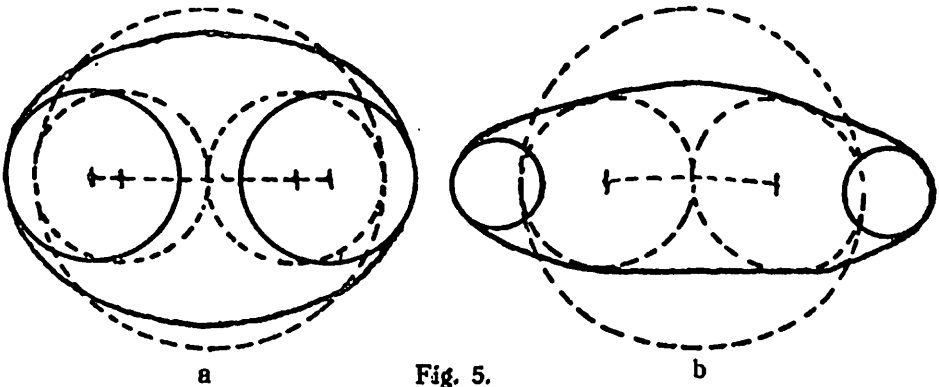


Fig. 5.

Hierzu nur folgende Anregung: Angenommen die Ellipse wäre die relative Urbewegungsform innerhalb des Unendlichen (Planetenbewegung), der Kreis dagegen die absolute Urbewegung im Ewigen. Wie würde sich bei dieser Annahme unsere folgende Abhandlung gestalten? Vielleicht ist unser mathematischer Kreis gar nicht der Idealkreis, den wenigstens wir uns mit keiner irrationalen Zahl ( $\pi$ ) behaftet denken können. Vielleicht ist der an den Faktor  $\pi$  gebundene Kreis die am wenigsten abgeplattete Form der Ellipse.

Peryt Shou spricht in den „Heilkräften des Logos“ (S. 75) von einer „unrhythmischen Dynamide, welche ovale Verbreitungsform hat“. Er nennt diese „krankhafte aurische Schwingung“ die „Frucht des Weltbaums, die Adam aß, und die ihn vergiftete“.

Auch eine Anregung Strindbergs (III. Blaubuch, S. 919) möge erwähnt sein: „... Und Cassini stellte seine Kurve als Gegenkandidatin gegen Keplers Ellipse für die Planetenbahnen auf. Das müßte man von neuem untersuchen, dann käme vielleicht eine neue fruchtbarere Theorie zustande, die viele unerklärliche Störungen in dem großen planetarischen Ringtanz erklären könnte.“ Vielleicht nennen die späteren Jahrhunderte, die aber auch wieder irren werden, das, was wir heute bestimmt zu wissen glauben, einen bedauerlichen, fortschrittfeindlichen Aberglauben. So war es und so wird es bleiben.

Noch etwas: Warum findet man an den Linien des menschlichen Körpers und auch sonst in der Natur niemals den ruhenden Kreis, sondern nur bewegte, fließende Fragmente der Ellipse und ihrer Anverwandten?

ein dritter als Zeichen der dominierenden Einheit zu schlagen und es entstünde folgende Figur:

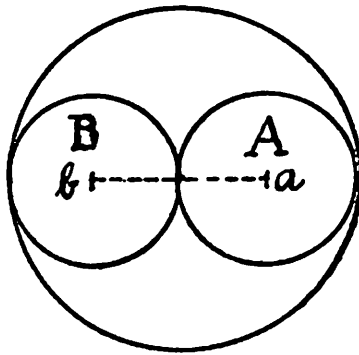


Fig. 4.

Der Astrolog wird unwillkürlich an das *Symbol des Krebses* denken, und zwar nicht mit Unrecht. Ist doch der Wendekreis des Krebses, rund  $23^{\circ}$  nördlich vom Himmelsäquator liegend, der Parallelkreis, auf dem die Sonne umzuwenden scheint. Wir dürfen nun zwar den Wendekreis des Krebses nicht mit dem gleichnamigen Zeichen des Tierkreises verwechseln, ebenso wenig, wie wir das letztere mit dem Sternbild des Krebses vertauschen dürfen. Aber auffallend ist doch folgender Zusammenhang, der sich uns aufdrängt:

Astrologisch ist der Mond der Herr des Krebses. Nach *Sigfrid Reuter* (Rätsel der Edda, I., S. 62 u. ff.) liegt nun aber der *himmlischen Zahl 432* die „mystische Gleichung des Sonnen- und Mondumlaufs“ zugrunde. Die 27-nächtige Mondbahn wurde im arischen Kalender mit den rund 360 Tagen des Erdumlaufs um die Sonne ausgeglichen und führte zu der Neunerwoche des arischen Völkerrings. Wir können die etwas komplizierte Berechnung hier nicht wiedergeben, müssen den Leser aber nochmals ausdrücklich auf das wertvolle Werk Reuters zur weiteren Information verweisen. Hier mag folgendes genügen:  $2 \times 27 = 54$ . Das ist die Zahl der Tagnacht des Mondes nach arischer Beobachtung, die Zahl, die in den 540 Toren Walhalls und auch in den 540 Toren

des himmlischen Jerusalem in der Apokalypse wiederkehrt.  $4320 = 12 \times 360$ . Wie man die Zahl 540 als mystische Zahl des Mondes ansprechen kann, so ist 432 durch die für den Sonnenzyklus bedeutsamen Faktoren (12 und 36) die mystische Zahl der Sonne. Beide Zahlen sind durch 9 (Neunerwoche) teilbar und das Produkt  $540 \times 432 = 233\,280$  entspricht annähernd der von *Noetling*<sup>17)</sup> gefundenen Seitenlänge der Cheopspyramide = 232 710 . . . . ., also der doppelten Länge des Durchmessers der Erdbahn (*Noetling*, S. 82) oder in anderer Lesart: 23 Tage, 2 Stunden, 10 Minuten, dem 23 t ä g i g e n , m ä n n l i c h e n R h y t h m u s der Periodenlehre von *Dr. Wilhelm Fließ*<sup>18)</sup> (*Noetling*, S. 167). Vielleicht gehört hierher auch die Bemerkung *Noetlings*, daß der Weltradius auf 23 Millionen Lichtjahre berechnet wurde.

Wir werden in den späteren Kapiteln noch mehr von den Zahlen 432 und 540 erfahren und haben diese knappe Erörterung vorausgeschickt, um die im Abstand des nördlichen Polarkreises des Krebses wiederkehrende kosmische Zahl 23 gewissermaßen als Zahl des physischen Ausgleichs des Sonnen- und Mondumlaufs zu charakterisieren. „*Pater eius est Sol, mater eius Luna.*“ „Sein — d. i. des einigen Dings, rei unius — Vater ist die Sonne, seine Mutter der Mond“, sagt die *Tabula smaragdina* des sagenhaften *Hermes Trismegistos*. Das Produkt des zeugenden Sonnen- und gebärenden Mondprinzips wäre also in rein exoterischem Sinne die una res, die Einheit. Der Wendekreis des Krebses könnte somit durch die latente Zahl 23 die geschlechtliche Zeugung symbolisieren<sup>19)</sup>.

---

<sup>17)</sup> *Dr. Fritz Noetling*, „Die kosmischen Zahlen der Cheopspyramide“, *E. Schweizerbartsche Verlags-Buchhandlung*, Stuttgart, 1921, S. 30.

<sup>18)</sup> cf. *Okkulte Medizin*, VI. Bd. S. 55 u. ff.

<sup>19)</sup> *Psellus*, de oraculo Chaldaei sagt: „Die Menschen treten in die Atmosphäre und Erdregion als Seelen durch das Sternbild des Krebses, und darum heißt das Zeichen auch das Menschentor. Zurück aus der Erdregion in die überweltlichen Regionen gelangen sie durch den Steinbock, der deshalb das Göttertör heißt, . . . . .“

Vielleicht sollte der mysteriöse *Scarabaeus sacer* der alten Aegypter diesem Gedanken Ausdruck verleihen, vielleicht ist auch das Krebsymbol, das wir historisch bis zur alexandrinischen Kulturperiode zurückverfolgen können, wenn es nicht noch viel älteren Datums ist, aus dem *Scarabaeus* abgeleitet worden. Auch über den Riesenkrebs *Junos*, den *Herakles* im Kampf mit der neunköpfigen (I) lernäischen Hydra zertrat, wäre in diesem Zusammenhang nachzudenken. Das von *Herakles* verwendete Sichelschwert erinnert an die Mondsichel, den Reim kann sich jeder selbst vollenden.

Wer sich noch nicht im Sinne Reuters mit vergleichender Mythologie beschäftigt hat, dem mögen unsere drei Kreise als gewaltsam zusammengebogen erscheinen, der Astronom dürfte beim Lesen dieser Zeilen wohl den Kopf schütteln, aber wir erinnern, daß wir es hier mit der kindlichen Mystik prähistorischer Zeiten zu tun haben, die mit andachtsvoll zum Himmel gerichteten Blick die Hieroglyphen, die Runen der Allmacht vielleicht tiefer zu ergründen vermochte, als die toten Augen unserer Riesenfernrohre.

Vielleicht ist aber die folgende Betrachtung dem einen oder anderen sympathischer:

Die Astrologen nennen das Tierkreiszeichen des Krebses das Zeichen der Inspiration. Das Gemüt des Menschen wird stark von ihm beeinflußt. Wenn die Sonne im Zeichen des Krebses ihren höchsten Stand in der mit rund 23° aufsteigenden Ekliptik erreicht hat, herrscht Krisenstimmung, Hochspannung in der Natur. Alles atmet Elektrizität und schafft sich Erleichterung, Entspannung in der dräuenden Sprache des Gewitters. Die zündende Himmelsfackel, der Blitz wird auf Sekundenlänge sichtbar, um mit hinterher grollender Stimme die Kreatur zu warnen vor dem Mißbrauch des heiligen Urfeuers der Liebe, aufzufordern zum Gebet, weil nur in der Anbetung das Feuer, das Himmelslicht der in der Liebe lebendigen Wahrheit seinen verbrennenden Zorn in erleuchtende Güte verwandelt. In solchem Milieu, unter solchen Auspizien, beginnt der Junigeborene seinen Erdentraum. Und das Milieu ist schicksalsmitgestaltend, eine Lehre, die



sich wie ein roter Faden durch Balzacs Mystik zieht. Zwischen geistiger Hochspannung und Entspannung schwankt das an plötzlichen Entladungen reiche Leben des mit der Signatur des Krebses zum Unterricht Erschienenen. Die Fähigkeit, mit dem magischen Ich die Dinge der Außenwelt fühlend zu prüfen, vom Zenith der geistigen Ekliptik herab zu überschauen, was dem von unten herauf Suchenden außer Sichtweite gerückt ist, ein magisches Angebinde hat ihm die Natur selbst als Patengeschenk in die Wiege gelegt.

Das feuchte Element, das der Krebs bevorzugt, wird in der Symbolsprache der astrologischen Mystik zu der zeugenden Urfeuchte und macht sein Himmelszeichen der Mater Luna (Mutter Mond) verwandt. Der Jupiter ist im Zeichen des Krebses erhöht, der Saturn aber vernichtet Mars im Fall. So fällt der Junigeborene von einem Extrem ins andere, seine faustische Natur ringt mit Gott und Teufel. Der harte Panzer, die Schale des Krebses, die ihn nach außen schützt, ist die isolierende Hülle seines Innenlebens (Klausur). Sie findet ihre mystische Entsprechung im Bannkreis des Magiers. Wenn aber im Juni die Sonne am höchsten steht, sprengt der Krebs seinen Panzer und frißt ihn auf, wie auch der Magier keines schützenden „Kreises“ mehr bedarf, wenn er den Wendepunkt überschritten hat und die Sphären über ihm zusammenschlagen, wenn er wieder zur Einheit eingeht.

Es ist nicht entschieden, aber sehr wohl denkbar, daß das Signum des Krebses ein uraltes Einweihungssymbol repräsentiert. Das „Tier in uns“ des Parazelsus, der Drache des Ich muß überwunden werden. In allen Mythen kehrt der Kampf wieder mit einem Untier, das dem zeugenden Element der Urfeuchte verwandt ist. (Z. B. Hydra von hydor, d. i. Wasser.) Den Israeliten gilt der Krebs heute noch als unreines Tier.

Jedenfalls zögern wir nicht, in dem einfachen Symbol des Krebses die einfachste Form zu erkennen, auf die wir eines der drei magischen Gesetze, und zwar jenes, das in der natürlichen Magie, in der niederen Sympathielehre die Hauptrolle spielen wird, zurückzuführen vermögen.

Nachdem wir im Verlauf unseres Buches eine niedere und höhere Sympathielehre unterscheiden werden, dürfte es uns wohl erlaubt sein, höhere Sympathie und Magie zu identifizieren. Wir kommen darauf später noch zurück. Da diese Gleichstellung unseres Wissens in der bisherigen, fast ausschließlich exoterischen, sympathetischen Literatur noch nicht erfolgte, zuweilen sogar bestritten wurde, hielten wir uns nicht nur für berechtigt, sondern für verpflichtet, weiter auszuholen, als dies bisher, wenigstens in den uns bekannten neueren Sympathiebüchern der Fall war. Die sympathetischen Heilmethoden haben lange genug, von den frechen Ranken eines finsternen Aberglaubens umgarnt, ein trauriges Dasein gefristet, wurden selbst von tüchtigen Okkultisten gemieden, von den „Aufgeklärten“ verlacht und mußten in unberufenen Händen gar oft teuflische Dienste verrichten oder ein betrügerisches Schmarotzertum ernähren. Wir sprechen nicht von den freilich selten gewordenen „Sympathiedoktoren“ alten Schlags, von deren selbstlosem Wirken wir viel Gutes berichten könnten. Den Männern und Frauen mit dem Kindergemüt, die die Natur mit bereitwilliger Geständigkeit in ihre Wunderwelt einführte, werden wir im nächsten Kapitel aus der Feder eines weithinbekannten Freundes unberühmter Größen aus dem niederen Volke einen kleinen Denkstein weihen.

Doch kehren wir zu unserem Thema zurück. Wir haben noch einen schwierigen, aber interessanten und hoffentlich recht nutzbringenden Weg vor uns.

Drei konzentrische Kreise schreibt die zeremonielle Magie zum Schutze des Operateurs vor. „*Man macht drei Kreise von neun Fuß Breite, die eine Handbreit voneinander abstehen und schreibt in den mittleren Kreis . . .*“ lautet die Vorschrift *Agrippas von Nettesheim*<sup>20)</sup>, die aber nur für den von praktischem Wert ist, dem sich die runenhafte Schreibweise des tiefein-

---

<sup>20)</sup> Agrippa von Nettesheim, *Magische Werke* (de occulta philosophia), Bd. III—IV, Heptameron, S. 114 der deutschen Ausgabe, Barsdorf-Verlag, Berlin W 30. Text und Abbildungen dieses wichtigen Werkes sind leider durch die handschriftliche Überlieferung stark korrumpiert.

geweihten Verfassers bereitwillig erschließt. Obwohl wir es nicht lieben, in dunkler Sprache auf Geheimnisse hinzuweisen, um dann mit der Bemerkung abzubrechen: „Mehr zu verraten ist uns nicht erlaubt,“ schreiten wir nur ungerne zur Besprechung der magischen Kreise, eines wirklichen Mysteriums, in dem das Grundgesetz der Magie und Sympathie verborgen liegt; sehr oft versteckt sich hinter geheimnisvollen Andeutungen das Nichtswissen. Hier rühren wir aber tatsächlich an ein Kapitel, dessen Besprechung einerseits dringend geboten erscheint, vor dessen plumper Erörterung uns andererseits eine heilige Scheu zurückhält, nicht weil wir ein Heiligtum profanieren könnten, sondern weil man über das heiligste einer Religion, und sei es die meist verkannte Religion der Magie, nicht spricht, zum mindesten nicht mit nüchternen Verstandesworten. Wenn wir sagen, im magischen Kreis, im tabernaculum des Magiers, in dem sich die Wandlung vollzieht, verbirgt sich der Gral, so wird der Leser ungefähr wissen, was unseren folgenden Ausführungen noch hinzuzufügen wäre und wird in stillem Nachdenken erfahren, was Worte niemals verraten können. Wir werden uns also auf der Oberfläche des Flusses Phasis<sup>21)</sup> ins Kolchierland tragen lassen von dem kleinen Nachen des Verstandes. Möge aber „der Geist Gottes über dem Wasser schweben“.

So schreiben wir denn, was ein gütiger Führer uns zu schreiben zwingt.

Vor allem wollen wir den Schutt aufräumen, den unreine Hände vor das Allerheiligste geschleppt haben. Dann wollen wir die unberufenen Gelegenheitsmaurer warnen, Instandsetzungsarbeiten an einem Tempel vorzunehmen, der keiner Ausbesserung bedarf oder gar müßig in den Vorhallen herumzulungern. Das ist zwecklos und — gefährlich; denn nur zehrende Sehnsucht und Gottes Fügung führt zur echten Gralsburg nach Montsalvat. Der neugierig dem Irrlicht nachjagende Abenteurer gelangt zur falschen Gralsburg, die die Mächte der Finsternis, das „Reich“, den Dom des Lichts

---

<sup>21)</sup> Von φημί ich sage, also des „Wortes“.

nachäffend, errichtet haben. Jeder dort Ankommende wirft einen Stein auf das wahre Heiligtum und trägt, sich selbst in schlimme Gefahr begebend, zur Verschüttung seiner eigenen Gralsburg bei.

Müssen wir deutlicher sprechen? Ja; denn was wir zu sagen haben, ist wichtig. Der Aberglaube macht sich wieder einmal mit der Magie zu schaffen. Ein Sensationsokkultismus zieht magische Kreise, Schlingen, die immer enger werden. Seine Jüngerschar spukt des Nachts auf Kreuzwegen und „treibt mit Entsetzen Spott“, spielt mit magischen Kreisen, räuchert, beschwört und lechzt nach Macht. Sie wissen nicht, was sie tun, darum gehen sie enttäuscht nach Hause. Zuweilen mag wohl auch ein Denkkettel abfallen, aber selbst der Teufel verachtet den Wurm, der sich krümmt. Wehe dem, den er achtet, ohne ihn zu hassen.

Das ist der aufs Heiligtum gerichtete Steinhagel. Die bezeichnenderweise auf Eselshaut, Pergament, zuweilen auch auf Papier oder auf den Fußboden gemalten Kreise umgaukelt das Irrlicht<sup>23)</sup>. Sie sind weiter nichts als eine ungebührliche Ehrung des Prinzipals des Aberglaubens, die er bei guter Laune mit hohnlachender Bosheit quittiert. Habt ihr, Jünger des „Dungherrn“ — um mit Strindberg zu sprechen —, den phosphoreszierenden Ring der quallenförmigen Larven gesehen? Dann dankt eurem Schöpfer, daß er diese seine geringste, aber blutgierige Wache ausgestellt hat, lernt aus diesem durch warnende Gnade vorübergehend geschärften makroskopischen Blick, daß es Kreise gibt, neben denen eure Kreidenkreise verblassen und fangt gleichzeitig an zu verstehen, daß Magie kein Spielzeug ist. Die Kreidenkreise verdunkeln den unsichtbaren Wall, der euch schützt, wie der Aberglaube den Glauben verdunkelt. Die Zusammensetzung des gewöhnlich unsichtbaren Walles ist jederzeit derart, wie ihr's verdient. Kehrt um und

---

<sup>23)</sup> cf. Goethes Märchen von der Schlange.

umgebt euch mit Rittern, die euch den Weg nach dem wahren Montsalvat weisen. Zum Schatzgraben habt ihr die Kreise mißbraucht und habt nichts gefunden, weil ihr Rauschgold, das von Andwar verfluchte Zwerggold gesucht habt, weil eure gierigen, verblendeten Augen das lautere „Gold“ nicht schauen können.

Nun noch ein Wort über die spiritistischen Zirkel. Die magnetische Kette ist nur eine andere Form des magischen Kreises. Der Unterschied besteht darin, daß die spielenden Kinder ahnungslos um das rauchende Pulverfaß herumsitzen. Wir wenden uns hier gegen die Laienzirkel, die jede kritische Prüfung ihrer von „Jenseitigen diktierten“ Dogmen verwerfen, denen die wertvollen, im Verein mit namhaften Gegnern des phänomenalen Okkultismus gewonnenen Resultate eines *Freiherrn v. Schrenck-Notzing* nicht genügen.

Ihr nennt eure Neugier mit Vorliebe Wissenschaft. Gut. Dann dürfen wir uns vielleicht eine Frage erlauben. Bescheidenerweise wollen wir nicht nach dem Wesen fragen, sagt uns lieber etwas von der Wirkung. Wie nennt ihr die wirkende Kraft? Ist es Magnetismus, Autosuggestion, Allosuggestion, Animismus, sind es Seelen Verstorbener, Elementarwesen, Dämonen, was, wer ist es, der euch, offenbarungsschwanger, das Jenseits „erklärt“? Solange ihr hierüber keine eindeutige Antwort zu geben vermögt, schließt lieber den Kreis des magischen Ich, eure Hände faltend im stummen Gebet um Erleuchtung. *Gustav Meyrinks* Warnung vor dem „Medusenhaupt“, das, „segnend wie Christus“, die „Armen“ heimsucht, möge viele zur rechten Stunde erreichen. War es doch dem Verfasser des „*Weißer Dominikaner*“ vergönnt, zwischen den Zeilen lebendige Worte zu finden, wenn er im 11. Kapitel dieses seines „Tagebuchs eines Unsichtbaren“ sprechen durfte: „Das Reichen der Hände ist ein magischer Prozeß; verbinden sich Hände, die noch nicht geistig lebendig sind, so taucht das Reich des Medusenhauptes aus dem Abgrund der Vergangenheit auf, und die Tiefe speit die Larven der Toten aus; die Kette der lebendigen Hände jedoch ist der

Schutzwall, der den Hort des obersten Lichtes beschirmt . . .“ (S. 221 und 222.)

Merken wir uns überhaupt folgendes:

Wer sich einer Kraft bedient, die er nicht kennt, treibt schwarze Magie.

Wer sich einer guten oder bösen, wenn auch teilweise erkannten Naturkraft *in selbstsüchtiger Absicht* bedient, treibt schwarze Magie.

Dann wäre also *weiße Magie* die Anwendung einer wenigstens teilweise erkannten Naturkraft, sei sie gut oder böse, in selbstloser Absicht? Ja und nein. Wir können diese Frage bedingungslos mit ja beantworten, wenn das erste Kriterium aller Magie berücksichtigt wird: Die *bewußte* Anwendung einer Kraft. Die Kraft an sich ist weder gut noch böse, vom menschlichen Nützlichkeitsstandpunkt aus aber gut oder böse. Die bewußte Anwendung setzt die Beherrschung und diese die Erkenntnis der Kraft voraus.

Was ist aber Kraft? Wir wissen es nicht. Vielleicht die Beziehung räumlicher, im polaren Reich der Spaltung auftretender Zahlenverhältnisse, die aus der immanenten Urzahl abzuleiten sind<sup>23)</sup>. Wir können uns dies etwa folgendermaßen vorstellen:

Wenn sich aus dem Ursein durch den göttlichen Schöpfungsimpuls des zuvor immanenten, eigentlich transeunt-immanenten oder koinzidenten „Wortes“, die erste Bewegung als indifferente Schwingungszahl, als unlaubarer Schall loslöst, so wird derselbe erst als

---

<sup>23)</sup> Nach *Noetling* bestimmt „das spezifische Gewicht eines Planeten als ein von vornherein gegebener Faktor seine Entfernung von der Sonne“ (S. 104), und wie er des weiteren auseinandersetzt, auch die Umlaufzeit. Wenn auch diese Hypothese, wie *Noetling* selber wünscht, noch näher untersucht werden muß, so spricht doch bereits eine große Wahrscheinlichkeit für dieselbe, wie jeder Leser des *Noetling*-schen Werkes zugeben wird, und im Fall der Bestätigung seiner Annahme würde es nur einen kleinen Schritt weiter bedeuten, die Anziehungskraft und schließlich die Kraft überhaupt dem Wesen nach in obigem Sinne zu beurteilen. Auch bei *Kepler* finden sich viele Anklänge, die unsere Vermutung zu rechtfertigen scheinen, insbesondere Seite 256 u. ff. der deutschen Ausgabe von F. Strunz.

Ton<sup>24)</sup> offenbar durch das dazwischentretende, projizierte Zahlenverhältnis, durch die Abspaltung eines zweiten Tones, vielleicht durch die Disharmonie 9 : 8, der Sekund, die in gesetzmäßiger Bewegung fortschreitend im harmonischen Verhältnis 5 : 4 der Terz sich mit dem zeugenden Urton wieder aussöhnt<sup>25)</sup>. In diesem Sinne könnten wir in dem Zahlenverhältnis der Dissonanz 9 : 8 und Konsonanz 5 : 4 vielleicht (?) das Wesen der Anziehungs- und Abstoßungskraft erkennen.  $9 : 8 = 5 : 4,444 \dots$

(Den unendlichen Bruch 4,444..., der ein imaginäres Quadrat der disharmonischen, logoswidrigen Zweiheit darstellt mit unseren späteren Erörterungen, mit dem Limma (siehe S. 180) in logische Beziehung zu setzen, würde uns zu weit führen. Bei einigem Nachdenken dürfte der Leser zwar nicht den mathematischen, wohl aber den mystischen Zusammenhang wohl selbst finden und dadurch mehr gewinnen, als wenn wir lange Worte machen.)

Die dem Chaos auf solche Weise „eingemeißelten“<sup>26)</sup> Klangfiguren wären sodann, um den obigen Gedanken zu Ende zu führen, die in die chaotische Urmaterie projizierten Zahlenverhältnisse, die wir als gestaltete Kräfte, als sinnlich wahrnehmbare Formen ansprechen.

Zugunsten dieser unserer Kraftauffassung wäre auf die in den *Harmonices Mundi* („Zusammenklänge der Welten“) oft hart gestreifte Kraftauffassung *Johannes Keplers* hinzuweisen. Wir empfehlen hierzu die Lektüre der bei Eugen Diederichs in Jena (1918) unter dem Titel „Zusammenklänge“ in guter deutscher Übersetzung erschienenen Hauptwerke des Astronomen Kepler jedem, der

---

<sup>24)</sup> „Ton“ nennen wir den in unsere Sinnessphären projizierten, durch raum-zeitliche Beziehung lautbar gewordenen Schall. „Schall“ dagegen ist die verhältnislose Urzahl. Über Zahl in Raum und Zeit, isotope Töne usw. cf. Maack, Die hl. Mathesis, S. 1 u. ff.

<sup>25)</sup> Als erstes „Bestimmungsstück“ des „Zusammenklangs in der Sinnenwelt“ fordert *Kepler*: „Zwei sinnlich wahrnehmbare, gleichartige Erscheinungen, die meßbar sein müssen, um ihrer Größe nach verglichen werden zu können.“ *Harmonices Mundi*, IV. Buch, 1 Abschnitt, S. 12 der deutschen Ausgabe.

<sup>26)</sup> cf. Buch *Jezirah*, Bischoff, I., S. 65 und Anm. S. 190 „er grub und meißelte darein“, Dasselbe Bild wie in der Edda: „Urredner ritzte, Urgötter gruben.“

in dem modernen Okkultismus — nicht im Mode-Okkultismus — eine Wiedergeburt der pythagoreisch-platonischen Schule auf christlich-mystischer Basis bereits erkannt hat.

Das wahre Wesen der Kraft bzw. des Zahlengesetzes werden wir nach all dem nur durch Überwindung des „unendlichen Bruches“, der uns vom Logos trennt, ergründen. Eine ungetrübte, von keinem „schwarzen Bruchteil“ gefährdete, absolute, weiße Magie gibt es also nicht, solange wir das Wesen der Kraft nicht restlos erkannt, solange wir den Mißton, der uns vom harmonischen Zahlengesetz trennt, nicht eliminiert haben. Möge dies der weiße Magier nie vergessen und stets wachsam auf die Ausmerzung der „Bruchzahl“ bedacht sein.

Vielleicht wollen in diesem Sinne die dunklen Worte des „*Hexeneinmaleins*“ verstanden sein:

Aus fünf und sechs,  
So sagt die Hex',  
Mach' sieben und acht,  
So ist's vollbracht.

Die Proportionsungleichung  $5 : 6 = 7 : 8$  wird zur Gleichung, wenn wir schreiben  $5 : 6 = 7 : 8,4$  oder  $5\frac{1}{4} : 6 = 7 : 8$ . Auch hier treibt die Zahl 4, die wir in Erinnerung an die IV. Sefirot-Triade der Malkuth truncata und in Anschluß an die hier nicht weiter zu erörternde Tarotbedeutung als Übergangszahl<sup>27)</sup> oder als Zahl des „Bruches“ (truncatio) bezeichnen möchten, wieder ihr symbolisches Spiel. Der Leser wolle hierüber nachdenken. Wir müssen im Thema fortschreiten; denn wir haben noch einen weiten Weg.

„*Wissen, Wollen und Können*“ lautet die von Balzac im „Buch der Mystik“ (Seraphita, S. 94) aufgestellte Dreieinigkeit, die der Schüler der Magie als Leitsatz, als Disposition im Auge behalten muß. Wer diese Formel in sich lebendig gemacht hat, der ist Magier. Freudig dient ihm das Obere, widerwillig das Untere, wenn er selbstlos wirkt. „Alles dient!“

---

<sup>27)</sup> cf. Kurtzahn, Der Tarot, S. 19 u. ff.



„*Wissen, Wollen und Können*“ ist aber ein zweischneidiges Schwert. Wenn der Kampf mit dem Drachen der Ichsucht, mit der „Bruchzahl“, der Weg ist zur weißen, der Bund mit der Vierzahl, mit dem „Tier in uns“, aber der Weg zur schwarzen Magie, so leiht dieses Schwert seine Schärfe blindlings dem Guten sowohl wie dem Bösen. Zum geifernden Ungeheuer wird der Mensch, der sich dieser Waffe bedient, ohne die Kardinaltugenden des Christentums: *Glaube, Hoffnung und Liebe* als des Schwertes Knauf mit saugendem Griff zu umklammern.

Wir müssen es leider bei diesen Anregungen bewenden lassen, da wir dieses Kapitel nicht zu sehr in die Länge ziehen dürfen. Es würde wohl auch wenig fruchten, wenn wir durch Definitionen zerhacken wollten, was als Furcht der Meditation jedem zuteil werden soll. Hier beginnt die Arbeit des Schülers.

Was wir aussprechen, kann wieder verloren gehen. Was wir anregen, kann sich zum Besitz gestalten.

Kehren wir nun zu der Vorschrift *Agrippas* zurück, die uns in ihrem bescheidenen Wortlaut nicht viel zu ver-raten scheint. Oder täuschen wir uns vielleicht doch? „Man macht drei Kreise von 9 Fuß Breite, die eine Handbreit voneinander abstehen, . . .“ Warum hat *Agrippa* nicht wenigstens beispielsweise 9 rheinische, 9 bayerische Fuß oder sonst ein Maß angegeben, das wir heute noch genau ermitteln könnten, warum hat er dies in einer Zeit, in der jedes kleine Ländchen mit einem eigenen Längenmaß rechnete, unterlassen? So maß z. B. ein Hessen-Casseler Fuß 25 cm, ein Nassauer aber 30 cm. Vielleicht hat der Autor absichtlich eine genauere Maßangabe vermieden, um auf die mystische Bedeutung dieser Maße hinzuweisen.

Mit den Dominikanern durch sein mutiges Eintreten für die unschuldigen Opfer der Hexenprozesse in ständiger Fehde, konnten seine Schriften dem wachsamem Auge der Inquisition nicht entgehen und nur seinen mächtigen weltlichen und kirchlichen Gönnern hatte er es wohl zu verdanken, wenn er immer wieder, selbst aus dem Ge-

fängnis ent schlüpfte. Ist es ihm da zu verübeln, wenn er die Perlen seiner Weisheit gar oft hinter nichtssagend erscheinenden, zuweilen ins Gewand des Aberglaubens gehüllten Worten verbarg? Bekämpfte doch die Kirche in dieser fanatischen Zeit den plumpen Henkersaberglauben weit weniger als die Verbreitung des wahren esoterischen

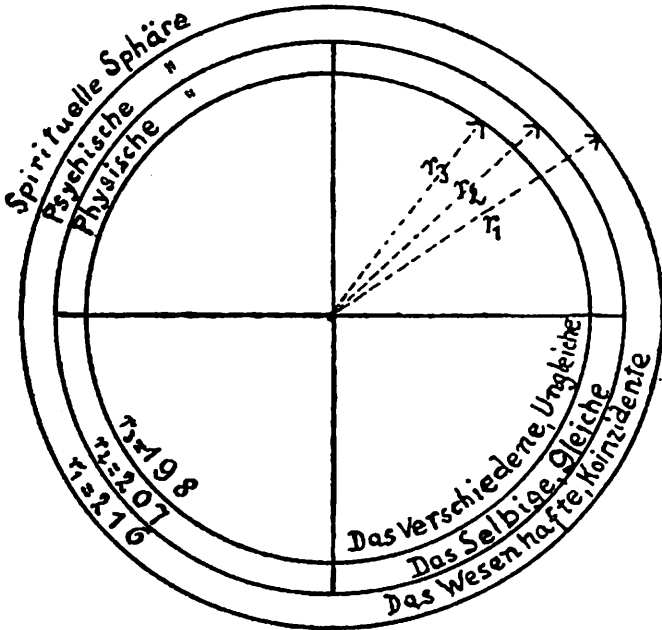


Fig. 6.

Einheit = 0,5 cm  
 $r_1 = 9$  Einheiten  
 $r_2 = 8$  "  
 $r_3 = 7$  "

Glaubens, hinter dem sie mit Recht geheimes, dem weltlichen Dogma gefährliches Wissen vermutete.

Was haben wir also unter den „9 Fuß Breite“ zu verstehen?

Nehmen wir wieder unsere Schlüsselzahl 432 zu Hilfe, zu deren Heranziehung uns die Quersumme 9 aufzumuntern scheint. Alle Faktoren der Zahlen 432 und 540 ergeben nämlich die Quersumme 9, also auch  $432 : 2 = 216$ . Rech-

nen wir einmal probeweise mit dem Maß: 1 Fuß = 24 cm, so daß 9 Fuß = 216 cm. Fassen wir sodann die „Breite“ als Durchmesser des äußeren magischen Kreises  $2r = 432$  cm oder sagen wir lieber Einheiten auf. Die kosmische Zahl 432 können wir aber im Sinne der Veden und der Edda wohl auch als Durchmesser der Unendlichkeit betrachten. Daraus ergäbe sich somit lediglich die Forderung, daß der äußere Kreis einen Radius von 9 gedachten Einheiten besitzen muß; denn bei unendlichem Durchmesser kann auch der Radius unendlich ( $\frac{\infty}{2}$ ) gedacht werden, wenn wir nicht die mathematische, sondern die metaphysische Unendlichkeit unserem Gedankengang zugrunde legen.

Wollten wir nun auch die beiden Handbreiten „messen“, so dürfte sich deren „Breite“ aus der Proportion:  $24 : 1 : 1 = 216 : 9 : 9$  ohne weiteres ergeben. Jetzt muß uns aber etwas eigenartiges auffallen: Eine fortlaufende „Neunerreihe“ entsteht, wenn wir folgenden Absatz betrachten:

Durchmesser:	432 Einheiten	Quersumme	9
Radius	: 216	„	9
1 Handbreite:	9	„	9
1 „	: 9	„	9

Folglich ist der Radius des inneren Kreises gleich  $216 \text{ minus } 2 \times 9 = 18$ , das sind 198 Einheiten. Quersumme 9.

Gewiß, dieses Ergebnis sagt noch nicht viel, aber das Folgende wird uns mit Recht vermuten lassen, daß wir uns auf der richtigen Spur befinden. Die linken Glieder der obigen Proportion ergeben nämlich addiert:  $24 + 1 + 1 = 26$ , also die kabbalistische Wertzahl des Tetragrammatons.

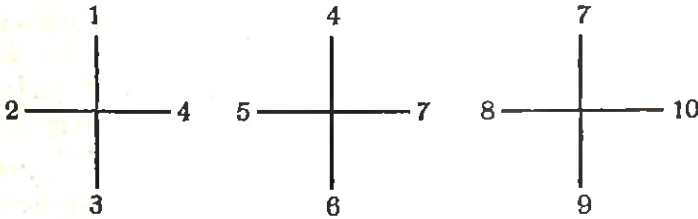
$$\text{יהוה (Jod-he-vau-he)} = 5 + 6 + 5 + 10 = 26.^{28)}$$

Nun beginnen wir auch zu verstehen, weshalb das Zeichen des Kreuzes (Fig. 6) die inneren Kreise der Magier in 4 Quadranten (Vierzahl des Bruches oder der Kreuzi-

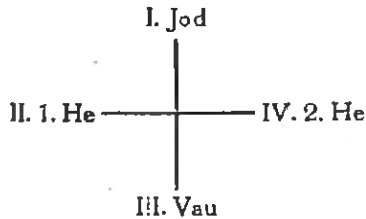
<sup>28)</sup> Über die Zahlenwerte der hebräischen Buchstaben geben die Werke Agrippas, Papus, die Kabbala, Kurtzahn, der Tarot und jede hebräische Grammatik Aufschluß.

gung!) zu teilen pflegt. Tarotkundige werden wissen, was der heilige Name in folgender Schreibart bedeutet: † † †

Oder:



Oder:



Die drei Kreuze spielen in sympathischen Vorschriften eine große Rolle. Wenn wir uns hier auf einen kurzen Hinweis beschränken, so geschieht dies nicht, weil wir etwas zu verheimlichen haben, sondern weil wir unseren knappen Raum ausnützen müssen und nicht Zusammenhänge, die dem aufmerksamen Leser ohnehin nicht entgehen werden, weiter zerpfücken wollen. Unsere Aufgabe ist anzuregen. Im Volksmund sagt man: Nur das vierblättrige Kleeblatt, das man selbst findet, bringt Glück. Wir verweisen noch auf Ernst Kurtzahn, der Tarot (Thalisverlag, Leipzig, 1920, S. 18 und 19 u. a. a. O.), bitten, aber das Geheimnis des Kreuzes nicht zum Kartenschlagen zu mißbrauchen und namentlich die wirklich ernstzunehmenden Warnungen dieses erfahrenen Verfassers zu beherzigen.

Agrippa sagt von sich selbst im Vorwort des ersten Buches seiner „Magischen Werke“ (S. 25 und 26): „ . . . ich bin ein Magier, und ein Magier bedeutet, wie jeder Gelehrte weiß, keinen Zauberer, keinen Abergläubischen, keinen, der mit bösen Geistern im Bunde steht, sondern

einen Weisen, einen Priester, einen Propheten; die Sybillen, die bekanntlich von Christo so deutlich weissagten, waren Magierinnen, und Magier erkannten aus den wunderbaren Geheimnissen der Welt die Geburt des Welterschöpfers Jesu Christi und kamen unter allen zuerst herbei, um ihn anzubeten; bei den Philosophen und Theologen des Altertums stand der Name der Magie in Ehren und war sogar im Evangelium nicht unwillkommen.“

*Agrippa* war aber auch ein bedeutender Alchemist. Ob er aber auf Grund seiner von ihm selbst bekannten magischen Fähigkeiten seine chemischen Studien bis zur Ermittlung der Atomgewichte ausgedehnt hat, ob er die Zahlen der chemischen „Elemente“ inspirativ erschaute, das läßt sich heute natürlich nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich macht es — für uns wenigstens — die Tatsache, daß die Zahl 198 des inneren Radius unserer Kreise dem *Atomgewicht des Goldes*, das Professor Matula<sup>29)</sup> mit 197,2 angibt, sehr nahe kommt. Der auch als Chemiker rühmlich bekannte Alchemist und Dramatiker *August Strindberg* errechnete das Atomgewicht des dreiwertigen Goldes unter Zugrundelegung des elektrochemischen Aequivalents sogar genau auf 198 ( $66 \times 3$ ).<sup>30)</sup>

Wir glauben nunmehr unseren Deutungsversuch der Vorschrift *Agrippas* nicht mehr verteidigen zu müssen. Sapiienti sat, dem Wissenden dürfte dies genügen. Es bleibt uns nur noch übrig, aus den gewonnenen Ergebnissen die Schlußfolgerung abzuleiten.

An die mystische Zahl der Sonne 432, die heilige Zahl des Gottesnamens 26 und die Zahl des Goldes 198 und an die wechselseitigen Beziehungen dieser Zahlen innerhalb der drei Kreise wäre eine lange Aussprache zu knüpfen, von der wir nur die einleitenden Worte wiedergeben wollen:

Die Reiche der Sonnensysteme verkünden den in der Schöpfung ausgesprochenen Namen, der als goldener Kern, als heiliger Gral in allen Dingen wohnt . . . . .

---

<sup>29)</sup> Professor Karl Oppenheimer, Kurzes Lehrbuch der Chemie, nebst einer Einführung von Professor Joh. Matula, Georg Thieme-Verlag, Leipzig, 1923.

<sup>30)</sup> August Strindberg, Ein Blaubuch I., S. 328.

Die Fortsetzung dieser „Gralserzählung“ möge sich jeder selbst ausdenken.

Die Harmonie der Quersummen, die immer wieder zur Neunzahl führt, zu der Zahl, die den mystischen Ausgleich schafft zwischen 432 und 540, zwischen Sonne und Mond, fordert uns auf zu einem vergleichenden Hinweis auf den *Ring Draupnir* der Edda, von dem jede neunte Nacht acht ebensoschwere Ringe herabtropfen. Unsere „Neunerkette“, wenn wir so sagen dürfen, ist versinnbildlicht in Odins Kettenring, „auf dem sich auch die Weltalter aufbauen, die Grundzahl der Mondekliptik im Grimnirliede, also Walhalls Urzahl, die tragende Zahl des Weltalls und die Zahl seines Umschwungs“ (s. Sigfrid Reuter, *Das Rätsel der Edda*, I., S. 143).

Wir können demnach die Neunzahl als den spirituellen Faktor bezeichnen, der zwischen der Sonne als Vertreterin des Verstandes (Gehirn) und dem Mond als Vertreterin des Gemütes (Herz), also zwischen Denken und Fühlen die geistige Brücke des Wollens schlägt. Wir können sie aber auch als die Zahl des Willens insofern gelten lassen, als sie die spirituellen Antipoden der syzygischen, geistigen Zeugungskraft, Sonne und Mond oder pater und mater der *Tabula smaragdina*, als Kraft und Stoff („König“ und „Königin“) zum Willensdreieck verbindet.

Wenn wir endlich jeden der drei Kreise als eine von ein und derselben Einheit ausgehende spirituelle Neunheit betrachten, so fallen die Kreise zusammen. Die spirituellen Sphären koinzidieren zwischen Unendlichkeit und Ewigkeit, also allüberall. „Nicht ist die Welt Gottes Ort, sondern Gott ist der Ort der Welt.“ So lautet ein in den Handschriften verlorengegangener Rätselspruch des Buches *Jezirah*<sup>31)</sup>, der in diesem Zusammenhang verständlich sein dürfte. Wenn der siegreiche göttliche Magier, der Adept die vollkommene Zahl, den spirituellen Faktor des Goldes gefunden, wenn er mit

---

<sup>31)</sup> Zitiert nach A. v. Thimus, *die harmonikale Symbolik des Altertums*. I. Teil, IV. Hptst., S. 187, Fußnote. Thimus fand diese Stelle in dem alten rabbinischen Buch *Cosri*, S. 304, der Buxtorfschen Ausgabe.

Hilfe des Zauberkreises den Schatz gehoben hat, dann schlagen die Sphären über ihm zusammen. Das ist das hebre Ziel der Magie.

Und Neun ist Eins,  
Und Zehn ist keins.  
Das ist das Hexen-Einmal-Eins.

Wer wollte nach all dem noch zweifeln, daß das Gesetz des magischen Kreises das Grundgesetz der Magie sei? Aber das Gesetz erschließt sich uns nur in der Dreiheit.

Denken wir uns einmal den inneren Kreis unendlich groß. Betrachten wir ferner, daß man alles vom Standpunkt der drei Sphären oder Ebenen aus betrachten kann, so steht uns nichts im Wege, unsere drei Kreise von innen nach außen zählend, auch vom physischen, psychischen und spirituellen Gesichtspunkt aus zu beurteilen. Wir müssen aber aus später zu erörternden Gründen vorausschicken, daß wir hier unter „physisch“ nicht das konkret Physische verstanden wissen wollen, sondern das prinzipiell Physische, *natura naturans*, nicht *natura naturata*, *Malkuth matrix*, nicht *Malkuth truncata*, *olam jezirah*, nicht *olam assijah*. Der Radius des inneren Kreises oder die Reichweite der physischen Sphäre wäre dann *m a t h e m a t i s c h u n e n d l i c h*, der Radius des mittleren oder die Reichweite der psychischen Sphäre größer als unendlich, vielleicht die unendliche Fakultät des ersteren oder besser *m e t a p h y s i s c h u n e n d l i c h*. Der äußere Kreis des Spirituellen würde über die Unendlichkeit hinaus ins Ewige sich ausdehnen. Mit anderen Worten: Das Spirituelle erfüllt das Psychische und Physische, erschöpft sich aber nicht in ihm. Das Psychische hinwiederum erfüllt das Physische, erschöpft sich aber ebenfalls nicht in ihm und wird vom Spirituellen durchdrungen. Das Physische endlich beschränkt sich auf sich selbst, wird aber vom Psychischen und Spirituellen durchdrungen. Das „Meta“ — unendliche psychische Element hält also die Wage zwischen dem allerfüllenden und darüber hinaus wirkenden Ewigen, Spirituellen und dem aufs Unendliche beschränkten Physischen. Die Radien sind vom relativen Standpunkt unserer Sinne aus „gemessen“ gleich, insofern sie das gemeinsame Merkmal

tragen, daß sie sich ins Unendliche erstrecken, vom partikulär-menschlichen Gesichtspunkt des nur affirmativ Absoluten aber sind sie verschieden. Da aber der platonische „Punkt der Mitte“, der Punkt der Koinzidenz oder Gott als der „Ort der Welt“ an allen Punkten gedacht werden kann, ist es auch richtig zu sagen: Das Physische und Psychische koinzidiert im Spirituellen, oder: Im Spirituellen fällt das Relative mit dem Absoluten, das Gleiche mit dem Ungleichen oder Verschiedenen zusammen. Wenn es uns gestattet ist, die Stelle des *platonischen Timaiosgesprächs*<sup>29)</sup>, an der von der Dreieinheit des „Selbigen, Verschiedenen und Wesenhaften“ die Rede ist, auf vorliegenden Zusammenhang zu übertragen, wenn wir ferner berücksichtigen, daß Platons Timaios von den Mischungsverhältnissen der Seele oder mit anderen Worten von den musikalisch-harmonischen Entsprechungen des prinzipiellen Mikrokosmos mit den planetarischen Intervallverhältnissen des Makrokosmos spricht<sup>30)</sup>, so haben wir mit obiger Folgerung klassischen Boden gewonnen. Platon war allerdings kein Systemphilosoph, weshalb seine Autorität nicht allseits gleiche Anerkennung finden dürfte. Da die Timaiosstelle nur von zwei Kreisen spricht und den inneren den des „Verschiedenen“, den äußeren den des „Selbigen“ nennt, so handeln wir wohl im Sinne Platons, wenn wir den äußersten,

---

<sup>29)</sup> S. 28 der deutschen Übersetzung von *Otto Kiefer* bei Diederichs, Jena 1920.

<sup>30)</sup> cf. A. v. Thimus, Die harmonikale Symbolik des Altertums. In diesem Monumentalwerk findet sich ein nach musikalisch-harmonischen Gesichtspunkten erschöpfender Kommentar des Timaiosgesprächs. Der unglaublich vielseitige, fast vergessene Autor nennt Platons Timaios die „Bibel der Griechen“. Die harmonikale Symbolik, eines der wertvollsten Werke des vergangenen Jahrhunderts, das das richtungsgebende Buch des neuzeitlichen Okkultismus werden muß, wenn dieser seine Sendung erfüllen soll, ist leider im Buchhandel längst vergriffen. Dies ist um so mehr zu bedauern, als Thimus endlich einmal den trefflich gelungenen Versuch gemacht hat, die pythagoreische musik-theoretische Weltanschauung aus ihren spärlichen Fragmenten wieder aufzubauen. Der Verfasser verstand die klassische Periode des Griechentums wahrhaft lebendig zu machen. Er dachte selbst wie ein Grieche, ja selbst seine Schreibweise ist „griechisch“. Wie konnte in Deutschland ein solches Werk vergessen oder gar übersehen werden?! Ja, in Deutschland wurde auch ein *Winkelmann* übersehen, der den plastischen Geist der Antike wieder lebendig gemacht hat.



den dritten Kreis den des „Wesenhaften“ nennen, dabei aber berücksichtigen, daß der Kreis der Koinzidenz eigentlich graphisch nicht darstellbar ist, weshalb ihn auch Platon mit dem Zirkel zu umschreiben unterließ.

Bezeichnen wir also, wie aus Fig. 6 ersichtlich, unsere drei magischen Kreise nach platonischem Muster als den Kreis der Ungleichheit, der Gleichheit und der Koinzidenz (Wesenheit), so haben wir die Dreieinheit des magischen Gesetzes eigentlich schon ausgesprochen. Bevor wir aber die Gesetze endgültig formulieren, haben wir noch einige Betrachtungen anzustellen.

Wir haben bei Berührung der Frage, ob  $1 \times 1$  unter allen Bedingungen gleich 1 ist, gesehen, daß es für den Bewohner der physischen Welt nur ideelle Gleichheiten geben kann. Da das spirituelle Reich der Koinzidenz die Gleichheit und Ungleichheit umfaßt ohne weder das eine noch das andere zu sein, können wir die Gleichheit nur auf die äußerste Grenze der psychischen Ebene verlegen. Wir können also von der Gleichheit im Anschluß an das Vorhergehende aussagen: Das Gleiche erfüllt das Ungleiche, erschöpft sich aber nicht in ihm und wird von dem Wesenhaften durchdrungen. Nennen wir das Ungleiche das Polare, so wohnt das Gleiche dem Polaren inne, ohne sich in ihm zu erschöpfen. Man sieht, wie fruchtbar die kusanischen Gedanken unser Thema beeinflussen. Daß es ein Gesetz der Gleichheit geben muß, sagt uns weniger der Verstand als das Gefühl, das sich im Volksmund gar oft am treffsichersten kundgibt: Gleich und gleich gesellt sich gern. Die Odyssee (17, 218) kannte bereits einen ähnlichen Satz: Ὅς αἰεὶ τὸν ὁμοῖον ἄγει θεὸς ὡς τὸν ὁμοῖον. „Wie doch stets den Gleichen ein Gott gesellet zum Gleichen <sup>34)</sup>.“

Das Gesetz der Gleichheit ist eine spekulative Erkenntnisforderung, läßt sich aber nicht restlos ver-

---

<sup>34)</sup> Hierzu weiß *Strindberg* im ersten Blaubuch (S. 287) folgendes zu sagen: „Es gibt sowohl eine Anziehung, wie Abstoßung zwischen ähnlichen Seelen. Gleich und gleich gesellt sich wohl gern, aber nicht immer. Ungleich sucht oft ungleich.“ Man vergleiche auch das ebendort S. 290 unter „Tautomerien, Gleich aber ungleich“ Gesagte, das vor allem den Chemiker interessieren dürfte. Die Stelle eignet sich nicht zur Wiedergabe, da sie Fachkenntnisse voraussetzt.

stehen. Zwei gleiche Gegensätze lassen keine Bewegung zu. Bewegung ist aber das Agens unseres Gehirndenkens. Somit ist die Gleichheit nur der Schauung zugänglich, dem beharrenden „Denken“ der Seele, der Kontemplation, Meditation, kurz der intuitiven Erkenntnis<sup>25)</sup>. Soviel mag vorerst genügen.

Wenden wir uns nun zu dem Gesetz der Ungleichheit, das unserem Verstand näher liegt, das sich ihm aufdringlicher darbietet, über dessen Wirkungen er auf Schritt und Tritt stolpert, das er als Polarität bezeichnet. Da wir uns über die Kundgebungen dieses Gesetzes schon eingehend verbreitet haben, wollen wir uns nicht wiederholen, sondern einen neuen Gesichtspunkt ins Auge fassen, den des magischen Kreises.

Wie wir bereits wissen, läßt das „vormosaische“ Sefhirothsystem (Neunzahl) die letzte Sefhirah Malkuth und somit die IV. Triade der Truncatio des Sündenfalls außer acht. Agrippas Kreise symbolisieren demnach nur die drei oberen kabbalistischen Welten. Für die unterste vierte Welt *olam assijah* vermögen wir keine Entsprechung zu finden. Die Kreise existieren also nicht in der sichtbar-konkret-physischen Welt. Deshalb unterscheiden wir auch von vornherein ausdrücklich zwischen konkret-physisch (*Malkuth truncata*) und prinzipiell-physisch (*Malkuth matrix*). Wir haben also in den konzentrischen Kreisen die Sphärenordnung vor der Truncatio vor uns. Demnach gibt es also noch eine andere vielleicht exzentrische Ordnung der Sphären nach dem Sündenfall, die Ordnung der mißbrauchten Zeugungskraft, des „Ehebruchs mit dem Himmel“, wie die treffende Bezeichnung *Balzacs* lautet (Buch der Mystik, Seraphita, S. 86).

Wenn in der im Symbol des Krebses latenten Zahl 23, in der Rhythmuszahl des Erdenlebens, in der Zahl der

---

<sup>25)</sup> Der Widersinn des revolutionären Rufs nach Gleichheit in der physischen Welt dürfte hieraus wohl hervorgehen. Die Gleichheit ist zwar keine Utopie (ihr „Ort“ ist überall), läßt sich aber doch nicht verwirklichen, solange das Ideal in der Materie, solange Gold im Kreidenkreis, auf der Eäselhaut gesucht wird.

„Schief“-stellung der Ekliptik der Weg angedeutet sein sollte, der zur Wiederherstellung der himmlischen Syzygie führt, wenn wir nur die Zahl 23 umzukehren bräuchten, um die „32 Wege“ der Kabbala offen vor uns zu sehen, wenn also das Krebsymbol uns zur Umkehr auffordern würde, dann könnte uns dieses Zeichen wohl auch noch mehr verraten.

„Mein Geheimnis erschließe ich dir, wenn du mich umkehrst“, so scheint diese Zahl in der Tat immer dringender zu wiederholen. Was soll das bedeuten? Wir antworten zunächst durch ein Gleichnis:

Im Alter von 18 (!) Jahren zieht sich Herakles in die Einsamkeit zurück. Im magischen Kreis dieser *Klausur* (Abgeschlossenheit) nahen ihm zwei Gestalten, die Liederlichkeit und die Tugend. Wir könnten sie auch die Unordnung und die Ordnung nennen. Er steht am Scheideweg, am Wendepunkt und entschließt sich, den dornenvollen Weg der Tugend zu gehen und kehrt in die Welt zurück, die bald von ihm hören soll.

Versuchen wir, uns noch verständlicher auszudrücken.

Wenn der sich involvierende Gottesfunke Mensch die individuelle Grenze — nicht das Ende! — der Entropie erreicht hat, wenn er reif geworden ist, dann vollzieht sich in seinem Innern eine geheimnisvolle „Gärung“, eine Umwandlung. Die Raupe wird zur Puppe. Sie schließt sich in einer Kapsel von der Außenwelt ab, um den Vorgang der Histolyse, die Auflösung der Gewebe zum formlos scheinenden Brei, im Stillen mit sich selbst abzumachen. Auch das Menschenleben hat solche Klausuren, Wendepunkte, Gärungen, geistige und seelische Histolysen zu überwinden, einmal, und wenn es nicht ausreicht, mehrmals. Es wird sich jeder erinnern, daß er einmal oder öfter an solchen Scheidewegen gestanden ist, daß die zappelige Unruhe seiner Lebensuhr plötzlich stillzustehen schien, daß er sich oft sogar mitten in der Menge in einem magischen Kreise, isoliert von der Außenwelt, fühlte, daß er, ins Zeitlose starrend, Vergangenheit und Zukunft als Einheit erschaute und dem Wortwechsel zweier

Stimmen zu lauschen vermeinte, die in Weltenferne über sein Schicksal verhandelten. Wohl ihm, wenn er sich, der Zeitlosigkeit einen tagwachen, zeitlosen „Augenblick“ abtrotzend, zu seinem Vorteil in die Verhandlung mischte.

Das ist die Umkehr, der Wendepunkt des Krebses. Das ist das Geheimnis der magischen Klausur<sup>86)</sup>, das Mysterium des isolierenden Kreises, in dem sich die magische Wandlung vollzieht. In der Konzentration auf sich selbst, im Puppenstadium, erkennt der Mensch, ob seine Kreise konzentrisch gleich magischen Ringen ineinandergreifen, oder ob Unordnung seine „Kreise stört“. Meist wird er finden, daß seine Kreise nicht mit dem göttlichen Rhythmus der Sphärenordnung übereinstimmen; daß die „Erbsünde“, der „Ehebruch mit dem Himmel“, die syzygische Harmonie seiner Kreise mehr oder minder verwirrt.

Im geordneten Reich des Kosmos herrscht Harmonie und Disharmonie als Gesetz, nicht aber die absolute Form dieser Extreme. „Die Hölle selbst hat ihre Rechte?“ fragt Faust den in die Falle gegangenen Mephisto. Jawohl! Auch die Disharmonie muß im Grunde genommen einem harmonischen Gesetz, einer „prästabilierten Harmonie“, um mit Leibnitz zu sprechen, gehorchen, wenn auch die sinnverwirrende Vielheit diese peinliche Fessel geschickt zu verbergen weiß.

In der Klausur, im Sarg der Puppenhülle, gibt es nur zwei Möglichkeiten, Gärung oder Fäulnis, Evolution oder Revolution, Auferstehung oder — Tod. Das Individuum, das keine aufbauenden, unverbrennbaren Werte gesammelt, mit seinem „Talent“ nicht gewuchert hat, wird vom zerstörenden Feuer der Fäulnis ergriffen, stirbt — leidet aber nicht ewig! So mag es auch Menschen geben, schwarze Magier, in denen mit dem Tod alles stirbt, was auf Erden zurückgeblieben

---

<sup>86)</sup> cf. Dr. F. Maack, *Die heilige Mathesis*, S. 42. Dort finden sich zu dem magischen Klausurgesetz wertvolle Ergänzungen. Das Wichtigste haben wir zitiert im Kapitel „Mumia“. Man wolle diese Stelle gleich hier nachlesen! Es ist dies das Beste, was wir in der gesamten okkulten Literatur gefunden haben.

ist. Je größer die Todesfurcht, desto geringer der aufbaufähige, innere Wert! Herakles hat den Krebs, das rückwärtsschreitende Riesentier zertreten, hat den „Ehebruch mit dem Himmel“ gesühnt, hat die Truncatio überwunden.

Das Feuer zerstört nicht nur; es scheidet, wenn Scheidbares vorhanden ist, und die lohende Flamme reißt das Unverbrennbare, dem Feuer Verwandte geläutert nach oben<sup>87)</sup>.

Der Schmetterling entfaltet sich. Es ist ihm wohl selbstverständlich, daß er nun fliegen kann. Es hat sich ihm also ein neuer Weg, der Luftweg, eröffnet. Das physische Band der Erdgebundenheit hat sich etwas gelockert. Auch der Mensch, der aus der magischen Klausur geläutert hervorgeht, sieht einen neuen Weg, den Weg des Gesetzes, vor sich, von dem die Kabbala 32 Abzweigungen, Kombinationsmöglichkeiten (32! Man berechne einmal die Zahl!) kennt, die nur individuell abgestimmt, alle an gleiche Ziel führen. Es ist dies der mannigfach gangbare Weg, der über das „Gehege“ der 32 Zähne zum „Wort“, zum Logos, führt. Es ist derselbe Weg, auf dem die 32 Nervenpaare des Rückenmarks (einschließlich zwei Steißbeinnerven) den fleischgewordenen Logos-Mensch mit

---

<sup>87)</sup> Auf die *Philosophie des Feuers* werden wir in unserer Gärungsstudie noch etwas näher einzugehen haben. Zum besseren Verständnis schicken wir hier kurz voraus: Im Kosmos, im Polaren, herrscht Heraklits Gesetz: *Panta rhei*, alles ist in Bewegung, im Fluß. Die relative physische Ruhe ist einerseits ein Modus der Bewegung mit der Geschwindigkeit = 0, andererseits das Resultat irgendwelcher Hemmung. Gehemmte Energie transformiert sich aber in Wärme. In der „Ruhe“ der Gärung erwacht demnach das innere Feuer. Findet dieses heilige Feuer nur Verbrennbares, Stoffliches vor, z. B. ein Wesen wie Bulwers schwarzen Magier *Margrave*, ein Schein-Ich (Skin-Läka“, Scheinleiche, cf. *Margrave*, S. 301), dessen Körper von der Seele schon bei Lebzeiten verlassen wurde (*Bulwer, Margrave*, Verlag *Karl Rohm, Lorch, Württemberg*, S. 281), so kann sich eben nur Stoffliches transformieren, er stirbt also ganz oder richtiger, die Skin-Läka verbraucht, verzehrt sich langsam im eigenen Feuer. Die vorzeitig entwichene Seele dieser nur vom Naturtrieb belebten Leiche muß aber das praktische Erden-„Schuljahr“ so oft repetieren, bis sie den Stoff, der ihr als Hülle jedesmal verliehen wird, ihrer feineren Stofflichkeit assimilieren, bis sie ihn transmutieren kann, bis sie mit ihm vereint aus der „Waberlohe“ hervorgeht und so ein Stück grober Materie entpolarisiert, veredelt als strahlender „Stein“ in die Krone der Königin *Malkuth* wiedereingefügt wird.

der Befehlszentrale des Urwortes verbinden. Der Wanderer ist wohl noch an die irdische Periodizität der Zahl 23 gebunden, aber das Band hat sich gelockert; denn er kann auf 32 Wegen in der Luftlinie, wie der Schmetterling, geradenwegs ans Ziel gelangen. (Vgl. hierzu meine Broschüre „Homunkulus“, Linser-Verlag, E. W. Clarence.)

Das Geheimnis des magischen Kreises der Klausur wird uns in unserer Gärungsstudie nochmals beschäftigen. Wir werden uns dort kürzer fassen können, nachdem wir das Wichtigste hier gleich vorweggenommen haben.

Wenn wir nun einen Schritt weitergehen und das Symbol des Krebses als eine graphische Darstellung der Verwirrung der Kreise bezeichnen, so wird uns der Leser noch willig folgen. Beim nächsten Schritt aber fürchten wir, einen Teil unserer Gefolgschaft zu verlieren.

Wir schicken deshalb voraus, daß das, was wir jetzt bringen werden, lediglich als Versuch aufgefaßt werden möge, dem Gesetz der Disharmonie auf die Spur zu kommen. Das Folgende will also keine Behauptung sein und soll auch keinen entscheidenden Einfluß auf unseren späteren Gedankengang ausüben, wie wohl es zur Klärung manchen Problems auch der Sympathielehre beitragen dürfte.

Das Spiel der Zahlen schien uns indes doch einiger Beachtung wert zu sein. Wer sich in gleichem Rhythmus einzuschwingen vermag in den Tanz der Genien des Logos, *das Spiel der Zahl, der wird wissen, daß die Zahl betet, wenn sie spielt. Das absolute Gebet der Zahl ist aber mit der Erhöhung koinzident. Die Weisheit besitzt, wer in Zahlen zu beten versteht.*

Wenn wir im nachfolgenden auf irrationale Größen stoßen, so können wir eben den reinen Sinuskurven der Sphärenharmonie infolge mitschwingender Erdschwere noch nicht folgen. Wir sehen aber, wo der Fehler sitzt. Der irrationale, logoswidrige Rest muß getilgt werden im erhörungs-gewissen rhythmischen *Tat-Gebet der Zahl. Der Zirkel muß quadriert werden.*

Wenn also die individuellen Kreise im Reich der Truncatio in Unordnung geraten sind, dann ist Geist, Seele

und Körper; Wille, Kraft und Stoff; Wollen, Denken und Fühlen, kurz, die spirituelle, psychische und physische Sphäre aus der Gleichgewichtslage gebracht. Der Geist hat sich umgestellt; jedenfalls will er sich nicht

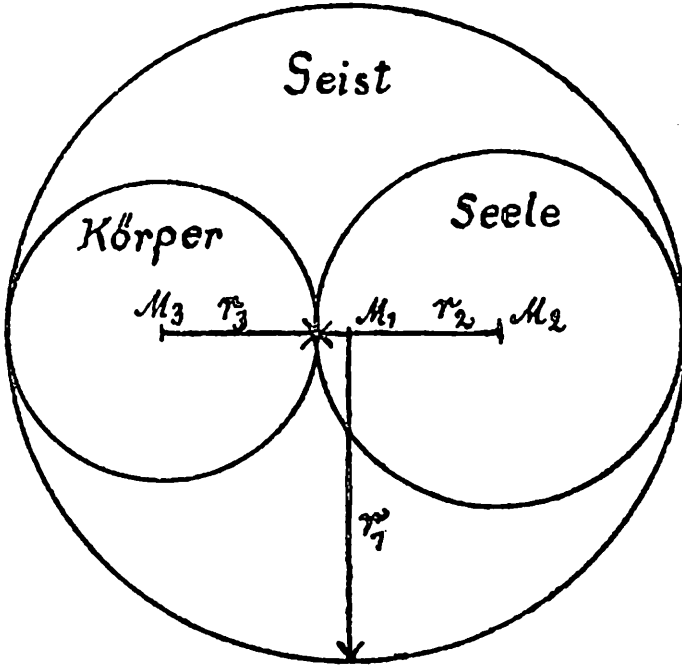


Fig. 7.

Einheit = 9

Gegeben:

$$r_2 = 216$$

$$r_3 = 207$$

Gesucht:  $r_1$

$$\text{I. } M_1 = (r_2 + r_3) : 2$$

$$\text{II. } r_1 = M_1 M_2 + M_1 M_3 = r_2 + r_3 = 216 + 207 = 423.$$

$$\text{Also: } r_1 = 423 : 9 = 47 \text{ Einh.}$$

$$r_2 = 216 : 9 = 24 \text{ "}$$

$$r_3 = 207 : 9 = 23 \text{ "}$$

Ferner:

$$23,5 : 47 = 1 : 2$$

$$24,234567 \dots : 23 = 256 : 243.$$

ohne weiteres zu erkennen geben. Aus unserer Abbildung (Fig. 7) ersehen wir wenigstens, daß die Zahl 432, die wir als Durchmesser des spirituellen Kreises gewählt hatten (Fig. 6), im Radius des großen Kreises  $r_1$  als 423, also umgestellt, verkappt, wiederkehrt. Die Seele scheint sich selbst für den Geist zu halten, was im Reich des Dünkels, des „Eritis sicut Deus“ wohl nicht wundernehmen dürfte. Der Radius des psychischen Kreises trägt dem-

nach die Zahl 216, die vorher dem spirituellen zukam. Der Körper schließlich sagt: „Es gibt ja gar keine Seele. Das bin ich alles selbst“ und beansprucht für sich die Zahl 207 (Atomgewicht des Bleies = 207,20!) unserer psychischen Sphäre. So ist es klar, daß die Zahl des Goldes 198, der „Stein“, der Lapis in der Zeit der Verwirrung der Kreise, „von den Bauleuten verworfen“ werden mußte.

Wie sich die Werte der Radien rechnerisch ergeben haben, ist aus der der Figur 7 beigelegten Erklärung ohne Schwierigkeiten zu entnehmen.

Wenn wir als Einheit die Neunheit voraussetzen, so ergeben sich für  $r_1 = 47$ ,  $r_2 = 24$  und  $r_3 = 23$  Einheiten. Die hartnäckige Zahl 23 kommt also auch wieder zum Vorschein. Wer in der Harmonielehre bewandert ist, wird in dem Verhältnis  $r_2 : r_3 = 24 : 23$  eine große Annäherung an das pythagoreisch-platonische Intervallverhältnis des *Limma* = 256 : 243<sup>89)</sup> finden, von dem auch im Timaiosgespräch die Rede ist. Es ist nämlich  $24, 2304 \dots : 23 = 256 : 243$ .

<sup>89)</sup> Das *Limma* ist die Ration des diatonischen Halbtons der natürlichen, nicht temperierten Tonleiter, also das Intervall  $e^{\wedge}f$  oder  $h^{\wedge}c$  (cf. A. v. Thimus, Harmonikale Symbolik, Bd. I, S. 89, Fußn.), d. h. der Limmaschritt aufwärts von  $e$  bzw.  $h$  erfordert eine einfache commatische (ein Comma =  $\wedge = 81 : 80$ ) Schärfung der Saite  $e$  bzw.  $h$ ; der Limmaschritt aufwärts von  $c$  aber erfordert eine zweifache commatische Erniedrigung des Tones des. (cf. Thimus, II., S. 88.)

Nähere Angaben finden wir in Riemanns Musiklexikon:

„Apotome ( $\acute{\alpha}\rho\omicron\tau\omicron\mu\eta$ ) hieß bei den alten Griechen der chromatische Halbton. Der diatonische Halbton hieß *Limma* ( $\lambda\iota\mu\mu\alpha$ ). ( $a-b$  *Limma*,  $b-h$  *Apot.*) Während aber nach den heutigen akustischen Bestimmungen der diatonische Halbton (15 : 16) größer ist als der chromatische (24 : 25 resp. 128 : 135) berechneten die Alten das *Limma* als „Rest“ der „Quarte“ (3 : 4) nach Abzug zweier Ganztöne, beide als  $8 : 9$  bestimmt =  $\frac{3}{4} : \left(\frac{8}{9}\right)^2 = \frac{243}{256}$  und die Apotome als Rest des Ganztones (8 : 9) nach Abzug des *Limma* (243 : 256) als  $\frac{2048}{2187}$ , so daß für sie der chromatische Halbton der größere war.

Eine sehr klare Darstellung entnehmen wir noch dem „Musikalischen Lexikon“ von Wolf (Halle, 1792):

„*Limma*, eigentlich ein Rest, ein Überbleibsel, ist ein kleines Intervall, von ungefähr einem halben Ton, das aber auf verschiedene Weise entsteht, und also wie der halbe Ton mehr als eine Größe hat. Der Unterschied oder das Intervall zwischen dem halben Ton, der durch  $\frac{15}{16}$  ausgedrückt wird, und dem großen ganzen Tone  $\frac{8}{9}$ , gibt ein *Limma*, dessen Größe  $\frac{123}{135}$  ist. Bald wird es als eine übermäßige



Daran möchten wir folgende, leider nur kurze Betrachtung knüpfen, bei der wir, um den Rahmen unserer Arbeit nicht zu überschreiten, die Kenntnis der „harmonikal-symbolik“ von *Thimus* voraussetzen müssen.

256 ist eine gerade (ἄρτιος) Potenz der geraden Zahl 2, nämlich  $2^8$ ; 243 dagegen ist eine ungerade (περισσός) Potenz der ungeraden Zahl 3, nämlich  $3^5$ . Beide Zahlen: 256 und 243 lassen sich durch fortschreitende Division mit 2 bzw. 3 bis zur Einheit 1 reduzieren, in der sich die Extreme letzten Endes wieder berühren. Somit könnte also die Ration des pythagoräischen Limma gewissermaßen als Urtype der περισσάρτιος-(Perissartios, d. i. ungeradgeraden) Zahl<sup>38a</sup>), ihr reziproker Wert  $\left(\frac{256}{243}\right)$  hingegen als ἀρτιοπέρισσος-(Artioperissos, d. i. gerad-ungerade) Urtype gelten. Nun hat aber *Thimus* überzeugend dargelegt, daß die antike Harmonielehre zwangshypothetisch mit einem ideellen Zeugerton der Mitte  $Gis^{\wedge}$ -As rechnete, in dem eine irrationale Wurzelgröße verborgen liegt, die unser Autor als mittlere Proportionale der ideellen, außerhalb der Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung liegenden imagi-

---

Prime, bald als eine kleine Sekunde gebraucht. Ein anderes Limma wird durch das Verhältnis  $\frac{243}{256}$  ausgedrückt. Dieses ist der halbe Ton oder das Mi-fa der alten diatonischen Tonleiter, oder der Unterschied zwischen der aus 2 ganzen großen Tönen  $\frac{8}{9}$  zusammengesetzten Terz  $\frac{64}{81}$  und der reinen Quarte  $\frac{3}{4}$ . Dies ist das Limma der Pythagoräer. Man bekommt es auch, wenn man von dem Grundton C (oder I) aus 5 reine Quinten stimmt und die letzte derselben  $\frac{32}{243}$  durch 2 Oktaven wieder gegen den Ton C (oder I) heruntersetzt. Dadurch erhält man das H der Alten, welches von C um  $\frac{243}{256}$  absteht. Auch dieses Limma wird wie das vorige bald als eine übermäßige Prime, bald als eine kleine Sekunde gebraucht.

Über das Komma schreibt Wolf:

Komma ist ein kleines Intervall, das zwar in dem Gesange nicht gebraucht wird, aber bei Betrachtung der Intervalle vorkommt; denn die Alten teilten den ganzen Ton in neun Teile oder in 9 verschiedene Töne, und diese nannten sie Kommata.

<sup>38a</sup>) cf. Jamblichos, in Nicom. Tennul. S. 15 ff.

nären, polaren Primitöne ( $\alpha$  und  $\omega$ ) mit  $\sqrt{\alpha\omega}$  oder auch mit  $\sqrt{\Gamma \aleph}$  bezeichnet. In dieser mittleren geometrischen Proportionale begegnen, oder besser gesagt, „kreuzen“ (s. Kap. Mumia, II. Teil, XII. Bd.) sich nun die harmonikalen, von dem imaginären Zeugerton der Tiefe  $As$  (oder  $\omega$  bzw.  $\Gamma$  oder  $\frac{1}{\omega}$ ) aufsteigenden und von dem imaginären Zeugerton der Höhe  $Gis^{\wedge}$  (oder  $\alpha$  bzw.  $\aleph$  oder  $\frac{\infty}{1}$ ) absteigenden harmonikalen Artios- und Perissosreihen; denn nach Timus ist ja die Reihe der aufwärtsströmenden Durintervalle eine Progression von Artioperissoszahlen und die Reihe der abwärtsströmenden, rückläufigen Mollintervalle eine Progression von Perissartioszahlen. (cf. Thimus I, 209 u. a. a. O.)

Obwohl nach all dem die zahlenmystische Eigenart der limmatischen Faktoren 243 und 256 sehr dafür spricht, daß das Limma mit dem ideellen Zeugerton der Mitte in besonders naher Beziehung stehe, so müssen wir doch, so leid es uns tut, zunächst gestehen, daß es uns bisher trotz eifriger Bemühungen noch nicht gelungen ist, diese Beziehungen in harmonikalem Sinne einwandfrei nachzuweisen. Um so auffallendere Zusammenhänge ergaben sich jedoch bei der rein mystischen Untersuchung dieses Problems. (s. Kap. Mumia, II. Teil, vorl. Band.) Daß es sich hier um ein wirkliches, intensiver Arbeit würdiges Problem handelt, das ist unsere felsenfeste Überzeugung, und es wird hoffentlich heute keinem Gelehrten mehr einfallen, eine Hypothese nur deshalb zu verwerfen, weil sie auf mystischem Boden entstanden und dort ihr Kindesalter verträumt hat. Weiß man doch heute, mit welch reichen, positiven Gaben uns beispielsweise die Mystik eines Keppler, Newton und v. a. beschenkt hat, und *Professor Much* sagt immer wieder, daß wir nicht an den Tatsachen, sondern an den Problemen lernen.

An der Timaiosstelle, in der vom Limma die Rede ist, heißt es (in freier Übertragung), daß der Bildner des Weltalls den ganzen von ihm nach harmonikalem Gesetz gefügten Tonkomplex ( $\xi\sigma\tau\alpha\sigma\iota\nu$ ) des Gewordenen, nachdem er die Zwischenräume der Quart ( $1\frac{1}{3}$  oder  $3 : 4 =$

324 : 432 = e : a)<sup>38b)</sup> durch das Limma ergänzt hatte, der Länge nach in zwei Teile (Dur und Moll n. Thimus) spaltete und dieselben kreuzweise in ihrer Mitte verband, so daß sie die Gestalt eines Chi (X) bildeten<sup>38c)</sup> (s. Kiefer, Timaios, S. 29; cf. hierzu auch Kap. Mumia, II. Teil).

Nun ist allerdings das Intervall des Limma noch viel zu groß, um als Überbrückungsfaktor (s. Fig. 9, S. 203) an der ideellen Kreuzungsstelle X der Extreme (a und ω, bzw. b und d unserer Figur 9) eingesetzt zu werden, aber wir werden im Kapitel „Mumia“ noch eingehend darauf zurückkommen, daß wir triftige Gründe zu haben glauben, dem Limma gerade an dieser Kreuzungsstelle eine ganz außerordentliche Bedeutung zuzuschreiben. Das Limmaintervall entschwindet ja sofort in der *ἀρμονία ἀφανής*, in der unsichtbaren Harmonie Heraklits<sup>38d)</sup>, wenn wir die für ungeübte Ohren bereits nicht mehr vernehmbare Tondifferenz in eine noch nicht einmal unendlich hohe Oktave  $\frac{243}{256} \times 2^n$  versetzen.

Dürfen wir wohl jetzt schon die Vermutung aussprechen, die wir allerdings weder hier, noch im II. Teil vorliegenden Bandes ausreichend begründen können, daß wir in dem Limma zum mindesten einen Wegweiser vermuten, der uns den von Einstein gesuchten kosmischen Korrektionsfaktor vielleicht noch einmal finden läßt, und daß die Alten sich dieser Ration bedient haben, um die in dem harmonikalen Aufbau des Weltalls verborgenen, der sinnlichen Wahrnehmung entzogenen „Tondifferenzen“, die den dunklen Linien des Spektrums vergleichbaren irrationalen Zahlen aufzufinden. Ist es nicht sonderbar, daß das mit 3 multiplizierte, reziproke Limma  $\frac{256}{243} \times 3 =$

38b) Interessant ist auch folgendes:  $\frac{432^2}{540} = 345,6$ . Dieses Resultat (345,6) ist aber die Schwingungszahl des Tones f unter Zugrundelegung des Kammertones a = 432.

38c) Die Stelle lautet im Original: „... διπλὴν κατὰ μῆκος σχίσας, μέσσην πρὸς μέσσην ἑκατέραν ἀλλήλαις, οἷον Χ προσβαλὼν, κατάκαμψεν εἰς κύκλον, ...“

38d) Bei Plutarch, de anim. procreat. p. 1026: „Die unsichtbare Harmonie, in der der mischende Gott die Unterschiede und Gegensätze eingetaucht und verborgen hat, ist besser als die sichtbare.“

$\frac{256}{81} = 3,16 \dots$ , also einen ziemlichen Annäherungswert an die Zahl  $\pi = 3,14 \dots$  ergibt?

Doch lassen wir diese sicherlich verfrühten Spekulationen. Vielleicht können wir in der nächsten Auflage ein abgerundeteres Resultat vorlegen. Der Hauptzweck, den wir hier zunächst im Auge hatten, ist nicht das Problem der mathematisch-irrationalen Zahlen zu lösen, sondern auch ihr metaphysisches Vorhandensein (vgl. das weiter oben, S. 164 über die Vierzahl des „unendlichen Bruches“ bereits Gesagte) durch konkrete Beispiele darzulegen und den Weg zur metaphysischen Rationierung so gut als möglich anzudeuten.

Wenn wir nicht zwischen den Zeilen des Timaiosgesprächs ähnliche Gedanken vernommen hätten, so würden wir uns diese Erörterung gespart haben, die als Anregung, vielleicht auch als Parabel, immerhin von einigem Wert sein dürfte. Goethe sagt irgendwo, daß das, was man in anderen erregt, immer besser sein werde als das, was man geben könne.

Vielleicht hat der Leser mehr Glück, wenn er sich lange genug mit diesen Problemen und dem Orakelbuch Platons beschäftigt. Vielleicht ist auf dem Wege des Denkens überhaupt keine Lösung zu finden.

Daß wir das negative Prinzip, das wir mit dem (prinzipiell-)physischen Kreis ( $r_3$ ) identifizieren, aus vielen Gründen für schwächer halten müssen als das positive, haben wir schon im vorhergehenden Kapitel erwähnt. Ist es aber schwächer, so muß auch dieses Verhältnis, wie jedes andere in der Natur, einem Zahlengesetz folgen, das zu finden von weittragender Bedeutung wäre. Gleich stark können die Gegensätze auf keinen Fall sein, sonst würden sie sich aufheben. Woher käme dann die Bewegung, der Streit der Gegensätze, Leben und Tod?

Strindberg stellt im zweiten Blaubuch der Wissenschaft eine Reihe „unerlaubter“ Fragen, so unter anderem (S. 455/456): „Newtons Gesetz der Schwere stieß sofort auf Einwände. Der wichtigste war dieser: wenn die Erde von der Zentripetalkraft zur Sonne gezogen wird, warum läuft sie nicht in die Sonne hinein? Antwort: Die Zentri-

fugalkraft wirkt dagegen, und zwar auf so hinterlistige Art, daß die beiden Kräfte einander aufheben. — Dann würde die Erde aber stillstehen! — (Einen ganzen Takt Pause.)“ Man hat jetzt einen anderen Ausweg gefunden. Eigenbewegung. Also perpetuum mobile. — Es ist aus diesem Wortlaut nicht ganz klar, welche Erdbewegung Strindberg hier meint, ihre Achsendrehung oder ihre Umlaufsbahn. Meint er die letztere, so braucht unser Planet nicht stillzustehen, wenn sich auch Fliehkraft und Schwerkraft das Gleichgewicht halten, aber seine Bahn wird ideal kreisförmig, wenn man zwischen beiden Kräften keinen „limmatischen“ Spielraum für die Harmonieannäherung, das Hin- und Herpendeln in der Gleichgewichtslage, also keine Differenz der Gegensätze, einschaltet. Mit Keplers elliptiformen Umlaufsbahnen müßte man also bei Annahme gleichstarker Gegensätze in Konflikt kommen. Meint aber Strindberg die Achsendrehung der Erde, so hat er recht, wenn er in der Gravitationstheorie einen Haken findet, an dem sich auch die Weltesmänner (Hörbiger, Fauth) bereits gestoßen haben. Sie sind die ersten, die mit Konsequenz die Newtonsche Theorie auf ihren ursprünglichen Wortlaut beschränkten: „Zwei materielle Punkte bewegen sich, als ob sie von einer Kraft beeinflusst würden“, also „als ob in den Körpern eine Kraft ihren Sitz hätte, welche sie proportional ihrer Masse und umgekehrt proportional dem Quadrat ihrer Entfernung zueinander treiben“. (cf. Hanns Fischer, Rhythmus des kosmischen Lebens, Leipzig, 1925, S. 163, und Surya-Valier, Okkulte Weltallslehre, S. 153 und 327.) Schon R. v. Seeliger bemerkte ausdrücklich, daß der Gravitationsformel 
$$P = k^2 \frac{M \cdot m}{r^2}$$
 keine unbegrenzte Gültigkeit zukomme, und Hanns Fischer sagt in dem oben zitierten Buch (S. 164) geradezu, „daß keine Kraft in die Unendlichkeit geleitet werden kann“. Das alles hätte uns die Newtonsche Formel schon längst verraten können, wenn man sich nicht gescheut hätte, Newton auch als Mystiker, Theosophen, Kabbalisten oder, wie man zu sagen pflegt, „als psychologisches Rätsel“ zu studieren, statt zu bedauern, daß er die „Geheimnisse der Offenbarung“ (Ad

Danielis prophetae vaticinia nec non S. Johannis Apocalypsin observationes [1736]) geschrieben hat. Vielleicht läßt sich der Primus Motus, der erste Umdrehungsantrieb der Erde und dessen, eigentlich streng genommen, immer noch unerklärbare Fortdauer ergründen, wenn das von uns im Verlauf dieser Arbeit angeschnittene *Differenzproblem der Gegensätze* einmal gelöst ist. Dann müßte sich allerdings wohl auch die Welteistheorie doch zu des Arrhenius seitlichem Anstoß bekennen, ohne deshalb das wiedergefundene, urgewaltige „Feuer-Wasser“ und ihre sonstigen Prinzipien zu opfern.

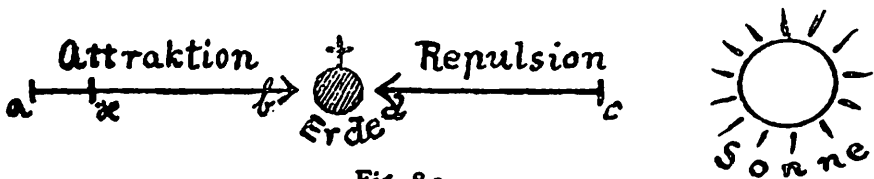


Fig. 8 a.

Hierzu folgende, rein hypothetische Skizze (Fig. 8 a): ab sei die Attraktionskraft der Sonne als Strecke gezeichnet, cd die Fliehkraft der Erde, ebenfalls als Strecke. ax ist die von uns angenommene, hier natürlich vergrößerte Energiedifferenz, um die die Attraktion der Repulsion überlegen ist. Wirken zwei ungleich starke Kräfte an entgegengesetzten Punkten fortdauernd auf den Erdäquator

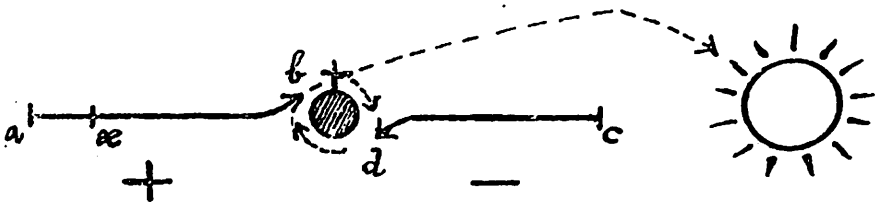


Fig. 8 b.

(Fig. 8b), so tritt eine seitliche Verschiebung, ein fortdauerndes Drehungsmoment ein, in unserem empirischen Falle von Westen nach Osten. Die Attraktion kehrt in Form einer ballistischen Kurve zur Sonne zurück. Wir wollen diese zunächst noch laienhaft ausgeführten Gedanken nicht weiterspinnen, da wir an eine vorerst nicht hinreichend gestützte Hypothese keine weittragenden Folgerungen knüpfen wollen.

Für unser Differenzverhältnis der Gegensätze dagegen fanden wir im III. Blaubuch (S. 1075) folgenden Stützpunkt, der uns wohl berechtigen könnte, unsere Hypothese mutiger zu vertreten. Dort lesen wir: „Franklin erklärte, auch die Elektrizität sei eine einzige, ohne qualitativen Unterschied; die Differenz sei nur quantitativ. Ein unelektrischer Körper enthalte die normale Menge Elektrizität; ein positiver (Glas) enthalte eine größere Menge; ein negativer enthalte eine geringere Menge Elektrizität.“

Hanns Fischer spricht im „Rhythmus des Kosmischen Lebens“ (S. 87) von Hörbigers Kraftlinien der Erden- und Sonnenschwere und kommt durch Gedankengänge, die wir hier nicht näher ausführen können, schließlich zu dem viel-sagenden Satz: „Die Tagseite der Erde ist an Kraftlinien reicher als die Nachtseite.“ Das ist so ziemlich aber auch alles, was wir bisher an Angriffen gegen die Gleichheit der Gegensätze aus autoritativem Munde sammeln konnten. Darum werden viele unser Problem nicht beachtenswert finden. Man sondert sich nicht gerne vom Haufen ab.

„Es gibt keine entgegengesetzten Kräfte,“ sagt *Milankowitz* (s. S. . .), „es gibt nur e i n e Kraft, diese Kraft wirkt in der Einschränkung. Die Stufen der Begrenzung dieser Kraft sind die sogenannten Pole. Die größeren Krafteinschränkungen sind die passiveren, die minderen die aktiveren Pole.“

Diese Worte sind dem Leser bereits bekannt. Wenn nach *Milankowitz* der positive Pol der „bestimmende“, der negative der „bestimmte“ ist, so ist doch wohl der Bestimmende dem Bestimmten überlegen. Aber die Differenz muß jedenfalls eine sehr minimale sein<sup>39)</sup>. Mit der

---

<sup>39)</sup> Der Techniker wird uns leichter verstehen, wenn wir ihn an den beim Rotor des Drehstrommotors auftretenden, zahlenmäßig allerdings feststellbaren, sogenannten Schlupfverlust erinnern. Dieser „Schlupf“ hat allerdings teilweise ganz andere im Bereich der sinnlichen Erfahrung liegende Ursachen, von denen aber die letzte wohl auch in dem limmatischen Differenzverhältnis zwischen Stator und Rotor, zwischen Geber und Empfänger, zwischen dem Bestimmenden und dem Bestimmten, zwischen causa und effectus, kurz, zwischen dem Positiven und Negativen auftretend, aufblitzend und entschwindend, sich der vorläufigen Berechnung entziehen dürfte.

Der Biologe würde etwa sagen: Der Reiz ist immer um ein Weniges, meist um ein Unmeßbares stärker als die Reizantwort. Zwischen Reiz und Reizantwort vermitteln aber die Katalysatoren

Ration des Limma ist sie sicherlich noch viel zu hoch gegriffen.

Man lacht heutzutage gerne vom hohen Katheder herab über die Alchemisten, diese Narren, die die Quadratur des Zirkels zu lösen suchten. Ganz abgesehen davon, daß manchem, der dieses Problem offiziell als Utopie bezeichnet, ebendasselbe schlaflose Nächte bereitet, erscheint es uns mehr als wahrscheinlich, daß der logoswidrige Rest, das Differenzverhältnis der Gegensätze von jedem, der den Weg der Selbstverwandlung, der Erlösung geht, gleichgültig, ob bewußt oder unbewußt, metaphysisch getilgt werden muß, und daß dieser Vorgang mit der *Quadratur des Kreises* mehr zu tun hat, als uns geglaubt werden dürfte. Wir gehen sogar noch weiter, wenn wir sagen, daß in dem unmeßbaren, ideellen Augenblick, in dem die mystische Quadratur vor sich geht, die infolge der Tilgung des irrationalen Restes der Zahl  $\pi$  oder bei Ausscheidung des „unharmonischen Tonkomplexes“<sup>40)</sup> momentan absolut gewordene Gleichheit gewissermaßen als metaphysischer Kontaktkatalysator, oder sagen wir getrost, als metaphysisches Ferment aufblitzt, daß die Kette dieser minutiösen Geburten die absolute Gleichheit selbst ist, die in statu nascendi (im ideellen

---

und ihre abgestimmtesten Vertreter, die Fermente oder Enzyme. So wird in jedem Bruchteil einer Sekunde das lebenserhaltende Gleichgewicht neu eingestellt. So etwa sagt Prof. Much im Heft 7 der biologischen Medizin „Vom Wesen des Lebens“ (S. 12). Dürfen wir daran unsere Hypothese knüpfen, daß außerhalb der Kausalitätskette, im Raum-Zeitlosen, Ewigen ein stets aktionsbereites „Ferment der Gleichheit“ steht, das zu seiner raum-zeitlichen Fixierung in jedem Augenblick etwas von der Reizantwortenergie verschluckt, um es in der Form des Lebensfunkenes verbessert wieder von sich zu geben?

Viele werden sagen: „Nein, das dürfen wir nicht; denn das wäre ja Spekulation“. Aber prüft doch einmal diese Spekulation. Tretet einmal unseren kühnen Gedanken mutig näher mit dem Rüstzeug eurer „vollkommenen“ Instrumente! Findet ihr dann eine Wahrheit, dann sagt: Ihr hättet sie gefunden; denn euch glaubt man! Findet ihr nichts, dann schimpft über die Okkultisten, diese Schwärmer!

Wir aber glauben unentwegt, daß jeder Entdeckung die Spekulation vorausging, daß dann die Instrumente nachfolgten, daß man also mit den vorhandenen Instrumenten wenig Neues wird beweisen können.

<sup>40)</sup> cf. Peryt Shon, Praktische Esoterik, Jaeger'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 38, S. 9.



Augenblick des Entstehens) durch ihre fermentative Kraft den indifferenten Gleichgewichtspunkt der Ruhe überwindend, uns den Lebensfunken spendend, sofort wieder ins Raum- und Zeitlose zurückspringt. Ein Axioma hermeticum *F. Hartmanns* (*Pansophia II*, S. 168) lautet: „Niemand kann von einem Extrem zu einem anderen gelangen als vermittels eines Mediums.“

Man denke einmal über folgendes nach:

Loki und Heimdall rüsten sich fortwährend zum Endkampf zur Götterdämmerung. Noch ist Loki gefesselt und muß sich darauf beschränken, den Gegner durch Scheingefechte zu ermüden. Guerillakrieg. In dem Augenblick aber, in dem er sich stark genug fühlt, sprengt er die Fessel und greift an<sup>41)</sup>. Es unterliegen beide. Folglich sind sie im Endkampf gleich stark. Das ist aber das Ende, mit dem der Anfang zusammenfällt, das Jenseits von gut und böse.

Der Inder würde sagen: Die himmlische Ganga (d. i. der unendliche Himmel des Lohnes) ergießt sich in den ewigen, ins Nirwana, wo Lohn und Strafe überwunden ist.

Vielleicht ist die Edda doch eine Offenbarungsquelle, die kirchlicher Bekehrungsfanatismus zu seinem eigenen Schaden zertrümmert hat, die als fragmentarische „Mumie“ im Blutwissen unserer Rasse fortdauernd, im Feuer des Zerstörungseifers nur ihre Gärung vollendet.

Eine andere sich unseren bisherigen Vermutungen anschließende Betrachtung wäre folgende: Vielleicht ist das Negative vom Positiven um so viel unterschieden, als das Simillimum, das Ähnlichste vom absolut Gleichen, Äquale differiert. Wir können natürlich diesen unendlich kleinen Unterschied nicht messen. Denken wir uns einmal diesen Unterschied als Strecke  $a$  und die Ration des Limma als Strecke  $b$ , so wäre gegen die Proportion  $a : b = x : 1$  nichts einzuwenden. Dann ist also  $x = \frac{a}{b}$  oder  $x = \frac{256 \cdot a}{243}$ . Das Limma erscheint, vom „Gärungswirbel“ erfaßt, um-

---

<sup>41)</sup> cf. hierzu Offb. Joh. 20; 2,3: „Und er griff den Drachen, die alte Schlange, welche ist der Teufel und Satan, und band ihn tausend Jahre... und danach muß er los werden *eine kleine Zeit*.“

gewendet. Das Obere ist mit dem Unteren vertauscht. Wäre nun der Faktor  $a = 2$  oder eine Potenz der Zahl 2, was dem Mystiker sogar wahrscheinlich erscheinen dürfte (cf. Kap. I, S. 91, Fußn.), so stünde der Vermutung, daß die Differenz zwischen Simillime und Äquale zu der Ration des umgekehrten Limma im Verhältnis einer höheren Oktave ( $1 : 2^n$ ) stehe, vom Standpunkt des Mystikers nichts im Wege. Auf die Bedeutung der „Umwendung (Umkehr)“ haben wir im vorliegenden Kapitel schon hingewiesen. Man könnte diesen Austausch der Gegensätze vielleicht als den Prozeß einer metaphysischen Katalyse betrachten. Wir richten unser Augenmerk deshalb ganz besonders auf das Limma, weil es die kleinste, unseren Sinnen eventuell noch wahrnehmbare Tondifferenz ist, und weil der Ton nach *Jakob Böhme* und der indischen *Tattwaphilosophie* die Urschwingungsform (Akasha-Tattwa) des Weltäthers darstellt. Warum gerade der Ton? Strindberg macht im III. Blaubuch auf ein Werk aufmerksam: Van der Naillen, Balthazar, *The Magus*: Dieser Autor hat einen Apparat konstruiert und in diesem Buch beschrieben, der Chladnis Klangfiguren von einer neuen Seite zeigt. Man bläst in ein Rohr, das mit einem becherähnlichen Gefäß verbunden ist, und über dessen Öffnung eine Kautschukmembran gespannt ist, die entweder mit leichtem Farnkrautsamen oder mit schwerem Sand oder auch mit einer klebrigen Flüssigkeit bestreut wird. Auf diese Weise entstehen je nach der Tonhöhe und je nach der Schwere der in Schwingung versetzten Substanz verschiedene Blumenmuster in allen denkbaren, aber stets gesetzmäßigen Variationen: Chrysanthemen, Rosen, Geranien, Primeln, also Töne in graphischer Darstellung! Strindberg fügt noch hinzu: „Was bedeutet das nun, und was will der Autor sagen? Er sagt nichts Direktes, aber er setzt ein Motto über das Kapitel: »Im Anfang war das Wort.«“ Dann schließt der Verfasser des Blaubuchs die Betrachtung mit den Worten:

„Die Schneeb Blüten könnten dann sein, was? Die Orgeltöne des Sturmes, die auf eine Wolkenmembran mit gefälltem Wasserpulver (Tau ist pulverisiertes Wasser) getroffen sind und so diese unendlich schönen Hexan-

dristen zusammenvibriert haben, die Schneeglöckchen heißen, aber Lilienpflanzen sind."

Wenn uns diese Betrachtungen auch zu keinem positiven Resultat geführt haben, so dürften sie doch nicht zwecklos gewesen sein. Wir haben für die im folgenden zu entwickelnde Lehre von der Apathie wenigstens eine hypothetische Vorstellungsbasis gewonnen. Die Lösung des angeschnittenen Problems könnte viele Rätsel der großen und kleinen Welt enthüllen, wenn auch viele glauben werden, dieses Problem existiere nur in unserer Phantasie. Man läßt sich heutzutage überhaupt nicht gerne an dunkle Punkte unseres Wissens erinnern, nachdem wir es doch „so herrlich weit gebracht“ haben. Man wehrt sich gegen Platons Überlieferung vom Untergang der Atlantis (Timaios), weil man die Nemesis einer Katastrophe mißbrauchten Wissens dunkel zu ahnen beginnt.

Wir glauben jetzt alles besprochen zu haben, was wir der Formulierung unserer magischen Gesetze vorausschicken mußten. Es sind schon dicke Bände über das Wesen der Magie geschrieben worden, besonders das Mittelalter war unerschöpflich in Klassifikationen und allgemeinen und speziellen Definitionen.

Wir haben uns verhältnismäßig kurz gefaßt und wenig definiert. Dies soll uns von seiten derer zum Vorwurf gereichen, die gerne alles nach Scholastenart zerpfücken und zu einer dünnen Suppe für arme Leute zurichten. Eine Anleitung, wie man rasch zaubern lernt, haben wir nicht geschrieben und hätten es auch nicht gekonnt. Zauberei und Magie haben nichts miteinander zu schaffen. Magie kann überhaupt nicht gelehrt werden, und doch kann und muß sie jeder mit Schmerzen aus sich selbst gebären in der großen Klausur des Erdenlebens, sei es im Schoß der sichtbaren oder der unsichtbaren Kirche. Der eine lernt im herzerreißenden Spiel auf der Harfe der Leiden die Disharmonien zu versöhnen, der andere beflügelt seine Seele im stummen, die Tat auslösenden und in der Tat lebendig werdenden Gebet, wieder ein anderer wählt von vornherein die Signatur der Tat, um nach langer Wanderung ermüdet und resigniert schließlich doch im Gebet

niederzusinken, den einen drängt es in den „Zirkus“, in den magischen Kreis des öffentlichen Lebens, der andere flieht in die Klausur des Klosters, jeder geht den Weg, der seiner Eigenart am meisten angepaßt ist, und der auch jeweils der beste für ihn ist, wenn er nicht in die Tiefe weist, sondern auf der steilen Bergstraße, von der das Licht herabdämmert, ausmündet.

Magie ist unser Leben. Daran ist nichts zu ändern.

Sind wir uns dieser Magie nicht bewußt, so ist unser Leben nichtsdestoweniger ein magischer Traum. Bewußt lebt, wer sich der Atemströme der Allmacht, der ἀναθυμᾶσις τοῦ κόσμου (Atemdünste des Kosmos), *Heraklits* bewußt ist. Ein Magier ist, wer sie zu lenken versteht.

„Wir wandeln alle in Geheimnissen“, sagt *Goethe* in *Eckermanns Gesprächen* (III. Bd., S. 142, Reclam) und fährt fort: „Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt, und wie es mit unserem Geiste in Verbindung steht.“ Unseren schematisierenden und klassifizierenden Verstand beunruhigt dies aber keineswegs, übersieht er doch so gern das Allernabeliegendste, um die unbequemen Wunder, d. h. die Vorgänge, die er nicht erklären kann, besser leugnen zu können. Eigentümliche Erscheinungen lassen sich mit einiger Fertigkeit schon in irgendeine Klasse einordnen, der man einen lateinischen Namen gibt, um dann weise sprechen zu können: Das ist Suggestion, das Imagination, und „was man nicht deklinieren kann“, das ist eben „Hysterie“. So pflegen wenigstens die sympathischen Phänomene, soweit sie sich nicht ableugnen lassen, auf „ganz einfache“ Weise „erklärt“ zu werden. Der Nervenapparat des Beobachters befand sich auch in einem „außerphysiologischen Zustand“, wenn er „töricht genug sein volles Herz nicht wahrte“ und seine nicht alltäglichen Wahrnehmungen einer gelehrten Kritik unterbreitete.

Und doch gibt es auch im Leben des faustischen Menschen Stunden, retardierende Momente der Erschöpfung, in denen er diesen *Famulustyp* des *Verstandes*, der sich „nur des einen Triebs bewußt“ ist, beneiden möchte darum, daß sich dieser zu sättigen

vermag in dem Bewußtsein, daß er's „so herrlich weit gebracht“, daß er sich nicht besinnt zu sagen: „Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen“ und „nichts als einen schwarzen Pudel“ sieht, wo den sich selbst Entfesselnden das Grinsen der Hölle zu umnachten droht, wo ihn der Kreislauf des Oberen und Unteren in seinen sinnverwirrenden Taumel zieht, um ihn doch ungesättigt wieder an die Oberfläche des Alltags zu schleudern.

Das sind die ungenützten Klausuren, die das hungernde magische Ich sclange peinigen, bis der immer von neuem in dem Strudel Untertauchende in kühnem Entschluß endlich die Augen aufreißt und, das Obere von dem Unteren scheidend, sich mit dem unsterblichen Abglanz der Zufriedenheit umgossen, nach oben tragen läßt. Solange der angehende Magier nicht den reifen Mut hat, selbst die Schwelle zu überschreiten, sich mit offenen Augen ungefährdet in den Brennpunkt der Klausur zu stürzen, hat er kein Recht, den Famulus zu tadeln, der instinktiv dem retardierenden Etwas gehorcht, das ihn barmherzig warnt vor der geistigen Histolyse der Klausur, zu deren gefahrloser Überwindung er noch nicht reif ist. Auch der Famulus wurde in die „Pflanzschule des Himmels“, wie Balzac die Erde nennt (Buch der Mystik, Seraph., S. 82), entsandt, um seinen Verstand zu üben, reifen zu lassen und auszurüsten für den unvermeidlichen Kampf, der ihn vielleicht erst in einem späteren Dasein erwartet. Wollen wir deshalb nicht richten. Es gehe jeder seinen Weg, er helfe aber seinen Weggenossen, wo es nottut.

Nun zu unseren Gesetzen:

In Anlehnung an das Timaiosgespräch können wir die Dreieinheit des magischen Gesetzes, wie schon erwähnt, wohl am prägnantesten mit der Formel: das Andere, das Selbige und das Wesenhafte zusammenfassen; wir können aber auch ebenso richtig sagen: Das Ungleiche, das Gleiche und das Koinzidente oder — der Kreis; denn der *Kusaner* sagt (de docta ign. I., 21., S. 40 der deutschen Ausgabe): „...da der Kreis also das Größte der unendlichen Einheit ist, ist alles, was zu diesem gehört, ohne

Verschiedenheit und Anderssein, so daß seine Güte nichts anderes, sondern dasselbe ist wie seine Weisheit. Alle Verschiedenheit nämlich ist in ihm selbst Identität. Daher ist auch sein Vermögen als das einheitlichste, das stärkste und unendlichste. Seine einheitliche Dauer ist so groß, weil in ihm das Vergangene nichts anderes ist als das Zukünftige, das Zukünftige gar nichts anderes als das Gegenwärtige, sie sind durchaus einheitliche Dauer oder Ewigkeit ohne Anfang und Ende; denn er ist im Anfang in solcher Art, daß in ihm das Ende Anfang ist. Dies alles zeigt der ohne Anfang und Ende unendliche Kreis, der unteilbar ewige, einheitlichste und umfassendste."

Wir werden also das Gesetz der Ungleichheit, das Gesetz der Gleichheit und das Gesetz des magischen Kreises oder der Klausur als Ergebnis unserer Betrachtungen nunmehr folgendermaßen formulieren:

- I. In der physischen Sphäre offenbart sich das absolute Gesetz in sinnlich polaren, ungleichen, stets komplizierten Wirkungen nach der reell empirischen Formel der Physik: **Gleichnamige Pole stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an.**
- II. In der psychischen Sphäre offenbart sich das absolute Gesetz gemäß der intuitiv-empirischen, einfachen Formel: **Gleiches strebt zu Gleichem.** Die Wirksamkeit dieses Gesetzes erstreckt sich auch auf die physische Sphäre, jedoch ohne sich in ihr zu erschöpfen.
- III. In der spirituellen Sphäre offenbart sich das absolute Gesetz nur der Inspiration. Seine Formel lautet: **Coincidentia oppositorum.** Sein Symbol ist der unendliche Kreis, sein Mysterium die Klausur. Seine Wirkung erstreckt sich auf die psychische und physische Sphäre, ohne sich in diesen zu erschöpfen <sup>42)</sup>.

---

<sup>42)</sup> Wir stehen mit dieser Dreiteilung des magisch-sympathetischen Gesetzes nicht allein. „P. C.“, der die *Medicina Diastatica* und die *Scripta Gemina de Amore et Odio* Andreas Tenzels deutsch herausgegeben und kommentiert hat (bei Joh. Gottl. Vierling, Leipzig und Hof, 1758), bemerkt am Schluß des I. Hauptstücks (S. 33), daß Robert Fludd in seiner *Philosophia Moysaica* und Ritter Kenelm

Zum ersten Satz dürfte wohl keine Erläuterung mehr nötig sein, zum zweiten dagegen wäre noch einiges hinzuzufügen. Vom Standpunkt der Sinnenwelt erscheint uns das Gesetz des Seelenlebens, die Gleichheit, nach der sich die verbannte Seele sehnt, in einer komplizierten Vielheit, niemals als Gleichheit, sondern bestenfalls als Maximum der Ähnlichkeit oder dem Physiker als Axiom der neutralen Elektrizität, die zwischen Simillime und Äquale schwebt. Auch die Grundsätze *Contraria contrariis* der Allopathie und *Similia similibus* der Homöopathie rücken hier im Bannkreis der Koinzidenz auf eine gar vertraute Nähe zusammen, sie schrecken nicht einmal mehr davor zurück sich gegenseitig kennenzulernen und ein heimlicher Lauscher könnte sogar zuweilen, bald aus dem einen, bald aus dem anderen Lager den überraschten Ausruf: „In diesem Punkt, in diesem und auch hier können wir ja zusammengehen!“ vernehmen, und hüben wie drüben hörte er von Zugeständnissen und nichts mehr von zerfleischender, sondern nur von fördernder Kritik. Daß sich im Land der drei Gesetze eine *synthetische Heilkunst* anbahne, könnte der neutrale Berichtstatter den umliegenden Ländern melden. Aber man würde ihn wohl nicht hören, weil man dort unter dem ständigen Hersagen von 1000 Gesetzen und 10 000 Verordnungen und 100 000 Artikeln überhaupt nichts hören will, was nicht mit weiterer Unterteilung und Zergliederung zusammenhängt. So ist es wohl auch zu verstehen, daß man sich auch in den Massenlagern der Allopathie und Homöopathie immer noch streitet und sich nicht kennenlernen will, sondern Haupt-, Neben-, Über- und Unterdogmen aufstellt, während man im Feldherrnzelt bereits ganz andere Dinge erwägt, während man sich dort überlegt, ob man nicht doch mit dem Nachbarlande, in dem nur drei Gesetze herrschen sollen, in freundliche Beziehungen treten soll.

---

Digby in seiner Oration vom sympathetischen Pulver die Ursache der Sympathie und Antipathie wesentlich klarer dargestellt hätten als Tenzel, daß aber er, P. C., selbst folgende Hauptgrundlehren aufstellen möchte:

1. Gleich liebt, sucht, begehrt und hängt an seinesgleichen.
2. Ungleiche oder widrige Dinge fliehen einander.
3. Ein jedes Ding neigt sich wiederum zu seinem Ursprung.

„*Synthese*“ würde das Schlagwort der kommenden Medizin und der kommenden Wissenschaft überhaupt sein, wenn man auf dem von *Professor Dr. Hans Much-Hamburg* beschrittenen Wege bleiben, wenn man endlich lernen wollte, daß man sich eine bedenkliche Blöße gibt, wenn man angesichts eines Genies neidisch kläffend, sich als Straßenköter zu erkennen gebe.

Zu der Streitfrage: Homöopathie oder Allopathie? können und brauchen wir als an der Frage nur philosophisch interessierte Laien nichts mehr hinzuzufügen, nachdem *Professor Much* gesprochen hat. Das Problem ist zu gunsten beider Parteien gelöst, aber auf beiden Seiten wurden auch Grenzen gezogen, gerechte Grenzen, wie sie nun einmal aus der „*Zusammenschau*“ gewonnen werden. Wer den VIII. Band der „*Okk. Med.*“ gelesen hat, der versäume nun auch nicht, das 10. Heft der *Modernen Biologie: Homöopathie, Kritische Gänge Hüben und Drüben* von *Professor Dr. H. Much* (Verlag von *Curt Kabitsch, Leipzig, 1926*) gründlich vorzunehmen.

Hier möchten wir nur noch kurz auf eine sehr wesentliche, philosophische Erkenntnis *Hahnemanns* besonders nachdrücklich hinweisen, auf eine Erkenntnis, die sich mit den Prinzipien unserer sympathetischen Philosophie vollkommen deckt.

Der Beobachter der Naturvorgänge findet in der großen Materie keine Gleichheit und eben dies erkannte auch *Hahnemann* sehr wohl und trat deshalb der *Isopathie Professor Dr. med. Gustav Jägers* aus theoretischen Gründen entgegen, wenn er im *Organon* (S. 56, Fußnote) sagt: „Man möchte gern eine dritte Kurart durch *Isopathie*, wie man sie nennt, erschaffen, nämlich mit gleichem Miasm eine gleiche vorhandene Krankheit heilen. Aber, gesetzt auch, man vermöchte dies, so würde, da sie das Miasm nur hoch potenziert, und folglich, verändert dem Kranken reicht, sich dennoch nur ein, dem *Simillimo* entgegengesetztes *Simillimum* die Heilung bewirken. . . .“ Die Wirksamkeit der *Isopathie* in der Praxis soll hiermit keineswegs bestritten, sondern lediglich festgestellt werden, daß es theoretisch streng genommen eigentlich keine *Isopathie*, sondern höchstens eine „*Simillimo*“-*pathie* gibt.



Die absolute Gleichheit ist übersinnlicher Natur. Wer hat es noch nicht erlebt, daß ein nächtliches Traumbild ihm tagsüber blitzschnell und scheinbar ganz deutlich als etwas ganz altbekanntes vorüberzog, daß er es aber trotz eifrigen Nachgrübelns nicht festhalten, ihm keine Gestalt verleihen konnte, obwohl er glaubte, nur danach greifen zu brauchen, daß ihm aber nichts zurückblieb als ein unbestimmbares Weh, ein ängstliches, beunruhigendes Verlangen, eine namenlose Sehnsucht? Vielleicht ist das ein Sendbote der Gleichheit gewesen, der zur Heimkehr mahnen sollte. Vielleicht!

Es gibt keine absolute Gleichheit im Polaren, weil die Gegensätze ungleich mächtig sind. Daß dem so ist, das wissen wir nicht, das fühlen wir. Oder müssen wir vielleicht richtiger sagen: Weil wir es fühlen, wissen wir's?

All unser vermeintliches Wissen ist relativ und partikulär. Bei näherem Zusehen werden wir schwindelnd der Täuschung gewahr. Wir stehen vor dem Abgrund. Was ist gleich? Was ungleich? Oder: Was ist gut und was böß? Was uns erhält, fördert, nützt, nennen wir gut, das Gegenteil böß. Wir legen an alles den Maßstab unserer Bedürfnisse. Was ist aber in Wirklichkeit, nicht nach Menschenmaß gemessen, gut und böß, gleich und ungleich? Was ist Wirklichkeit? Keine Antwort. Wir ahnen etwas von einer Umstellung, Metathesis, einem Wendepunkt. Die Kabbala spricht von einer „Umstellung der Lichter“, die eintritt, wenn Verstand und Gemüt vertauscht wird. *Gustav Meyrink* schreibt davon im „Grünen Gesicht“ (Rikola-Verlag, München). Eine höhere Metathesis ist die Umstellung der Lichter des Willens und des Intellekts. Verbrechen, Irrsinn und Genie berühren sich hier. Auch dieses furchtbare Examen muß bestanden werden, wenn die Paradiesbrücke, die Schneide des richtenden Schwertes, beschritten wird.

Zum dritten Gesetz der Magie wäre noch viel zu sagen. Wir fürchten aber um so weniger verstanden zu werden, je mehr Worte wir verlieren. Wem die Gabe der *Intuition* schon verweigert wurde, wer die kleinen Lichter nicht um-

stellen kann, der wird sich im Reich der *Inspiration* noch viel weniger zurecht finden. Die Wegunkundigen suchten wir zurechtzuweisen. Gehen muß jeder selber.

Wer das von uns über Magie nach einem vielleicht neuen Gesichtspunkt Gesagte mit der hastigen Ungeduld dessen liest, der sensationslüstern nach enthüllten Geheimnissen jagt, der wird enttäuscht sein und unsere Ausführungen immer noch als zu dunkel bezeichnen; denn er wünscht sich ein Lehrbuch, aus dem man die Magie, ungefähr wie das Einmaleins auswendig lernen und in einigen Stunden schon einigermaßen zum Staunen seiner Mitmenschen zaubern kann. Wer unsere Zeilen mit Verstand und Interesse liest, dürfte wohl etwas mehr gewinnen. Wer aber mit dem Geiste lesen wird, vor dem unsere Gedanken verblassen, der wird über die Lektüre hinauswachsen. Unsere Worte können, wie Goethe irgendwo sagt „nur eine Andeutung sein, um den Gegenstand in der Einbildungskraft hervorzurufen“.

Den Rest dieses Kapitels wollen wir nun dazu benützen, die erste und wichtigste Nutzenanwendung aus dem bisher Mitgetheilten zu ziehen. Wir stellen die Behauptung auf, daß niemand magisch-sympathetisch im Sinne der weißen Magie und mit sichtbarem Erfolg wirken kann, der nicht die Gesetze der Sympathie und Antipathie beherrscht und somit über ihnen steht. *Eliphas Levi* sagt in den Schlußworten der Einleitung zum „*Rituel de la Haute Magie*“: „Um der Natur zu befehlen, muß man sich über die Natur erhoben haben durch Besiegung ihrer Widerstandskraft . . . . . Um die Ströme des bewegten Lichtes leiten zu können, muß man selbst in einem unbeweglichen Licht feststehen. Um den Elementen zu befehlen, muß man Orkane bezwungen haben, ihre Blitze, ihre Abgründe und ihre Stürme.“ Den Weg zu dieser hohen Stufe wollen wir im Folgenden beschreiben.

Zuvor seien uns noch einige Bemerkungen gestattet, die sich nicht mehr länger zurückhalten lassen.

Es gibt einen unbewußten Mißbrauch der *Sympathie*, also unbewußte schwarze Magie, die darin besteht, daß man Kräfte in Bewegung

setzt, die man nicht kennt. Wir haben, auf dem Lande wohnend, Gelegenheit mehr als genug von dieser Art des Mißbrauchs zu beobachten. Mancher glaubt Haus und Hof verhext und „treibt Sympathie“, um sich zu „schützen“. Sei dieser Glaube begründet oder nicht, in jedem Falle schadet sich der Sympathie-Unkundige, der nach dem sogenannten „*Siebenten Buch Mosis*“ oder ähnlichen Erzeugnissen unverantwortlicher „Autoren“ greift, die sich nicht zu nennen pflegen, meist weit mehr als der „Zauber“ fremder Mißgunst, dem er sich leicht entziehen könnte, wenn er eben diese folgenschwere Krankheit der Seele an sich selbst erkennen und sie bekämpfen wollte.

Da aber der unbewußte Mißbrauch der Sympathie auch in den Kreisen der Gebildeten, wenn auch verschämter um sich greift, hielten wir es für zweckmäßig, einmal auf breiter Basis aufzubauen und zu zeigen, daß der Sympathetiker etwas mehr wissen muß, als die oft recht fragwürdigen „Rezepte“ vorauszusetzen scheinen.

Da wir ferner in den nächsten Bänden der „Okkulten Medizin“ unsere Leser mit den Grundbegriffen des weitverzweigten kabbalistischen Lehrgebäudes vertraut zu machen haben, ein Thema, für das ein Band ohnehin nicht ausreichen dürfte, so hielten wir es für angebracht, das Wichtigste gleich hier mitzuverbinden. Wir taten dies um so lieber, als wir hoffen, mit Hilfe kabbalistischer Zusammenhänge den Leser da und dort in die Tiefen einer höheren Auffassung der Sympathielehre schauen lassen zu können. Sollten wir damit eine gewisse Ehrfurcht vor den erhabenen Gesetzen der Allsympathie geweckt haben, so wäre unsere Aufgabe wenigstens in dieser Hinsicht erfüllt.

Die Erfahrenen hätten es vielleicht lieber gesehen, wenn wir weniger in die Tiefen der Magie hineingeleuchtet hätten. Wir können darauf entgegnen: Es soll jeder, der sich mit sympathetischer Magie befaßt, wissen, was er tut. Er soll wissen, daß die bewußte, und zwar nur die bewußte Anwendung der magischen Gesetze die Wirkung auslöst, die er verdient. Jeder soll ernten, was er sät. Dann wird die Schar des „Dungherrn“ gar bald in der eigenen Falle stöhnen und der Mißbrauch an sich selbst gerächt werden.

Schließlich kann auch durch nicht zeitgemäßes Schweigen Schaden angerichtet werden, wie die teils wohlgemeinten, teils angesichts des Scheiterhaufens erzwungenen mittelalterlichen Verdunkelungen, insbesondere aber eine gewissenlose, moderne, sympathetische Schundliteratur bewiesen haben. Wo auch wir noch zu dunkel geschrieben haben sollten, möge dies auf Rechnung des beschränkten Raumes gesetzt werden. Eigenes Nachdenken dürfte wohl manche Lücke füllen. Vielleicht dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß wir viele Leser des vorliegenden XII. Bandes der „Okkulten Medizin“ über der Lektüre des „Homunkulus“ wieder antreffen werden. Dort soll uns die Quintessenz dieses Doppelbandes, erschlossen durch die „Praxis des Wortes und der Zahl“, des weiteren beschäftigen. Das hier Vorgetragene soll gleichzeitig vorausgesetzt und vertieft, all denen weiterhelfen, die unseren Weg: *durch konzentriertes Denken den bewußten Rauschzustand der inspirativen Ekstase zu gewinnen, der zur echten Mystik führt*, zu gehen sich geeignet fühlen.

Das Gesetz der Sympathie als magische Dreieinheit darzustellen, veranlaßten uns folgende Erwägungen:

Der schottisch-britische Arzt *William Maxwell* stellte in seinen „*Drei Büchern der magnetischen Heilkunde*“, <sup>43)</sup> in dem Kodex der Sympathielehre, 100 Gesetze der Magie, auf. Der Professor der Medizin zu Neapel, *Ferdinand Santanelli*, der sich in seiner „*Geheimen Philosophie oder magisch-magnetischen Heilkunde*“ <sup>44)</sup> im wesentlichen auf *eine Wiedergabe der Theorien Maxwells* beschränkte, gibt *diese 100 Gesetze mit geringfügigen Abweichungen ebenfalls wieder*. Der französische Forscher *Albert de Rochas*, Direktor der technischen Hochschule in Paris, dessen Verdienst es ist, die sympathetischen Phänomene in wissenschaftlich einwandfreier Form geprüft zu haben, dessen Untersuchungen nicht nur von dem *Rektor Boirac* der Universität

---

<sup>43)</sup> Herausgegeben von *Dr. phil. et med. Georg Frank*, Dekan und Senior der medizinischen Fakultät, Rektor der Universität Heidelberg etc., Frankfurt 1678, neu erschienen im Verlag von J. Scheible, Stuttgart, 1855.

<sup>44)</sup> Verlag von J. Scheible, Stuttgart, 1855. Beide Schriften — Maxwell und Santanelli — sind antiquarisch noch ziemlich häufig im Umlauf und zu verhältnismäßig billigen Preisen zu haben.

Dijon in seinem Buch „Die unbekannte Psychologie“ eingehend gewürdigt, sondern auch von den Experimentatoren aller Länder bestätigt wurden, nennt Maxwell den „Vater des tierischen Magnetismus“<sup>45)</sup>. Wenn wir demzufolge die drei Bücher Maxwells, das einzige literarische Dokument seiner Forschungen, das uns durch *Franks* Bemühungen erhalten geblieben ist, einer eingehenden Beachtung empfehlen, so muß natürlich berücksichtigt werden, daß seit Maxwell unsere Anschauungen manche Wandlung durchgemacht haben, daß insbesondere durch *de Rochas* und den verdienstvollen deutschen Forscher *Karl du Prel*, durch *Mesmer*, den *Freiherrn v. Reichenbach* und all die anderen inzwischen eine zeitgemäßere, jederzeit kontrollierbare, sogar wissenschaftlich haltbare Basis für die Phänomene des Magnetismus und der sehr nah verwandten Sympathie geschaffen wurde.

Daraus folgt, daß die Schrift Maxwells und somit auch die in Aphorismenform gegebenen 100 Gesetze der Magie einer Revision bedurften, die *de Rochas* in kurzen Zügen im VI. Kapitel seiner „*Ausscheidung des Empfindungsvermögens*“ bereits eingeleitet hat. Es ist ferner zu bedenken, daß wir heutzutage auch bei dem Teil des Laienpublikums, das sich für unsere Schriften interessiert, soviel Allgemeinbildung voraussetzen dürfen, daß die zur Zeit Maxwells wohlberechtigte Zahl der Gesetze, heute bedeutend reduziert werden darf. So hat bereits *G. W. Geßmann* in seinem „*Katechismus der Sympathielehre*“<sup>46)</sup> die Zahl der Maxwellschen Gesetze auf 42 zurückgeführt. Nachdem wir aber voraussetzen müssen, daß jeder, der sich gründlich instruieren will, wenigstens die angeführten Werke studieren muß, glaubten wir ganze Arbeit machen und die Zahl der Gesetze auf drei beschränken zu dürfen. Wir hielten dies sogar für nötig, um zu zeigen, daß alle Teilgesetze der menschlichen Erfahrung im Grunde auf ein Gesetz zurückzuführen sind und so einen umfassenden Überblick zu geben und das Gesetz der Einheit als die Quelle zu bezeichnen,

---

<sup>45)</sup> *Albert de Rochas*, Die Ausscheidung des Empfindungsvermögens, übersetzt von Helene Kordon, Max Altmann-Verlag, Leipzig, 1909, S. 209.

<sup>46)</sup> Verlag von Karl Stegismund, Berlin 1919.

aus der die Paragraphen der Vielheit in allen Variationen unaufhörlich hervorsprudeln. Im weiteren Verlauf unserer Abhandlung werden wir noch 12 besondere Thesen Maxwells kennenlernen, die uns die drei großen Gesetze in einem engeren, spezielleren Gesichtskreis wieder erkennen lassen werden.

Wir haben in diesem Kapitel schon einmal die Formel: *Sympathie—Antipathie—Apathie* gebraucht und angedeutet, daß durch dieselbe das Gesetz der Magie ausgesprochen sei. Um dies zu verstehen, müssen wir zunächst wissen, was wir uns unter Sympathie und Antipathie überhaupt vorzustellen haben.

„Um die Begriffe *συμπάθεια* und *ἀντιπάθεια* (Sympatheia und Antipatheia, d. Verf.) im rechten Lichte zu sehen, muß man sich klar sein, daß *πάθος* und *πάσχειν* (pathos und paschein, d. Verf.) nicht bloß ein Leiden, d. h. eine vom Gefühl begleitete Veränderung in einem des Fühlens fähigen Wesen ausdrückt, sondern Veränderung schlechthin, daß es auch gleich Vorgang oder Prozeß ist und vielfach in den Begriff Eigenschaft oder Zustand übergeht.“ So erklärt der Philologe *Dr. Jul. Röhr* <sup>47)</sup> die Begriffe und man sieht daraus, daß wir in unserer reichen Sprache kein Wort besitzen, das diese griechischen Begriffskomplexe restlos zu decken imstande wäre <sup>48)</sup>. Unser Gewährsmann fährt fort: „Jeder der beiden Begriffe, sowohl Sympatheia als Antipatheia, spaltet sich in zwei deutlich geschiedene Teile, einen, der eine aktive Tätigkeit, und einen, der ein Erleiden oder Affiziertwerden ausdrückt . . . . Ermöglicht wurde letzteres durch die Doppelbedeutung des Wortes pathos: Leiden und Gemütsbewegung oder Gefühl.“

Wir haben also vier Teile zu unterscheiden, in welche sich unsere Begriffe zerlegen lassen:

1. Die aktive Sympathie oder Zuneigung (Liebe),
2. Die passive Sympathie oder das Affiziertwerden,

---

<sup>47)</sup> In der Sammlung philologischer Schriften, Supplem. XVIII, Heft 1, „*Der okkulte Kraftbegriff im Altertum*“, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, 1923, S. 34.

<sup>48)</sup> Das deutsche Wort „Leiden“ hat wohl auch die Bedeutung gutes oder böses leiden. Der Begriff der Reziprozität wohnt ihm aber nicht im gleichen Maße inne, wie dem griechischen pathos.

3. Die aktive Antipathie oder Abneigung (Haß),
4. Die passive Antipathie oder das Affiziertwerden.

Wir sehen hieraus einerseits an einem praktischen Beispiel, daß sich die Gegensätze in ihrer aktiven Form fliehen, in ihrer passiven Form aber berühren, andererseits aber auch, daß die Gegensätze in sich wieder polarisiert sind. Beide Betrachtungen sind wichtig.

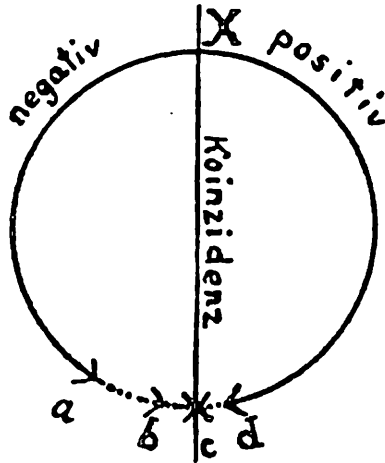


Fig. 9.

Bei der ersten haben wir nicht nur an das Polaritäts-, sondern auch an das Gleichheitsgesetz zu denken. Dabei ist aber wohl zu überlegen, ob das sympathische dem antipathischen Affiziertwerden als Gleichheit oder als Ähnlichkeit gegenüberzustellen ist oder ob zwischen diesen beiden Möglichkeiten etwa unendlich viele Variationen zu denken sind.

Denken wir uns einmal, um diesen Gedanken zu illustrieren, die sich fliehenden Gegensätze, von der Koinkidenz (Punkt X) ausgehend und zu ihr zurückkehrend (Punkt c), in kreisförmiger Bewegung, so entsteht in grobsinnlichem Maßstab Figur 9. Die punktierte Bogenstrecke ad ist als unendlich kleine „Spanne“, als Brücke zu denken. Der Teilbogen ab ist die Differenz, um die der Bogen (nicht Halbkreis) des Negativen „kürzer“ ist als der Bogen des

Positiven. Da wir den ganzen Kreis unendlich zu denken haben, können wir statt Bogen auch Strecke sagen. Die Strecken bc und cd sind die Differenzen, die das Negative und Positive vom absoluten Extrem, vom Punkt der Koinzidenz c trennen. Die Spanne ab ist das von uns vermutete Intervall des mit 2<sup>a</sup> multiplizierten Limma, auf die wir auch das Ferment der Gleichheit verlegen und, wie wir noch sehen werden, den für den Sympathetiker so wichtigen Zustand der Apathie in seinen unendlich vielen Graden oder Stufen. Wenn wir den Punkt a als Simillime bezeichnen und den Punkt b als Aequale, so liegt dieser Zustand zwischen beiden. In dem ideellen, transzendenten Augenblick, in dem die Gegensätze theoretisch absolut (aequale) werden, fällt Punkt b mit d im Punkt c zusammen. Der Kreis ist geschlossen, die Brücke über den Abgrund (thēom) bd ist geschlagen, der „Riß“, die Rakia, ist überwunden, die Symplegaden schlagen zusammen. Aus zwei Halbkreisen wird ein Kreis.

Die zweite der obigen Betrachtungen, die *Bipolarität innerhalb der Gegensätze*, wollen wir noch zurückstellen, da sie sich besser bei Besprechung des Gärungsproblems einfügt.

Kehren wir zu unserer Definition zurück. *Was ist Sympathie, Antipathie, Apathie?* Wenn wir antworten: Die Vereinigung dieser drei Attribute heißt Magie, so ist dies keine Definition, sagt aber vielleicht mehr als jede Definition zu sagen vermöchte. Sobald wir definieren wollen, zeigt sich die Unzulänglichkeit des Menschenworts. Haben wir demnach Unrecht, wenn wir von einer eigenen Definition absehen und eine Reihe klassischer Umschreibungen wiedergeben, um zu zeigen, daß selbst diese nur Teilwahrheiten zu verkünden haben?

„Distantium rerum naturalis cognatio“, d. h. „Die natürliche Verwandtschaft der unterschiedlichen Dinge“, oder in anderer Version, vom Standpunkt der Fernwirkung: „Die natürliche Beziehung räumlich getrennter Dinge (zueinander) ist bei Cicero (de divin. II. Kap. 14. 33) das sympathetische Band, das die Erscheinungen verknüpft.

Ἡ γὰρ συμπάθεια καθὸς τινὸς διὰ καθῶς ἑτέρου. „Die Sympathie ist der durch den ‚Affekt‘ eines anderen hervorge-



rufene ‚Affekt‘“, sagt der Kirchenvater *Clemens Alexandrinus* in den *Excerptis ex Theodoto* (edit. Stählin, Bd. III, S. 117).

Wer die alten Sprachen beherrscht, findet in der bereits erwähnten Schrift *Röhrs* eine übersichtliche Zusammenstellung weiterer antiker Quellenangaben.

*Santanelli* (Ausgabe von Scheible, S. 47) schreibt: „Die *Sympathie* ist nichts anderes als eine wechselseitige Übereinstimmung zwischen physischen Dingen, wodurch sie sich freundlich umfassen, oder ein gegenseitiges Mitleiden, eine Eintracht, eine Harmonie, eine Verwandtschaft, ein Wohlwollen, ein Band, ein Zusammenhang, worin die Dinge einander lieben.“

Die „*Antipathie*“ ist nach *Santanelli* (ebenda) „eine gegenseitige Leidenschaft der Dinge, ein Haß, womit sie einander entgegentreten, eine fortgesetzte Zwietracht untereinander, ein Kampf, eine Feindschaft, ein Streit des Einen gegen das Andere, wegen der feindlichen und entgegengesetzten Kräfte und Eigenschaften, die sie besitzen.“

Von *Hufeland*, dem Hauptvertreter der eklektischen Richtung in der Medizin stammt der oft zitierte Satz: „Unter *Sympathie* versteht man die Erscheinungen, welche durch die Verbindung und Wechselbeziehung organischer Individuen mit der lebenden Natur unter sich und mit dem Weltall begründet werden.“

Der uns bereits bekannte *Milankowitz* sagt in der Einleitung (S. IV) zum „*Organismus des Weltalls*“: „Weil bei der Betrachtung der Körperwelt in den einzelnen Körperformen sich eine Kraft offenbart, durch welche die einzelnen Körper zu einem Ganzen gebunden werden, so ergibt sich der Schluß, daß es eine Kraft gibt, durch welche die einzelnen Körper in dieses gegenseitige Bündnis treten, und so folgt weiter, daß diese Kraft, nachdem die Natur nur Eine Natur und Eine Kraft seyn kann, die eigentliche Naturkraft sey, und daß durch die Gesetze dieser Kraft die gesamte Natur aus ihrer Einheit entwickelt wird in ihrer Mannigfaltigkeit.“

„Man möge nun diese Kraft taufen, wie man will, das ist gleichviel. Weil schon in dem Begriff Harmonie, Vereinigung, Einheit, der Begriff dessen, so man *Sympathie*

nennt, enthalten ist, so habe ich diese Kraft, die Kraft der Sympathie genannt."

„Indem ich bloß aus Liebhaberei über das gegenseitige sympathetische Verhältnis der Körper auf der Basis der Einheit, Vieles gedacht und geschrieben hatte, mußte ich endlich erkennen, daß es in der Natur nichts absolut Antipathisches, nichts absolut Rückstoßendes oder Trennendes geben kann, und jetzt wurde mir ganz deutlich, daß meine Kraft der Sympathie, die in der Physik unter dem Namen Anziehungskraft, und unter dem Namen der Schwerkraft und Gravitationskraft bekannte Kraft sei."

G. W. Geßmann tritt in seinem „Katechismus der Sympathielehre" wohl für die im Mittelalter üblichen Bezeichnungen „magische, mumiale, magnetische oder balsamische Heilmethode" ein, hält aber die Benennung „sympathetisch" überhaupt für falsch. Wir teilen seine Ansicht keineswegs und er selbst fährt an derselben Stelle fort (S. 13): „Möge aber auch die Bezeichnung wie immer lauten, dem Wesen nach ist dasselbe damit gemeint: nämlich eine unbestreitbare Wirkung zweier Körper aufeinander, und zwar vermittelt ihrer zumeist unsichtbaren, feinstofflichen Ausflüsse."

Wir wollen diese Zitate nicht ins Endlose ausdehnen und nur noch Schopenhauer zu Wort kommen lassen, dessen Ausführungen uns wieder zu unserer Formel: Sympathie—Antipathie—Apathie im steten Kreislauf des menschlichen Denkens zurückführen wird. Im II. Band der „Welt als Wille und Vorstellung" (IV. Buch, Schlußwort des 47. Kapitels) lesen wir: „Auf dieser metaphysischen Identität des Willens, als des Dinges an sich, bei der zahllosen Vielheit seiner Erscheinungen, beruhen überhaupt drei Phänomene, welche man unter den gemeinsamen Begriff der Sympathie bringen kann: 1. das Mitleid, welches, wie ich dargetan habe, die Basis der Gerechtigkeit und Menschenliebe, caritas, ist; 2. die Geschlechtsliebe mit eigensinniger Auswahl, amor, welche das Leben der Gattung ist, das seinen Vorrang vor den Individuen geltend macht; 3. die Magie, zu welcher auch der animalische Magnetismus und die sympathetischen Kuren gehören. Demnach ist die Sympathie zu definieren: »Das empirische Hervortreten der metaphysischen Identität des

Willens, durch die physische Vielheit seiner Erscheinungen hindurch, wodurch sich ein Zusammenhang kundgibt, der gänzlich verschieden ist, von dem durch die Formen der Erscheinung vermittelten, den wir unter dem Satz vom Grunde begreifen.«

Ohne auf die philosophisch-technischen Begriffe Schopenhauers hier näher eingehen zu können, ohne seinen bekannten Standpunkt zu der Geschlechtsliebe in der pessimistisch-nüchternen Form zu teilen, richten wir unser Hauptaugenmerk auf die von ihm aufgestellte Dreieinheit

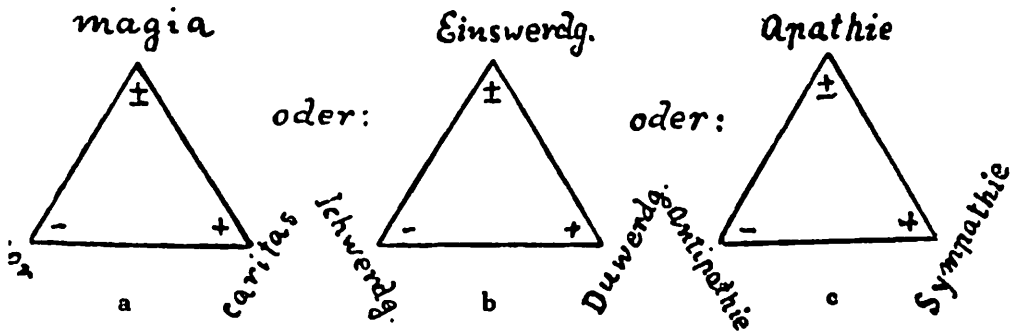


Fig. 10.

der Sympathie: *caritas—amor—magia*. Anstelle vieler Worte wollen wir durch eine schematische Darstellung (Fig. 10) die Überleitung zu unserer Formel bewerkstelligen.

In Fig. 10 b könnte statt *Ichwerdung* auch schwarze und statt *Duwerdung* weiße Magie bzw. *Involution — Evolution, Katabasis — Anabasis, Entropie — Ektropie* u.s.f. eingesetzt werden. *F. Maack* führt in seiner „*Heiligen Mathesis*“ (S. 43), die hierzu verglichen werden möge, für „*Duwerdung*“ auch noch den Begriff „*De-magie*“ ein, den wir gerne akzeptieren. Die Bezeichnung *Antimagie* als der *Duwerdung* synonym wollen wir in diesem Zusammenhang als leicht irreführend lieber fallen lassen, wiewohl sie im *Maackschen* Ideenkreis auch ihre Berechtigung findet.

Im Anschluß an all diese Betrachtungen können wir jetzt endlich dazu übergehen, die Ausführungen dieses Ka-

pitels in allgemein verständlicher Form zusammenfassend, den Weg zur *Apathie* zu weisen und damit jedem den Schlüssel in die Hand zu geben, der ihm die praktische Beherrschung der Gesetze der Sympathie und Antipathie erschließen soll. —

Die „metaphysische Identität des Willens“ geht nach *Schopenhauers* obigen Worten aus dem Zusammenwirken der drei Willenphänomene: *amor*, *caritas* und *magia* hervor. Aus unserem Schema (Fig. 10) haben wir gesehen, daß wir mit dieser Dreieinheit auch die folgenden identifizieren können, wenn wir unsern Standpunkt jeweils entsprechend verändern: Ichwerdung, Duwerdung, Einswerdung oder schwarze, weiße, absolute Magie oder Antipathie, Sympathie, Apathie. Daraus folgt, daß wir die Sympathielehre vom höchsten Standpunkt, als Dreieinheit betrachtet mit der Magie überhaupt und ohne weiteres identifizieren dürfen. Wenn wir auch die niedere, natürliche Sympathielehre aus rein formellen Gründen, weil wir Menschen nun einmal eine Disposition, ein Gerippe brauchen, an dem sich unsere Gedanken einhalten können, auf die natürliche Magie beschränken werden, so wird uns bei dieser Betrachtungsweise das ständige Hereinragen einer *höheren Sympathie*, bzw. einer höheren Magie nicht erschrecken und jederzeit in bewußter Erwartung vorfinden.

Was ist nun die „metaphysische Identität des Willens?“ Kurz gesagt: Das Aufgehen des Ich-Willens in der Apathie des All-Willens: Liebe.

Eine gründliche Erörterung dieses Themas zählt wohl zu den schwierigsten Fragen nicht nur der Philosophie, sondern auch der Magie. Vollzieht sich doch im magischen Kreis der zeitlich begrenzten Klausur, im Zustand der Apathie, die geheimnisvolle Gärung und Klärung, die beendet ist, wenn der „rote mystische Löwe“ (der verwandelte, vergeistigte Mensch) eingeht in die unbegrenzte, zeitlose ewige Klausur der Klausuren, ins Nirwana, ins „Quietiv des Willens“. Wir fürchten, bei beschränktem Raum nicht mit der Überzeugungskraft

sprechen zu können, die der gegenstandlose Gegenstand erfordern möchte. Dem Leser, der sich durch eigene Kritikfähigkeit hinreichend gewappnet weiß, empfehlen wir, die einschlägigen Kapitel bei *Schopenhauer* zur Ergänzung nachzulesen. (Insbesondere *Welt als Wille und Vorstellung*, II. Band, IV. Buch, Kap. 48, Reclam, S. 709 u. ff.) Wir werden im folgenden Gedanken äußern, die hart an der buddhistischen Willensverneinung und hart an der Lehre der Stoa vorbeistreichen, ohne sich aber mit diesen Theorien zu vermischen. Wir werden uns vielmehr, anlehnend an *Schopenhauer*, im Sinne *Jakob Böhmes*, *Schefflers*, *Meister Eckharts* kurz unserer Mystiker aussprechen und wollen bei dieser Gelegenheit nochmals erinnern, daß östliches und westliches Denken nicht in konfuser Mischung, zu einer undiskutierbaren Schlagwörterammlung ausartend, zusammengeworfen werden darf. Wir begrüßen die auch unter uns Laienbrüdern wieder bemerkbar einsetzende christlich-mystische Rosenkruzeerbewegung, die im Verein mit den indischen Chela's (Schülern) und Guru's (Meistern), sofern beide Teile, von keiner offiziellen Loge oder Sekte beeinflusst, sich inoffiziell, unsichtbar verbunden, als Gleichstrebende bereits dem kommenden, sehnsüchtig erwarteten Messias, Rosenkreuzer, Mahatma, unterordnen, an der Kirche bauen, in der das „*Evangelium vom Reich*“ gepredigt, in der die Urreligion verkündet wird. Die Beschäftigung mit der indischen Philosophie ist außerordentlich nutzbringend, wenn wir, unseren angestammten Boden behauptend, die gemeinsamen Parallelen unterstreichend, gegenseitige Ergänzungen austauschen. Aber braucht man denn dazu eine Sekte? Wurde die Urreligion jemals der Masse gepredigt oder gegen einen Vereinsbeitrag in Tausch genommen? Wie soll der Vogel fliegen, wenn ihm die Flügel beschnitten werden? Nur aus der Distanz der Vogelschau, aus einsamer Höhe, wird der umfassende Überblick gewonnen, der nur das Wesentliche erkennen läßt. Wer die bisherigen Bände der okkulten Medizin gelesen hat, wird wissen, daß wir die indische Philosophie außerordentlich hoch schätzen. Die seit *F. Hart-*

*manns* Tod vielfach (nicht immer!) in Dogmatismus ausgeartete indische Theosophie aber verwerfen wir als nicht im Sinne des Meisters angewandt.

Nun also zum Schlußthema:

Vorauszuschicken wäre noch, daß wir manches Dichterwort zur Unterstützung werden heranziehen müssen, weil sich die gebundene Sprache des Dichters durch die schmiegsame Fessel des Rhythmus und Reimes als gehemmte Energie in lebendige Wärme wandelt und so das Zauberwort weckt, das gesprächig zwischen die Zeilen tritt und manche der Lücken füllt, die unsere ungebundenen Worte offen lassen müßten.

„Schulung des Willens zur höchsten Macht.“ Das ist das Schlagwort der modernen Magie, die uns ein amerikanischer „Business - Okkultismus“ gebracht hat. Man darf es ein Glück nennen, daß die meisten Schüler, die sich für eine Mark über Willenskonzentration informiert haben, nicht die Ausdauer aufbringen, die empfohlenen Übungen durchzuführen; denn der magisch potenzierte Ich-Superlativ würde seinen ahnungslosen, ichkranken Inhaber unweigerlich unterjochen und zum Sklaven einer dämonischen Machtgier, zum schwarzen Magier, machen. Das ichgebundene Wollen des „Tiers in uns“, der revolutionäre Schrei nach Willensfreiheit führt nicht zum Ziel. Aber der Drang nach Freiheit ist nun einmal in uns lebendig und nicht zum Schweigen zu bringen. Er soll auch gar nicht unterdrückt werden; denn nach dem Gesetz der Erhaltung der Energie würde er dadurch nur unbewußt, automatisch transformiert werden und führungslos als blinde Kraft walten. Die Umsetzung dieser Energie muß also bewußt eingeleitet werden, wenn wir sie nach Belieben lenken wollen. Das ist der legale, nichtrevolutionäre Weg zur echten Willensfreiheit.

Wie ist der aber zu finden? Die Antwort ist einfach, die Ausführung schwierig: Durch Rückkehr zum Gesetz. Wir alle sind durch den Sündenfall, durch die selbstgewollte Inkarnation des Ichs, Revolutionäre. Wir leiden an den „Segnungen“ einer freiheitsberaubenden Republik. Es steht uns aber jederzeit frei, in die ver-

lassene Idealmonarchie zurückzukehren, wenn wir „nur“ unseren Willen dem des Königs unterzuordnen gewillt sind. „Nur.“ Das ist der Haken! „Dann sind wir aber doch nicht frei, wenn wir uns unterordnen,“ könnte man einwenden. Wir fragen aber: Wessen Willen haben wir bisher mißbraucht? Etwa unseren selbstgeschaffenen Willen? Nein. Wir haben diesen Willen als göttliches Pfand erhalten, haben ihn zum Ichwillen gestempelt, mit der Signatur des Individuums versehen, haben schlecht und zu unserem Schaden damit gewirtschaftet. Wie wäre es, wenn wir, wie der große Nazarener, ohne Heuchelei (!) zu sagen vermöchten: „*Herr, nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine!*“? Also nicht selbst wollen! Das Gute um des Guten willen tun, ohne das „Tier“ um Genehmigung zu bitten, wenn es auch heult und beißt.

Die Vereinigung mit dem unumschränkten Gesetz ist absolute Freiheit.

Willensverzicht statt Willensemanzipation.

Aber schon tritt uns eine neue Schwierigkeit entgegen: Der halsbrecherische Zickzack-Pfad der *Askese*. Sollen wir etwa gar die Welt fliehen, unserem Leben ein Ende machen oder, nachdem die Klausur erlöst, ins Kloster gehen, um dort das „Tier“ zu peinigen, zu kasteien? Wen sein Weg in die materielle Klausur des Klosters zu weisen scheint, dem raten wir nicht ab, geben ihm aber zuvor zu bedenken, was *Angelus Silesius* im „Cherubinischen Wandersmann“ (II. 117.) empfiehlt:

Die Einsamkeit ist not: doch sei nur nicht gemein,  
So kannst du überall in einer Wüsten seyn.

Wir glauben Schefflers Echo zu vernehmen, wenn wir *Johannes Fernando Finck* (21, 12) sagen hören:

Stehst du im Menschengedräng', so bleibe doch allein;  
Und in der Einsamkeit, die Welt muß bei dir sein.

Den Flagellanten möchten wir aber fragen: Was kann das unvernünftige „Tier“ dafür, daß du ihm gehorchtest? Ist es gerecht, dasselbe für deine Schuld zu strafen? Fühlst du dich nicht angesichts seiner Klage zu ihm herabgezogen?

Muß man denn immer einen Sündenbock haben, und sei es der eigene Körper, das unschuldige Vehikel deiner inneren Willenskrankheit? Geh' zurück in deine Klausur und schau in dich! Wir haben auch einen „Gott in uns“, den wir täglich kreuzigen, und dessen Wunden bluten, wenn wir sein Geschöpf um seinetwillen quälen.

„Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten.“ (Math. 10, 28.) Paulus warnt in seinem I. Brief an Thimotheus vor denen, „die da verbieten, ehelich zu werden und zu meiden die Speisen, die Gott geschaffen hat, . . . Denn die leibliche Übung ist wenig nützlich; aber die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nützlich und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.“ (I. Thim. 4, 3 und 8.)

Wir setzen uns also hier mit *Schopenhauer*, der die Askese empfiehlt und von seinem pessimistischen Standpunkt, der in der Materie, im effectus (Wirkung) statt in der causa (Ursache) das Übel sieht, empfehlen muß, in Widerspruch.

Der Asket reißt in den meisten Fällen nieder, ohne zu wissen, was er aufbauen will. „Man soll nicht ausreißen, ehe man nicht weiß, was man neu pflanzt, sagt Peryt Shou<sup>49)</sup>. Es ist umsonst Entsagung zu üben, solange Entsagung noch schwer fällt, bevor diese hemmende Schwere überwunden ist, solange die scheinbar erloschene Leidenschaft noch unter der Asche fortglimmt. Das heilige, aufbauende Schlangengeheiß (Kundalini, Waberlohe)<sup>50)</sup> darf nicht vorzeitig entfacht werden, nicht bevor der letzte Funke des zerstörenden Feuers der Leidenschaft sich selbst verzehrt hat. Ist dies geschehen, dann breitet sich die heilsame Lohe von selbst aus. Das heimtückische Feuer darf auch nicht gewaltsam ausgelöscht werden; denn erstens brauchen wir das Feuer der Leidenschaft, um das Gute zu erkennen; denn „alles“, auch das „Böse“, dient, und zweitens wäre der Sieg nur scheinbar; denn wir können keine Energie aus der Welt

---

<sup>49)</sup> Peryt Shou, Die Heilkräfte des Logos, Linser-Verlag, Berlin-Pankow, 1921, S. 34.

<sup>50)</sup> cf. Peryt Shou, Fakirlehre, Verlag Max Altmann, Leipzig, 1920, S. 24, und die in seinen übrigen Schriften da und dort zerstreuten Stellen.



schaffen, am wenigsten die gestaltende, die von der bewegenden immer neues Leben erhält. Transformation, Transmutation, das ist das Ziel der Alchemie, der Seele sowohl wie der Materie. Eine Leidenschaft verachten, der die Sinne noch zujauchzen, heißt, sie in Freiheit setzen, die Zügel aus der Hand lassen, ihr hilflos in die Arme rennen. Wer aber die Leidenschaft flieht, verzichtet auf den Sieg.

In diesem Labyrinth ertönt uns eine wohlbekannte Stimme, die uns den einzigen, aber dornenvollen, rettenden Pfad bezeichnet: „Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ (Luk. 9. 23.) Sich selbst verleugnen, das primäre Ich, nicht dessen sekundäre Leidenschaft! Apathisch das auferlegte Kreuz schleppen, aber nicht selbst die Geißel schwingen! Damit legen wir die Axt an die Wurzel.

Also gleichgültig werden? Ja und nein.

Selbst unempfindlich und zufrieden (resigniert), mitfühlend gegen andere; gleichgültig gegen Lust und Unlust des Ich, mitgenießend die berauschende Wonne des Nicht-Ich, so erwacht der Verwandelte aus der Klausur der Apathie.

Nicht *ich* will, es will in mir. \*)

---

\*) Denselben Gedanken finden wir im Taoismus so grundlegend vertreten, daß er sogar die konfuzianische Reform nicht nur überdauerte, sondern sogar von Konfuzius dem sagenumwobenen Kaiser Schun als Regierungsgrundsatz zugeschrieben wurde: „Der durch Nicht-tun (wu wei) regierte, das war Schun.“ (Lun yii XV, 4.) So wie nämlich das Tao „durch Nicht-tun alles tut“ (Tao-tê-king, 37.), so wird auch der Mensch am besten fahren in der vollen Hingabe an das Tao; denn: „Indem er das Nicht-tun tut, ist alles geregelt.“ (Tao-tê-king, 3 u. a. a. O.; cf. hierzu Professor Dr. O. Franke-Berlin in Chantepie de la Saussaye, Lehrb. der Relig.-Gesch., Tübingen 1925, I. S. 204 und 208.) Man merke wohl auf die durch die Worte „indem er das Nicht-tun tut“, bereits vor etwa 2500 Jahren ausgesprochene positive, aktive Fassung des Heilsweges, der zum Tao führt. Der stoische Begriff „Logos“, der bei den Evangelisten fast antropomorph umgrenzt wurde, kann übrigens nach Professor O. Franke sehr wohl als Parallelbegriff dem Tao der Chinesen gegenübergestellt werden. (ib. I. S. 203.) Tao, d. i. ursprünglich „der Weg“, ist bei Lao-tse dieselbe, unfaßbare, absolute Urquelle, aus der das kosmische Werden und Vergehen und alle Offenbarung und Verhüllung immerfort geboren wird, wie bei Konfuzius *Tai-ki* „der große Gipfel“, die Lichtquelle ist, die das beschattete Flußufer *yin* von dem gegenüberliegenden, besonnten Ufer *yang* unterscheidet. (cf. Chantepie, I S. 197.)

Nicht „Stumpfsinn“, als den man die stoische Ruhe so gerne bezeichnet, sondern vergeistigter Frohsinn, dionysische Glückseligkeit (*beatitudo*) wird die Folge sein. Nicht die Aussicht auf Lohn spornt den der irdischen Freude Entwachsenen, auch schreckt nicht Furcht vor Strafe den Feuererprobten, durch Leiden Verwandelten. Das Gute sucht er um des Guten willen.

Das ist *positive Askese*, nicht mehr „Übung“, sondern „Ausübung“. Das Böse fliehen in der Hoffnung auf Lohn, zittern vor der Strafe ist die Art des „Tieres“, den Körper abtöten, statt ihn zu sublimieren, zu vergeistigen, *negative Askese*.

So kommt auf falschen Glaubenswegen  
Der Mensch um allen ird'schen Segen,  
Tut Gutes nicht des Guten Willen:  
Nur um den Jenseitsdurst zu stillen,  
Und sucht das Böse nur zu meiden,  
Um jenseits nicht dafür zu leiden.

Mögen diese Worte „*Aus dem Nachlasse Mirza Schaffy's*“ (VII. Buch, „Die Schule der Weisen“), des durch den dichterischen Genius *Friedrich Bodenstedts* verewigten stillen Weisen aus dem Georgierland recht vielen den Gedanken einhämmern, den wir nicht oft genug wiederholen können.

Mensch, liebst du Gott, den Herrn, und suchest Lohn  
dabei,

So schmeckest du noch nicht, was Lieb' und Lieben sei.

Cherub. Wandersmann II, 47.

Ja, die Liebe ist die Pfadfinderin, deren Führung das Orakel zu Delphi den Aegiden *Theseus* empfahl, die ihm die Zauberwaffe und Ariadnes goldenen Faden reichte, damit er *Minotauros*, den Dämon der Leidenschaft, besiege und, aus dem Labyrinth, aus den Irrgängen der Involution sich herauswindend, sicher ans Tageslicht geleitet werde. Aber *Theseus* mußte der *Aphrodite*, der himmlischen Göttin der Liebe, ein irdisches Opfer, das Opfer des Ichwillens bringen, damit ihm das „Wort“ des delphischen Gottes

lebendig wurde. Er mußte, gerettet, ein zweites, noch viel größeres Opfer bringen, mußte Ariadne selbst unberührt ihrem himmlischen Bräutigam Dionysos abtreten, mußte noch den irdischen Kelch der Leiden schlürfen und im Verlust des Vaters den Schmerz der Sohnesliebe den Göttern opfern.

Theseus Gefahr und deren siegreiche Überwindung lehren uns den „*zwiefachen Eros*“ des *Platon* erkennen und geben auch uns die „*Richtschnur*“ an die Hand, die uns durch die Irrgänge der *erotischen Mystik* sicheres Geleite verbürgt.

Bengalens verklärter Dichter der Erlösung durch Liebe, *Tschandidasa*<sup>51)</sup>, führt seine Nachahmer gerade den Weg, auf dem die meisten Gefahren lauern, den Weg der *platonischen Liebe*, der den Schwachen umwirft und den Starken erzittern macht. Die Liebe zu einer Frau, so lehrt *Tschandidasa*, führt zur Vollendung. Diese Frau muß von den Liebenden Liebe wissen, darf ihm aber niemals angehören. Seine Theorie in die Praxis umsetzend, wird der brahmanische Priester, der seine Liebe zur Wäscherin *Rami* aus der unreinen Schudrakaste in seinen Gesängen verherrlicht, von seinen Standesgenossen geächtet. Er erkennt die Schwierigkeit seines Erlösungsweges gar wohl, wenn er singt:

Aufmerket genau,  
Wie durch eine Frau  
Erlösung kommt euch auf Erden.  
Gleich trockenem Scheit  
Zum Brennen bereit  
So muß das Herz euch werden.  
Ihn, welcher die Welt  
Durchdringt und erhält,  
Kann niemand sehen und zeigen.  
Wer die Liebe kennt,  
Die im Herzen brennt,  
Der wird allein ihm zu eigen.

---

<sup>51)</sup> Das Folgende ist in Anlehnung an das Feuilleton einer Januarnummer der „*München-Augsburger Abendzeitung*“, Jahrgang 1925, wiedergegeben. Der Titel des Aufsatzes lautete: „*Tschandidasas Erlösung durch Liebe*“ von *Prof. Dr. Helmuth v. Glasenapp*.

In *Richard Wagners* Text und Motiv:

Doch kann dem bleichen Seemann Erlösung  
einstens noch werden.

Fänd' er ein Weib, das bis in den Tod getreu  
ihm auf Erden.

schwingt zwar derselbe sinnliche Gedanke zaghaft mit, um aber gleichzeitig, im Reich der Töne laut werdend, das Greifbare verschluckend, nur mehr zur Seele zu sprechen und sie in die überirdischen Gefilde der Harmonie zu versetzen. Wieder sehen wir, daß uns Deutschen unsere bodenständigen Schätze mehr gelegen sind als das „Licht des Ostens“. Man lasse nur einmal das magisch-harmonische Motiv der „Serta-Ballade“ bei empfindsamer „Einstellung“<sup>53)</sup> recht innerlich lebendig werden und meditiere dann über das wichtige Problem der erotischen Mystik. Man versuche ferner, den esoterischen Sinn alter Mythen zu ergründen und bringe gleich Theseus, dem Gott der absoluten Liebe, Christus-Logos den irdischen Eros langsam, aber sicher zum Opfer in der Nibelungen letzter Erkenntnis, daß Erden Lieb' und Freude zu allerletzt mit Leide lohne. Wenn all das beherzigt wird, dann brauchen wir nicht zu fürchten, zu schnell über diese Kardinalfrage hinweggeglitten zu sein. Es gibt Probleme, die keine lange Aussprache vertragen können, die in der Klausur der Innenschau ihre individuelle Lösung finden müssen.

Tattwam asi, „Das bist du“. Das Individuum muß zur Sache, zum Objekt werden. Nicht ich will, es will. Die Liebe zum Gesetz, zum Fatum-Logos, ist der Lichtstrahl, der den dem Labyrinth Entronnenen begrüßt.

---

<sup>53)</sup> „Einstellung“ oder, wie der Inder sagt, Asana. Die geeignete Einstellung dürfte wohl die Gebetspose des Priesters sein, also die Stellung mit ausgebreiteten Armen. Die richtige Körperhaltung und Spannweite der Arme, also die „empfindsamen Einstellung“ zu finden, ist Sache des Schülers. Dazu ist allerdings einige Sensitivität erforderlich. Man muß eben, wie am Radioapparat, die Wellen „suchen“. Bei etwas Übung fühlt man bald das Einfließen eines eigentümlichen Stromes. *Peryt Shou* gibt in seinen Schriften (Linser-Verlag) die nötigen Anleitungen zu diesen Einstellungen. Wir bitten, dieselben wohl zu studieren, bevor zur Praxis geschritten wird, da diese Übungen leicht gefährlich werden können, wenn sie ohne entsprechende moralische „Einstellung“ vorgenommen werden.

„Sine ira et studio<sup>53)</sup>“, in voller Gemütsruhe lebt der Nichtmehr-Wollende, aber nicht der Willenslose. Wer in der Freude den hemmenden Stachel, im Leid den treibenden Sporn erkennt, der tauscht die Energien aus, der ist, durch der Erdenliebe Leiden wissend, in der Sphäre der Gleichheit sichtbar geworden. Er beherrscht die Energien, deren mystische Gleichung er auf mystische Weise gelöst hat. Unverständlich den neugierigen Sinnen ahnt er vielleicht im tiefsten Innern, daß er zwischen dem Simillime und dem Aquala die Hel und Walhall verbindende Regenbogenbrücke geschlagen habe. Noch verharret er wohl zögernd auf der Wölbung der Brücke (Strecke ad, Fig. 9, S. 203) zwischen dem Diesseits und Jenseits von Gut und Böse, von Zeit und Raum. Er wendet nochmals den Blick zurück und schaut in das geheimnisvolle Räderwerk, dessen Konstruktion ihm solange nicht glücken wollte, bis er endlich den Plan (das Gesetz) wiedergefunden hatte, der ihm mit auf den Weg gegeben worden war. Jetzt weiß er, daß des Augenblicks bunter Wechsel die Triebfeder, das *primum et perpetuum mobile*<sup>54)</sup> der Zeitenuhr ist, die zur Meisterprüfung zu bauen ihm befohlen war, und die jetzt eben mit zwölf lauten Schlägen die Stunde der Wende verkündet. Da verschwinden die bunten Bilder der Vergangenheit im Dunkel der Weltmitternacht. Es gilt zu entscheiden.

Wird er zum lockenden Augenblick sagen: „Verweile doch! Du bist so schön!“? Oder wird er an des Urgesetzes Schwelle den archimedischen Punkt außerhalb der Erde suchen, um Raum und Zeit mit Hilfe der Urzahl aus ihren Angeln zu heben? Wird der Mutige im Donner des allmächtigen Namens die warnende Brandung der durch die Urflut heranschießenden Felsen (b und d, Fig. 9) noch vernehmen? Wer weiß es?

Die Symplegaden schlagen zusammen. *Coincidentia Oppositorum*.

---

<sup>53)</sup> Wörtlich: ohne Zorn und ohne Vorliebe, freier übersetzt: frei von Lust und Unlust.

<sup>54)</sup> D. i. der erste und immerwährende Bewegungsimpuls.

„Stimme von oben: Ist gerettet!“ \*)

Wer durch Ichwillensverzicht den magischen Willen des Nicht-Ich entbindet, der ist Herr seines Schicksals, der hat die Schule des Leidens absolviert. Erhaben über Sinnes Freud und Leid überwindet der Erwachte Sympathie und Antipathie in der begierdelosen Apathie. Dem ins Stadium der Apathie eben erst Eingetretenen werden die letzten Hiebe des Sanchita-Karmas <sup>55)</sup> als letzte Prüfung, als Schlußexamen, und wenn er bestanden hat, gleichsam als Ritterschlag verabreicht. Wohl ihm, wenn Hamlets Wort von ihm gilt:

„... for thou hast been  
As one, in suffering all, that suffers nothing <sup>56)</sup>.“

Wer sich eines weltverlorenen Augenblicks der Selbstvergessenheit erinnert, der ihn auf dem Gipfel eines hohen Berges im Anblick unwirklich verklärt erscheinender Wirklichkeit, in der Erkenntnis der Kleinheit menschlicher Freuden und Leiden, im Gefühl der Zugehörigkeit zum All überwältigte, der kennt diesen apathischen Zustand der Glückseligkeit vom Vorbeigehen, den zieht es immer wieder hin zu dem Zauber der Bergwelt. Geduld, Ausdauer und Mut, die ersterforderlichen Kardinaltugenden des Weltenwanderers, entfalten sich dem nach steiler Höhe Verlangenden willig, um nur wieder und wieder den ersehnten Augenblick der Weltentrücktheit genießen zu dürfen. Steigst du Beneidenswerter wieder hinab zu den Menschen und ihrem Alltag, dann ist etwas Neues in dir, ein dumpfes, namenloses Ahnen, ein Abglanz der geschauten Wunder. Dein Ich mag den Karren wieder ziehen, dein Nicht-Ich, dein Selbst, bleibt oben in Gottesnähe. Bald wirst du den Weckruf, das Gjallarhorn vernehmen.

Der Zustand der Apathie hat verschiedene Grade. Die Fähigkeit, die Gesetze der Sympathie und Antipathie zu beherrschen, ist diesen

---

\*) Faust I, Schlußworte.

<sup>55)</sup> Die im Lauf der Inkarnation „angehäufte Schuld“.

<sup>56)</sup> „... denn du warst stets als hättest, indem dich alles traf, du nichts zu leiden.“ Shakespeare, Hamlet, Akt III, Szene 2.

**Graden proportional.** Wer nicht wenigstens als Geringster aufgenommen wird in den Orden, der allein die wahren „Grade“ zu verleihen hat, der wird sich vergeblich bemühen, andere als alltägliche, schon längst nicht mehr zu den Wundern gezählte, sympathetische Wirkungen zu erzielen. So hütet die Natur ihre Geheimnisse vor den Zudringlichen und spendet sie reichlich ihren bescheidenen Lieblingen.

Wenn wir nochmals die Bemerkung anfügen, daß der Weg der Willensüberwindung, der Weg zur Magie, zur sympathetischen Praxis verschiedenen individuellen Variationen Raum gibt, so können wir uns wohl am besten verständlich machen mit *Goethes* Worten:

S'ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:  
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.

Jedes Ich muß sich auf derselben Spirale, in derselben Windung, in der es sich involvierte, wieder evolvieren, hinauswinden. Jeder Einzelne kann diese sichtbare Gespensterwelt nur auf dem Weg verlassen, auf dem er sie betreten, sich in ihr gefangen hat.

Mit *Goethes* „Schatzgräber“ haben wir dieses Kapitel eingeleitet, mit den Worten eines anderen, noch lebenden Meisters, der auch ein „Künftig Zauberwort“ geprägt hat, wollen wir es schließen. Auf eine Übersetzung müssen wir verzichten, da wir die Prägnanz dieses Satzes nur mangelhaft wiederzugeben vermöchten.

**Amor Fati  
Fatum Solitudo  
Solitudo Beatitudo**

---

**Amor Solitudinis  
Reclusio Mundi Externi  
MAGIA.**

---

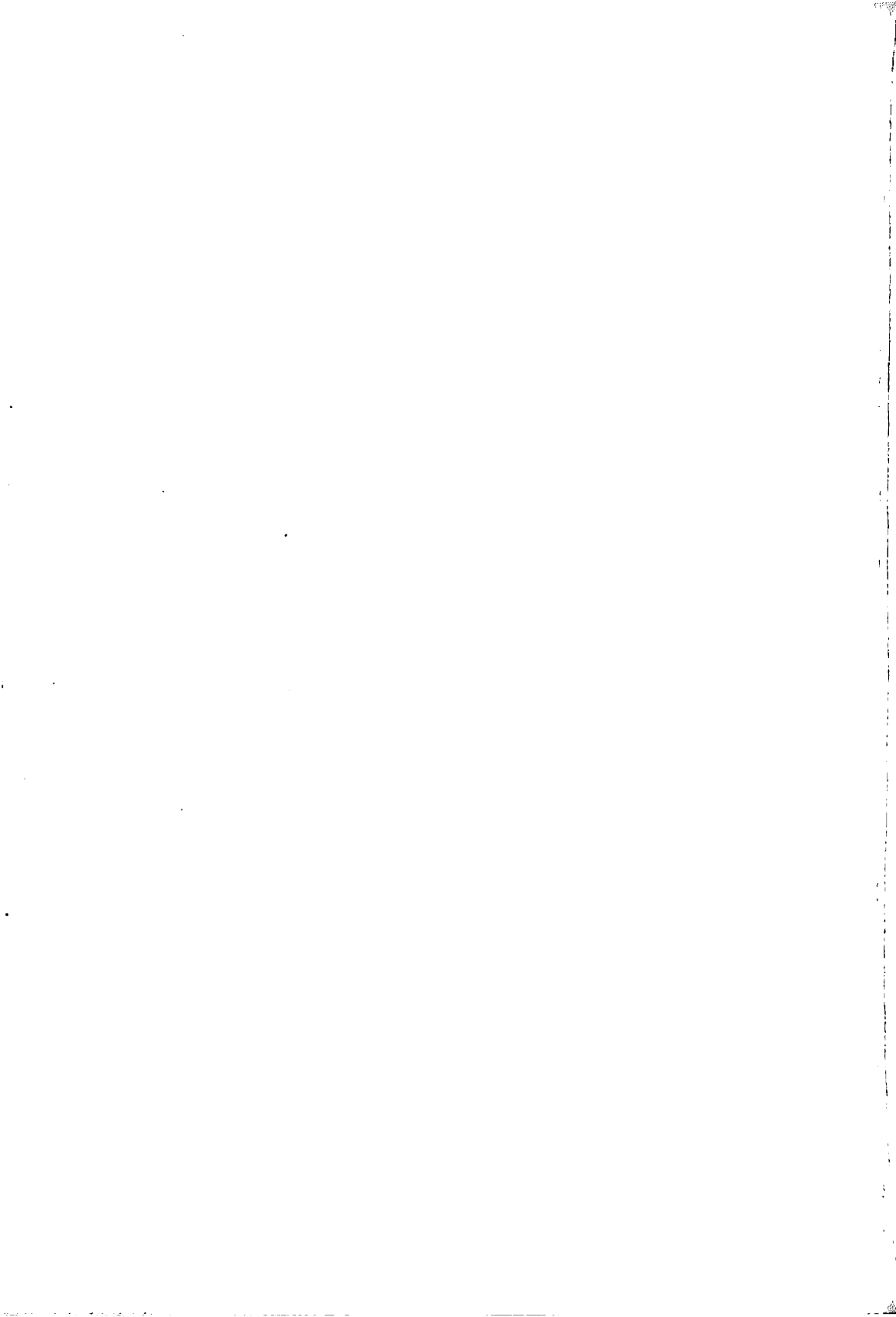




**II. Abteilung:**

**Die niedere oder natürliche  
Sympathielehre.**

---



## 1. Kapitel:

### Sympathiekuren im Schwarzwald.

Viel Wunderkuren gibt's jetzunder,  
Bedenkliche, gesteh' ich's freil!  
Natur und Kuust tun große Wunder,  
Und es gibt Schelme nebenbei.

Goethe.

Wir können den Abschnitt über die eigentliche, volkstümliche, natürliche „Sympathie“ nicht besser einleiten als durch die Worte des *katholischen Pfarrers Hansjakob*, der als oft derber Kritiker sogenannter kultureller Errungenschaften allbekannt, aber wegen seiner offenen, geraden Aussprache, mit der er allem zuleibe rückt, was menschliche Schwachheit so gerne verhüllen möchte, nicht überall gleich beliebt ist. Er hatte ein scharfes Auge für seine Umgebung. Man muß sich oft wundern, was er alles aufstöbert und sich mit ihm freuen, wenn er ein Wespennest gefunden hat und es nun mit echt alemannischer Hartnäckigkeit, keine Stiche der Gereizten fürchtend, genauestens untersucht, oder, wenn er in treuherziger Offenheit gar aus der Schule plaudert. Was er anfaßt, untersucht er kritisch. Er läßt sich durch kein Dogma, welcher Art es auch sei, beirren. Er prüft selbst. Was ihm gefällt, das lobt er ebenso rückhaltlos, wie er tadelt, was ihm mißfällt. Diesem scharfen Beobachter konnten die in seiner Heimat — im badischen Schwarzwald — üppig wuchernden medizinischen Volksgebräuche nicht entgehen, hat er doch ihre Wirksamkeit des öfteren am eigenen Leib zu erproben Gelegenheit gehabt, wie er unverhohlen da und dort in seinen Schriften selbst gesteht. Er erklärt sich die Wirkungsweise dieser Sympathiekuren nach seiner Art, nach seinem unverdorbenen, natürlichen Empfinden, dem er auch ohne gelehrte Phrasen treffenden Ausdruck zu verleihen weiß.

Der nur auf dem realen Boden der Tatsachen fußende Mann wußte sicher noch nichts von Mode-Okkultismus; denn sonst hätte er ihn bekämpft. Ihm genügte zu wissen, daß Gott mehr Dinge schafft, als sich Menschenweisheit erträumen kann. Das war seine unbewußt okkulte Überzeugung und deshalb erscheint uns sein Urteil wichtig. Lassen wir ihn selbst zu Worte kommen:

Er schreibt in seinen „*Wilde Kirschen*“ betitelten Erzählungen aus dem Schwarzwald in dem Kapitel: *Sympathie und Geheimnisse*“:

„Wir Menschen leben und werden zu allen Zeiten in Geheimnissen leben. Die Geheimnisse, die großen und die kleinen, die alltäglichen und die seltenen, sind eine Macht im Menschenherzen. Und alle Aufklärung wird nie imstande sein, diese Macht zu brechen, weil unser armseliges Menschenhirn eben die wenigsten Rätsel der Natur und des Seelenlebens wird lösen können, auch wenn die späteren Gelehrten noch viel gelehrter und ungläubiger sein werden, als die unsrigen, die so gerne alles, was sie nicht erklären können, als nicht existierend verschreien. Die Herren fühlen dabei nicht, daß sie damit selber vollendeten Unsinn reden.

„Der Glaube an Geheimnisse in der Menschenseele ist eine psychologisch höchst beachtenswerte Erscheinung.

„Es gibt im Geiste des Menschen ebensovielen Schwachheiten, als in seinem Herzen. Diese Schwachheit zeugt für eine Größe, die ehemals da war, aber verloren ging. Vergessen sucht der Mensch sie zu heben.

„Die Fähigkeiten unseres Geistes gestatten ihm nicht, zu verkennen, daß eine übernatürliche Welt uns umgibt, aber die Schwäche dieser Fähigkeiten gestattet ihm ebenso wenig zu wissen, was er von dieser übernatürlichen Welt zu halten hat.

„Unfähig, alles zu wissen, und unfähig, alles zu leugnen, heunruhigt bei der Verneinung, wie bei der Bejahung, angezogen von der Wahrheit und wieder zurückgestoßen in den Zweifel, öffnet sich dem menschlichen Geist, jenseits dessen, was er begreift, ein unermesslicher Raum. Dieser Raum, in den er nicht hineinsieht und in dem er doch wichtige Dinge ahnt, ist das Gebiet der Geheimnisse.

„Aus diesem tiefen Abgrund sind alle menschlichen Religionen und Philosophien gekommen. Aus ihm kamen und kommen alle Arten von Aberglauben, von Schwindel und Betrug.

„Man mag es machen, wie man will, man wird das unaufhörliche Bedürfnis der Seele, in diesem Abgrund zu lesen, nie ganz stillen. Dieser Abgrund bleibt ein Krater, der fortwährend raucht.

„Das Christentum hat eine Brücke über diesen Abgrund gebaut, und der Christgläubige hat Licht für die religiösen Geheimnisse.

„Aber es bleiben noch Geheimnisse genug übrig, wenn wir auch von den streng-religiösen absehen, und darum wird der Glaube an Geheimnisse in der Menschenwelt nie aufhören.

„Zu diesen Geheimnissen gehören jene im Volke seit Menschengedenken geglaubten und geübten *Sympathiekuren*, jene Heilmethoden durch Gebet, Beschwörung und durch Anwendung von Gegenständen, die der Krankheit gänzlich ferne zu sein scheinen.

„Die Ärzte verlachen sie und nehmen sich deshalb gar keine Mühe, sie näher zu untersuchen; aber, daß manche von jenen Sympathiemitteln wirken, ist eben eine Tatsache, die mit Hohngelächter nicht aus der Welt geschafft werden kann.

„Wenn man mit Lächeln, Kopfschütteln und Unglaube die Dinge, welche man nicht begreift, aus der Welt schaffen könnte, so gäbe es schon längst keinen Gott und kein Geheimnis mehr.

„Ich erkläre die Sympathiekuren einfach als unaufgeklärte, tatsächliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Psychologie und Physiologie. Daß bei ihnen am leichtesten allerlei Schwindel und Aberglauben getrieben werden kann und getrieben wird, leugne ich um so weniger, als ich gerade solche Mißbräuche mit zu erzählen vorhabe.

„Ich schildere auch die „Sympathie-Dökter“, wie der Kinzigtäler sie nennt, wie sie lebten und lebten zu meiner Zeit, und wie sie es getrieben haben. Auch sie gehören zu den „wilden Kirschen“, weil sie in manchen Fällen mehr

Erfolg haben, als die kultivierten und examinierten Mediziner.

„Man wird natürlich dabei sagen, es sei eine Schande, daß ein katholischer Pfarrer dem Aberglauben das Wort rede; allein, wenn ich zu wählen hätte zwischen dem Aberglauben, den unsere Materialisten predigen, ich würde den ersteren vorziehen. Der Abergläubige glaubt doch an Geheimnisse, an Übernatürliches, und steht dem echten Glauben weit näher; der Aberglaube ist nur eine Verirrung des Glaubens, der Unglaube aber ist die kalte hoffnungslose Leugnung alles Übersinnlichen.“

Der Verfasser läßt nun all seine Knabenerinnerungen lebensfrisch vor dem Auge des Lesers vorbeiziehen, die sich an die „Sympathie-Dokter“ seiner Heimat — Haslach i. B. und Umgebung — knüpfen. Patriarchalische Gestalten, die trotz Armut ihre Wunderkraft um „Gotteslohn“ ausübten, lernen wir kennen, aber auch in pfiffiger Bauernschlauheit mit Doktorenwürde amtierende, das Vertrauen des gläubigen Volkes mißbrauchende Geheimniskrämer im wahrsten Sinne des Wortes.

Wir können nur einige der markantesten Fälle auszugsweise wiedergeben.

Der „*Gutachter Jockele*“ sagte, nachdem er in seinen „*Bergspiegel*“ (Bergkristall) geschaut hatte, Hansjakobs Großmutter den Tod ihres Mannes voraus. Er konnte aber auch Diebe bannen, das Blut stillen und den Brand nehmen. Bescheidenes Auftreten und Uneigennützigkeit zeichneten ihn vor den meisten seiner „Kollegen“ aus.

Nur im Notfall, in besonders schweren Fällen, griff der „*Schnider-Miehle*“ zur Sympathie. Eine seiner Verordnungen gegen Wassersucht lautete: „...Do schickt Ihr morge früh Euer Hirtebue in Wald, er soll Maiblume hole, dia tuat Eure Frau ins Wasser lega, un von dem Wasser trinkt der Großvatter.“ Hierzu bemerkt Hansjakob in einer Fußnote, daß die neueste chemische Forschung in der Maiblume (*Convallaria majalis* L.) einen Hauptstoff gegen Wassersucht (*Convallamarin*) festgestellt habe.

Ein Knecht, der sich beim Holzholen mit der Axt verletzt hatte, „muß nur seinen Namen auf einen Zettel schreiben und kann beruhigt gehen. Diesmal wird volle Sympathie in Anspruch genommen. Still und züchtig tritt jetzt ein Mägdelein herein. Der Doktor richtet eben eine neue Füllung seiner langen Pfeife zurecht und zündet mit dem Zettel, den der Knecht beschrieben, den Tabak an; denn die Sympathie wirkt in dem Moment, da der Patient schreibt und der Miehle dazu denkt. Der Zettel kann also unbeschadet als Fidibus verwendet werden.“

Wollten wir den „Schnider-Miehle“ wegen dieses letztgenannten, eigentümlichen Verfahrens rundweg zur Kategorie der bewußten Betrüger zählen, so würden wir ihm vielleicht sehr unrecht tun. Es kann angenommen werden, daß der „Schnider - Miehle“ die Verletzung des Holzknechtes sofort als gutartig erkannt hat und deshalb genug zu tun glaubte, wenn er den heilenden Einfluß seiner Autorität als schwerwiegenden Faktor in die Schale warf. *Strindberg* spricht im ersten Blaubuch (S. 29) von **Akkumulatoren des Glaubens**:

„Wenn ein Stamm von wilden Menschen anfängt, einen Meteorstein zu verehren, und dieser Stein dann von einer Nation Jahrhunderte hindurch verehrt wird, so akkumuliert dieser Stein psychische Kraft oder wird ein heiliger Gegenstand, der Kraft an die abgeben kann, die den Empfangsapparat Glaube besitzen. Der kann also Wunder wirken, die für die Ungläubigen ganz unbegreiflich sind.“

Jeder Arzt von Ruf weiß in dem Glauben der Patienten an sein Können einen heilkräftigen Bundesgenossen zu schätzen. Wir brauchen wohl nicht auf die Glaubensheilungen Christi hinzuweisen oder an seine stereotype Antwort: „Dein Glaube hat dir geholfen“, zu erinnern.

„Jede volkstümlich berühmte Person könnte Wunder tun, tatsächlich oft ohne es zu wissen.“ So sagt *Eliphas Lévi* in dem ersten, soeben erschienenen Band der deutschen Ausgabe seiner Werke: „Das große Geheimnis“, und er fährt fort: „In der Zeit, als Frankreich seine Könige anbetete, heilten die Könige die Skrofeln.“ (§. 57.)

Sonderbare Manipulationen unterstützen den Glaubensakt. Credo quia absurdum, ich glaube es, weil es widersinnig ist. Wenn der Holzknecht seinen Namen auf einen Zettel schreiben darf, so fördern seinen bedingungslosen Glauben die geheimnisvollen Vermutungen, die er an das Schicksal dieses Zettels knüpft. Das dürfte der „Schnider-Mühle“ wohl gewußt haben. Auch die bizarren, oft lächerlich scheinenden Zeremonien der rituellen Magie dienen, wie *Eliphas Lévi* in dem ebenerwähnten Buch (S. 55) offen gesteht, dazu „die Einbildungskraft ihrer Schüler anzuregen und ihnen das Bewußtsein einer Kraft zu geben, die existiert, sobald man daran glaubt, und die durch die Beharrlichkeit der Anstrengung zunimmt.“

Wenn nun der „Schnider-Mühle“ den beschriebenen Zettel in aller Gemütlichkeit als *Fidibus* gebraucht, so wollen wir dem einfachen Mann keineswegs unsere Gedanken unterlegen, wenn wir folgende Betrachtung daran knüpfen:

Jedes beschriebene Blatt besitzt eine charakteristische Ausstrahlung, wie die Untersuchungen *Kallenbergs*<sup>1)</sup> ergeben haben. Diese Ausstrahlung bezeichnet der Sympathetiker, wie wir noch hören werden, als *Mumie*, als das Unzerstörbare. Durch die Verbrennung der Schriftzüge wird diese Mumie aus ihrer materiellen Bindung — in unserem Fall also von der Tinte — befreit. Im Augenblick des Schreibens durchtränkt der Holzknecht Papier und Schrift mit Willens- und Glaubensenergie. Es ist auch zu bedenken, daß die ungelenke Schrift eines Bauernknechts mehr geistige Konzentration erfordert als die fließende Schrift des Gebildeten. Es wäre nun nicht undenkbar, daß diese gestaltende Energie beim Verbrennen des Zettels frei wurde und sich mit dem Glauben des „Schnider-Mühle“ an seine eigene Heilkraft verbindend, vom Glauben des Holzknechtes wieder angezogen, zurückkehrte und die Heilung seiner Wunde günstig beeinflusste. Um aber die Rückwirkung einer unter gewissen sympathischen Beziehungen stattgefundenen Verbrennung eines Schriftzuges zu einem Heilungsvorgang in den Bereich der

---

<sup>1)</sup> F. Kallenberg, „Offenbarungen des siderischen Pendels. Die Leben ausströmende Photographie und Handschrift.“



Wahrscheinlichkeit zu rücken, ist eine langjährige sympathetische Praxis und viel kritische Beobachtungsgabe erforderlich.

Wir haben diesen unseren Erklärungsversuch mitgeteilt, um den Leser in das oft eigenartige Denken und Kombinieren des sympathetischen Praktikers einzuführen, müssen aber betonen, daß unser Verstand selten ausreicht, die Tatsachen genügend zu erklären, die uns auf diesem Gebiet allenthalben überraschen.

Wenn der Sympathetiker eine Kur kombiniert, so ist „Denken“ eigentlich dafür nicht die richtige Bezeichnung. Er muß sich einfühlend in die Natur, als ihr dienender Genius auf ihre Worte lauschen, die ihm von außen zugebracht werden, bevor er selbst zu denken beginnt. Weil wir verlernt haben, auf die Stimme der Natur zu hören, klammern wir uns an den Verstand, der uns mit dem Entweder — Oder des Zweifels überschüttet. Das Wissen, das keine Frage nötig hat, der Glaube, der mit dem Wissen nicht in Widerspruch steht, ist uns abhandengekommen. Jetzt kann uns, wie Parzifal, nur die Frage des gesunden, nicht vorwitzigen (!) Zweifels retten: Warum blutet die Hostie? Höchste Weisheit, Evangelienweisheit, um die wir die Einfältigen beneiden müssen, gibt bescheidener Frage die urwahre Antwort: Glaube!

Ganz anders schreibt *Paulus* an die römische Christengemeinde (10, 6): „Aber die Gerechtigkeit aus dem Glauben spricht also: »Sprich nicht in deinem Herzen: Wer will hinauf gen Himmel fahren?« (Das ist nichts anderes denn Christum herabholen).“

Während *Parzifal* sich durch die Frage des Zweifels den Rückweg bahnen muß, der zum Wissen und von diesem zum Glauben und durch diesen zum Gral führt, wendet sich *Paulus* von vornherein an Gläubige, die die Frage überwunden haben, die bereits in der „Gerechtigkeit aus dem Glauben“, in dem Zustand des „amor fati“, in der Hingabe an das „Wort“ die beharrliche Ruhe (*Apathie*) der Gewißheit gefunden haben.

Was ist denn Glaube?

Wieviel wurde über diese Frage schon philosophiert, und die Antwort blieb problematisch, so oft sie von solchen

kam, die den echten Glauben nicht besaßen. „Glaube ist die auf subjektiv zureichende Gründe gestützte Überzeugung“, sagt *Kirchners* philosophisches Wörterbuch (Heidelberg 1886, S. 139). Wenn aber die „subjektiv zureichenden Gründe“ objektiv falsche sind, so ist unbewußter Aberglaube das Resultat. Diese Definition können wir also nicht gelten lassen, und wir werden schwerlich eine bessere finden als die, welche *Johannes* im Brief an die Ebräer (11, 1) gegeben hat: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, was man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.“

Und was ist dann Aberglaube? Das soll uns *F. Strunz* sagen: „Aller Aberglaube ist alte Wissenschaft, alle Wissenschaft neuer Aberglaube.“<sup>1a)</sup>

Woher weiß das wundkranke Wild, daß es das Wasser aufsuchen muß? — Instinkt? Hat sich doch zur rechten Zeit ein Begriff eingestellt, hinter dem man sich mit der schuldigen Antwort verbergen kann? Fragt *Wundt*, *Perty*, *Lotze*, *Joly*, *Herbart*, *Carus*, *Lamarck*, was Instinkt ist, fragt alle, die sich mit der Frage beschäftigten, um zu erfahren, daß wir es nicht wissen. Und, die es wissen, können es nicht beschreiben.

Urwissen, Naturwissen, Gemütswissen, Glauben, das ist die Empfangsapparatur dessen, der in kindlicher Einfalt das zusammenfügt und ordnet, was die Mutter Natur ihm ins Blut raunt. Und die Natur ist Gottes Abglanz, durch den sich der Sterbliche mit ihm verbunden fühlt.

Mag dem Tier das Zusammenfügende und Ord nende fehlen — quamvis diversis gradibus —, so tritt nur um so sprechender eine mit Worten nicht faßbare, split ternackte Komponente aus dem Dunkel der Tierseele heraus, die ein mitleidiger Schulmeister mit den Buchstaben eines künstlichen Wortes notdürftig bekleiden zu müssen meint: Instinkt heißt der rohe, billige Umhang, der eine freie, nackte Idee wider ihren Willen in unpassende Kleidung zwängen möchte. Sollen auch wir den Mantel der wissenden


<sup>1a)</sup> S. Einleitung zu Berthelot, Die Chemie im Altertum und Mittelalter, Leipzig und Wien, 1909, S. IX.

Schuld um unwissende, schuldlose Lenden werfen, oder wollen wir mit reinen, unschuldigen und verträumten Kinderaugen uns des Anblicks der paradiesisch-nackten Schönheit freuen? Ja, laßt uns schauen, bis all unsere Sinne wach werden, bis der Urwissensstrom aus dem unberührten Schoße der geschauten Idee hervorbricht, bis in seinen aufsteigenden und sich wieder senkenden Dünsten das Bild wie hinter einem wohltätigen Schleier wieder entschwindet, bevor wir unzeitig das Bild der Idee mit seinem wahren Namen nennen möchten, bevor wir in dem Phantom die den Sterblichen tötende Wahrheit erkennen.

Von dem Bilde ist nur eine Wolke übrig geblieben, durch die mit Donnerkrachen der Blitz des Urwissens zuckt. Naturrunen schüttelt der Nordwind aus der Weltesche splitterndem Geäste, Naturraunen umgibt und erfüllt uns. Das Logosferment rührt sich in uns und macht uns beben und da — mit einem Schlage werden unsere nüchternen Erdenaugen wieder in gewohnter Weise sehend und das „Tier“ steht wieder vor uns, von dem unsere verzückte Betrachtung ihren Ausgang nahm, das Tier mit den gütig-grausamen Augen der Sphinx. Und doch ist jetzt an dem Tier etwas Neues, etwas, über das wir nachsinnen müssen, und schon will jener helllichtige Glanz unsere äußeren Augen wieder gefangen nehmen. Sehen wir recht? Erhebt sich nicht im Hintergrund dicht neben der Sphinx in nebelhaften Umrissen die ragende Pyramide des Glaubens? —

Jene unaussprechliche Sehnsucht ist wieder in uns gekeimt, hinter der der Glaube lockt, Sehnsucht nach dem paradiesischen Wissen, mit dem der Glaube eins war.

. Seitdem wir vom Baum der Erkenntnis gegessen haben, ist uns das Geheimnis des Lebens entfallen. Von der Koinzidenz des Glaubens und Wissens sind wir ausgegangen, und durch die Trunkatio wurden wir ins Reich des Wissens verbannt. Noch hütet der Drache die Schwelle, weil wir, so wie wir jetzt sind, nicht zum Licht, sondern zur Nacht des Wahnsinns vordringen würden. Aber wir ahnen bereits, daß der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis, daß die Säulen Jachin und Boas, daß Glauben und Wissen dereinst wieder zusammenfallen müssen, und daß wir dann die

Schwelle überschreiten, daß wir über die Regenbogenbrücke reiten werden. Dies wird nach der Winternacht sein, fünfzig Tage, nachdem die Ostersonne am Morgen eines neuen Jahres aufgegangen ist. Dann bricht das verlorene Wort aus unserem Munde, aus Händen und Füßen, und dann sind die Äste der paradiesischen Bäume hoch im Bogen zusammengewachsen, und dann ist der Querbalken über die Tempelsäulen gelegt, und dann erscheint die Regenbogenbrücke, und in diesem zeitlosen Ewigkeitsaugenblick steht nur mehr ein einziger Baum im Paradiese, die durch das  (He) symbolisierten Säulen schlagen zusammen und lassen, zum T-(Tau-)Zeichen des Logos gewandelt, ein flammendes Kreuz am Himmel der Sehenden aufleuchten. Zwischen Niflheim und Walhall erhebt es sich triumphierend auf der höchsten Wölbung der Brücke. (Vgl. Fig. 9, S. 203.)

Und wo ist das sphinxäufige Tier geblieben, aus dessen naiven Augen wir so hohe Weisheit lasen? Fragt Meister Goethe. Im „Märchen von der Schlange“ wird er euch Red' und Antwort stehen und — gedenkt auch ihr „ der Schlange in Ehren!“ — — —

Die homerischen Helden, die großen erwachsenen Kinder der Vorzeit, „dachten mit dem Zwerchfell“ (*σφρηξι νοσιν*, Odyssee, III., 26) oder, wie wir heute sagen würden, mit dem Plexus Solaris (Sonnengeflecht), der Zentrale des sympathischen Nervensystems. Mit anderen Worten: Das Denken dieser noch unverdorbenen Söhne der Natur war allonom, es leitete sich ab von dem kosmischen Allbewußtsein, dessen zeitweises Aufblitzen wir heute nur mehr an dem Genie als Abnormität bewundern, und das wir oft von rührender, kindlicher Naivetät begleitet finden. Der geborene Sympathetiker ist ein genialer Künstler in seiner Art. Der gelernte oder gar der gelehrte „Sympathiedoktor“ bleibt Banause, wenn er sich nicht bequemt, wieder Kind zu werden, in kindlichem Verlangen, aus harmonischem Urtrieb die Brust der Natur zu suchen.

An diese letztere Kategorie wendet sich der vorliegende Band. Auf gelehrte Weise soll der Gelehrte überzeugt werden, daß es noch Erstrebenswerteres gibt als auf dem zackig-vielgipfligen, verwitterten Grat des Verstandes der

untergehenden Sonne mit trotzigem: „Warum?“ nachzuspüren und, nagendes Heimweh im Herzen, die kommende, endlose Nacht anzuklagen, daß aber hinter der regelmäßigen Pyramide des Glaubens ein neuer Sonnenaufgang von unbeschreiblicher Pracht heraufdämmt, der allen Jammer verschluckt und stummes Staunen an Stelle rastlosen Suchens aus Goethes „goldenen Eimern“ ausgießt. Nicht zieht mehr ängstliches Achten auf die Gefahren des Weges den Blick auf den Boden. Aufschauend, die Mutter erkennend, schlürft Göttermeth aus hingebenden Brüsten der Lieblich der Natur.

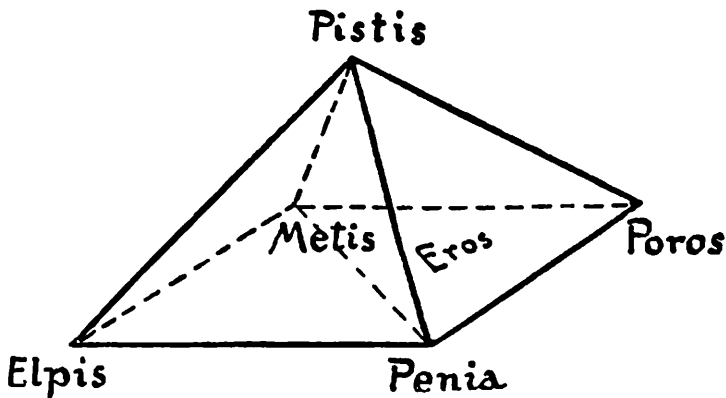


Fig. 11.

*Pistis*, der Glaube, *Elpis*, die Hoffnung und *Eros*, die Liebe, sind die Bausteine der Pyramide des Glaubens<sup>2)</sup>, der Einweihungsstätte des Schülers der sympathischen Magie. Den Hauptbestandteil der Grundfeste (Jesod = Basis) bildet der *Eros*, dessen Genealogie nach *Platons* Symposion (203) auf *Metis*, die Klugheit, die Mutter des *Poros*, auf Vater *Poros*, den Erwerb und Mutter *Penia*, die Bedürftigkeit, zurückgeführt wird. Erzeugt wird *Eros* am Geburtsfest *Aphrodites*; „denn die Erscheinung des Schönen ist es, wodurch die Liebe erweckt, der höhere Teil des menschlichen Wesens sollicitiert wird, den niederen, endlichen und be-

<sup>2)</sup> cf. Paulus an die Kcorinther 13, 13: „... aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

dürftigen zu befruchten, sich mit ihm zum Streben nach dem Guten zu vereinigen." Mit diesen letzten Worten schließt *Dr. E. Zeller* in seiner vortrefflichen „*Philosophie der Griechen*“ (II. Teil, 1. Abt., 2. Aufl., Tübingen, 1859, S. 386) seine Erklärung des platonischen Mythos vom Eros. \*)

Kehren wir nun nochmal auf einen Sprung zu unseren Schwarzwälder Originalen zurück.

Interessant dürfte noch sein, wie der junge Hansjakob vom „*Nagile-Karle*“, seinem „*Leibarzt*“, dessen „*Sympathie*“ sich nur „auf das Heilen von Zahnweh und auf Mittel gegen die Eingeweidewürmer bei Buben“, worin er aber „kompetent“ war, erstreckte, wie er von diesem über das Wesen der Sympathie kurz und bündig belehrt wurde. Dem schon damals kritisch beobachtenden Jungen fiel es auf, daß der „*Nagile-Karle*“, der doch andere so gut von Zahnschmerzen befreien konnte, selbst stets mit einer geschwellenen Backe und verbundenem Kopf herumliefe. So konnte der junge Zweifler die Frage nicht unterdrücken, wie sich das zusammenreime. „Der Karle war sonst das Phlegma zu Pferd.“ erzählt unser Autor, „aber diesmal fuhr er mich hitzig an: Du dumme Bua, du waisch nit, was Sympathie isch! Ich nehm' andere das Zahnwäh ab und behalt' es selber. Heute erst verstehe ich, wie klassisch der Nagile-Karle das Fremdwort Sympathie (Mitgefühl) übersetzt hat. Aber eins begriff ich damals schon, daß der arme Nagler ein Märtyrer sei zugunsten seiner Mitmenschen.“

Die Ratschläge dieses seines alten Freundes, die Zähne im Sommer mit Salbei, im Winter mit Brotkruste zu putzen, Schnittwunden beim Schreiner zusammenleimen zu lassen, „im Frühjahr die ersten Schossen des Brombeerstrauches zu pflücken, ins Wasser zu legen und von dem Wasser zu trinken“, um den Eingeweidewürmern vorzubeugen bzw. sie zu vertreiben und das Wachstum des Körpers zu fördern, dies alles befolgte der gelehrige Schüler

---

\*) Das obiger Betrachtung zugrunde liegende Motiv wird der Leser in meiner Homunkulusbroschüre (Linser-Verlag, in Vorbereitung) wiederfinden. Dort wird auch von den Säulen Jachin und Boas ausführlich die Rede sein, so daß der für manche Leser vielleicht noch dunkle Sinn obiger Worte ganz klar zutage treten wird.

getreulich, und er hat es, wie er selbst bestätigt, nicht bereut.

Ein anderer erfolgreicher Praktiker besuchte nachts, um von niemand „beschrien“ zu werden, die Ställe, in denen krankes Vieh war, fand unter 50 und mehr Tieren sofort das kranke heraus, riß ihm unter „stillen Formeln“ je drei Haare aus zwischen den Hörnern, auf dem „Bug“ und auf dem „Kreuz“ und warf diese Haare auf dem Heimweg in fließendes Wasser.

„Bei Menschen vermochte seine Sympathie nicht soviel zu wirken wie beim Unvernünftigen. Konnte er bei den ersteren nicht gleich helfen, so glaubte er, weitere irdische Hilfe sei unnötig, Leben und Tod des betreffenden hänge von den »Planäte« (Planeten) ab. Er huldigte also jener alten poetischen Anschauung, daß des Menschen Schicksal in den Sternen geschrieben stehe.“

Wenn auch Hansjakob kein Professor der Psychologie war, d. h. wenn man auch nicht im Examen beteuern muß, was er sagte, so ist es doch wenigstens interessant zu hören, daß er auf Grund eigener Beobachtungen gefunden hat, daß Sympathieanwendungen auch auf Tiere einwirken, daß man also die Suggestionstheorie bei Erklärung der Sympathiekuren ruhig einpacken kann. Gewiß ist indes — für uns wenigstens —, daß der Glaube dieses „Planetenmannes“ an dem Erfolg seiner Kur neben vielem anderen, wovon wir noch hören werden, mitwirkte. Der Glaube, den der Sympathetiker benötigt, hat aber mit Autosuggestion nichts zu tun, eher mit Allosuggestion, wenn man das Allon, das Andere als den Urborn, aus dem alles fließt, auffaßt. Dann bleiben wir aber doch lieber bei dem deutschen Wort: Glaube ohne Wenn und Aber.

Der Kommentar zu den übrigen Beispielen unseres Autors ergibt sich für den, der unser Buch zu Ende gelesen hat, von selber. Wichtig ist dagegen noch folgendes:

*Hansjakob* erklärt die Sympathiekuren als „unaufgeklärte, tatsächliche Erscheinungen auf dem Gebiet der Psychologie und Physiologie.“ Damit hat er ganz recht, weil er ja nur die in seiner Heimat und im Volk überhaupt angewandte niedere oder natürliche Sympathielehre im

Auge hatte und kannte. Nun haben wir aber bereits bemerkt, daß uns, ganz streng genommen, nichts berechtigt, eine niedere und höhere Sympathie zu unterscheiden, daß wir nur aus rein äußerlichen Gründen, um unserem schulmeisternden Verstand eine Konzession zu machen, diese nur für den Rahmen unseres Buches berechnete Scheidung vornehmen wollen. In diesem Sinne wäre noch einiges zu bemerken.

Wir können es vielleicht noch erleben, daß die volkstümlichen, also niederen Sympathiekuren als wissenschaftlich anerkannte Tatsachen — „Entdeckungen“ wird man sie nennen — in lateinisch-griechische Namen neu gekleidet und so von dem peinlichen Armeleutegeruch befreit, zum größten Teil „rehabilitiert“ werden. Im Zusammenhang mit der „Mumie“ werden wir noch kurz auf die moderne Organotherapie zu sprechen kommen. Dem medizinischen Fachmann wird im Verlauf unserer Darstellung noch manches andere begegnen, was ihm nach dem neuesten Stand der Wissenschaft durchaus nicht mehr lächerlich erscheint, auch wenn es nicht im Bereich unseres Könnens liegt, all diese Verbindungsfäden zu ziehen. Das, was wir als „niedere Sympathielehre“ bezeichnen, sind Phänomene, die sich ins Gebiet der Psychologie und Physiologie einreihen lassen, die also der empirisch-experimentellen Forschung noch zugänglich sind. Im Notfall gibt es ja auch eine *Meta- und Parapsychologie*. Was darüber hinausreicht, rechnen wir zur „höheren Sympathie“ und somit ins eigentliche Gebiet des echten Okkultismus, der niemals (!) offizielle Wissenschaft wird, der auch nichts mit „Nachkriegspsychose“ zu schaffen hat, weil er zu allen Zeiten und in aller Welt seine Vertreter hatte.

Wir können den „Trennungsstrich“ vielleicht noch deutlicher hervorheben, wenn wir im Anschluß an *Dr. Maacks* Schrift „Das zweite Gehirn“ (Hamburg, 1921) das dem quantitativen Forschungsziel Untergeordnete der niederen, natürlichen, das dem Qualitativen Untergeordnete aber der höheren Sympathie und Magie zuteilen. Eine pedantisch genaue Abgrenzung dieser beiden Gebiete wird hiermit, wie gesagt, weder angestrebt, noch läßt sie sich ermöglichen; denn das Quali-



tative durchdringt das Quantitative, ohne sich darin zu erschöpfen.

Wir wollen uns also zunächst mit der sogenannten niederen, natürlichen Sympathie, also mit diesen Gebieten beschäftigen, die auch einer wissenschaftlichen Erforschung größtenteils noch zugänglich sind bzw. schon zugänglich waren.

Kürzlich hielt ein bekannter Münchener Professor einen Vortrag über „*Wissenschaft und Okkultismus*“. Es fiel uns auf, daß er vom modernen Okkultismus nur als von einer para- und metapsychologischen Richtung sprach und die grundlegenden Gebiete: Magie, Kabbala, Alchemie, Mystik etc. gar nicht berührte. Aber er hatte recht. Hat doch der Mode-Okkultismus — und von dem sprach er — die unverkennbare Tendenz, in der äußeren Peripherie der offiziellen Wissenschaften „herumzuschwimmen“ und den „Verborgenen“ zu spielen, wenn er gelegentlich einmal ein wenig im Uferlosen untertaucht. Beim echten Okkultismus treten sofort eherne, unbequeme Forderungen an den Neuling heran, es gilt eine qualvolle Abrechnung mit dem Verstand zu bestehen . . . , kurz, die Masse flieht instinktiv diese Schwelle.

Im II. Kapitel haben wir die Namen der wichtigsten Pioniere schon genannt, die den Anschluß der sympathischen Kurmethode mit der „exakten“ Wissenschaft bereits mustergültig vollzogen haben. Wir werden noch mehr von diesen Männern hören und nennen jetzt nur den 1899 verstorbenen deutschen Forscher *Du Prel*, der unermüdlich tätig war, die bisherigen Resultate vorurteilsfreier Vorgänger und Zeitgenossen zu sammeln, durch eigene, kritische Beobachtungen weiter auszubauen und auch dem deutschen Laienpublikum verständlich, darzustellen. Als Offizier von Beruf war es ihm gegeben, mit strategischem Überblick Spreu vom Weizen zu sondern und aus dem reichen Material des Vorgefundenen in knapper Kürze das Wesentliche vorzutragen.

Wenn wir nun im folgenden den Leser in den Grundzügen mit dem vertraut machen wollen, was die moderne, nach eigenartigen, aber wissenschaftlich einwandfreien Grundsätzen arbeitende, bei uns in Deutschland noch inoffizielle Forschung von der alten Überlieferung als jederzeit kontrollierbare Tatsachen beibehalten konnte, so stehen uns zwei Wege offen. Entweder müssen wir uns darauf beschränken, mit eigenen Worten das zu umschreiben, was *Du Prel* bereits besser, als wir es können.

dargelegt hat, wobei wir die Werke *de Rochas*, *Reichenlachs* und vieler anderer fleißig heranziehen müßten, oder wir verzichten, soweit es angeht, auf eine erzählende Wiedergabe überhaupt und bringen das Beste gleich aus erster Hand. Wir entschließen uns zu dem letzteren um so lieber, als wir eine im Buchhandel vergriffene Abhandlung *Du Prels unverdienter Vergessenheit* gerne entreißen möchten, indem wir sie wenigstens auszugsweise im nächsten Kapitel zum Abdruck bringen.

Es ist dies ein Aufsatz, der einmal in der „*Zukunft*“ (Berlin-Charlottenburg) erschienen ist. Nummer und Jahrgang konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Wir haben lediglich einen Separat-Abdruck zur Hand.

Der Titel lautet:

## 2. Kapitel:

### Die sympathetische Kurmethode.

Wenn die Reben wieder blühen,  
Rühret sich der Wein im Faß.

„der Magnetismus muß mit der Sympathia nicht confundiret werden: Denn die magnetischen Eigenschaften fließen gerade auff den motum localem, die sympathetischen aber auff den alternativum.“ *Jo. Nicol Martius*, Unterricht von der wunderbaren Magie, verlegt bei Christoph Gottlieb Nicolai, Frankfurth und Leipzig 1719. Cap. 2, § 3, i.

Das diesem Kapitel vorangestellte Zitat aus dem seltenen Werk des *Martius* wolle sich der Leser bei der Lektüre der Abhandlung *Du Prels* stets vor Augen halten. Dieser wichtige und grundlegende Gedanke spricht wohl da und dort aus den Worten unseres Autors, muß aber vielleicht doch, bevor wir ihn selbst zu Worte kommen lassen, noch besonders nachdrücklich hervorgehoben werden.

Die magnetische Kur erstreckt sich also auf den motus localis, auf die Wiederherstellung der normalen „örtlichen Bewegung“ der intrazellularen Energien. Die Sympathiekur dagegen stellt die Wechselwirkung (alternatio = der Wechsel) wieder her, d. h. sie vermittelt nicht nur die Ordnung, deren der individuelle Organismus zu seiner normalen Funktion bedarf, sondern sie setzt auch diesen Organismus wieder mit seiner Umgebung, mit dem universellen Rhythmus in normale Wechselwirkung, sie rekonstruiert also nicht nur den status quo individualis,

sondern auch den status quo universalis. Damit dieser letztere aber wieder eintreten kann, ist es nötig, daß der Sympathetiker sich selbst vom universellen Rhythmus getragen fühlt und dieses sichere Gefühl auf seinen Patienten überträgt. Nur der wahrhaft Apathische, der vom Allwillen kosmisch Geleitete, nicht der vermeintlich Treibende, sondern der bewußt Getriebene, nicht der widerspenstig-Ichwillensberauschte, sondern der fügsam wirklich-Willensfreie kann somit wirklich erfolgreicher Sympathetiker werden. Er braucht kein Rezeptbuch, sondern Es-in-ihm weiß jederzeit das geeignete Heilmittel, ja oft sogar genügt seine Anwesenheit, eine sofortige Heilung zu bewirken. Die Verordnungen haben sehr oft nur die Aufgabe, den Patienten vorübergehend wenigstens in den Zustand der Apathie zu versetzen. Auch der berufene Magnetiseur heilt in diesem Sinne durch Sympathie oder richtiger — durch Apathie.

Im Sinne dieser einleitenden Bemerkungen wolle nun der Leser den Ausführungen Du Prels aufmerksam folgen. Dann wird er einer naheliegenden Verwechslung der Sympathie mit dem Magnetismus sicherlich entgehen.

Du Prel beginnt:

„Oberst Rochas, Direktor der technischen Hochschule zu Paris, hat in neuerer Zeit Experimente angestellt, welche die weiteste Verbreitung verdienen, und die seither auch vom Professor Luys und von anderen wiederholt wurden. Er hat verschiedene Versuchspersonen in Somnambulismus versetzt, wobei sich die längst bekannte Erscheinung der Empfindungslosigkeit in der Hautschicht einstellte. Er hat aber konstatiert, daß die Empfindungsfähigkeit dabei nicht verschwindet, sondern exteriorisiert wird; es bildet sich um den Körper der Somnambulen eine Reihe konzentrischer, sehr dünner Schichten von magnetischer oder — um mit Reichenbach zu reden — von odischer Ausströmung, welche empfindungsfähig und durch empfindungslose Zwischenzonen getrennt sind. Die Trennung beträgt 5 bis 6 cm; die unterste Schicht ist um die Hälfte dieses Betrages vom Körper entfernt; die anderen dehnen sich bis zur Entfernung mehrerer Meter vom Körper aus. Versetzt man ein Glas Wasser in die

dem Körper zunächstliegende Schicht, so entsteht dahinter ein „odischer Schatten“, und das Wasser, von welchem das Od aufgesaugt wurde, ist damit empfindungsfähig geworden. Ist es ganz gesättigt, so sieht man von seiner Oberfläche odischen Rauch aufsteigen. Zwischen diesem odisierten Wasser und der Versuchsperson besteht aber ein magnetischer Rapport: die Berührung des Wassers, die der Magnetiseur, selbst in Entfernung, vornimmt, wird vom Somnambulen an jenen Körperteilen empfunden, denen das Glas zunächst lag, aus welchen also das Od stammt.

„Diese Experimente bestätigen also, was *Humboldt* und *Reil* über die Nervenatmosphäre gelehrt haben, was *Reichenbach* in zahlreichen Schriften als Odlehre bekanntgegeben, aber schon *Mesmer* als animalischen Magnetismus bezeichnet hat. Sogar das magnetisierte Wasser, über das die Wissenschaft nun seit hundert Jahren lacht, kommt endlich zu seinen Ehren. Es zeigt sich ferner, daß die Phänomene des animalischen Magnetismus, die man in neuerer Zeit aus bloßer Suggestion erklären wollte, auf einer realen odischen Ausströmung beruhen, und daß auch der magnetische Rapport, den man ebenfalls in Suggestion auflösen wollte<sup>1)</sup>, auf einer odischen Verschmelzung beruht. Suggestion kann nämlich offenbar nur von Gehirn zu Gehirn stattfinden, nicht aber von einem leblosen Gegenstand auf ein Gehirn.

*Rochas* hat nun aber gezeigt, daß nicht nur Wasser, sondern auch andere, fette, klebrige Substanzen das exteriorisierte Od magazinieren und damit empfindungsfähig werden. Eine kleine Wachstatuette war einige Augenblicke in die exteriorisierte odische Empfindungsschicht gestellt worden; wenn er ihr nun Nadelstiche beibrachte, wurden diese von jenen Körperteilen der Versuchsperson empfunden, von welcher die Odschicht abgegeben war. *Rochas* fügte in den Kopf der Wachfigur Haare ein, die vom Nacken der Versuchsperson genommen waren, und ließ dann von einer dritten Person die Figur wegtragen. Er weckte dann die Somnambule und sprach mit ihr. Plötzlich fuhr sie mit der Hand an den Nacken und be-

---

<sup>1)</sup> Vgl. *Moll*: Der Rapport in der Hypnose.

hauptete, sie sei bei den Haaren gezogen worden. Das war im gleichen Augenblick an der Figur getan worden. Man stellte sodann eine photographische Platte in die exteriorisierte Odschicht, nahm dann ein Bild der Versuchsperson auf, und da nun der Magnetiseur zweimal unversehens das Bild mit einer Nadel berührte, empfand es die Somnambule an der korrespondierenden Stelle, nämlich an der rechten Hand, stieß einen Schrei aus und verlor einen Augenblick lang das Bewußtsein. Als sie zu sich gekommen war, merkte man auf dem Handrücken zwei gerötete Striche, die vorher nicht da waren und mit den von der Nadel auf der Photographie gezeichneten Hautrissen genau übereinstimmten. Bei einem zweiten Versuch ritzte Rochas die gekreuzten Hände auf der Kollodiumschicht des fixierten Bildes; die Somnambule brach in Tränen aus, und zwei bis drei Minuten später entstand vor den Augen der Zuschauer das entsprechende Stigma. Suggestion und Autosuggestion sind hier ausgeschlossen; denn Rochas hatte absichtlich den Blick abgewendet, als er das Bild ritzte, und die Somnambule wußte ebenfalls nicht, an welcher Stelle das Bild verletzt war.

„Wenn das Tastgefühl exteriorisiert werden kann, dürfte es auch von den übrigen Sinnen gelten. Als Rochas in das odisierte, also sensibilisierte Wasser ein Fläschchen mit stark riechendem Inhalt setzte, gaben einige Versuchspersonen den Geruch an. Eine Person geriet in Ekstase, als ein Fläschchen *Laurocerasus*essenz in das odisierte Wasser getaucht wurde. Man erinnerte sich dabei unwillkürlich an die Rolle des Lorbeers bei der Pythia in Delphi. Als Rochas eine Lösung von Glaubersalz in die Nähe des Armes der Schlafenden brachte, und dann ohne ihr Wissen die Kristallisation der Lösung von einem Dritten vorgenommen wurde, stellte sich bei der Somnambulen im gleichen Augenblick eine Kontraktur dieses Armes mit großen Schmerzen ein. Zwölf Tage später wurde in diese Kristallmasse die Spitze eines Dolches gedrückt, und die Somnambule im Nebenzimmer fühlte den Stich und stieß einen Schrei aus<sup>2)</sup>).

---

<sup>2)</sup> L'initiation. November 1892. Bd. XVII 110—132. Rochas, Les états profonds de l'hypnose. 57—60.

„Rochas bringt nun das erwähnte Experiment mit der Wachstfigur in Verbindung mit einem Phänomen der schwarzen Magie des Mittelalters, nämlich mit dem Bildzauber<sup>3)</sup>. Diese Analogie trifft nicht ganz zu. Dagegen scheint mir ein anderer Vergleich, der mit einem Phänomen der weißen Magie, viel näher zu liegen, nämlich mit der magisch-magnetischen Heilkunde mit Hilfe der sensibilisierten Mumie. Es dürfte um so interessanter sein, diesen Vergleich zu ziehen, weil sich ein Rest jener Heilkunde bis auf unsere Tage erhalten hat, nämlich die *sympathetische Kurmethode*, und weil sich bei dieser ebenfalls ein Rapport zwischen einem lebenden Wesen und einem leblosen Gegenstand zeigt, also bei der Unmöglichkeit einer suggestiven Erklärung die Notwendigkeit erhellt, den Rapport als ein magnetisches oder odisches Verhältnis aufzufassen.

„In den mittelalterlichen Schriften der Paracelsisten ist dem Wortlaut nach weder von odischen Ausströmungen noch von Exteriorisierung der Sensibilität die Rede. Die Sache kommt aber unter verschiedenen anderen Bezeichnungen vor und war damals so sehr bekannt, daß sie in axiomatischen Sätzen vorgetragen wurde. Damals nämlich wurden die Bücher nur für den kleinen Kreis der Gebildeten, für Kenner und Gesinnungsgenossen, daher lateinisch, geschrieben, und man durfte sich dabei eine Kürze erlauben, die für unsere Zeit Dunkelheit geworden ist. Dieses ist, abgesehen vom wissenschaftlichen Dünkel unserer Zeit, der vornehmste Grund, warum wir glauben, aus dieser mittelalterlichen Literatur sei nichts zu lernen. Wer aber als Kenner der Sache darin liest, wird sich bald überzeugen, daß unsere Vorfahren Dinge wußten, die wir jetzt erst wieder mühsam zu entdecken beginnen. Wer z. B. den magnetischen Rapport kennt, wird dessen Theorie in den scheinbar sehr dunklen Sätzen finden, die der Schotte *Maxwell* schrieb:

„Die Seele ist nicht allein in dem eigenen sichtbaren Körper, sondern auch außerhalb und wird von keinem organischen Körper be-

---

<sup>3)</sup> Rochas: l'Envoûtement.

grenzt. Die Seele wirkt außerhalb des sogenannten eigenen Körpers. Von jedem Körper strömen körperliche Strahlen aus, in welchen die Seele durch ihre Gegenwart wirkt und ihnen Kraft und Wirkungsfähigkeit verleiht. Es sind aber diese Strahlen nicht bloß körperlich, sondern auch von verschiedenen Teilen.“ (*Anima non solum in corpore proprio visibili sed etiam extra corpus est nec corpore organico circumscribitur. Anima extra corpus proprium sic dictum operatur. Ab omni corpore radii corporales fluunt in quibus anima sua praesentia operatur, hisque energiam et potentiam operandi largitur. Sunt vero radii hi non solum corporales, sed et diversarum partium.*<sup>4)</sup>)

„Wie man sieht, würde ein Maxwell über die Experimente Rochas nicht sonderlich verblüfft gewesen sein. Wir aber, die wir seit Maxwell sehr vieles vergessen haben, können von Rochas wieder lernen: 1. daß der menschliche Organismus odische Ausströmungen, also einen odischen Wesenskern hat, 2. daß dieses Od exteriorisiert werden kann, wobei es 3. seine Empfindungsfähigkeit bewahrt, 4. daß es in leblosen Gegenständen magaziniert, z. B. von Flüssigkeiten aufgesaugt werden kann, 5. daß auf solche Gegenstände schädigende Einwirkungen sich auf die Odquelle übertragen.

„Wenn nun auch nicht bestritten werden kann, daß Rochas das nicht hoch genug zu schätzende Verdienst hat, die exakte Forschungsmethode auf ein sehr dunkles Problem angewendet zu haben, möchte ich doch bemerken, daß wir nicht nötig haben, bis zu den Paracelsisten zurückzugehen, um seine Vorläufer zu finden, sondern daß auch die Mesmeristen zu diesen gehören, die allerdings von unseren Gelehrten ebensowenig gelesen werden wie die Paracelsisten. Gehen wir zunächst zurück bis auf das Jahr 1819. In einem Briefe an Deleuze berichtet Herr *Le Lieurre de l'Aubépin* über eine von ihm behandelte sehr merkwürdige Somnambule Manette T.... Dort heißt es:

„Manette war in meiner Abwesenheit eingeschlafen, indem sie eine Myrthe berührte, die ich absichtlich zu diesem Zweck magnetisiert hatte. Als ich zurückkam, näherte ich mich ihr, während sie schlief; ich war von meinem Bruder begleitet, der mich seit einigen Tagen bei der Pflege dieser Frau unterstützte. Ich war sehr erstaunt, zu sehen,

---

<sup>4)</sup> Maxwell: *medicina magnetica*. Kap. 1.



daß sie in einer sehr schmerzhaften Krise lag, die von ihr nicht voraus angekündigt worden war. Nachdem ich sie beruhigt hatte, forschte ich nach der Ursache dieser Krise; sie erwiderte zu meinem großen Erstaunen, mein Bruder sei daran schuld, weil er ein Zweiglein der Myrthe, mit der sie in Rapport gestanden, mit dem Fingernagel abgezwickelt habe, was ihr im gleichen Augenblick Schmerzen in allen Nerven verursachte. Ich bemerke dazu, daß die Myrthe mehr als 6' von ihr entfernt stand, da ich sie weggestellt hatte, als ich an das Bett der Kranken trat.“<sup>5)</sup>

„Hier führte also der Zufall zu einer Entdeckung, die mit der von Rochas die größte Ähnlichkeit hat. Der Vorgang ist sehr klar: der Magnetiseur hatte eine Myrthe magnetisiert, die in seiner Abwesenheit ihn ersetzen sollte, und durch deren Berührung die Kranke in der Tat eingeschlüfert wurde. Das könnte allenfalls noch Autosuggestion gewesen sein, sie ist aber ausgeschlossen im zweiten Akt des Vorganges. Die odische Ausströmung der Patientin war auf die von ihr gehaltene Myrthe übergegangen, ihre Empfindungsfähigkeit war exteriorisiert, und es bestand ein magnetischer Rapport zwischen ihr und der Pflanze, so daß die absichtlose kleine Beschädigung der Pflanze von der Somnambulen empfunden wurde.

„Gehen wir noch weiter zurück bis zum Jahre 1753. Dort ist nicht der Zufall der Entdecker, sondern die Sache wird als völlig bekannt vorgetragen. In einer Schrift des Leibarztes *Andreas Tenzel* wird nämlich die Lehre von der menschlichen Mumie behandelt. Unter *Mumie* versteht man solche Ausscheidungsprodukte des menschlichen Körpers, welche, weil sie mit dem Körper verbunden waren und an seinem Lebensprozeß teilgenommen hatten, odisch durchtränkt sind, also nach der Ausscheidung noch exteriorisiertes Od mit sich führen. Dieses Od nun kann auf eine Pflanze übertragen werden, z. B. indem man die Mumie unter die Pflanze vergräbt, und Tenzel sagt mit Bezug hierauf: »Überdies muß man sich fleißig in acht nehmen, damit nicht diese Staude oder der Baum, womit die von einem gesunden Gliede ausgezogene Mumie vermenget worden, den

<sup>5)</sup> Bibliothèque du magnétisme animal. VIII. 115.

geringsten Schaden erleide oder abgeschnitten werde, sondern man muß sie mit aller Sorgfalt lebhaft und frisch im Wachstum erhalten <sup>6)</sup>.)«

„Tenzel stimmt also mit Rochas darin überein, daß exteriorisiertes Od seine Empfindungsfähigkeit bewahrt, daß ein magnetischer Rapport mit der Odquelle fortbesteht, daher sich schädigende Einwirkungen auf diese übertragen.

„Ziehen wir zunächst eine logische Folgerung: Wenn man auf exteriorisiertes Od schädigend einwirken kann, wovon die Odquelle, der Organismus, affiziert wird, so kann man unzweifelhaft durch Prozeduren von entgegengesetzter Art auf dieses exteriorisierte Od, und damit auf den Organismus, auch wohltuend einwirken. Die Reaktion in der Quelle muß in beiden Fällen eintreten. Diese logische Folgerung nun hat man schon vor 300 Jahren gezogen und darauf die magisch-magnetische Heilkunde gegründet, die einen Zweig der *magia naturalis* bildet. Von ihr handeln *Paracelsus* <sup>7)</sup>, die schon genannten *Maxwell* und *Tenzel*, *Wirdig* <sup>8)</sup> und viele andere, bei denen sie oft auch *sympathetische Heilkunde* genannt wird. Als solche ist sie denn auch heute noch bekannt, das Verständnis dafür ist aber verloren gegangen, und sie wird fast nur mehr von den Bauern auf dem Lande ausgeübt. Ihr Grundgedanke ist nun aber, wie die Experimente von Rochas zeigen, vollständig richtig: das menschliche Od kann exteriorisiert werden, es behält seine Empfindungsfähigkeit und seinen Rapport mit der Quelle; also kann man durch geeignete Prozeduren auf diese zurückwirken. Es ist klar, daß darauf ein medizinisches System aufgebaut werden kann.

„Auch bei den Experimenten von Rochas spielte der Zufall eine Rolle. Bei seinen ersten Versuchen mit odisierten Flüssigkeiten beging er unbewußt einen Mißgriff. Statt solche Flüssigkeiten ihrem natürlichen Verdampfungsprozeß zu überlassen, schüttete er sie zum Fenster hinaus

---

<sup>6)</sup> Tenzel: *medicina diastatica*. c. 7.

<sup>7)</sup> Paracelsus I 844. 851. 857. 1070. II. 313. (Ausg. von Huser).

<sup>8)</sup> Wirdig: *Nova medicina spirituum*.

in den Hof. Dies tat er auch eines Abends, als starker Frost eintrat, nachdem er mit zwei Versuchspersonen experimentiert hatte, die für den folgenden Tag wieder bestellt waren. Sie kamen nicht; am zweiten Tage schleppte sich einer davon mit dem Aussehen eines Todkranken zu Rochas und erzählte, sie seien nachts beide von Kolik befallen worden, hätten sich gar nicht erwärmen können und hätten bis in die Knochen hinein gefroren.

„Um den Wahrheitskern der sympathetischen Kurmethode hat sich im Verlaufe der Zeit sehr viel Aberglaube angelagert, und als die Aufklärung diesen Aberglauben verwarf, hat sie das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Wir aber, die wir den Grundgedanken als richtig anerkennen müssen, haben allen Grund, den Faden, den einst mittelalterliche Ärzte gesponnen haben, wieder aufzunehmen und weiter zu spinnen.“

„Das Verfahren, welches die Paracelsisten hauptsächlich anwendeten, um durch geeignete Behandlung des exteriorisierten Od Krankheiten des Körpers zu heilen, bestand darin, daß man die Mumie verpflanzte. Dieses Verfahren wurde *Transplantatio morborum* genannt. Man sagte sich, daß das Od — im Mittelalter nannte man es „Lebensgeist“ — den ganzen Körper durchdringt, daß demnach auch alle Ausscheidungprodukte — Mumie genannt — davon erfüllt seien. Man hat zwar zwischen leiblicher und geistiger Mumie unterschieden; diese Unterscheidung ist aber von keinem Belang, weil es bei den sympathetischen Kuren nur auf den Lebensgeist, das Od, ankommt und nicht auf dessen materiellen Träger.“<sup>9)</sup>

---

<sup>9)</sup> Die Technik der modernen chirurgischen Transplantationen ist von den sympathetischen Transplantationen ebenso grundverschieden wie das Anwendungsprinzip dieser beiden „zufällig“ gleichlautenden Manipulationen. Trotzdem stehen aber diese Namensvettern in naher Ideenverwandtschaft. Professor Dr. Hans Schmaus (Grundriß d. pathol. Anatom., 6. Aufl., Wiesbaden, 1901, S. 92) sagt, die Erfahrung, daß abgetrennte kleine Gewebstückchen außerhalb des Körpers eine Zeitlang *überlebend* erhalten werden können, habe zu dem Versuch geführt, solche einem anderen Individuum oder einer anderen Stelle desselben Individuums entnommene Hautstückchen auf langsam heilende, granulierende Wunddefekte zu überpflanzen, zu transplantieren, um an diesen die Überhäutung zu beschleunigen. Unter günstigen Umständen wuchsen solche Stückchen

„Der Lebensgeist der Mumie bleibt im Rapport mit dem des Körpers und er zeigt sich sogar auf Entfernung, wie eben auch zwischen dem Magnetiseur und dem Somnambulen, wo die odische Verschmelzung es mit sich bringt, daß Gefühle, Empfindungen und Gedanken des Magnetiseurs auf die Somnambulen übergehen. Wird die Mumie in Verbindung gebracht mit einem Naturkörper, welcher heilsame Eigenschaften besitzt, d. h. dessen eigenes Od günstig auf das exteriorisierte Od des Patienten einwirkt, so wird der kranke Lebensgeist des Patienten von dem gesunden Lebensgeist, mit dem er verschmolzen wird, verzehrt. Alle Methoden der Verpflanzung bezwecken zunächst, den erkrankten Lebensgeist zur Tätigkeit anzuregen; die speziellen Verpflanzungsorte aber bestimmen die besondere Wirkung auf die Mumie. Man kann auf die Mumie bestimmte mineralische Stoffe einwirken lassen — damit stehen wir vor den mittelalterlichen Problemen des sympathischen Pulvers und der Waffensalbe —; man kann die Mumie in der Luft austrocknen, in den Rauch hängen, verbrennen, ins Wasser werfen, wie es eben die jeweilige Krankheit erfordert. Man kann die Mumie auch Tieren zu fressen

---

an und versahen ihre Funktion wieder in der gewohnten Weise. Übertragene Epidermisteilchen blieben zum Teil erhalten, wuchsen durch Zellvermehrung und heilten an, während das mitübertragene Bindegewebe meist zugrunde ging. Überpflanzte Knochen gingen nach einiger Zeit zugrunde, aber von dem mitübertragenen Mark und der Knochenhaut ging eine Wucherung und Neubildung osteoiden (knochenartigen) Gewebes aus. Implantiertes, d. h. unter die Haut oder ins Körperinnere eingepflanztes Gewebe blieb erhalten, wenn dasselbe an seinem neuen Standort seine bisherige Funktion völlig erfüllen konnte. Auf solche Weise implantierte Ovarien (Eierstöcke) heilten nicht nur an, sondern produzierten sogar reife Eier. Manche Gewebe, insbesondere äußere Hautteile erwiesen sich noch wochenlang nach dem Tod des Tieres oder ihrer Entfernung aus dem Tierkörper erholungsfähig und konnten mit Erfolg übertragen werden. Voraussetzung bei solchen Versuchen war jedoch, daß die Gewebsteile vor Vertrocknung und ungeeigneten Temperaturen geschützt wurden, und daß die Transplantation ohne Eiterung und sonstige Störungen erfolgte. Nach all dem ist es also heute als erwiesen zu betrachten, daß abgetrennte Gewebsteile bei sachgemäßer Behandlung noch längere Zeit fortleben. Zerfallenes, also nicht mehr erholungsfähiges Gewebe kann zwar nicht mehr zu seiner früheren Funktion herangezogen werden, aber es wäre falsch, ihm deshalb jede Funktion abzuspochen, es als tot zu bezeichnen. Das Leben, als Funktionsintegrale, hat nur andere Formen angenommen; es geht nun einmal keine Energie verloren. (E. W. Clarence.)

geben oder in Bäume verpflanzen, wobei der mumiale Geist am Wachstumsprozeß der Bäume und am Lebensprozeß der Tiere teilnimmt; dadurch wird die magnetische Kraft der Mumie entbunden und wirkt auf den erkrankten Organismus zurück. Tiere und Pflanzen können nun den ihnen eingepflanzten Lebensgeist überwinden, indem sie ihn ihrem eigenen Od gleich machen, oder sie ziehen ihn in sich hinein, nehmen die Krankheit in sich auf, während der Patient von ihr befreit wird. In allen diesen Fällen tritt also ein, was *Maxwell* sagt: »Wer den von der Kraft eines Körpers erfüllten Lebensgeist mit einem anderen, zur Veränderung disponierten verbinden kann, der wird viel Wunderbares und Außerordentliches hervorbringen können.<sup>10)</sup>« Der sympathetische Arzt muß aber Kenntnisse wie jeder andere Arzt haben. Er muß die Ursache der Krankheiten erkennen, weil er sonst Gefahr läuft, heilsame Krisen, die von der *vis medicatrix* des Patienten hervorgerufen werden, durch Verpflanzung zurückzudrängen, da sie doch eher gefördert werden sollten, wie z. B. bei Fiebern und Ausschlägen. Er muß aber noch mehr wissen als der Mediziner; er muß die in der Natur herrschenden odischen *Sympathien und Antipathien* kennen, weil davon die Wahl des Verpflanzungsortes und des Verpflanzungsmodus in einer bestimmten Krankheit abhängt. Darum sagt *Santanelli*: »Wer die innere Übereinstimmung und Zwie tracht der Dinge kennt, der ist ein wahrer Philosoph und natürlicher Magier und kann so Wunderbares, Anderen kaum Begreifliches bewirken.«<sup>11)</sup>

„Wie also beim Magnetisieren der Magnetiseur sein gesundes Od auf den kranken Somnambulen überträgt und ihn mit seiner Gesundheit ansteckt, so wird bei der Verpflanzung von Krankheiten krankes Od auf einen gesunden Organismus übertragen, der von der Krankheit angesteckt wird. In beiden Fällen tritt also odische Verschmelzung ein und besteht ein magnetischer Rapport zwischen dem exteriorisierten Od und dem in der Quelle

---

<sup>10)</sup> Maxwell: med. magnetica. II. Anhang. Nr. 29.

<sup>11)</sup> Santanelli: Geheime Philosophie. Kap. 6.

zurückbleibenden. Gibt man die Mumie einem Tiere zu fressen— die sogenannte Einäsung — so vereinigt — wie *Maxwell* sagt — die Lebenswärme der Tiere die Mumie mit sich und verbessert sie, indem sie die böse Beschaffenheit, wodurch die Krankheit verursacht wird, anzieht und sich aneignet, während der Körper, von dem die Mumie gewonnen war, seine Gesundheit wieder erlangt; denn es wird dadurch der Lebensgeist des Kranken gereinigt, und zwar durch die verborgene Wirkung des Lebensgeistes des Tieres. Dabei ist aber besonders zu beachten, daß, sobald das Tier von der Krankheit völlig angesteckt ist, man es töten muß, damit es nicht vermöge der empfangenen Mumie den Körper, von dem diese genommen wurde, durch Rückwirkung beschädigt.<sup>12)</sup>

„Was die Wahl der Tiere betrifft, so berücksichtigen manche den Geschlechtsunterschied und verlangen ein männliches Tier für einen männlichen, ein weibliches für einen weiblichen Patienten. Auch noch in anderer Hinsicht müssen die Tiere der jeweiligen Krankheit angemessen sein, nicht zu stark und nicht zu schwach. Es wird davor gewarnt, ein Tier zu wählen, dessen Lebensgeist zu stark ist, weil dieser manchmal Widerstand leistet und dann das ganze Verfahren dem Kranken keinen Vorteil bringt.<sup>13)</sup> Auch darf die Verpflanzung nicht auf ein Tier von feindlicher und entgegengesetzter Natur geschehen, was eher Schaden als Nutzen bringen würde.“<sup>14)</sup>

Du Prel bringt nun ein weiteres Beispiel. Eine Somnambule *Kerners* wusch sich alle Morgen ihr Haar mit dem Wasser, in das sie drei Locken von seinen Haaren gelegt hatte. Kerner bemerkte mit Erstaunen, daß ihre Haare allmählich Art und Farbe der seinigen annahmen und auch wieder dichter wurden. (Man vgl. *Justinus Kerner*, Geschichte zweier Somnambulen S. 121, 132, 138.) Unser Verfasser bemerkt hierzu:

---

<sup>12)</sup> Maxwell: med. magnetica. II. c. 9.

<sup>13)</sup> Maxwell II. c. 8.

<sup>14)</sup> Santanelli: Geheime Philosophie. C. 23.

„Hier zeigt sich also das Od, diese Essenz des Magneteiseurs, als das organisierende Prinzip, wie seines eigenen Leibes, so auch jenes Leibes, auf den es verpflanzt wird.“

Betrachten wir mit Du Prel das Od als außerindividuelles, organisierendes Prinzip oder als die „strahlende Seelenmaterie“ Reichenbachs oder als das „Od“ der Hebräer, so dürfte sich hier unser Gleichheitsgesetz in gewissem Sinne anwenden lassen. Es fragt sich nur, ob das Od, das Maxwell und seine Zeitgenossen als „Weltseele“ bezeichneten, an organische Körper gebunden, nicht individuellen Modifikationen oder sonstigen speziellen Einflüssen seitens der Individuen unterliegt. Wäre dies der Fall, so könnten wir bei dem obigen Rapport zweier Odquellen — der Haare Kerners und der Somnambulen — von dem beiderseitigen Od an sich nicht als Aequale, sondern höchstens als Simillime sprechen. ✕

Nun hat aber Reichenbach (Der sensitive Mensch, I. S. 750, II. S. 254, 438 u. a. a. O., Verlag Max Altmann, Leipzig) die Wirkung der Kristalle auf Somnambule untersucht und dabei den Beweis erbracht, „daß diese Wirkung ebenso wie die odische Strahlung vor allem von den Kanten und Polen ausgeht, d. h. von jenen Punkten, wo sich die formengebende Kraft aufträgt“, wie der im Anhang zu der deutschen Ausgabe der „Ausscheidung des Empfindungsvermögens“ (Rochas) umfangreich zitierte Du Prel ausführt. (S. 364.) Reichenbach zeigte in seiner Schrift, „Die Dynamide“ (I. S. 55, Max Altmann Verl.), daß die aus den Kristallen emanierende Kraft — bewußt — lebende Körper anzieht, während sie sich zu „leblosen“ — wir sagen vielleicht richtiger: unbewußt lebenden — neutral verhält. Was wir unter „neutral“ zu verstehen haben, wissen wir nicht, da wir die Influenz des Kristalls auf sogenannte leblose Materie relativ menschlich nicht beurteilen, uns normalerweise nicht als Kristall fühlen können.

Jedenfalls ergaben die Versuche Reichenbachs, daß die gestaltende Kraft der Kristalle mit der Lebenskraft, mit der odischen Energie der sogenannten organi-

schen Körper identisch sei. *Du Prel* sagt denn auch an der eben zitierten Stelle (in de Rochas deutscher Ausgabe, S. 366): „Aber da das Od der Kristalle identisch ist mit jenem, das den menschlichen Händen entströmt, muß man im tierischen Magnetismus den Beweis suchen, daß das Od das bildende Prinzip ist, der Träger der Lebenskraft, denn da der tierische Magnetismus einem höheren Lebensgrade entspricht, wird die Lebenskraft darin mit mehr Klarheit erscheinen, als in den Kristallen.“

Wir stoßen also wieder auf das „*Omnia quamvis diversibus gradibus animata tamen sunt*“. („Alles ist, wenn auch in verschiedenen Graden, dennoch belebt“) *Spinozas*, weshalb wir ausdrücklich sagten, wir könnten hier das Gleichheitsgesetz *in gewissem Sinne* auf die Odlehre anwenden.

Simillime oder Aequale? Wir stehen auf der Wölbung der Brücke“!

Wenn das Od Reichenbachs als *gestaltende Kraft* in die Erscheinung tritt, so muß noch eine *bewegende Kraft* dahinterstehen und diese ist das „aktive Od der Hebräer“ im Gegensatz zu dem „passiven Ob“, von dem wir sogleich hören werden, mit welchem letzterem sich die Versuche Reichenbachs beschäftigten. Wir wollen also fernerhin, um Mißverständnisse zu vermeiden, von dem Od Reichenbachs, *Du Prels* u. a. als von dem passiven Od sprechen, da sich die Bezeichnung „Ob“ doch wohl nicht mehr einbürgern läßt.

Wenn wir nun schon das passive Od auf die „Wölbung der Brücke“, von der wir in der I. Abteilung (s. Fig. 9, S. 203) vorliegenden Bandes gesprochen haben, verlegen müssen, so gilt dies noch vielmehr von dem aktiven. Wer uns bisher aufmerksam folgte, wird uns nunmehr beipflichten, wenn wir das aktive und passive Od im Polaren als Simillime, im Apolaren aber als Aequale bezeichnen.

Dies ist so zu verstehen:

Wenn diese beiden Odmodifikationen aus dem Koinzidenten entspringen, also *in statu nascendi*, im Augenblick des Entstehens, sind die Gegensätze für einen ideellen Augenblick absolut, aequale, um aber sofort die fürs Polare vorgeschriebene, sicherlich individuell verschiedene



Simillime-Spannung einzunehmen. Jeder Chemiker weiß, daß im status nascens eine Reaktionsbeschleunigung von unerhörter Energie zu beobachten ist. Wenn sich die Wissenschaft vergeblich bemüht, Katalysatoren analytisch nachzuweisen, so dürfte dies wohl mit der obigen Betrachtung zusammenhängen. Darüber mehr im Kapitel Mumia und in unserer alchemistischen Studie über die magisch-philosophische Gärung. (Linser-Verlag, in Vorbereitung.)

Od bedeutet im Hebräischen „der Feuerbrand“ oder als Verbalsubstantiv aufgefaßt: das Drehende, Wirbelnde (!) Starke. *Eliphas Lévi* bemerkt hierzu im „Großen Geheimnis“ (1. Kap. S. 12): „Diese seltsamen, unwiderleglichen Tatsachen (nämlich die Tatsachen des Magnetismus, der Verf.) bringen uns zu dem Schluß, daß es ein Leben geben muß, das allen Seelen gemein ist, oder wenigstens eine Art Spiegel für alle Gedanken und Erinnerungen, in welchen wir uns gegenseitig sehen können, wie es bei einer Menge geschieht, die an einem Spiegel vorübergeht. Dieser Spiegel ist das odische Licht (Feuerbrand, der Verf.) des Freiherrn von Reichenbach, unser astrales Licht, die große treibende Kraft des Lebens, die von den Hebräern Od, Ob und Aour genannt wird. Der Magnetismus, der vom Willen des Ausführenden gelenkt wird, ist Od, der passive Somnambule ist Ob; die Wahrsagerinnen des Altertums waren Somnambule, trunken von dem passiv astralen Licht. Dieses Licht wird in unseren heiligen Büchern Geist der Python genannt; denn die Schlange Python ist in der griechischen Mythologie sein allegorisches Bild.“ Für אור (Ob) finden wir in Fürsts Wörterbuch die Bedeutung: der Beschwörgeist und in Klammern den Zusatz Pythôn.\*)

Das odische Licht leuchtet uns aber heller, wenn wir das Wort Od esoterisch-mantristisch betrachten.

Die folgende kabbalistische Auseinandersetzung wolle vorerst überschlagen werden, da sie erst nach erfolgtem Studium unserer obengenannten Abhandlung über die Gärung und der ebenfalls im Druck befindlichen Homunkulusbroschüre verständlich wird.

---

\*) cf. auch *Gesenius*, *Lexicon Manuale hebraic. et chaldaic.* Leipzig. Dort sind auch die betr. Bibelstellen angezogen.

Wir schreiben der Einfachheit halber in der uns gewohnten Weise die Buchstaben von links nach rechts und erhalten folgendes Schema:

Hieroglyphe:	א	ו	ד
Name:	aleph	waw schurek oder cholem	daleth
Mundstellung:	geöffnet	kreisförmig	Zungenspitze be- rührt den oberen Gaumen
Aussprache	wie der griech. spiritus lenis (Knackgeräusch beim Vokaleinsatz)	ou oder u	d wie im Deutschen
esoter.-mantrist. Konsonantenwert:	—	ד, ם	—
Kabbalist. Grundbedeutung:	Luft	Wasser	Schoß
Übertrag. kabb. Bedeutung:	Geist	Seele	Körper

Die weitere Erklärung hierzu ergibt sich, wie gesagt, erst aus unseren ergänzenden Schriften. Es war uns leider unmöglich, die ganze riesenhafte Materie, die der XII. Band der „Okkulten Medizin“ umfaßt, in einem geschlossenen Werk zu verarbeiten.

Die masoretische Punktierung des Waw dürfen wir, wie schon im I. Kapitel (S. 96, Fußn.) erwähnt, bei der kabbalistischen Betrachtung außer acht lassen. Es tut auch nichts zur Sache, ob das Waw als Schurek = u oder als Cholem = ou gesprochen wird, die Mundstellung bleibt immer kreisförmig. Sprechen wir o oder u und legen sodann die Zunge an den vorderen Gaumen, so hemmt der entstehende stumme d-Laut die weitere Aussprache des Vokals. Die vokale Lautenergie wird gehemmt, folglich in Wärme transformiert, die nach erfolgtem Willensimpuls in Arbeit umgesetzt werden kann, aber nicht muß. Dieser alltägliche Vorgang beim Sprechen ist für den Kabbalisten eine bedeutsame mikrokosmische Entsprechung des göttlichen Urzeugungsaktes, weshalb die

Hieroglyphe Daleth mit der zeugenden Idee der Schöpfungskraft sowohl als mit der Verwirklichung des göttlichen Wortes (cf. Kurtzahn, Tarot, S. 51) in Verbindung gebracht wird. Wir verstehen nun wie Daleth zu der kabbalistischen Bedeutung: der Schoß als dem Sitz der Zeugungskraft kommen konnte. Vergleichen wir nun auch noch die übertragenen Bedeutungen, die sich aus dem Späteren ergeben werden, soweit sie sich nicht schon aus dem Vorliegenden entwickeln lassen, so fällt es wohl nicht schwer, wieder einmal den über dem Wasser brütenden Geist zu erkennen, der als Motto und als Quintessenz dem Buch Genesis voranschwebt und es begleitet, der schöpferisch wirken kann aber nicht muß.

Damit nun aus dieser Ableitung, deren Zweck wohl nicht jeder Leser sofort erkennen wird, praktische Konsequenzen gezogen werden können, empfehlen wir die Laute <sup>o</sup> d genau nach unserer Anleitung, nur mit symbolischer Mundstellung in sich hinein zu sprechen und dabei die bereits am Schluß der vorhergehenden Abteilung besprochene „Gebetpose“ (S. 213, Fußn.) einzunehmen. Noch wirksamer ist die Einstellung, die *Peryt Shou* in der *Geheimlehre des Totenbuches*“ (Linser-Verlag, Berlin-Pankow, 2. Aufl. 1922, S. 7) zur Belebung des „*Isismysteriums*“ empfiehlt. Eine streng formulierte Vorschrift läßt sich weder für die Aussprache noch für die Einstellung festlegen. Hingebendes Verlangen allein erzeugt den Zustand der unbewußten Akkommodation, den ein eigentümlich angenehmer Schauer, die Wassertaufe *Kernings*, ein Durchrieseln des Körpers von oben nach unten, begleitet. (cf. „*Das Buchstabenbuch*“ von einem Kerningschüler, Verlag Karl Rohm, Lorch, Württ. 1908, S. 97 u. a. a. O.)

Dem Sensitiven brauchen wir nun wohl über das Wesen des Od nichts mehr zu sagen. Dem Nichtsensitiven können wir uns leider nicht verständlicher ausdrücken. Das Wesen der Dinge muß empfunden werden, mit Worten läßt es sich nicht beschreiben. Diese Experimente sollen aber nicht zu oft wiederholt werden, — nur so lange bis das odische Licht aufflammt, was aber nicht erzwungen werden darf! — da das unvermeidliche Miteinströmen des passiven Ob

leicht krankhaften Mediumismus und sonstige Gefahren zur Folge hat. Man begnüge sich also mit der Erkenntnis wesenhafter Prinzipien, die hinter den stofflichen odischen Emanationen stehen, begeben sich aber um keinen Preis in ihre Gewalt. Wir sind noch lange nicht reif, an dem Ort ungestraft zu verweilen, an dem sich Gut und Böses die Hände reichen. Das Licht Aour würde uns zerschmettern in des Wortes wahrster Bedeutung!!! — <sup>15)</sup> Es ist keine beneidenswerte Aufgabe, ein „Sympathiebuch“ zu schreiben. Bringt man nur Praktisches, so läßt man den Unkundigen in Gefahren rennen, die er nicht kennt. Gewährt man der Theorie einen breiten Raum, wie wir es tun wollen, dann langweilen sich die bloß Neugierigen, der Kundige ist verstimmt, der Gelehrte kämpft mit dem Lachen und der Vorwitzige . . . . . Suum cuique!

Wir kehren nun zu *Du Prels* Abhandlung über die „Sympathetische Kurmethode“ zurück, wollen aber den Rest nur mehr auszugsweise wiedergeben. Bei dem Beispiel Kerners sind wir stehen geblieben. Unser Autor fügt noch hinzu:

„. . . Kerner erinnert bei dieser Gelegenheit an den Volksglauben, daß man abgeschnittene Haare verbrennen, nicht aber wegwerfen soll, weil sie sonst zu magischen Einwirkungen mißbraucht werden können; daß ferner, wenn Vögel solche Haare in ihre Nester verbauen, die Person, der sie angehören, in der Brutzeit dieser Vögel Kopfschmerzen erhält.“ <sup>16)</sup>

Du Prel fährt nun weiter:

„Zur Verpflanzung von Krankheiten wurde auch das vegetabilische Reich benutzt. Man verbindet die Mumie mit Gartenerde und sät hierauf den Samen jenes Krautes in diese Erde oder in den für das Wachstum der

---

<sup>15)</sup> Wer aber das „Licht des Lebens“ (Aour) im Herzen trägt, der ist Sympathetiker, Magier, der ist berufen. Befähigung zur sympathetischen Magie ist eben eine Gabe. Sie läßt sich nicht lernen, vielleicht aber lehren, jedoch nur insofern, als man den Weg weist, der dieser hohen Gabe würdig macht, den Weg der Apathie. „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes (— Malkuth matrix, 10. Sephira —) und nach seiner Gerechtigkeit (— Geburah, Din, 5. Seph. —), so wird euch solches alles zufallen.“ Math. 6, 33  
(<sup>17)</sup> = jehi = 10 : 5, (cf. I. Kap., S. 117, Fußn.)

<sup>16)</sup> Kerner 381—383.

Pflanze geeigneten Boden, welches zur Vertreibung der Krankheiten geschickt ist. Indem nun die Pflanze wächst, zieht sie den mumialen Geist in sich hinein und es entsteht ein Rapport zwischen ihr und dem Patienten. Die Pflanze wird dann vernichtet, und zwar in einer der bestimmten Krankheit angemessenen Weise. Man verbrennt sie, oder läßt sie in der Luft oder in dem Rauch trocknen, oder wirft sie in fließendes Wasser, oder vergräbt sie in den Mist. Man kann diese Verpflanzung auch noch unterstützen, indem man die Erde täglich mit dem Washwasser oder mit dem Urin des Kranken begießt. Auch bei dieser Einsäung muß man wählerisch sein. »Die Pflanzen — sagt *Santanelli* — eignen sich nicht ohne Unterschied für alles und jegliches, sie haben ihre eigenen Gaben und Kräfte, und nach diesen wirken sie auf den mit ihnen vereinigten Geist. Deswegen wirkt der mit Eisenkraut verbundene Geist anders, als wenn er mit der Engelsdistel verbunden wird, was man nie außer acht lassen darf, denn die erste Pflanze steht in Beziehungen zu den Krankheiten des Kopfes, die zweite zu denen der Leber.«<sup>17)</sup>

»Endlich kann man die Einsäung auch mit der Einsäung verbinden, indem man die Krankheit in ein Kraut verpflanzt, das man alsdann einem Tiere zu fressen gibt.«<sup>18)</sup>

„Ein anderes Verfahren ist die Einlegung. Man legt die Mumie in einen angebohrten Baum oder in eine Baumwurzel, und zwar im Frühjahr, wenn die Säfte lebhaft zirkulieren. Die Einlegung wird von den Paracelsisten besonders gegen die fixen Krankheiten verordnet, während das Einsäen bei flüchtigen Krankheiten empfohlen wird. Auch als Präservativ wird die Einlegung gerühmt. Man wählt dazu alt werdende Bäume, wenn man eine dauernde Wirkung verlangt, schnell wachsende Bäume, wenn die Wirkung rasch geschehen soll.

„Reichenbach hat in seinen zahlreichen Schriften bewiesen, daß das Od nicht nur von Organismen und Vegetabilien, sondern auch von Mineralien ausgeströmt wird. Auch diese wurden von den Paracelsisten zu sympathetischen Kuren benutzt. Insbesondere wurden dem Kupfer-

<sup>17)</sup> *Santanelli*, K. 24.

<sup>18)</sup> *Maxwell*, II. K. 8.

vitriol heilsame Wirkungen zugeschrieben. So wird bei Zahnweh verordnet, den schmerzenden Zahn mit einem Hölzchen blutig zu stochern und dann auf dieses Vitriolpulver zu streuen."

Von Digbys Sympathiepulver, zu dessen Besprechung Du Prel nunmehr übergeht, werden wir im nächsten Kapitel hören, und von der Verwendung des Blutes als Mumie im Kapitel „Mumia“. (II. Teil, XII. Bd.)

Zum Schluß wollen wir nur noch wiedergeben, was Du Prel von der Arzneiwirkung der sympathetischen Mumie zu sagen weiß.

Der magnetische Rapport „herrscht also in der ganzen Natur und er kann beim Menschen benutzt werden, um den Krankheiten viel direkter beizukommen, als es in der gewöhnlichen Arzneikunde geschieht. Eine medikamentöse Behandlung des exteriorisierten Odes der Mumie muß auf das gestörte Od des kranken Organismus direkt wirken, während das in den Körper selbst eingeführte Medikament gleichsam nur die Hülle des Kranken streift. Die Paracelsisten verachten denn auch die allopathische Heilmethode nicht bloß darum, weil sie mehr zur Homöopathie und Isopathie neigen, sondern auch weil die Allopathie dem Körper nur von außen und materiell beikommt, wobei man bestenfalls die Symptome zurückdrängt, die aber wiederkommen müssen, weil der Lebensgeist nicht verbessert wurde. Die Heilung, so sagen sie, muß von innen heraus erfolgen, im Zentrum des Lebens vollbracht werden. Der Lebensgeist selbst muß verbessert und verstärkt werden. Er, welcher den Lebensprozeß in Gang hält und welcher der Repräsentant der vis medicatrix naturae ist, wird alsdann mit den Krankheiten von selbst fertig, wie es denn tatsächlich bei allen Krankheiten vorkommt, daß sie manchmal von der Natur allein geheilt werden. Diese Verbesserung und Verstärkung des Lebensgeistes wird an der Mumie vorgenommen; aber weil ihr Rapport mit dem Körper ein gegenseitiger ist, muß während der mumialen Kur auch der Kranke in der geeigneten Weise behandelt werden und muß er zunächst die geeignete Diät beobachten.

„Die Mumie steht nicht bloß mit dem Körper im allgemeinen in solidarischer Verbindung, sondern mit dem be-

sonderen Körperteil, aus dem sie stammt. Maxwell sagt: »Durch den Darmkot werden alle Krankheiten der Gedärme, durch den Urin Blasen- und Nierenleiden geheilt; auch zu allgemeinen Krankheiten bedient man sich zuweilen des letzteren wegen der Verwandtschaft, die er zu den Adern, der Leber und dem Magen hat. Vermittels des Speichels, der durch den Husten ausgeworfen wird, werden die Lungenleiden geheilt. Durch den Schweiß hilft man denjenigen Teilen, von denen der Schweiß kommt. Durch die Nägel werden Hand- und Fußübel geheilt. Durch die Haare hilft man den Teilen, von denen sie genommen sind. Durch das Blut endlich werden die Krankheiten des ganzen Körpers kuriert.«<sup>19)</sup> Die Behandlung der Mumie richtet sich in jedem einzelnen Fall nach der Besonderheit der zu bekämpfenden Krankheit. So sagt — um wenigstens ein Beispiel anzuführen — Santanelli: »Der Saft der Wolfsmilch, mit Salz vermischt und in den frischen Darmkot gebracht, purgiert auf magische Weise heftig und mit großen Schmerzen, die aber aufhören, sobald man den Kot mit gewöhnlichem Wasser mehrmals abspült und auseinander breitet.«<sup>20)</sup>“

Bis hierher glaubten wir den Ausführungen du Prels folgen zu müssen, um dem Leser zunächst einen Überblick aus der Feder eines Autors zu geben, der den Maßstab strenger Kritik an die sympathetischen Traditionen legte. Es wird nun jeder wissen, worum es sich im großen Ganzen bei den Sympathiekuren dreht.

Wir hätten nun wohl auch noch von der engeren Versuchsanordnung de Rochas, von seinen auf die Erforschung der odischen Ausstrahlung gerichteten physikalischen Experimenten zu berichten, müssen aber, um auch noch für weniger erörterte Dinge Raum zu gewinnen, den Leser nochmals auf das ausgezeichnete Werk de Rochas „Die Ausscheidung des Empfindungsvermögens“ und auf den baldmöglichst erscheinenden XIII. Band der „Okkulten Medizin“ hinweisen, in dem über die physikalisch experimentelle Erforschung der Phänomene des Magnetismus und der Heilkraft der Magnete ausführlich berichtet wird.

---

<sup>19)</sup> Maxwell II, K. 14.

<sup>20)</sup> Santanelli, K. 10.

Hier mag vorerst genügen, daß de Rochas zu folgendem Ergebnis gelangte: „Die Hervorbringung und Wahrnehmung der Ausstrahlung kann mit Hilfe unserer gegenwärtigen wissenschaftlichen Kenntnisse erklärt werden.“ (Aussch. d. Empf.-Vermög. S. 52.) Für unentwegte Skeptiker wollen wir im Kapitel „Mumia“ noch eine Beweisführung versuchen.

Aus der Abhandlung du Prels haben wir ersehen, daß es verschiedene Methoden der sympathetischen Praxis gibt. *Hovorka* und *Kronfeld* geben im II. Band der „Vergleichenden Volksmedizin“ (Stuttgart, 1909, S. 874 u. ff.) mehr als 30 Arten der sympathetischen Anwendungsformen an, von denen wir diejenigen gleich hier herausgreifen und soweit nötig, kommentieren wollen, auf die wir im weiteren Verlauf nicht mehr zurückkommen werden.

*Vernageln.* Ein mit dem Kranken bzw. dessen Ausscheidungen in Berührung gebrachter Nagel oder Holzpflöck wird in einen Baum, Türpfosten oder dgl. eingeschlagen. Das Verfahren wird bereits von Livius (VII, 3 zit. n. Kronf.-Hov.) erwähnt.

*Einpfropfen.* Eine Verpflanzungsmethode, die mit dem Okulieren des Gärtners Ähnlichkeit haben dürfte. (Näheres hierüber s. in der Originalausgabe Santanellis. In Scheibles Ausgabe ist das 3., 4. und 5. Kapitel vom Pfropfen der Pflanzen, von den tierischen Zwittergeschöpfen usw. mit der Begründung, daß es sich um „ganz bekannte Dinge“ handle, ausgelassen. Dies ist wohl richtig, aber man muß auch wissen, daß man zur Zeit Santanellis, am Anfang des 18. Jahrhunderts, unter hausbackenen Tatsachen die tiefsten Gedanken zu verbergen pflegte, wenn man Leben und Freiheit zu schätzen wußte. Vorschriften über das Pfropfen von Bäumen finden wir ja schon bei Seneca, Cicero, Ovid u. a. Man lese nur einmal den diesbezüglichen Originaltext Santanellis vom geheimwissenschaftlichen Standpunkt, dann wird man auch heute noch manches daraus lernen können. Wir müssen es uns leider versagen, auf dieses umfangreiche Thema näher einzugehen, würden uns aber freuen, wenn wir diese Anregung nicht umsonst gegeben hätten.)



*Festmachen, Bannen.* Die Krankheit wird durch Zauberzettel, Amulette und dgl. an einen Ort befestigt, gebannt.

*Ins Wasser werfen.* Von Kranken getragene, mit Ausscheidungsstoffen durchtränkte Kleidungsstücke, die Exkremente selbst, beschriebene Zettel und dgl. werden in fließendes Wasser, und zwar stets in der Richtung der Strömung geworfen.

*Verbrennen.* Vgl. Hansjakobs Erzählung vom „Schnider-Miehle“.

*Wegwerfen.* Wird besonders zur Vertreibung von Warzen angewandt. Man berührt dieselben mit einem Stein und wirft ihn hinter sich, ohne umzusehen. Dabei ist Stillschweigen zu beachten, und man muß trachten, unterwegs niemandem zu begegnen und vor allem auch nachher mit niemandem darüber zu sprechen. „Unbeschrieben“ müssen sympathetische Handlungen vor sich gehen. Wir werden darauf zurückkommen. (Über das Wegwerfen vgl. Odyssee V, 349; Virgil, Eclog.; II. König, 4, 29.)

*Messen.* Kranke Glieder zu messen empfiehlt bereits die praktische Kabbala, angeregt wahrscheinlich durch die von den Exoterikern mißverständene Stelle I. König, 17, 21: „Und maß sich über dem Kinde dreimal.“ Wem dieses Verfahren hilft, dem hilft der „Akkumulator des Aberglaubens“, der Praktiker treibt also unbewußt schwarze Magie. Das Volk empfindet auch dunkel, daß bei derartigen Praktiken irgendetwas nicht stimmt. Manches „Rezept“ erbt sich mündlich fort mit der stereotypen Randbemerkung: „Man soll es aber eigentlich nicht machen oder doch nur im Notfall.“

*Professor Stemplinger* bemerkt zu diesem letzteren Verfahren (Sympathiegläubigkeit und Sympathiekuren, S. 66): „So mißt man heute noch in Bayern bei Kopfschmerzen den Kopf nach seinem Längen- und Querdurchmesser mit einem roten Faden, zündet eine weiße, grüne und rote Wachskerze an von der Länge, um welche die beiden Durchmesser differieren und verbrennt sie unter Gebeten.“

Die Körpermessung, jedoch als klinische Untersuchungsmethode, scheint übrigens neuerdings wieder Anklang zu

finden. (Über „Somatometrische Technik“, siehe *Th. Brugsch*, Allgemeine Prognostik, 2. Aufl. S. 60, ferner *Brugsch-Schittenhelm*, Technik klinischer Untersuchungsmethoden, 2. Aufl., Artikel: „Körpermessung“, beide Werke bei Urban & Schwarzenberg, Berlin 1922.) Die klinische Meßmethodik lehnt sich eng an die in der Anthropologie schon längst angewandte an, ihre praktisch-medizinische Bedeutung ist indes noch etwas unsicher, wenn auch die Ausbaufähigkeit dieser Methode von fachmännischer Seite nicht geleugnet wird.

*Knüpfen, Knoten, Abbinden, Binden und Lösen.* Dieses Heilverfahren reicht nach Kronfeld-Hovorka bis in die frühesten Perioden menschlicher Kultur zurück. In der Keilschriftbibliothek des assyrischen Königs Assurbanipal wird bereits davon berichtet. Der Kranke wurde gefesselt und dann wieder losgelöst, um symbolisch anzudeuten, daß der Kranke nunmehr aus den Banden der Krankheit befreit sei. *Professor Dr. Ludwig Blau* führt im „Altjüdischen Zauberwesen“ (II. Aufl., Verlag von Louis Lamm, Berlin, 1914, S. 164) folgende Talmudstelle an: „Drei Knoten (Kescharim) gebieten der Krankheit halt, fünf heilen, sieben nützen sogar gegen Zauberei.“ (Mischna Sabb.)

Das Knoten wird heutzutage hauptsächlich zur Vertreibung von Warzen angewandt. Man knüpft soviel Knoten in einen Faden, als man Warzen hat und hängt ihn sodann unter die Dachtraufe.

*Feige zeigen*, d. h. Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger klemmen. In Italien ist das *Fica zeigen* (*far le fiche*) als Schutzmittel gegen den bösen Blick (*malocchio*) noch allgemein verbreitet. Diese Abwehrgebärde ist uralte. Bischoff zitiert folgende Talmudstelle (Prakt. Kabbala, S. 181): „Wer eine (fremde) Stadt betritt und sich vor dem bösen Blick fürchtet, nehme den Daumen der Rechten in die Linke und den Daumen der Linken in die Rechte und spreche: „Ich, N. N., Sohn des N. N., stamme vom Samen Josephs ab, über den das böse Auge keine Gewalt hat.“ (Berachoth, 55 a, vgl. auch Blau, Altjüdische Zauberworte, S. 155.) *Alexander Müller*, von dem wir noch mehr hören werden, erklärt den bösen Blick folgendermaßen:

„... von außen oder innen angeregt, gibt das Auge je nach seiner Empfindlichkeit radioaktive Strahlen ab, die eine entsprechend empfindliche Person durchdringen, lähmen und steif machen können.“ (Sepdelenop, S. 15.)

Es ist unmöglich, alle Arten der sympathetischen Praxis aufzuzählen; denn soweit der Grundgedanke gewahrt bleibt, sind der Kombination und Variation des Praktikers keine Schranken gesetzt. Mancher wird beim Lesen des soeben Vorgebrachten zuweilen den Kopf geschüttelt haben, und wir können ihm nicht immer unrecht geben. Wir müssen immer wieder bemerken, daß die Volkstradition durch diese verschiedenartigen Gebräuche um den Wesenskern der Sympathielehre im Laufe der Jahrtausende ein Gestrüpp wild wuchernden Aberglaubens getürmt und so, in unbewußtem Zwang handelnd, einen Schutzwall errichtet hat, der das heilige Urwissen der im Kontakt mit der Natur lebenden Einfachheit des Glaubens vor plumper Verstandesgelehrsamkeit bewahren sollte. Wohl haben zu allen Zeiten in Krankheitsnöten von der „aufgeklärten“ Schule im Stich gelassene „Aufgeklärte“ zur Sympathielehre ihre letzte Zuflucht genommen, aber es mußte heimlich geschehen, weil sich der „Verständige“ vor seinen Freunden des schüchternen Lämpchens schämen muß, das ihm in der Jugend so hell und freudig, so gläubig und gemütvoll geleuchtet hat, das er in „Aladins Wunderlampe“ des Märchenbuchs wiederzukennen glaubte, und das in Zeiten der Not ganz zaghaft wiederaufflammt und einen goldenen Hoffnungsschimmer um sich verbreitet. Es ist nun einmal ein Same in jedes Menschen Brust gesät, der nicht gerne verfaulen möchte, der zuversichtlich von Wundern träumt, die ihm nach schmerzvoller Gärungshistolyse ein gelobtes Land verheißen. In der Stunde des tiefsten Jammers, wenn die Freunde ratlos ums Krankenlager stehen, spürt man ganz deutlich, daß dieser Same sich rührt und seine Keimkraft entfaltet. Der Glaube kehrt wieder. Neue Hoffnung zieht ein und bringt die Liebe mit, die sich durch versöhnende Harmonien aus weiter paradiesischer Ferne durch das Lied von der Allverbundenheit ankündigt. — Der „Sympathiedoktor“ muß helfen, und jetzt kann er auch helfen. Seine Zeit ist gekommen.

### 3. Kapitel:

#### Actio in distans oder Fernwirkung.

„Unter Liebenden ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar sehr in die Ferne.“  
Eckermann, Gespräche mit Goethe, 7. Oktober 1827.

Wir müssen nun wieder einige theoretische Erörterungen einflechten, um so mehr, als wir den Rahmen, der das spezielle Forschungsziel du Prels begrenzen mußte, überschreiten wollen. Du Prel hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Sympathiekuren nur vom Standpunkt gesicherter Ergebnisse der Odlehre aus zu untersuchen. So prüfte er auch die odisch magnetischen Fernwirkungen nur an Somnambulen. Wir wollen einen Schritt weitergehen und die Möglichkeit einer Fernwirkung auch bei Tagwachen untersuchen.

Im I. und II. Kapitel haben wir auseinandergesetzt, daß das ganze sichtbare Universum durch eine Kraft, durch eine projizierte, göttliche Energie, die wir am liebsten das Zahlengesetz (Logos) nennen würden, entstanden ist und in lebendiger Bewegung erhalten wird, durch eine Kraft, die sich in eine axiomatische (grundsätzliche), neutrale bzw. koinzidente und zwei empirisch (erfahrungsgemäß) wahrnehmbare, polare Komponenten verstandesgemäß — nicht in Wirklichkeit — zerlegen läßt. Wir haben über diese Kraft, dieses Zahlenverhältnis, oder wie wir diese Essenz nennen wollen, verschiedene Betrachtungen angestellt und gefunden, daß sie in unendlich vielen Variationen, Transformationen usw. alles, Raum, Zeit, Geformtes, Ungeformtes, kurz alles aufbaut, zerstört, bindet, löst und durchdringt und haben aus dieser Erkenntnis die notwendige Folgerung abgeleitet, daß alles,

aber auch alles, durch ein sympathisches Band wechselseitig verknüpft ist, durch das Band der Zahl —, die, an dem relativen Maß unserer Sinne gemessen, bald als Harmonie, bald als Dissonanz, als Ton, als Farbe, als Stoff, als Form, kurz, auf jede mögliche Weise sich kundgibt <sup>1)</sup>).

Diese Kraft, die in Zahlenverhältnissen zu uns spricht, die alles erfüllt, ist die auf- und niedersteigende Emanation der Kabbalisten oder die strahlende Energie der modernen Wissenschaft. Der Ort dieser Kraft ist überall. „Gott ist der Ort der Welt,“ sagt der bereits bekannte Weisheitsspruch. Wenn aber ein- und dieselbe Kraft als Weltintegrale sämtlicher Fakultäten der Urzahl allüberall ist, so sind die Differenzialen dieser Kraft die kleinsten Teilchen, von denen Maxwell, Santanelli, Tenzel, und all die anderen soviel zu berichten wußten, es sind die Schöpfungsgenie der Hebräer und anderer naturbewußter Völker, es sind die errechneten (!) Elektronen unserer Tage. Wem dies unwahrscheinlich dünkt, der höre, was ein von der Natur Bevorzugter, der bereits erwähnte Biologe und Privatgelehrte, Apotheker *Alex. Müller*, von diesen, dem Mittelalter wohlbekannten Elementarwesen zu erzählen weiß, wenn er auf seine Lebensarbeit zurückblickt.

„Ich fühlte genau, wie die Elektronen meine Nerven berührten, wie diese Heinzelmännchen mich zur Arbeit anregten und mir behilflich waren, wie die Arbeit aus Geist und Händen floß, und wie sie immer wieder mich antrieben, weiterzuarbeiten und rastlos zu forschen, bis das Ziel erreicht sei. Sie ließen mir keine Ruhe. Tag und

---

<sup>1)</sup> Daß Töne und Farben verwandt sind, dürfte bekannt sein. (Als Literaturnachweis diene: Prof. Max. Perty, *Anthropol.*, Leipzig, 1874, S. 205 und ff., ferner Preyer, „Über die Verwandtschaft der Töne und Farben“, *Jenasche Zeitschr. f. Mediz. und Naturw.*, 1870, Bd. 5, Heft 3; Nußhammer und Helmholtz haben diese Verwandtschaft in ihren Werken ebenfalls eingehend begründet.) Daß stoffliche Formen eine sekundäre Erscheinung der Töne sind, zeigen Chladnis Klangfiguren, wie wir bereits ausgeführt haben. Vielleicht wirkt sich Keplers für unsere Sinne unlautbare (*rationalis non vocalis*) Sphärenharmonie in der Erscheinung der Spektra der festen Körper aus. Für uns steht dies ohne Zweifel fest.

Nacht umgaukelten sie mich, so daß ich im Traume mit ihnen spielte und herzlich über die drolligen Kobolde lachen mußte. Ein halbes Jahrhundert haben sie ihren Reigentanz um mich aufgeführt; gleich Elfen am grünen See im duftigen Walde flüsterten sie mir ihre Geheimnisse zu und ließen mich tief in die Ewigkeit des Lebens hineinschauen. Oft umarmten sie mich, und liebkosend flüsterten sie mir geheime Dinge ins Ohr, die mich stets vor Unglück und Schaden warnten und mir oft zu höchstem Glück und größter Wonne verhalfen. Vor Gefahren warnten sie mich rechtzeitig, und die Gedanken der Gegner trugen sie mir stillschweigend zu. Aus den Gefahren des Lebens retteten sie mich durch Antrieb aller meiner Nerven. Oft verliehen sie mir übermenschliche Kraft und zwangen mich zu körperlichen Arbeiten, die ich Tag und Nacht durchführte, ohne in 20 Jahren auch nur einmal zu erschlaffen. Über alles Mißgeschick und schwerstes Unglück ließen sie mich triumphieren und gaben mir Mut und Hoffnung, aus den Trümmern der Verzweiflung mich spielend zu Glück und neuem Leben zu erheben..... Die radioaktiven Elektronen schienen mir die bösen verführerischen Geister, die elektrischen Elektronen dagegen die guten Engel des Himmels zu sein.“ (Sepdelenopathie, Bad-Kreuznach, 1921, S. 94 [95].)

Das sagt ein Mann, der mehr als 50 Jahre seines Lebens mit ernstest wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet der Strahlenforschung hingebracht hat, kein Anhänger des Okkultismus, sondern ein geborener Erföhler der Naturvorgänge.

Das Substrat (das Unterlegte, Dahinterstehende) dieser Allkraft, dieser Summe aller Zahlengenien ist das absolute Weltintegrale, der zurzeit wieder einmal hypothetische Äther der Wissenschaft, der die Zahlenkomplexe der Unendlichkeit umfaßt, der Unbeweisbare und doch Vorhandene.

Der Zahlenlogos, der als sympathetischer Kraftstrom alles durchdringt und verbindet, ist demnach im Hinblick auf die Eigenart der Aufnahmefähigkeit der unendlich vielen Individuen, Gattungen, Arten einerseits als relatives Weltintegrale des Individuums anzusprechen. Wir

betonen ausdrücklich: im Hinblick! Für die einen ist er der gute, für die anderen der böse Gott, je nach dem Zahlenverhältnis, nach der Relativität, in der das dualistisch empfindende Individuum zu ihm steht.

Das relative Weltintegrale ist aber auch andererseits das dualistische Sammelbewußtsein sämtlicher Individuen von Gott. Das absolute Weltintegrale ist das holomonistische<sup>2)</sup> schöpferische, *kosmische Bewußtsein* selbst. Wem sich dieses zu erkennen gibt, der hat das schwierigste Examen bestanden, der kann jederzeit von dem irdischen Übungsplatz abberufen werden, kann aber auch noch eine Weile als Führer der Menschheit, als wahrer Rosenkreuzer, zum Segen seiner ringenden Brüder auf dem Schauplatz seiner Lehr- und Wanderjahre verwendet werden.

Das Potentialgefälle dieser vom Absoluten ins Relative und umgekehrt zurückwirkenden Kraft, deren Ort die Welt ist, haben wir in dem aus dem Sephirothsystem abgeleiteten Dreiecksystem kennengelernt. Der dynamische Zahlenorganismus, wenn wir so sagen dürfen, ist uns also einigermaßen bekannt.

Die elektrische Ätherschwingung ist die notdürftig in konkreten Zahlen ausdrückbare, *bewegende Kraft*, welche die Himmelskörper in ihre Bahnen weist. Durch die Einwirkung der Elektrizität, der bewegenden Kraft des Weltalls, auf die Erde wird die Abwanderung der in der Erdrinde im Lauf der Jahrtausenden (Soddy) aufgespeicherten Elektronen bewirkt. Die elektrisch überschwängerte Erde gibt die überschüssigen Elektronenschwärme, die sie nicht mehr festzuhalten vermag, unter für uns unsichtbaren, aber mehr oder minder fühlbaren, katastrophalen Eruptions- und Explosionserscheinungen (Alpha-, Beta- und Gammastrahlung) ab. Bei diesem Vorgang spielen ungeheure Energieänderungen mit, die sich als Atomzertrümmerungsprozesse erwiesen haben.

„Die von einem Gramm Radium bei seiner Umwandlung entwickelte Energie ist ungefähr so groß wie die, die erforderlich ist, um einen Hochsecdampfer von 50 000 t 34 m hochzuheben. Ja, wenn ein Volumen Radiumemanation umgewandelt wird, wird sogar eine Energie erzeugt, die einige millionenmal so groß ist als die

<sup>2)</sup> Holos = ganz, ungeteilt, monos = einzig, allein, also ist das Holomonistische = das alles in sich begreifende Einheitliche.

bei der Verbrennung der gleichen Gewichtsmenge Kohle.“ Dies schreibt der norwegische Gelehrte *Prof. Carl Störmer* in seinem lehrreichen, populär gehaltenen Buch „Aus den Tiefen des Weltenraumes bis ins Innere der Atome“ (deutsch von Dr. I. Weber bei F. A. Brockhaus, Leipzig, 1925, S. 143). Seine Darstellung zwingt zu aufrichtiger Hochachtung gegenüber den Ergebnissen der neuesten Forschung, der Autor selber aber ist es, der jede Selbstüberhebung des Menschengesistes angesichts der ungelösten und unlösbaren Rätsel und der Unermeßlichkeit des Universums in ihre Schranken weist. So schreiben die „Neuen“. Sie sind keine Okkultisten, aber als Idealisten stehen sie unbewußt auf unserem Boden: ihre Wissenschaft führt wieder zu Gott.

Die Geschwindigkeit der Alphastrahlen oder Heliumatomeschosse beträgt nach Störmer (S. 136) bis zu 20 000 km in der Sekunde. Der Durchmesser dieser, wahrscheinlich wieder aus Wasserstoffkernen und Elektronen zusammengesetzten Heliumatomkerne beträgt ungefähr ein billionstel Millimeter. Diese Alphastrahlen sind durch ihr rasendes Bombardement imstande, die Atomkerne anderer Stoffe, wie Bor, Stickstoff, Fluor, Natrium usw., durch Volltreffer zu zertrümmern (Rutherford, 1922). Einstein lehrt, daß Masse in Energie und Energie in Masse übergehen könne, und daß die in 1 g Stoff schlummernde Energiemenge etwa der durch Verbrennung von ca. 3000 t Kohle erzielten gleichkomme. Das sind nur einige, ziemlich lose aneinandergereihte Zahlenwerte, welche die in der Materie gefesselte Energie veranschaulichen sollen (vgl. auch Surya, Moderne Rosenkreuzer, Linscr-Verlag, 1922, S. 190 u. ff.).

Solange die Einheit der Zerfallskonstante, d. h. die für die Zeiteinheit normale Zahl der zerfallenden Atome gewahrt bleibt, gehen die Wehen der Erde bzw. relativ fester Körper überhaupt, natürlich, normal, also schmerzlos, vor sich. Sobald aber diese Zahl durch äußere, kosmische Schwankungen in der normalen, harmonischen Zusammensetzung der kosmischen Elektrizität, durch Vermengung der letzteren mit ausgewanderten Elektronenschwärmen benachbarter Gestirne, bzw. Körper, gestört wird, sobald unharmonische Strahlenkomplexe die Erde oder andere relativ feste Körper treffen, werden diese Wehen außerordentlich schmerzhaft. Wir registrieren Erdbeben, atmosphärische Katastrophen, Epidemien, Krankheiten, politische Ereignisse, Verbrechen, was wir im folgenden noch näher begründen werden. Diese normal bzw. abnorm verlaufende Ausstrahlung aller Körper, also auch der Erde, bezeichnen wir seit Entdeckung des Radiums als Radioaktivität. Diese wird nach neuerer Auffassung den Radiumelementen nicht mehr ausschließlich zugeschrieben. Die radioaktive Emanation zerstört organische Stoffe



liefert aber gleichzeitig die Bausteine für neue Organismen.  
„Alles dient!“

Wir möchten deshalb die radioaktive Strahlung die *gestaltende Kraft* des Universums nennen, die sich den Individuen in den relativen Merkmalen des Aufbaues und der Zerstörung kundgibt. Ihre Normalzahl ist die Zerfallskonstante.

Alex. Müller (Sepdelenopathie, 1921, S. 13) hat nun den experimentellen Nachweis geführt, daß je nach der Stellung der Erde zur Sonne Maxima und Minima der Emanation zu unterscheiden sind, mit denen der Rhythmus des Erdenlebens eng verknüpft ist. Schlaf und Erwachen der Natur, Minimum und Maximum der Arbeitsfähigkeit, des Seelenlebens usw. brachte er durch sorgfältige, überzeugende Statistik in kosmische Beziehungen.

Er führte den Nachweis, daß elektrische Schwingung die Kapillargefäße erweitert, so daß unter ihrer Einwirkung der Blutdruck der Venen und Zellen abnimmt, und das Wohlbefinden gesteigert wird.

Radioaktive Emanationen dagegen verengern nach seiner Theorie die Haargefäße, der Blutdruck nimmt infolgedessen unter Erweiterung der Venen und Zellen zu. Es stellt sich Schlafbedürfnis ein.

Gehen wir nun wohl zu weit, wenn wir das Od der Hebräer, also das aktive Od, als bewegende Kraft bzw. als elektrische Energie, das Ob der Hebräer aber, also das passive Od, als *gestaltende Kraft* bzw. als radioaktive Energie ansprechen? Der Leser mag selbst reiflich darüber nachdenken, bevor er diese unsere Gegenüberstellung verwirft.

Somit wäre die Verbindung der vorhergehenden theoretischen Kapitel mit der sympathetischen Praxis geschaffen. Vielleicht ahnt nun der eine oder der andere, daß die Ausübung der Sympathie sich wenig zu leichtsinnigen Versuchen eignet, und daß es fast an Gewissenlosigkeit grenzt, praktische Rezepte ohne genügende theoretische Vorbereitung zu veröffentlichen. Eine Sympathiekur, die in der besten Absicht eingeleitet wird, kann sehr unerwünschte Nebenwirkungen zeitigen, wenn der Praktiker die Kräfte,

die er in Bewegung setzt, nicht zu unterscheiden und zu lenken weiß.

Der geborene Sympathetiker, so manches von keiner Gelehrtenweisheit beschwerte Naturkind, kennt das ernste Spiel dieser Kräfte, Elementarwesen, Elektronen aus eigener Anschauung, aus steter Zwiesprache mit der Natur. Irgendetwas in ihm kennt dieses Räderwerk, dessen Mechanismus seine primitive (= unkomplizierte) Denkmaschine nicht verstehen und nicht beschreiben kann. Wer aber Sympathie lernen will, der muß eben diese Denkmaschine zur Höchstleistung bringen, bis sie, beim Nichtwissen angelangt, in gleichem Takt mit dem naturbewußten Mechanismus arbeitet.

Was wir an den Sympathiekuren am wenigsten verstehen, das ist die dem modernen Denken sonderbarerweise immer noch am meisten widersprechende, für die Sympathielehre aber grundlegende Annahme oder vielmehr Tatsache einer Fernwirkung, einer *actio in distans*.

Wir könnten es bei dem Vorhergehenden bewenden lassen, haben wir doch bereits gezeigt, wie uns gerade die moderne Wissenschaft über diesen Stein des Anstoßes hinweghilft. In Anbetracht der Wichtigkeit dieses Problems, und weil wir im weiteren Verlauf unserer Darstellung noch auf astrologische Elemente hinweisen müssen, halten wir es jedoch für angezeigt, bei der Fernwirkung noch etwas zu verweilen.

Nachdem wir nun schon einmal daran sind, bekannte Tatsachen zum Beweis einer sogenannten und verlachten Afterswissenschaft heranzuziehen, nehmen wir irgendein uns gerade naheliegendes Buch zur Hand: Handbuch der physischen Geographie, von Professor G. A. von Kloeden (Berlin, 1873). Da steht im ersten Band (S. 890) über die auf die Magnetnadel störend wirkenden Einflüsse folgendes zu lesen: „Aber auch Erdbeben haben einen störenden Einfluß, wie Lamont im Dezember 1861 an all seinen magnetischen Apparaten wahrnahm, als zu gleicher Zeit ein Erdbeben in Griechenland bedeutenden Schaden verursachte. Am 1. September 1859 bemerkten Carrington und Hodgson, weit entfernt und unabhängig voneinander, in demselben Augenblick eine auf-

fallend hellglänzende Stelle auf der Sonne, die wie eine blendende Lichtflocke in der Nähe eines der Sonnenflecke hervorbrach und 5 Minuten lang über und neben demselben fortzog; und vom 28. August bis 4. September waren eine Menge von Anzeichen vorhanden, daß sich die Erde in einem vollständigen elektromagnetischen Krampfe befand. Die selbst registrierenden Magnetnadeln in Kew wiesen nach, daß in dem Augenblick der erwähnten Beobachtung die Nadeln einen stark markierten Ruck in ihren bisherigen Stellungen erfahren hatten. Bedeutende Nordlichter waren zugleich in jenen Nächten gesehen worden, ... In allen Teilen der Erde begleiteten ungewöhnlich große elektromagnetische Störungen diese Nordlichter; an vielen Stellen versagten die Telegraphendrähte; in Washington und Philadelphia erhielten die Telegraphisten empfindliche elektrische Schläge; auf einer Station Norwegens entzündete sich der telegraphische Apparat, und in Boston folgte eine Flamme der schreibenden Feder des Telegraphen." Ja, das sind aber doch magnetische Fernwirkungen, wegen deren Hervorbringung allen Ernstes von der exakten Wissenschaft die Sonne verdächtigt wird. Gibt nun wohl die gute Sonne der offiziellen Wissenschaft Privatvorlesungen, die für die nicht immatrikulierte Sympathie und Astrologie keine Geltung haben? — Denkpause!

Diese heute als „magnetische Stürme“ bekannten Erscheinungen wurden schon 1741 von den schwedischen Forschern Celcius und Hjorter festgestellt und werden zurzeit von *Prof. Kristian Birkeland* in Zusammenhang mit der Nordlichtforschung als eine Wirkung der von der Sonne ausgehenden Kathodenstrahlen auf den Erdmagnetismus angesehen. Es fällt heutzutage keinem Astronomen mehr ein zu leugnen, daß die Sonne und andere Fixsterne elektrische <sup>3)</sup>, Licht- und Wärmestrahlen <sup>4)</sup> und eine An-

<sup>3)</sup> Der Physiker *Goldstein* sagte schon 1881, daß die Sonne elektrische Strahlen aussende, die mit den magnetischen und elektrischen Erscheinungen auf der Erde in Verbindung stehen. *Birkeland* dehnt diese Anschauung auch auf andere Fixsterne aus (*The norwegian aurora polaris expedition*, 2. Teil, 1903).

<sup>4)</sup> „Ja, man hat es sogar erreicht“, schreibt *Störmer* (S. 60). „die ultraroten Spektren von Fixsternen zu studieren, und zwar mit Hilfe der Wärme, die uns diese Sterne senden.“

zahl noch unbekannter Strahlen aussenden, die den Erdmagnetismus auf sehr verschiedene Weise beeinflussen. Auf die Kathodenstrahlen, Elektronenströme von fabelhafter Geschwindigkeit, führt also Birkeland die Nordlichterscheinungen<sup>6)</sup> und die magnetischen Störungen zurück, die von anderen Gelehrten wieder in statistischen Zusammenhang mit meteorologischen Vorgängen (Herrmann, Kullmer) und den Schicksalen der Menschheit (Kritzinger<sup>7)</sup>) gebracht werden.

Das Spektrum des weißen Sonnenlichtes besteht bekanntlich nicht nur aus den sichtbaren Regenbogenfarben, sondern auch aus unsichtbaren Schwingungen strahlender Energie, aus ultraroten Wärmestrahlen und chemisch, physiologisch und biologisch wirksamen ultravioletten Strahlen, die nach Hertz aus Schwingungen elektrischer Natur bestehen. Noch größere Wellenlänge als die ultraroten Lichtstrahlen besitzen die Hertzischen Wellen, kleinere Wellenlängen als die ultravioletten die Röntgenstrahlen und die Gammastrahlen des Radiums. Auf der Wirksamkeit der unsichtbaren chemischen Strahlen beruht der wesentliche Vorgang bei der Photographie, während ihre physiologisch-biologische Wirkung in der modernen Strahlentherapie ausgedehnte Anwendung findet. Die Hertzischen Wellen haben uns im Dienst der drahtlosen Telegraphie und Telephonie ungeahnte Möglichkeiten erschlossen. Ihre Fortpflanzungsgeschwindigkeit ist gleich der des Lichtes. Sie erreichen also eine Fernwirkung, neben der die sympathetische actio in distans alles Wunderbare verliert. Das Wunder der Technik wird aber andererseits von dem Wunder, das sich in den Sinnesnerven bei Umwandlung materieller Bewegung (elektrischer Strahlung) in Empfindung vollzieht, noch weit übertroffen. Der Vorgang, der sich zwischen dem Hörer des Telephons und der Schallempfindung abspielt, ist uns immer noch ein Rätsel.

---


<sup>6)</sup> Störmer, von Birkeland selbst über den Verlauf seiner Untersuchungen unterrichtet, weist darauf hin, „daß große Nordlichter häufig dann auftreten, wenn ein Sonnenfleck nach der Erde zeigt.“ (S. 72).

<sup>7)</sup> Dr. H. H. Kritzinger (Astronom), „Der Pulsschlag der Welt, Schicksalstage des Menschen und Schicksalsjahre der Menschheit“, Verlag der Gesellschaft für Bildungs- und Lebensreform, Kempten i. Allg., 1924 (73 Seiten).

Vielleicht klären uns die drahtlosen Wellen noch darüber auf, daß die idealste Sende- und Empfangsanlage unser Sinnenapparat darstellt, an dessen Fernwirkungen allerdings nur diejenigen glauben, die sie aus eigener Erfahrung kennen. Dieser Glaube ist aber nicht wissenschaftlich. Und doch spricht Professor Maximilian Perty in seinen zahlreichen Werken von den magischen Phänomenen des Seelenlebens als von sicher beglaubigten Tatsachen.

Für uns gilt in dieser Hinsicht der Ausspruch *Dr. Perriers*: „Ohne Zweifel sind Menschen immerfort dem tollsten Aberglauben verfallen. Aber kein Irrtum ist jahrhundertlang von der Gesamtheit geteilt worden.“ Aber der „Irrtum“ der sympathetischen Fernwirkung ist nicht Jahrhunderte, sondern Jahrtausende alt.

Wir bringen nur ein Beispiel:

Die Grundlage der chinesischen Philosophie hatte schon *Kung-tse* (Confucius) in dem uralten Weisheitsbuch *I-Ging*, in dem Buch der Wandlungen vorgefunden, dessen mysteriöse Zeichen, die 64 *Kou-as*, heute noch die bedeutendsten Gelehrten Chinas und Japans ebenso wie das niedere Volk des fernen Ostens beschäftigen. In dem wahrscheinlich von *Kung-tse* verfaßten „Kommentar zu den Entscheidungen“ (*Tuan Dschuan*) — die „Entscheidungen“ selbst werden dem König *Wen*, ca. 1150 v. Chr. zugeschrieben — findet sich zu dem Zeichen *Hiän*, die Einwirkung  folgende Erläuterung:

„Die Einwirkung bedeutet Anregung. Das Schwache ist oben und das Starke unten. Ihre beiden Kräfte beeinflussen und antworten einander, so daß sie sich vereinigen.“

In der *Kou-a*-Philosophie wird das Dunkel *Yin* („das Schwache“) von dem Licht *Yang*<sup>1)</sup> („das Starke“) durch

---

<sup>1)</sup> *Strindberg* bezeichnet *Yang* als Primordialwärme und *Yin* als Radikalfuchtigkeit. (III. Blaub. S. 1085.) *Yang—Yin* kehrt in Schamajim, im Feuer-Wasser der Hebräer wieder. Das sind Urgedankenwellen! Ewig unveränderlich spülen sie zuweilen Fragmente der Wahrheit, Elementarideen ans Land. Wohl dem, der eine solche Goldmuschel findet!

Tai-gi, den großen Uranfang (Schöpfung) geschieden. Unsagbar lange davor aber war schon Wu-gi, der Uranfang (En soph der Hebräer), der immerfort die Gegensätze verbindet, die „sich nicht bekämpfen, sondern ergänzen.“<sup>9)</sup> Dieser Gedanke wird durch folgendes Symbol dargestellt:

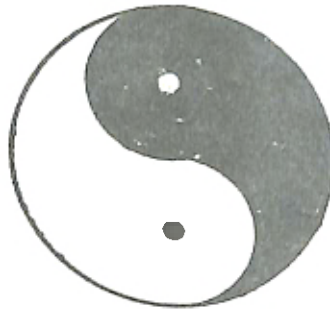


Fig. 12.

Wir haben uns diese kurze Abschweifung vom Thema gestattet, um zu zeigen, daß der Gedanke einer sympathischen Verknüpfung des Unteren mit dem Oberen und umgekehrt (I) und folglich auch einer gegenseitigen Einwirkung ohne Rücksicht auf die Entfernung tatsächlich so alt ist als die Menschheit.

Kehren wir nun, um auch den Autoritätsgläubigen zufriedenzustellen, zurück in eine Zeit, in der ein Mann lebte, dessen Urteil gewöhnlich mit Ehrfurcht unterschrieben zu werden pflegt. Der große *Newton* spricht nämlich in seinen „Naturphilosophischen Grundlehren“ von „einem sehr feinen Geist, der alle, auch die härtesten Körper durchdringt, und der in ihren Substanzen verborgen ist. Durch die Kraft und Tätigkeit dieses Geistes ziehen sich Körper wechselseitig an und hängen, aneinandergbracht, zusammen. Durch ihn wirken elektrische Körper in der größten Ferne, sowohl benachbarte Teile anzuziehen, als abzustößen; durch diesen Geist fließt auch das Licht aus, wird gebrochen und zurückgeworfen und erwärmt die

<sup>9)</sup> Vgl. Richard Wilhelm, I-Ging, Das Buch der Wandlungen, I. Bd. S. 212, bei Eugen Diederichs, Jena, 1924.

Körper. Alle Sinne werden durch diesen Geist angeregt und die Teile bewegen dadurch ihre Glieder. Allein diese Dinge sind nicht durch wenige Worte zu erklären und man hat noch nicht hinlänglich Erfahrung, um die Gesetze genau bestimmen zu können, nach welchen dieser allgemeine Geist wirkt!" (Zitiert nach Stemplinger, Sympathieglaube, S. 30.)

Daß unser Nervensystem auf Luftdruckveränderungen (s. Kap. Amulette, III. Teil XII. Bd.) reagiert, hat *Dr. Lahmann*, gestützt auf 600 klinische Beobachtungen, nachgewiesen.<sup>9)</sup> Er schreibt: „Daß auch meteorologische und tellurische Einflüsse von Bedeutung für unser Wohlsein sind, hat man von jeher vermutet, aber schwer beweisen können, weshalb Forschungen, die sich auf diesem Gebiet bewegen, in unserem skeptischen Zeitalter in den Hintergrund gedrängt werden. Und doch macht man Beobachtungen, welche die Existenz eines Periodizitätsgesetzes gewisser Seuchen wahrscheinlich machen.“ In der Tat ist es dem Naturarzt *K. Wachtelborn* gelungen, das Gesetz der Seuchen zu finden und in folgender einfacher Formel bekanntzugeben:

„Alle Epidemien treten periodisch auf. Die epidemischen Erkrankungen des positiven und negativen Typus wechseln regelmäßig ab. Der periodische Wechsel der Seuchen wird beherrscht durch das Gesetz der Sonnentätigkeit; Sonnenfleckenmaxima erzeugen negative, Sonnenfleckenminima positive Epidemien.“

Der Astronom *Dr. H. H. Kritzinger* stellte in einer kleinen Broschüre „Der Pulsschlag der Welt“ eine vorläufige Übersicht über seine bisherigen Forschungsergebnisse auf. Er studierte die Sonnenfleckenstatistiken und fand eine verblüffende Analogie zwischen Flecken- bzw. kosmischen Perioden überhaupt und politischen (I), meteorologischen und epidemischen Ereignissen auf unserer Erde. Er arbeitet nur mit geschichtlich einwandfreiem Tatsachenmaterial. Eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen Nordafrika und Frankreich ist früher eingetroffen als seine Berechnung ergab. Aber sicherlich erleben wir erst das Vorspiel dieser Kämpfe.

---

<sup>9)</sup> Dr. Lahmann, „Der krankmachende Einfluß atmosphärischer Luftdruckschwankungen (barometrische Minima)“, Leipzig, 1903.

Ferner fand *Dr. Böhm-Nürnberg*, daß gewisse Seuchen bei Tieren (wie Schweinerotlauf) durch gewisse elektrische Veränderungen in der Atmosphäre (Ionisierung) bedingt sind, bzw., daß diese elektrischen Zustände in der Atmosphäre die Ausbreitung dieser Seuchen begünstigen oder daß die Tiere dann besonders leicht der Ansteckung unterliegen. Die Anschauung, daß die elektrischen Zustände unserer Atmosphäre zum großen Teil von der Sonnentätigkeit, von den Sonnenflecken, in denen sich der Lebensrhythmus der Sonne, ihre gewaltigen elektromagnetischen Schwankungen und Schwingungen und die Aussendung von allerlei elektrischen Emanationen kundgibt, abhängen, gewinnt immer mehr an Boden. Aber die Sonnentätigkeit ihrerseits ist wieder, wie wir aus der „Okkulten Weltallslehre“ (*Surya-Valier*) wissen, durch die verschiedenen Stellungen der Planeten zur Sonne bedingt. Die Planeten üben, wie man heute zu sagen pflegt, durch ihre Konstellationen eine Reizwirkung auf die Sonnentätigkeit aus.

*Willy Hellpach*, Mediziner von Fach, bemerkt in seinen „Geopsychischen Erscheinungen“ (Verlag von Wilh. Engelmann, Leipzig, 1923) sehr treffend: „Leider haftet diese Neigung, Volkserfahrungen etwas von oben herab beiseite zu schieben, weil sie zweifellos mit viel Aberglaubenschlacke behaftet sind, der deutschen Wissenschaft besonders stark an; wie die deutsche Romantik stets besonders verstiegen, so ist der deutsche Realismus stets besonders platt gewesen. Vor Jahrzehnten (? d. Verf.) hat die Medizin daran gelitten, heute die Meteorologie.“ Dann äußert er sich über die Wetterempfindlichkeit des menschlichen Organismus, kommt aber zu dem Ergebnis, daß die „körperliche und seelische Seite sehr schwer zu trennen“ und daß „dieses Sichbefinden im Grund etwas einheitlich Psychophysisches“ sei, daß es aber Änderungen, selbst in hohen Luftschichten früher anzeige als meteorologische Instrumente. Was er über die medizinische Seite seiner Beobachtungen schreibt, dürfte sich jeder aufmerksame Arzt wohl schon längst selbst eingestanden haben, und wir müssen die Interessenten bitten, dies an Ort und Stelle selbst nachzulesen.



Über den mannigfaltigen Einfluß des Mondes auf unsere Erde liegt bereits reiches und allgemein bekanntes Tatsachenmaterial vor, so daß wir uns darauf beschränken können, kurz zu berichten, was *Prof. O. Freybe* in Nr. 30 der „Umschau“ (1913) als langjähriger Wetterdienstleiter anerkennenswerterweise bekanntgibt: „Früher war ich »natürlich« auch Gegner »des Mondberglaubens«: Doch bin ich seit Jahren bestrebt, mir die Ursachen der ja immer noch nicht ausbleibenden Fehlprognosen wenigstens nachträglich klar zu machen, um so zu lernen.“ Er zählt nun die Ursachen auf, die zu falschen Wetterberichten geführt haben könnten. „Unzulängliche Bekanntschaft mit den Vorgängen in den höheren Luftschichten“ und andere, teilweise prinzipielle Fehlerquellen, die mit dem Außerachtlassen der Mondaspekte — jawohl: Aspekte — Hand in Hand gehen. Er bemerkte, „daß auffallend viel solcher »kritischer« (falsch prognostizierter, d. Verf.) Tage mit bestimmten Stellungen des Mondes zusammenfielen. „Ich wehrte mich nach Kräften gegen diesen Gedankengang, konnte ihn aber bei sorgfältiger Nachprüfung nicht abweisen.“

Man sollte nach all dem glauben, daß man heute, gestützt auf fachmännische Bekenntnisse von Gestirnfernwirkungen, von kosmischen Einflüssen usw. sprechen darf ohne verlacht zu werden. Ja, das darf man, aber man darf diese Anschauung nicht „Astrologie“ nennen!

*Hanns Fischer* stellt das baldige Erscheinen eines Buches in Aussicht, in dem die notwendigen praktischen Folgerungen aus der Welteistheorie, deren Prognosen auf Grund eingetretener Ereignisse allmählich ernst genommen werden, gezogen werden sollen, „unübersehbare Folgerungen auf dem Gebiet der Heilkunde, des bürgerlichen Rechts, des Staatsrechts, der Politik, des Erziehungswesens, der Lebensgestaltung, der Vorausberechnung der Geschichte, der Seelenforschung, des Wirtschaftslebens, wie der Kultur überhaupt.“ Und das alles auf Grund kosmischer Berechnungen. Das nennt man „Renaissance der Geheimwissenschaften.“

Aber was wird dazu der jedem Astrologen bekannte Artikel 54 des P.Str.G.B. sagen, der Artikel, dem der immer noch führende Astrologe A. M. Grimm und viele andere schon zum Opfer gefallen sind (man lese die Prozeßakten im Uranus-Sonderband, München, 1921, zu beziehen durch A. M. Grimm, Bad Tölz), wenn sich nun auch die Welteismänner mit Zukunftsprognosen auf Grund errechneter Gestirneinflüsse befassen, und wenn diese Prognosen ebenso wie die bereits bekanntgemachten und ebenso wie die fachmännisch (!) astrologischen tatsächlich eintreffen?

Daß *Alex. Müller* nicht nur den elektrischen und radioaktiven Wechselwirkungen in der Atmosphäre, sondern auch den durch gewisse Konstellationen der Himmelskörper gefärbten, auf die Erdatmosphäre, Erdkruste, auf den Menschen und die Lebewesen usw. anwirkenden Außenkräfte statistisch und experimentell, ja sogar grobsinnlich feststellbare Einflüsse auf Grund kontrollierbarer Beobachtungen zuschreibt, haben wir schon gehört.

Wenn also Lahmann neurasthenische Symptome, Böhm infektiöse Einflüsse, Wachtelborn, Kritzinger, Fischer, Müller und all die anderen gesetzmäßige, kosmische Anwirkungen auf die Erde und ihre Lebewesen festgestellt haben, müssen die Organismen — auch die Erde ist ein Organismus — für diese Einflüsse geeignete Empfangsapparate besitzen. Diese müssen objektiver Natur sein, da die Entgegennahme dieser Influenzen zunächst unbewußt erfolgt und erst durch ihre Auswirkungen ins sinnliche Bewußtsein treten. Daraus folgt weiterhin, daß diese objektiv tätigen Instrumente mit einem Transformator verbunden sein müssen, der die unbewußt ankommenden Energien ins Bewußtsein wenigstens teilweise überträgt. Eine solche kosmotechnische Anlage besitzen wir aber in unserem *Nervensystem*. Von jetzt ab müssen wir uns allerdings an Mutmaßungen halten. Zu unserer Rechtfertigung mag einerseits dienen, daß man offiziell von der Funktion des Gehirns und der Ganglienzentren und deren Beziehungen zur Außenwelt wenig Positives weiß, daß noch nicht einmal feststeht, ob sich der Denkprozeß im Gehirn abspielt, andererseits aber auch der Umstand, daß die Tatsache fernwirkender Einflüsse

ja gar nicht von der Berechtigung unserer folgenden Hypothese abhängt. Die Einflüsse sind nun einmal vorhanden, ob wir die Art und Weise ihres Zustandekommens erklären können oder nicht.

Unsere Anschauung ist also kurz folgende:

Das sympathische oder vegetative Nervensystem arbeitet unabhängig von unserem Bewußtsein. Die Absonderung, Wärmeentwicklung und die chemischen Vorgänge, also Stoffwechsel, Blutkreislauf, Verdauung, all das geht ohne Einmischung des bewußten Willens vor sich. Es handelt sich hier um Prozesse, denen unser Verstand gar nicht gewachsen wäre und doch muß ein hochintelligentes Etwas, vielleicht ein „zweites Gehirn“<sup>10)</sup>, der Abwicklung dieser wichtigen Geschäfte vorstehen. Vielleicht hatten die Alten doch nicht so unrecht, wenn sie den Sitz des Denkens ins „Zwerchfell“ verlegten. *Paracelsus* nennt diesen geheimnisvollen Alchemisten in uns den *Archaeus*. Nun sind aber die zwei Hauptstämme des Gangliensystems an das Zerebrospinal-(Gehirn-Rückenmark-)System angeschlossen, so daß unbewußt (unter- bzw. überbewußt) wirkende Einflüsse vom Gehirn transformiert und dem Bewußtsein wenigstens insoweit übermittelt werden können, als die Sinnesorgane zu deren Aufnahme befähigt sind.

Wir vertreten hiermit die Anschauung des genialen *Carl Ludwig Schleich*, der den Plexus Solaris (das Sonnengeflecht) mit einer Markoniplatte verglich, durch welche der Mensch die kosmischen Schwingungen aufnehme und je nach Sensitivität empfinde.

*Alex. Müller* kam in seiner erwähnten Schrift zu dem Resultat: „Im ewigen Wechsel und Austausch der Emanation mit der Sonne und anderen Gestirnen fühlen wir unsichtbare Dinge in der Welt sich abspielen, die tagtäglich ihren Einfluß auf uns geltend machen und die einzig und allein die Ursachen selbst der kleinsten Handlung unseres Geistes und Körpers sind. Kein eigener Wille besteht, überall sind es die schwingenden Elektronen, die uns zu dieser oder jener Tat reizen und uns diese oder jene Worte sprechen lassen. Nichts geschieht aus uns selbst, sondern alles macht die Natur, entsprechend der Veranlagung und der Empfindlichkeit des Nervensystems des einzelnen.“ Die letzten, von uns gesperrt gesetzten Worte können wir nicht in vollem Umfange gel-

<sup>10)</sup> cf. *F. Maack*, Das zweite Gehirn, Theosophia-Verlag, Hamburg, 1921. Die kleine Broschüre sollte jeder gelesen haben, vor allem jeder Gegner der okkulten Weltanschauung!

ten lassen und möchten ihnen einen Ausspruch des zu früh verstorbenen *Dr. Friedr. Feerhow* (Pseudonym)<sup>11)</sup> gegenüberstellen, in dem eine ganze Weltanschauung niedergelegt ist: „So wie die Beschaffenheit des ganzen Moleküls sofort sich wandelt, wenn irgendein Atom seinen Zusammenhang mit ihm verändert, so muß auch der Zustand des gesamten Weltalls eine Änderung erfahren, eine andere »Zusammensetzung« erhalten, sobald der geringste seiner Bestandteile eine Veränderung erleidet, und genau so umgekehrt: während die großen Wandlungen am Himmel ablaufen, muß jede dieser Bewegungen in jedem Augenblick ihren Ausdruck auch in jedem Ding auf allen Weltkörpern gewinnen und überall natürlich im Sinne der besonderen »Reaktionsweise«, der Eigenartigkeit der Teilchen dieses Weltkörpers entsprechend, ihren Einfluß auf ihn haben, ihre Kräfte mit ihm tauschen. In diesem wechselseitigen Für- und Ineinanderleben aller Teilchen des einen großen Organismus bleibt kein Raum mehr für den Fatalismus.“ Feerhow schaltet hier den einseitig verstandenen Kausalitätsbegriff insofern aus, als er sich die Veränderungen im Kosmos und im kleinsten Teilchen nicht aufeinander als Ursache und Wirkung folgend, sondern gleichzeitig eintretend denkt. Diese Vorstellung Feerhows, die gleichzeitige Afizierung des Unteren durch das Obere, wäre an und für sich fatalistisch. Nun erkennt aber Feerhow, — und hier stimmt er mit Alex. Müller wieder überein, — wechselseitige Einflüsse von oben nach unten und von unten nach oben an und hebt dies noch ganz besonders hervor. Jetzt ändert sich aber das Bild. Feerhow betrachtet nämlich die gegenseitige Rückwirkung als gleichzeitig, Alex. Müller aber als nacheinander geschehend. So stößt jener auf unbeschränkte Willensfreiheit, dieser auf den Fatalismus als Endergebnis.

Wir pflichten der Anschauung Feerhows insofern bei, als wir die restlose Willensfreiheit dem für uns Unbewußten unterlegen, dem objektiven, allverbundenen zweiten Gehirn, in dem sich der unbewußte Austausch der Emanationen vollzieht. Bei Übertragung unbewußt ankommender äußerer Einflüsse auf den Sinnesapparat aber müssen wir die Kausalität, das Nacheinander wieder einschalten; der subjektive Wille findet nach erfolgter sinnlicher Übertragung eine fertige makro-krokosmische Wandlung vor, die sich im objektiven Unbewußten bereits vollzogen hat, die zu ändern nicht mehr in seiner Macht steht. Je mehr sich aber der subjektive Wille zu objektivieren bemüht, je näher er der „Amor Fati“, dem Zustand der Apathie rückt, desto mehr zerrt er an der subjektiven Kette der Kausalität, desto mehr beginnt sich seine Freiheit zu entfalten, desto mehr erstreckt sich sein Einfluß auf das Unbewußte. Der Weise beherrscht also die Sterne, wobei aber nicht zu vergessen ist: *quamvis diversis gradibus.*

Das Objektive, Unbewußte setzt sich zusammen aus dem Unter- und dem Überbewußten. Wir möchten wenigstens diese Hypothese aufstellen.

Als Zentrum des Unterbewußten könnten wir dann das Sonnengeflecht, als Zentrum des Überbewußten *Maacks* „extracranielles“, außerkörperliches, „okkult-materielles,

<sup>11)</sup> Dr. F. Feerhow, Die medizinische Astrologie, Theosoph. Verlag, Leipzig. 2. Auflage, Seite 7.

zweites Gehirn" betrachten. Der Sitz dieses letzteren fluidalen Organs wäre im *E v e s t r u m* des Paracelsus, also im Fluidalleib zu suchen. Es wäre auch die „odische Leuchte" des *Freiherrn v. Reichenbach*. Die *Nadis* der Inder wären die von ihm ausgehenden, fluidalen Nervenbahnen, die *Chakrams* deren Zentren. Da dieses Nervensystem objektiv tätig und unsichtbar ist, wäre es als matrix, als okkult-materielle, überbewußte Ideoplastik des materiellen, vegetativen, unterbewußten Nervensystems anzusprechen.

So wäre etwa die psycho-physiologische Verknüpfung des Oberen mit dem Unteren zu denken.

Ob wir das Medium (Substrat), das den Austausch der „auf- und niedersteigenden" Emanationen vermittelt, als vierten Aggregatzustand der Materie, also „okkulte, vierdimensionale Materie" (Maack), als Äther oder mit Einstein als periodische Schwankungen in der Stärke der elektromagnetischen Kraftfelder bezeichnen, ist für unsern Zweck belanglos. Jedenfalls brauchen wir ein Substrat, das als Transportmittel für diese feinstofflichen Influenzen dient, nennen wir es wie wir wollen —, oder leugnen wir es: die Übermittlung geschieht trotzdem, wir aber haben im letzteren Fall die Logik einer Tendenz zum Opfer gebracht. Die Richtung der Wissenschaft, die den Äther leugnet, muß trotzdem mit ihm rechnen, „als ob" er vorhanden wäre. Das ist kein Scherz!

Kehren wir nun nochmals zu den elektrischen Strahlungen zurück. „Der Unterschied dieser anscheinend so verschiedenartigen Wellenbewegungen liegt nur in ihrer Wellenlänge bzw. Schwingungszahl", sagt Professor *Matula* (Lehrb. d. Chemie, Oppenheimer-Matula, S. 44) in bezug auf die Formen der strahlenden Energie. Unsere normalen Sinne sind nur auf eine Reichweite eingestellt, die sich zwischen Wellenlänge  $3,10^{-5}$  cm = violett und  $8,10^{-5}$  cm = rot bewegt. Von den in diesem Zwischenraum liegenden Zahlen erkennen wir nur die den Bereich unserer Sinne affizierenden, die uns kontinuierlich erscheinen, ohne es zu sein. Das Sonnenspektrum ist von zahlreichen, dunklen Linien, den Fraunhoferschen Linien, durchquert, deren Zahlen wir ebenso wie einen ganz kleinen Teil der jenseits der violetten und roten Grenze liegenden nur mit

Hilfe des Spektroskops und anderer empfindlicher Instrumente feststellen und errechnen können.<sup>12)</sup>

Es gibt also noch Naturzahlen, von deren Existenz wir uns keine Vorstellung machen können. Ja, wir gehen sogar noch weiter, wenn wir sagen: Es muß alle Zahlen, und zwar unendlich viele Zahlen, Wellenlängen bzw. Schwingungszahlen geben, oder die Schöpfung ist unvollkommen. Entweder ist Gott allmächtig und in der Schöpfung als Demiurgos allgegenwärtig, oder es gibt Zahlen, die seiner Macht entgehen, die also mächtiger sind als er und . . . . was dann? Die Summe, das absolute Integrale aller Schöpfungszahlen ist die unendliche Resultante der aus sich herausgetretenen, göttlichen Urzahl, des Logos-Demiurgos. Es wäre also vermessen, zu glauben, der Schöpfer hätte nur die Zahlen in den Raum projiziert, die wir errechnen können. Es gibt also Zahlen, Schwingungen, — in- und außerhalb der Reichweite unserer Sinne, — die wir in ihren unermeßlichen Variationen als Sterbliche nie erschöpfen können.

Der Chemiker in uns, dieses „zweite Gehirn“, beherrscht aber viel mehr von diesen Zahlen als der Chemiker des rechnenden Verstandes. Wenn das Laboratorium unseres Körpers durch eine fremde Zahl (Gift, Krankheit usw.) gestört oder zerstört wird, so liegt dies eben daran, daß der Körper, unser Reaktionsgefäß, nicht auf alle Zahlen zu antworten, sich nicht in eine entsprechende harmonische Schwingung zu setzen vermag, daß die träge Materie nicht schnell genug den entsprechenden Kontrapunkt<sup>13)</sup> findet, der die relativ feindliche, disharmonische Zahl versöhnt.

<sup>12)</sup> „Das Auge kann von den Ätherschwingungen ungefähr eine Oktave aufnehmen“, bemerkt Störmer (S. 184) und fährt fort: „Und doch finden sich in der Natur nicht weniger als über 50 Oktaven ähnlicher Ätherschwingungen, die das Auge nicht aufnehmen kann, die aber durch die Physiker mit Hilfe indirekter Methoden festgestellt worden sind.“ Und wieviele Oktaven mag es noch geben, die wir überhaupt nicht ermitteln können, und deren Summe trotzdem erst das Gesamtbild der Wirkungen ausmacht?

<sup>13)</sup> *Strindberg* sagt in *Sylva Sylvarum* (Nat. Tril., S. 184): „Mißmutig stehe ich auf und nehme die Gitarre, um meinen Nervenakkord zu suchen. Ich habe die Gewohnheit, meine Seele und das Instrument nacheinander zu stimmen, und wenn ich mich niedergeschlagen fühle, erhöhe ich meine Seele Ton für Ton, indem ich die Wirbel der Gitarre anziehe.“

Innerhalb dieses großen Zahlenkreises gibt es also individuell variable Zahlenkomplexe, die nicht in unser Oberbewußtsein treten, über- und unterbewußt aber aufgenommen werden können. Und diese Zahlen wollen wir magische nennen. Wer demnach von den ins Unterbewußtsein tretenden Zahlen nur den in die Reichweite des Sinnenbewußtseins übertretenden Zahlenkomplex wahrnehmen kann, der ist normaler Durchschnittsmensch, für den existiert nur das Greifbare. Menschen, die sich oberbewußt unterbewußte Zahlen durch Objektivierung zu adaptieren vermögen, nennen wir natürliche, solche die überbewußte Zahlen in bewußte Reichweite zu ziehen vermögen, göttliche Magier. Wer relativ disharmonische Zahlen ersten, zweiten, dritten Grades, d. h. ober-, unter-, überbewußte Zahlen mit seinem Zahlenkreis auszusöhnen, zu kontrapunktieren versteht, ist weißer Magier ersten, zweiten bzw. dritten Grades. Wer sich den relativen Disharmonien unversöhnt preisgibt, ist schwarzer Magier, muß aber riskieren, daß sein „Gefäß“ eines Tages zerspringt.

Wenn wir bei Erörterung der Fernwirkungen im Kosmos in erster Linie die Beziehungen von Sonne und Mond zur Erde besprochen haben, so geschah dies deshalb, weil diese am besten erforscht sind und weil auch die Astrologie, die nur diese Wechselwirkungen gelten ließe, bereits gute Schicksals-, „Dispositionen“ zu gewinnen imstande wäre.<sup>14)</sup>

---

<sup>14)</sup> Der Verfasser beobachtet seit etwa zwei Jahren hauptsächlich die Transite (Übergänge der laufenden Planeten über wichtige Radixorte) von Sonne und Mond und fand die Prognose in den allermeisten Fällen mit den Ereignissen oft sogar in verblüffender Übereinstimmung. Zeitweilige Abweichungen von der Regel sind für alle menschlichen Wissenschaften, also auch für die Astrologie charakteristisch. Man beurteile den Wert der Sterndeutung nicht nach den Leistungen der „Horoskopfabriken“: Wenn man sich die Nativität nicht selbst stellen kann, dann wende man sich an die wenigen Berufenen, wie Koppenstätter (Ried bei Benediktbeuren, Oberbayern), Grimm (Bad Tölz), Glahn (Bad Oldesloe), Elsbeth Ebertin, Frh. v. Klöckler (die beiden letzteren sind erreichbar durch den Verl. f. Bild. und Leb.-Ref., Kempten i. Allg.) oder an andere namhafte Astrologen. Wenn man dann ein einwandfrei berechnetes und auf Grund reicher Erfahrungen gedeutetes Horoskop besitzt, dann beobachte man mindestens ein Jahr und dann, erst dann verwerfe man rücksichtslos, was mißfällt. So tut man der Astrologie einen großen Dienst. Aus den Fehlern müssen wir

Eigentlich sollte man nun wohl als selbstverständlich annehmen, daß sich die makrokosmische Fernwirkung auch bis in die Welt des Kleinsten und Aller kleinsten erstreckt, man sollte glauben, daß wir nur an die Anwendung der primitivsten Gesetze der Logik zu erinnern brauchten, um uns jede weitere Bemerkung ersparen zu können. Da wir uns aber bereits daran gewöhnt haben, nur dann wenigstens einigermaßen „ernst genommen“ zu werden, wenn wir uralte Binsenwahrheiten ins geliebte „Deutsch“ der Wissenschaft übertragen, so wollen wir also auch den Fernwirkungen im Mikrokosmos bzw. den makrokosmischen, im Mikrokosmos auftretenden Parallelen noch einige Seiten widmen.

Die Geschwindigkeit des Lichts und der drahtlosen Signale beträgt ca. 300 000 km pro Sekunde. Nach *Störmer* brauchten wir zu einer Reise rund um die Erde bei Lichtgeschwindigkeit weniger als den siebenten Teil einer Sekunde, etwas über eine Sekunde bis zum Mond und etwas über acht Minuten bis zur Sonne.

Die Elektrone eines Atoms kreisen nach Rutherford wie Planeten in einem Sonnensystem, um den positiv geladenen Atomkern, die Zentralsonne in verschiedenen Ebenen. Diese Systemchen werden durch elektrische Kräfte zusammengehalten. „Wie oben, so unten.“

Denken wir uns nun einmal als kleinwinzige Bewohner eines Elektronplaneten. Als Maßstab diene die Angabe *Störmers* (S. 187): „ . . . wir selbst sind . . . ungefähr zweitausendbillionenmal so groß als ein Elektron.“ Die benachbarten Elektronplaneten und die Kernsonne würden uns dann in ähnlichen Entfernungsverhältnissen erscheinen wie die Planeten und die Sonne unseres natürlichen Systems. Wir selbst würden uns als Elektronbewohner aber relativ groß fühlen und den Staub auf einer solchen Miniaturplanetenstraße wiederum als klein bezeichnen, wir würden, mit einem Wort, den relativen Maß-

---

**lernen!** Im Lauf des kommenden Jahres werde ich in einer kleinen Schrift (etwa 200 Seiten) die Beziehungen der *Augendiagnose zur elementaren Astrologie* mit Hilfe eines einfachen Apparates nach eigenen, vielfach geprüften Beobachtungen demonstrieren und hoffe, damit einen gangbaren Weg einzuschlagen, die Verwertung astrologischer Elemente auch in der Medizin zu fördern. E. W. Clarence.



stab unserer „Größe“ ebenso an unsere Umgebung legen, wie wir dies auf unserer Erde zu tun gewohnt sind. Vielleicht sind wir solche Elektronbewohner?

Für solch ein rechnendes Elektronen- oder Inframenschengehirn wäre die Entfernung der Elektrontrabanten und -Planeten von der Kernsonne ebenso wie deren Intervalle untereinander ebenfalls wieder in Lichtzeiteinheiten ausdrückbar.<sup>15)</sup>

Außer der Kreisbahn ist nach den Angaben des dänischen Physikers *Niels Bohr* auch noch eine bestimmte Anzahl verschieden langgestreckter elliptischer Elektronbahnen möglich. Die äußeren Elektrone beschreiben gleichartige Bahnen, wie ja auch *Hörbiger* zeigte, daß die Bahnen der äußeren Planeten (Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun) „eine etwas steilere Abnahme der Sonnenschwere nach außen“ (H. Fischer, S. 164), also geringere Verzerrung erkennen lassen, weil die Gravitation nach seiner Theorie durch *Leitungsverlust* abnimmt.

Ein Elektron ist für uns gegenwärtig die kleinste, für sich existierende Elektrizitätsmenge, das sogenannte elektrische Elementarquantum, ein Energieknoten, ein Ätherwirbel. Eine Entstehungshypothese der großen und kleinen Welt, eines Sternes sowie eines Elektrons werden wir noch in unserer Abhandlung über die magisch-philosophische Gärung kennen lernen.

Die Materie besteht also atomistisch aus Elementarladungen, exzentrischen Ätherwirbeln, umgeben von Kraftfeldern, oder richtiger, von Beziehungen der Elementarquanten oder -Zahlen. Mensch, Tier, Pflanze, Stein, alles ist aus Elementarladungen und Bezugfeldern, aus Zahlen und Zahlenbeziehungen aufgebaut; die Lebewesen, gleichviel ob bewußt oder unbewußt lebend, sind vom Standpunkt eines intraatomistischen Bewußtseins kosmische Riesen, Midgardschlangen, Milchstraßen, dasselbe, was für uns Erdenmenschen der Adam Kadmon ist. Was für unsere irdischen Augen feste Körper sind, wären für den Infra-

---

<sup>15)</sup> Die Bahnradien und Umdrehungsgeschwindigkeiten (Rotationsfrequenzen) der Elektrone sind übrigens teilweise bereits berechnet. So beträgt beispielsweise der Normalradius der Bahn des Wasserstoffelektrons  $0,55 \times 10^{-8}$  cm, seine Frequenz  $6,2 \times 10^{15}$  p. sec. (Matula).

menschen unermeßliche, sternbesäte Räume, deren Zwischenräume durch hin- und herleitende Kraft- oder Bezugfelder ausgefüllt sind.<sup>16)</sup> Für uns sind feste Körper Akkumulatoren mit Elementarladungen, die sich durch Bezugfelder positiv oder negativ, sympathisch oder antipathisch aufladen, Energien einfangen und abstoßen und dadurch ihre charakteristische Färbung aus dem All oder aus der Umgebung beziehen. Sogar ihre peripheren Bahnen, die äußeren Lebenswege, werden von äußeren Kraftströmen beeinflußt, modifiziert, nur der Kern, das Innere bleibt gewöhnlich stabil<sup>17)</sup>, obwohl er auch elektrischen Schwankungen und plötzlichen, extremen Qualitätsveränderungen unterliegt.

Dies alles ergibt sich aus der Lehre von der Mechanik des Kleinsten, wie wir sofort sehen werden.

Wir müssen vorausschicken, daß man unter Ionen solche Atome versteht, die negative Elektronen abgegeben bzw. aufgenommen haben, die also positiv bzw. negativ elektrisch geladen sind. Mit der Verdünnung einer Lösung wächst die Ionisierung der Moleküle, — was bekanntlich für die Homöopathen von Wichtigkeit ist, — d. h. die Dissoziation (Zerlegung) der positiven Ionen oder Kationen und der negativen Ionen oder Anionen. Sichtbar wird dieser Vorgang, wenn man durch eine Lösung einen elektrischen Strom leitet (Elektrolyse).

Beim Zusammentritt von Ionen und Molekülen zu heteropolaren Verbindungen hat nun *Fajans* beobachtet, daß die Anionen der äußeren Elektronenhüllen oder Elektronen-„schalen“<sup>18)</sup> nicht nur die Elektronenzahl, sondern auch ihre Konfiguration, Konstellation, kurz die Struktur ver-

---

<sup>16)</sup> Berzelius wußte bereits, daß die zwischen Atomen wirkenden Kräfte elektrischer Natur sind, aber man hat ihm nicht geglaubt.

<sup>17)</sup> Mystisch: wenn er nicht mit disharmonischen Zahlen spielt und zerspringt. Der Physiker korrigiert uns: Atomzertrümmerung durch radioaktive Alphastrahlen. Wir danken für die Belehrung.

<sup>18)</sup> Schalen, die zwar als Schalen figurieren, — man denkt dabei unwillkürlich an die Kelipoth, die „Schalen“ der Kabbalisten — aber nach Bohr von den Bahnen höherquantiger Gruppen geschnitten und durchdrungen werden. Auch der magische Wall der menschlichen Aura schützt nur gegen jeweils niederquantigere Elementarkräfte, kann aber durch höherquantigere Beziehungswesen jederzeit durchbrochen werden.

ändern. Die Elektronenbahnen werden infolge gegenseitiger Beeinflussung verzerrt, deformiert, und zwar je nach Stabilität der normalen Struktur. (Man vergegenwärtige sich das im II. Kapitel über das Krebsymbol, die elliptische Verzerrung und den Idealkreis Gesagte.)

Da man die Lichtemission, eigentlich „Re“-mission (im Sinne der E- und Remanationstheorie) und die optischen Eigenschaften überhaupt zu den peripheren Eigenschaften des Atoms zählt, so sind die äußeren Elektrone, die sogenannten Valenzelektrone als Aufnahmeorte der Strahlungsenergie zu denken; sie geben aber auch Energie ab, die wir zum Teil als radioaktive Emanation, als elektrisches Leitvermögen, als Thermoelektrizität, Kathodenstrahlen usw. usw. kennen.

Betrachten wir diesen Vorgang nach einer speziellen Richtung: Durch Annäherung eines Kations wird die Elektronenhülle aufgelockert, und dadurch werden auch für langwellige Strahlen empfindliche, intraatomistische, periphere Schwingungsfrequenzen der Valenzelektrone bloßgelegt, so daß schließlich durch Strahlenablenkung — Brechung und Absorption — farbige Verbindungen entstehen. Es erscheinen — nachdem die einfallenden Strahlen vielleicht beim Durchdringen der Schale gebrochen wurden — die Farben, deren Schwingungszahlen auf die Rotationsfrequenzen der Elektrone abgestimmt sind, oder je nach Abstimmung nur eine Farbe. Absorbiertes, nicht als Farbe auftretendes Licht, oder Strahlung überhaupt (da ja alle Strahlen dem Licht verwandt und mit Lichterscheinungen verbunden sind — Wärme, Licht, Elektrizität sind analoge Äthervibrationen) tritt nicht als Farbe, sondern als Wärme, Bewegung, Elektrizität usw. auf. Als Farbe erscheint unseren Sinnen nur das aus den Körpern wieder austretende Licht.

Man fasse nur einmal Mut und übertrage all das auf unsere menschlichen Beziehungen zur Innen- und Außenwelt. Vielleicht ergeben sich dann weittragendere Konsequenzen, als sie die kühnsten Sympathetiker sich zu ziehen wagten.

Wir sind aber noch nicht zu Ende. Die Elektronen, die einen Alex. Müller beraten, haben auch dem modernen

Chemiker manches zwischen die Zeilen geschmuggelt, was zu Glück und Schaden dem dualistischen Menschengeschlecht gereichen kann.

Um einen mit positiver Elementarladung versehenen Kern kreisen normal negative Elektronen. Es herrscht relativer Gleichgewichtszustand, es kann also keine nennenswerte Anziehung nach außen erfolgen, nur Innen- bzw. Eigenbewegung infolge des Differenzverhältnisses der inneren (sekundären) Pole. Es gibt auch einsame Menschen, die nie mit anderen in innigen Kontakt kommen können, meist sind es Höhenmenschen, die ihrer Epoche vorausseilen dürften, die von der Herde für unglücklich gehalten werden, und die es vielleicht sind, ohne es zu wissen und gerade deshalb Auserlesene sind. Ihre qualvolle Innenbewegung empfinden sie wohl als Schmerz, aber sie sind ihrer Schmerzen froh und danken dem Barmherzigen, der sie ihnen sendet. Im Wasser und Feuer überwinden sie die polare Vierheit der Urelemente, sie suchen das nach ihrem aufgehenden Zeichen orientierte Pentagramm, um, am Kreuze wieder geboren, mit dem letzten Aufschrei: Elail! Elail!<sup>19)</sup> des Menschenwortes letzten Rest auszuhauchen. Und diesen Schrei vernehmen die Kinder der Welt und sagen: „Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen.“ — — —

Soll aber das Atom entweder positiv oder negativ elektrisch werden, Verbindungen eingehen, sich „angleichen“ können, so muß es sich positiv oder negativ aufladen, um ein entgegengesetztes Ion anziehen zu können. Es muß also aus seinen äußeren Bahnen Elektronen ab-

---

<sup>19)</sup> Das bekannte, erschütternde Mantram: Eli, Eli lama asabthanil (Math. 15, 347), Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen! lautet im Aramäischen, in der Sprache Jesu: Elail Elail lema sabachthaneil (die Worte tragen den Akzent auf der letzten Silbe). Der Verfasser verdankt diesen Hinweis, wie so vieles andere, seinem wort- und zahlenkundigen Lehrmeister, Herrn Dr. Attensperger.

Wer es fühlt, daß ein scharfer Pflug über seine „rohe Erde“ fahren müsse — zuweilen fühlt man so etwas —, der lasse diese Worte stumm in seinem Körper widerhallen und sei sich dabei unerschütterlich gewiß, daß er sich opfern werde! Nicht alle können diese und die obigen Worte verstehen, und sie sind auch nicht an alle gerichtet.

geben, um zum positiven Ion, zum Anion, zu werden oder fremde einfangen, um ein negatives Ion, ein Kation, zu werden.

Wir erinnern hier an Hörbigers *Gestirneinfang*, an den kosmischen Befruchtungsvorgang einer Sternmutter wir erinnern ferner an des Kabbalisten *Rabbi Isaak Lurjas Buch Ibbur*, in dem er die *Seelenschwängerung* (vgl. Bischoff, I., S. 138), den „Einfang“ einer Ergänzungs- bzw. ergänzungsbedürftigen Seele schildert, wir stellen es außerdem dem Leser anheim, sich an manch andere Parallele zu erinnern und bitten ihn, seine Betrachtungen vom Reich des Kleinsten ausgehen zu lassen. Wir haben absichtlich unsere Erörterungen so gehalten, daß sich dem mit dem Herzen Denkenden recht viele mystisch-esoterische Ausblicke eröffnen müssen, wenn er ohne die Brille nüchterner Gelehrsamkeit zu lesen versteht.

Bei all diesen zuletzt geschilderten Vorgängen tritt unser „Ferment der Gleichheit“ (cf. S. 185) blitzartig aus dem Chaos hervor, um das Geschenk des Lebens als Zeugen seines Besuches zu hinterlassen. Dieses *Fermentum fermentorum*, dieser „Stein der Weisen“ ist es, der dem Chemiker bisher Elemente vorgetäuscht hat, wo es sich um Kinder des „Urwassers“ handelte. Schon neigt man offiziell zu der begründeten Annahme, daß alle Atomkerne aus Wasserstoffkernen und Elektronen aufgebaut sind, in denen ungeheure Energien gebunden sind. Ein Quantum Elektrizität, eine Wärme erzeugende Rotationszahl, welche Urlichtnahrung in arbeitende Energie verwandelt, also ein direkter Abkömmling des Urfeuers, und ätherische Atemdünste des urrhythmischen Seins als Wasserstoffpunkte, als Stützgewebe in den Raum geknotet, *Feuer und Wasser*, und nach beide Teile vernichtendem Endkampf, die fermentierende, neu belebende *Luft*: sal, sulphur und mercurius, das sind immer noch die Elemente, aus denen als viertes die *Erde* aus dem Schoße des Chaos geboren wurde. Wir haben uns bis-

her streng an die neuesten Quellen der Physik der Atome gehalten, man verzeihe uns, wenn wir an die modernen Theorien uralte „Dachkammerrequisiten“, die immer noch schlecht angekreideten Elemente der Alten, nein, der Uralten, angereicht haben.

Man spricht also, wie wir gesehen haben, von einem Austausch der Elektrone, von Wechselbeziehungen, die relativ, nach Maßgabe des Elektronenbewußtseins — ja wohl auch das gibt es <sup>20)</sup> — ebenso als Fernwirkungen anzusprechen sind, wie die von niemand mehr gelegneten kosmischen. Im Kleinsten wie im Größten finden wir die *actio in distans*. Nur in unserem Zwischenreich soll es so etwas nicht geben. Also macht die Natur einen Sprung <sup>21)</sup>! Sollte das die letzte Weisheit sein von Männern, die Sonnen auszumessen und Elektrone zu zählen vermögen? Nein, gewiß nicht. Man warte nur ab, bis sich die Chemiker und Astronomen in den so reichlich hereingewirbelten neuen Erkenntnissen der letzten Jahrzehnte richtig zu Hause fühlen, dann werden wir sogar im Hörsaal Dinge vernehmen, die man sich heute dort nicht einmal zu flüstern wagt. Es wird noch einmal eine *Chemie des Weltenraumes* geben, ebenso wie eine *Astronomie der Materie*.

---

<sup>20)</sup> *John Herschell* gilt doch als Autorität: in der *Fortnightly Review* (1865) schreibt er: „Alles, was den Atomen, ihrer Liebe und ihrem Haß, ihrer Anziehung und ihrer Abstoßung nach den Urgesetzen ihres Seins zugeschrieben worden war, wird erst verständlich, wenn wir in ihnen die Gegenwart eines Gedankens annehmen.“ Wir entnehmen dieses Zitat *De Rochas* „Ausscheidung des Empfindungsvermögens“ (S. 252), dem Kapitel, in dem von dem „Leben der Atome“ die Rede ist und bitten den Leser, sich dort weiter zu informieren.

<sup>21)</sup> Die Natur scheint zu springen, sie springt aber nicht. Weil wir mit unseren zwei Augen, als polare Geschöpfe, die *Continua*, die Zusammenhänge nicht sehen, weil wir nicht alle Haken berechnen können, die die gewiegte Rechnerin schlägt, halten wir oft, in unserem Ordnungsgefühl verletzt, die szenarische Bemerkung für nötig: Soeben bist Du gesprungen, ich habe es selbst gesehen! um uns aber gleich darauf von neuem über dem alten Spruch: „*Natura non facit saltus*, die Natur macht keine Sprünge“ grübelnd zu ertappen. Herr *Dr. Maack*, dessen Ansicht wir hiermit in keiner Weise zu nahe treten wollen, sagt: „Die Natur macht nur Sprünge.“ Raumschachtechnische Gründe haben ihn zu dieser Auffassung geführt, und weil uns die *Maackschen* Theorien in jeder Hinsicht zusagen, haben wir lange darüber nachgedacht, konnten aber vorerst dieser seiner Anschauung nicht beitreten.

„Coincidunt enim minima maximis,“ „das Kleinste fällt nämlich zusammen mit dem Größten.“

Vielleicht haben die französischen Forscher doch recht, die mit *Arthus* an der Spitze die Enzyrna oder Fermente als immaterielle Energiezentren auffassen und ihnen unter dieser Voraussetzung Fernwirkungen einräumen. An Hand der im Kapitel „Mumia“ und insbesondere in unserem Gärungsbuch vortragenen theoretischen Erörterungen dürfte es dem Arzt wohl nicht schwerfallen, sich von der mehr als großen Wahrscheinlichkeit dieser Hypothese zu überzeugen.

*De Jager* stellte in *Virchows Archiv für Pathologie* (1890, S. 121 und 182) eine Fernwirkungstheorie durch die Luft auf, die immer noch ungenügend widerlegt ist. Was heißt widerlegen? Was man heute behauptet, wird morgen verworfen, übermorgen bestätigt, um in 100 Jahren als Aberglaube einer finsternen Zeit hingestellt, und in weiteren 100 Jahren als epochale Entdeckung gefeiert zu werden. Man möchte zuweilen den Mut verlieren, nach Wahrheit zu suchen, wenn man nicht so etwas in sich fühlte, das sich auf den Rhythmus des Wahren einzuschwingen und das Gewebe des bunten Teppichs der Meinungen bloßzulegen vermöchte, und das sich als feierliche Ruhe kundgibt, sobald man auf die rhythmische Reihe der Gewebefäden gestoßen ist. Unzufriedenheit mit dem Resultat, Unruhe füllt die Lücken der Fäden. Man sehnt sich nach dem festgefügtten Raumgitter der relativen Wahrheit, nach des Erdgeistes quadratischer Spur, die man endlich nach vieler Mühe findet. Dann kommt eine Pause von einem ganzen Takt. Viermal schlägt die Zeitenuhr, die keinen Stundenzeiger hat, und nur die Viertel mißt; man zählt unwillkürlich mit: 1 — 2 — 3 — 4 —, bis zur ersten Quadratzahl. Dann wartet man mit verhaltenem Atem und lauscht in die unerbittliche Zeitlosigkeit. — Und da lernt man beten, es betet in uns, und mit dem Beten kehrt die geliebte Bewegung zurück. Die mit dem Pentagramm versiegelte Sectio Aurea, des Goldenen Schnittes irrationale Zahlen werden lebendig und ringen um Freiheit. Was soll die Ruhe, deren Gegensatz Unruhe

ist, was Harmonie, die von der Disharmonie ständig beleidigt wird? So scheint eine vertraute, längst nicht mehr gehörte Stimme zu fragen. Und schon, bevor man den Sinn dieser Frage verstanden hat, ringt man mit dem Erdgeist um sein letztes Geheimnis, das er selbst nur im Verein mit dem Ebenbürtigen lösen kann: Das ist die Quadratur des Kreises, der Endkampf, der Schlüssel zur Coincidentia, zur Apathie, zur absoluten Wahrheit.

Im Anschluß an die Betrachtung der Fernwirkung dürfte nun wohl die insbesondere von *Digby* gepriesene Fernwirkung des sympathetischen Pulvers auch in den Bereich der Möglichkeit zu ziehen sein. Wir persönlich haben uns von der sympathetischen Wirksamkeit des Kupfersulfats des öfteren überzeugt.

Der Naturarzt *K. Wachtelborn* hatte die Güte, uns einen Aufsatz zum Abdruck zur Verfügung zu stellen, den er im IV. Jahrgang des „Zentralblatts für Okkultismus“ (Max Altmann Verlag, Leipzig) veröffentlicht hatte.

Über die Zusammensetzung des Sympathiepulvers sind zahllose Rezepte im Umlauf, von denen *Oskar Ganser* in der kleinen Schrift „Sympathie und Zaubermedizin“ (Max Altmann Verlag, Leipzig, 1921, 1. und 2. Aufl., S. 9 bis 16) die gangbarsten zusammengestellt hat. Ganser ist in erster Linie Praktiker. Deshalb ist seine Rezeptsammlung, die aus langjähriger Praxis hervorgewachsen ist, wohl zu empfehlen, wenn man die ihr da und dort noch anhaftenden Merkmale volkstümlich-traditioneller Entstehung vollends auszumerzen versteht und sich nicht verleiten läßt, die Vorschriften einfach schematisch nach Krankheitsnamen im Bedarfsfall auszuwählen. Die Arznei für einen speziellen Krankheitsfall steht niemals in einem alphabetischen Register. Es gibt in der Praxis keinen Fall, der dem anderen gleicht, sonst könnte jeder kurieren, der das Abc auswendig gelernt hat. Jeder Arzt muß individualisieren, am allermeisten aber der Sympathetiker, dessen Kunst vor allem in der jeweils passenden Kombination aller Faktoren besteht, die seinen umfassenden Lehrplan ausfüllen. Zu zeigen, wie die vorhandenen Rezepte auf das Wesentliche zu reduzieren sind, wie ihr



zuweilen tieferer Sinn zu verstehen ist, und wie die Vorschriften, von denen ja genügend gedruckte und ungedruckte im Umlauf sind, kombiniert werden müssen, das ist vor allem die Aufgabe des vorliegenden Bandes.

Wachtelborn hat nun in dem nachfolgenden Aufsatz den Nachweis erbracht, daß das echte Digbysche Pulver nur aus schwefelsaurem Kupfer ( $\text{Cu SO}_4$ ) ohne weitere Beimengungen besteht. Wir geben seine Ausführungen ungekürzt wieder, da der betreffende Jahrgang der erwähnten Zeitschrift vergriffen ist.

---

#### 4. Kapitel:

### Magnetische Fernwirkungen.

Von Karl Wachtelborn.

Durch die Forschungen über die Radioaktivität ist bewiesen, daß alle Dinge elektrisch oder magnetisch verbunden, ja daß sie alle aus Elektrizität aufgebaut sind; denn die Radiumstrahlen bestehen aus Elektronen, und diese haben sich als die Träger der Elektrizität erwiesen und bilden die aufbauenden Bestandteile aller Elemente, der Kleinstteilchen, aus denen jeder physische Körper besteht.

Hiermit soll nicht gesagt sein, daß das Elektron oder die Elektrizität das einzige und letzte Element von allem Dasein sei; denn die Elektrizität und der Magnetismus sind, wie in den theosophischen Kreisen allbekannt ist, nur zwei bestimmte Erscheinungsformen von Prana oder der Lebenskraft, und diese ist wieder nur, wenn man die Ebenen vom groben Stoff her zählt, die zweite der sieben Daseinsebenen, aus denen die Welt gebildet wird. Es sind daher über oder hinter der Elektrizität oder der Lebenskraft noch viele Ätherarten vorhanden, und alle diese wurzeln wieder in dem unausgesprochenen und unaussprechlichen göttlichen Einem, das der ganzen Welt zugrunde liegt. Da die Lebenskraft oder der ihr eigene Äther aber das offenbart, was wir als Elektrizität und Magnetismus kennen, so sind diese Kräfte tatsächlich die Grundlage der ganzen physischen Welt, und kein Körper, weder Pflanze, noch Tier, noch Mensch, ist davon ausgenommen.

Der Aufbau unserer Elemente und der aus diesen bestehenden Erscheinungen ist dabei derart, daß eine be-

stimmte Anzahl von Elektronen einen dichten Mittelpunkt bilden: das eigentliche Atom unserer Elementé. Das Atom wird aber noch von einer Hülle lockerer Elektronen umgeben wie unsere Erde von einer Hülle von Luft. Die Äther- oder Elektronenhüllen sind bei dem Aufbau der grobstofflichen Natur erst die Grenz- und Berührungspunkte der verschiedenen Atome. Diese berühren sich also nicht unmittelbar, sondern sind, wie Faraday sagte, verhältnismäßig ebensoweit voneinander entfernt „wie ein Stern am Himmel vom anderen“. Da jedoch alle Atome von einer Hülle freier Elektronen umgeben sind, so sind alle Körper mit freien elektrischen Kräften geladen und dadurch nicht nur befähigt, mehr oder weniger gut als elektrische Leiter zu dienen, sondern sie sind auch alle untereinander elektrisch oder magnetisch verbunden, oder es ist doch die Möglichkeit gegeben, diese Verbindung zu schaffen.

Die Stärke dieser Verbindung oder Verbindungsmöglichkeit beruht nun darauf, daß die einzelnen Dinge in ihrer Schwingungs- oder Daseinsart zueinander mehr oder weniger nahe stehen; denn es stellt schließlich jedes Ding einen anderen Daseinszustand dar, gröber oder feiner, je nach seiner besonderen Art. Je weiter diese Zustände aber voneinander entfernt sind, um so weniger kann die Schwingung des einen Körpers auf die des anderen wirken oder die Natur des einen die des anderen erfassen. Ein bekanntes Beispiel ist hier das Mittönen einer Saite oder eines anderen Körpers, z. B. einer Fensterscheibe mit einer anderen Saite oder einem bestimmten Ton. Aus dem gleichen Grunde wirkt der Magnetismus des Eisenmagneten auf Eisen. Pflanzen und Tiere oder Teile von ihnen kann er dagegen nicht anziehen, weil deren Magnetismus oder Natur höher als die seine steht. Der Magnetismus des Menschen wieder ist nur schwach imstande, auf den Magnetismus des Eisens oder anderer Metalle zu wirken; denn seine Schwingung oder Natur ist zu fein, um auf die grobe Natur der anderen wirken zu können, und nur unter ganz besonderen Bedingungen ist seine Wirkung an einem Metall, z. B. an einer Magnetnadel, zum Ausdruck zu bringen. Daß dies aber möglich ist, hat Professor Har-

nack in Halle bewiesen, der durch seinen Körper am Elektromotor den ungeheuren Ausschlag von 1300 Volt zu erzeugen vermochte. Die moderne Wissenschaft dürfte daher auch bald gezwungen sein, ihren gegenwärtigen Standpunkt, der sie den Magnetismus im Menschen leugnen und seine Anwendung bei Kranken als Schwindel bezeichnen läßt, aufzugeben. Denn wenn sich der Magnetismus eines Menschen schon auf Metalle als so wirkungsvoll erweist, so dürfte er wohl auf einen anderen Menschen ebensogroß, ja noch viel größer sein. Und das ist eben der Fall <sup>1)</sup>.

Es soll uns hier nun der sogenannte Heilmagnetismus nicht des näheren beschäftigen. Wir wollen vielmehr auf magnetische Verhältnisse unser Augenmerk richten, die man bisher noch sehr vernachlässigt hat.

Eine Sammel- und Fundstelle für das Wissen über diese magnetischen Verhältnisse und ihre praktische Verwendung ist die Literatur des Mittelalters; sie möge daher auch der Quell sein, aus dem ich im weiteren schöpfe. Vorher aber möchte ich auf eine moderne Erfindung verweisen, die uns das zu Betrachtende mehr in den Bereich der Glaubwürdigkeit und der Möglichkeit rückt. Es ist die Telegraphie ohne Draht.

Der „Sender“ schickt hier hochgespannte elektrische Ströme oder Wellen hinaus in den Raum, und sie werden aufgenommen, empfunden von dem gleichgestimmten „Empfänger“, obwohl Hunderte von Kilometern beide trennen. Die Elektrizität war der prompte, flinke *Vermittler*, und sie hat übermittelt, weil diese Leistung ihr *selbst*, wenn dies zu sagen erlaubt ist, ein Herzensbedürfnis *war*; denn die Elektrizitätskörperchen, die Elektronen, *wollen eine Kette*, einen geschlossenen Strom bilden; sie *wollen*, wenn auch nur ihnen unbewußt, lieben.

Nun zu unserem eigentlichen Thema. Es wird uns folgendes erzählt: Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts lebte am französischen Hofe ein englischer Ritter namens Digby. Zu diesem kam der Sekretär des Herzogs

<sup>1)</sup> Authentische Berichte über den heilenden Einfluß des natürlichen Magnets finden sich in de Rochas „Ausscheidung des Empfängers“ (S. 199 u. ff.).  
E. W. Clarence.

von Bouquigan, Jaques Howell, weil er bei Gelegenheit eines Duells an der Hand sehr schwer verwundet worden war. Die Verwundung befand sich in einem so schlechten Zustand, daß Brand und Verlust der Hand zu befürchten war. Howell aber hatte von wundervollen Heilungen gehört, die Digby bei mehreren Personen verrichtet hatte. Digby nahm eine Hand voll Kupfervitriolpulver, löste dieses in einem Becken voll Wasser auf und legte nun die mit Blut durchtränkten Hosenträger des Kranken hinein, mit denen man bei der Verwundung den stark blutenden Arm verbunden hatte. Augenblicklich verschwand der Schmerz, der vorher unerträglich war. Digby, der auf diese Weise das Vertrauen des Kranken noch mehr gewonnen hatte, sagte nun zu ihm, er möge alle Pflaster von der Wunde nehmen und diese rein und in mäßigen Kälte- und Wärmegraden erhalten. Damit entließ er ihn. Da erfuhr der König von der Sache, und er kam zu Digby, um sich danach zu erkundigen. Digby meinte, das könne er gleich erfahren. Er nahm nun den Verband aus dem Wasser, um ihn an einem großen Feuer zu trocknen. Kaum war dies aber geschehen, so kam der Lakei des Herrn Howell, um zu sagen, daß sein Herr seit kurzer Zeit in der Hand einen äußerst heftigen Schmerz empfinde, wie wenn sie zwischen glühenden Kohlen liege. Da ließ ihm Digby sagen, daß er die Ursache kenne, und der Schmerz wohl bei der Rückkehr des Dieners bereits wieder verschwunden sei. Nun legte er den Hosenträger wieder in das Wasser, und der Schmerz verging tatsächlich, noch bevor der Diener zu seinem Herrn zurückgekehrt war. In 5 oder 6 Tagen war die Wunde völlig geheilt<sup>2)</sup>.

Hier haben wir eine magnetische Verbindung der Wunde mit dem blutigen Verband. Diese Verbindung beruht darauf, daß ein Kreisen eines elektrisch-magnetischen Stromes zwischen beiden besteht. So aber wird sie zu einem Beförderungsmittel auch für das Vitriol, weil sich

---

<sup>2)</sup> Näheres über die Digbyschen Heilungen, das Sympathiepulver sowie über die magnetische Heilung der Wunden überhaupt findet der Leser in dem hochwichtigen Werke: Die Ausscheidung des Empfindungsvermögens von A. de Rochas. Verlag von Max Altmann, Leipzig.

dieses mit dem Blute vereinigt; denn dessen chemische Zusammensetzung ist  $\text{Cu SO}_4$ , daher wird es durch seinen Gehalt an Schwefel und Sauerstoff, diesen chemisch sehr kräftig wirkenden Elementen, sehr stark zu dem im Verbande vorhandenen Blute gezogen und mit diesem verbunden. Das Vitriol wird dabei natürlich in höchst feiner Verdünnung vom Verband aus zur Wunde getragen, und es ist sicher schon als solches imstande, in der Wunde eine heilsame Wirkung zu äußern, indem es sich mit den abgestorbenen Gewebeteilen und vorhandenen Kleinlebewesen, Bakterien, Bazillen usw. verbindet und so die Wunde von den die Heilung hindernden Stoffen befreit und sie heilt. Ja gerade die hohe Verdünnung mag ein die Heilung besonders begünstigender Umstand sein, weil das Vitriol in dieser Form die Zellen der Gewebe nicht schädigt, sie vielmehr lediglich anregt und zu schnellerem Wachstum reizt<sup>3)</sup>. Es kommt dabei jedoch sicher auch sehr stark ein elektrisch-magnetischer Einfluß in Frage.

Jegliche Entzündung spielt sich ab oder hat ihren eigentlichen Sitz in den elektrisch-magnetischen Kräften des Körpers; sie ist ein positiver Zustand in diesen Kräften. Daher entstehen die Anziehung und die Anhäufung des Blutes, der Schmerz und die Hitze; die letzteren beiden Erscheinungen durch die krankhaft gesteigerte Schwingung der elektrisch-magnetischen Kräfte<sup>4)</sup>.

Die Entzündung aber ist es dann, was bei der Wunde die Heilung verhindert; denn eine nicht entzündete Wunde heilt bekanntlich am besten, weshalb ja auch jeder moderne Chirurg danach trachtet, die Entzündung der Wunden zu verhindern. Van Helmont, der berühmte niederländische Arzt und Theosoph, sagt in seiner Schrift: „Die Morgenröte“ sehr richtig: „Denn der Lebensgeist, der vorher dem Gemüte ohne Widerstand gehorsam war . . . , tritt mehrenteil durch eigenen Trieb selber aus dem Gleis. Woraus ich allemal leichtlich zu urteilen gehabt, daß . . . alle erste

---

<sup>3)</sup> Wir erinnern an das physiologische Reizgesetz von Prof. Arndt-Schulz: „Schwache Reize regen die Tätigkeit an, starke hemmen sie und stärkste heben sie auf.“ E. W. Clarence.

<sup>4)</sup> Näheres in: Wachtelborn, Die Heilkunde auf energetischer Grundlage und das Gesetz der Seuchen. Verlag von Max Altmann, Leipzig.

Erregungen der Krankheiten etwas in sich haben, so einer Unsinnigkeit nicht unähnlich, weil nämlich dem Gemüte der gebührende Gehorsam nicht geleistet wird. Und daß der Lebensgeist selbst, nachdem er dem Gemüte ungehorsam geworden, sich mit einer eigenen Verwirrung und recht gröblichen offenbaren Entstellung hervortut, darüber leidet und endlich sein aus selbst mutwillig verursachten Unordnungen entstehendes Verderben umsonst beweinet."

Dieser in den elektrisch-magnetischen Kräften bei einer Wunde sich bildenden oder schon vorhandenen Störung tritt nun das Kupfervitriol ausgleichend, heilend entgegen; denn der in ihm am meisten vorhandene Sauerstoff steht in der elektrischen Spannungsreihe der Elemente am äußersten Ende, und der Schwefel steht neben ihm. So haben wir im Kupfervitriol eine chemische Verbindung mit äußerster negativer elektrischer Spannung. Da nun die Entzündung elektro-magnetisch positiv ist und durch die Verbindung des Kupfervitriols mit dem Blute im Verbande eine elektrische Brücke geschlagen ist von den negativ elektrischen Kräften des Vitriols zu denen der Wunde, so dürfen wir uns wahrlich nicht wundern, wenn das Vitriol Wunder von Heilungen bewirkt, die erregten positiven Kräfte in der Wunde beruhigt und entspannt und letztere schnell heilt. Das „Sympathiepulver“, das eben aus nichts weiter bestand wie aus gewöhnlichem Kupfervitriol, hat seiner Zeit einen Weltruf genossen. Es verdient sonach auch wohl, daß man es wieder erweckt.

Über seine Anwendungsweise sei noch folgendes bemerkt: Digby fordert, daß man das Pulver in Brunnen- oder besser in Regenwasser in einer Menge auflöse, daß eingetauchtes poliertes Eisen, z. B. ein Messer, einen Belag bekommt, als ob es in Kupfer verwandelt wäre. In diese Lösung ist der mit Blut und Eiter durchtränkte, von der Wunde abgenommene Verband einzulegen, in dem Falle, wenn er bereits trocken geworden ist. Ist er aber von der Wunde her noch feucht, so genügt es, ihn mit Pulver zu bestreuen. In jedem Falle ist der Verband alsdann in gewöhnlicher Temperatur aufzubewahren. Doch soll er nicht in einen Schrank, einen Kasten oder einen Raum, z. B. einen Keller oder den Winkel eines kalten Zimmers, wo

die Sonne nicht hineinscheint und die Luft nicht wechselt, nicht austritt oder verdorben ist, gelegt werden. Ebenso wenig soll die Lösung oder das Pulver mit dem Verband mit dicken, erstickenden Stoffen bedeckt werden, weil diese die austretenden Atome und Ströme zurückhalten und aufsaugen. Im anderen Fall würde, wie Digby sagt, keinerlei Besserung der Wunde und nicht die geringste Wirkung des Pulvers verspürt werden. Täglich ist zweimal, früh und abends, zu verbinden und der Verband jedesmal in der oben genannten Weise zu behandeln.

Nun wenden wir unser Augenmerk nochmals auf den von Digby angeführten Versuch, in dem er den Verband an einem Feuer trocknete und erhitzte und dadurch eine heftige Verschlimmerung der Wunde erzeugte. Hier sehen wir, daß eine einfache Erhitzung des Verbandes die Wirkung des Pulvers völlig aufzuheben, ja den ganzen Einfluß in das Gegenteil zu wenden vermag. Auch diese Wirkung ist uns, von unserem elektro-magnetischen Standpunkt aus betrachtet, in ihrem inneren Wesen klar: durch die Erhitzung wird der Verband mit allem, was darin und daran ist, in seiner Schwingung gesteigert und dadurch nimmt er einen positiveren Charakter an. Dem Vitriol geht infolgedessen ein Teil seiner negativen, die Entzündung entspannenden, beruhigenden Wirkung verloren und das Blut oder der Eiter wird direkt erhitzt. Dann aber wird durch die elektrisch-magnetische Verbindung, die doch immer mit der Wunde erhalten bleibt, Hitze zur Wunde getragen und diese notwendig verschlimmert.

Wir sehen so, daß die vielfach im Volke verbreitete Anschauung, daß von einer Wunde abgenommene, mit Blut oder Eiter befleckte Verbände nicht verbrannt werden dürfen, weil dies zu einer Verschlimmerung der Wunde führe, sehr viel Wahres enthält und es also angebracht ist, diese Anschauung im praktischen Leben zu achten.

Doch weiter. Es sind aus diesem Wissen über die magnetischen Verhältnisse und Vorbedingungen der verschiedenen Körper untereinander noch mehr nützliche Lehren zu ziehen. Digby möge uns zunächst dabei wieder als Führer dienen. Er erzählt folgendes: Einst fand er die mit ihm befreundeten Eltern eines Kindes sehr traurig, weil



das Kind an einer hartnäckigen, schweren Krankheit litt. Es fieberte, war appetitlos und zeigte jeden Augenblick das Bestreben, Stuhl von sich zu geben, wobei stets nur wenige mit Blut durchsetzte Abgänge vorkamen. Dabei war keine Ursache des Leidens zu finden; denn die Amme war gesund und reich mit Milch versehen und man hatte es in keiner Hinsicht an Sorgfalt in der Pflege des Kindes fehlen lassen. Da sagte Digby, er habe schon bei seinem letzten Besuch die Eltern des Kindes auf etwas aufmerksam machen wollen, er sei jedoch davon abgelenkt worden, nämlich: er habe bemerkt, daß die Amme den frischen Stuhlgang des Kindes mit glühender Asche bedeckte und dann beides ins Feuer warf. Dies sollte man nicht mehr tun, den Stuhlgang vielmehr in ein Gefäß voll kalten Wassers bringen und es dann an einen kühlen Ort stellen. Nachdem dies bei jeder der nächsten Gelegenheiten geschehen war, wurde das Befinden des Kindes besser und nach wenigen Tagen war es wieder ganz gut.

Hier war nach der Anschauung Digbys der Verdauungsapparat des Kindes infolge der magnetischen Verbindung, die durch den Stuhlgang gegeben war, durch die Glut des Ofenfeuers erhitzt und krank gemacht worden. Und Digby stützt sich bei seiner Anschauung auf eine so reiche eigene Erfahrung und Bräuche im Volke, daß man ihm wohl trauen darf. So sagt er, Hausfrauen in seiner Heimat pflegen denjenigen, der ihnen die Wege mit Resten der Verdauung beschmutzt, dadurch zu bestrafen, daß sie ein glühendes Eisen in den Kot stecken und dies nach Abkühlung des Eisens mehrmals wiederholen. Dadurch bekomme der Übeltäter einen heftigen Schmerz im Leibe, er leide an beständigem Stuhlgang und bekomme Fieber. Dies genüge für immer, daß er die Beschmutzung nicht wiederhole. Sonach muß man sich damals im dortigen Volke der magnetischen Verbindung und ihrer praktischen Verwertung voll bewußt gewesen sein. Dafür spricht auch folgendes.

Digby erzählt, daß in seiner Heimat die Frauen so viel wie möglich bestrebt sind, die Milch beim Kochen nicht über den Topf laufen und in das Feuer gelangen zu lassen, weil dies für die Kuh, von der die Milch stammt,

Schmerzen im Euter und bei ofter Wiederholung selbst blutige Milch, Entzündung des Euters und sogar den Tod der Kuh zur Folge habe. Ist das Überlaufen der Milch beim Kochen aber doch einmal geschehen, so werfen die Frauen schnell Salz darauf, weil dies die schädliche Wirkung des Feuers verhindere.<sup>5)</sup>

Der schottisch-englische Arzt William Maxwell, der um 1600 lebte, aber macht aus dem gleichen Grunde, also wegen des schädlichen Einflusses des Feuers auf den lebenden Körper, in seiner Schrift: „Drei Bücher der magnetischen Heilkunde“ darauf aufmerksam, daß man seine Haare nicht verbrennen solle, weil dies ihr Wachstum verhindere. Und besonders warnt dieser Arzt noch davor, „die Notdurft nicht da zu verrichten, wo die Stuhlgänge Kranker sich befinden; denn dadurch wird bisweilen viel Übel angerichtet.“

Maxwell geht sogar so weit, anzunehmen, daß die Bauern und die übrigen Landbewohner ein gesünderes und längeres Leben führen, als die Adelligen und Städter, weil die ersteren ihren Stuhlgang der Erde und heilsamen Kräutern übergeben, während die letzteren ihren Kot entweder in Gewässern faulen lassen oder ihn an ungesunde Orte werfen. Denn Maxwell nimmt sogar noch einen direkt kräftigenden, gesundmachenden Einfluß an durch die magnetische Verbindung oder die Transplantation, die Überpflanzung von Kräften, die auf diese Weise mit den Pflanzen geschaffen wird. Er warnt deshalb auch, Stuhlgang oder Urin mit schädlichen, Geschwüren erzeugenden, heftig purgierenden oder den Harn stark treibenden Kräutern in Berührung zu bringen!

Später vielleicht mehr!

Man sieht so, daß es nicht nur interessant, sondern auch nützlich ist, diese magnetischen Verbindungen zu kennen und auf sie achten zu lernen. Deshalb hielten wir es für angebracht, sie hier einmal zur Sprache zu bringen.

K. Wachtelborn.

<sup>5)</sup> Beim Kochen überlaufende Milch mit Salz zu bestreuen ist auch heute noch üblich. Der Verfasser beobachtete diesen alten Brauch insbesondere im bayerischen Algäu. E. W. Clarence.

Sollte ein Arzt, ein moderner Arzt der neuen Schule diese Zeilen lesen, so dürfte es ihm sicherlich möglich sein, ohne sein medizinisches Gewissen zu sehr zu belasten, unserer nachfolgenden Vermutung einige Überlegungen zu widmen.

Der Verfasser erkrankte im Feld — 1915 — plötzlich an Typhus. Im Regiment war bis dahin noch kein Typhusfall aufgetreten. An eine Infektion durch unmittelbare Berührung mit Kranken ist also nicht zu denken. Wasser wurde laut Befehl stets abgekocht. Schutzimpfung war bereits vorgenommen. Kurz vorher war die Desinfektion der Latrinen mit Chlorkalk angeordnet worden. Ich merkte bald danach, daß meine Exkreme<sup>n</sup>te des öfteren schleimig-blutig waren, schenkte aber diesem Warnungszeichen keine weitere Beachtung. Dies dauerte ca. ein Vierteljahr! Die Symptome schwanden, kehrten wieder, schwanden, mehrten sich. Da erkrankte ich plötzlich an Typhus.

Woher kam nun diese Infektion? Diese Frage stellten sich kopfschüttelnd die Ärzte. Erst nach Jahren philosophierte ich selbst über den Ursprung dieser Ansteckung, als ich erstmals von dem Sympathiepulver hörte, aber ich weiß nicht ob ich im folgenden das Richtige treffe.

Sollte die Ätzung der Exkreme<sup>n</sup>te durch ständige Wiederholung auf den Darm zurückgewirkt und schließlich eine Entzündung der Schleimhäute verursacht haben? Abgestorbene Zellen der Darmschleimhaut sind wohl auch in normalen Exkreme<sup>n</sup>ten nachweisbar. So hätte also das „Gleiche“ (Aequale) auf das „Ähnlichste“ (Simillime), das Abgestorbene auf das Lebende zurückgewirkt und die Veränderung, die Ätzung der Teilchen sich auf das Ganze als Entzündung übertragen.

Genügt diese Erklärung, oder brauchen wir noch Bazillen? Auch diese können wir evtl. beschaffen. Die entzündeten Partien sind außer Funktion gesetzt. Den fremden Reiz zu beseitigen schickt das Blut seine Polizeitruppen, die Leukozyten, aus. Es entsteht Hitze durch vermehrten Blutzufluß, Zellenverbrennung und Eiterung, Zellzerfall, Zellfäulnis, Sepsis, Zellenspaltung und -Fort-

spaltung, also Spaltpilze, Bazillen, und zwar solche, die die physiologische Eigenart ihres Ausgangspunktes, der Darmschleimhautzelle in ihrer spezifischen Struktur nicht verläugnen können und deshalb Typhusbazillen genannt werden.

So ähnlich erklärt wenigstens *Alex. Müller* die Entstehung der Bazillen. Er weicht von der Koch'schen Richtung ab (s. Broschüre: *Sepdelenopathie*) und bezeichnet die Bazillen nicht als *causa* (Ursache) sondern als *effectus* (Wirkung). Als *causa* setzt er die Sepsis, die er ihrerseits, wie wir bereits wissen, auf eine *prima causa*: äußere, atmosphärische, tellurische, kosmische Einflüsse zurückführt. Hier wäre also die *prima causa* die Chlorkalkätzung gewesen. Es ist hier natürlich weder unsere Absicht, noch der geeignete Ort zu entscheiden, ob der Müller'schen vor der Koch'schen Theorie der Vorzug zu geben ist. Der Fachmann mag die Auffassung Müllers als überholt betrachten, wir aber wollen uns jeder Stellungnahme enthalten.

Der den Lesern der „Okkulten Medizin“ bereits aus dem IX. Band bekannte Homöopath *H. U. Ottinger*, Riethäusle bei St. Gallen, machte in seiner Praxis mit dem Sympathiepulver gute Erfahrungen. Einige Resultate seiner stets kritischen Beobachtungen teilte er dem Verfasser in einem vom 16. März 1925 datierten Briefe mit: „ . . . Bei Geschwüren nahm ich die mit Eiter durchtränkten Binden, bestreute sie mit Kupfervitriol, legte sie in einen kleinen Topf, gab etwas Wasser zu und stellte ihn an eine gelinde Wärme. Die Kranken selbst wußten nichts von diesen Versuchen, konnten mir jedoch immer den genauen Zeitpunkt bezeichnen, wo die Zustände im Befinden sich besserten und diese Zeiten waren immer die, wo ich die Mumia frisch zubereitete. . . . . Im Keller hatte ich lange einen größeren Topf mit Kupfervitriol und Wasser stehen. Bei Venenblutungen gab ich blutige Binden in diese Lösung und der Kranke fühlte sofort Kühlung und die Blutung ließ rasch nach.“

(E. W. Clarence.)

## 5. Kapitel:

### In der Vorhalle.

Μηδεις ἀγεωμέτρητος εισίτω.

„Kein der Mathematik Unkundiger trete ein.“ Das soll bekanntlich das Leitmotiv der platonischen Akademie gewesen sein. Wir stellen diesen Satz als Motto den Elementen der Praxis voran und möchten damit sagen, daß auch wir die „Zahlen“-Unkundigen abweisen möchten, die schlechten Kontrapunktisten, die unsere harmonischen Kreise stören. Wie zu jeder praktischen Betätigung, so gehört auch zur Ausübung der „Zaubermedizin“ eine spezielle Veranlagung, gepart mit gutem Willen.

Man wirft uns Okkultisten vor, daß wir mit Geheimnissen prahlen, die wir nicht besitzen, und daß wir, zum Beweis unserer angeblichen Kenntnisse und Fähigkeiten herangezogen, uns hinter anvertraute Geheimnisse und mysteriöse Schweigepflichten verschanzen. Ja, es gibt solche Okkultisten und es gibt auch in anderen Berufen Geheimniskrämer und Drückeberger. Der Verfasser hat keine Schweigepflicht, er schreibt, was er durch Nachdenken gefunden hat und gesteht seinen letzten und wichtigsten Fund: daß wir alle nichts wissen, das Wissen ausgenommen, das wir ins Leben mitgebracht haben und zu dem wir nichts hinzulernen können, das wir im Gegenteil erst mühsam wieder auffinden müssen. Man wirft uns ferner vor, daß wir stets eifrig vor einem problematischen Mißbrauch problematischer Geheimnisse warnen. Da tut man sicherlich denen unrecht, die einen Blick in die Tiefen der Natur werfen durften, seien es Chemiker, Physiker, Mediziner, Philosophen oder Okkultisten. Alle haben schon Entdeckungen gemacht, die sie besser im „Gehege

ihrer Zähne“ verwahrt hätten, die der Menschheit nicht zum Segen gereichten.

Vertraut man einem gewissenlosen Menschen Gift an?

Und wenn es nicht zu vermeiden ist, warnt man ihn dann nicht?

Warnt man nicht auch vor unseren Büchern?

Die vor unserer Geistesrichtung warnen, verstehen sie nicht. Man hält also falsch verstandenen Okkultismus für eine Gefahr. Gut, — wir auch.

Es ist wohl auch nicht im Sinne der heute beliebten Gleichheit gesprochen, wenn wir sagen, Sympathie könne nicht jeder ausüben, er sei denn dazu geboren. Aber ist dies etwas anderes, als wenn Professor Störmer in dem bereits oft zitierten Buche sagt: „..... die Mathematik ist in Wahrheit eine erhabene Wissenschaft und kann niemals das Eigentum aller Welt werden!“?

So wollen wir also in die Vorhalle der elementaren Praxis eintreten.

Da fällt uns zunächst verschiedenes auf, was dem flüchtigen Urteil als unwichtig, ja sogar lächerlich erscheinen dürfte.

Darüber, daß der Glaube die wichtigste Rolle bei allen magisch-sympathetischen Kuren spielt, wie dieser von seiten des Arztes und des Patienten beschaffen sein muß, brauchen wir wohl nichts mehr zu bemerken. Wir werden aber auch von Fällen hören, bei denen der Glaube des Kranken keine Rolle zu spielen scheint, insofern man nämlich Bedenken tragen möchte, bei kleinen Kindern oder gar bei Tieren von Glauben zu sprechen. Sagen wir aber statt Glauben *Amor Fati*, Hingabe ans Gesetz, so finden wir diese seltene Tugend vielleicht gerade da am glänzendsten vertreten, wo wir sie am wenigsten vermuten.

Der Sympathetiker muß ferner den Willen haben zu helfen, den Willen, der mit Liebe gepaart ist, mit der Liebe, die aus dem Glauben geboren wird.

Es ist demnach selbstverständlich, daß er für seine Hilfe nichts fordern darf. „Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebet es auch.“ Math. 10, 8. Aber auch: „Ein Arbeiter ist seiner Speise wert.“ Math. 10, 10. Freiwillige Gaben dürfen nicht erwartet, sollen aber auch nicht zurück-

gewiesen werden. Die heilsame Zuneigung des Patienten könnte sich in Ehrfurcht wandeln, die er dem Asketen zollt. Der Kontakt zwischen dem Arzt und dem Patienten darf nicht gestört werden, es darf keine Kluft entstehen.

Auch die Magie des Schweigens gehört zu den Elementen unserer Kunst. Verhaltene Energie atmet lebendige, schaffende Wärme aus. Deshalb erzähle weder der Arzt noch der Kranke weder vor- noch nachher, noch während der Behandlung auch nur das Geringste, damit ein magischer Ring geschlossen werde, in dessen Mauern geheimnisvoll webende Kraft sich sammle.

*Strindberg* hat ein Schauspiel geschrieben: „Die Stärkere“. Zwei Frauen kämpfen den Entscheidungskampf: die eine still und schweigend, wortlos; die andere fordernd, bettelnd, verzückt und verzweifelt, voll rasender Glut und mit grausamer Kälte, den Gegenstoß gegen sich selber führend, reibt sich auf. Wir sehen sie auf ihr heiliges Recht sich stützend, und wir sehen sie am Webstuhl der List gar dünne Fäden spinnend.

Und alles umsonst, alles zerschellt an der Mauer des Schweigens.

Im Norden spricht die kalte Natur eisige Worte, und das gefrierende Menschenwort kann die übermächtigen Gedanken nicht fassen. Im Norden ist das Schweigen zu Hause.

„Hängt man in Rosmersholm solange an den Toten, oder sind es die Toten, die solange an Rosmersholm hängen?“ *Ibsen* stellt diese Frage, und das Schweigen des Todes, die „weißen Pferde von Rosmersholm“ geben die Antwort. Sie zerrren unerbittlich gesetzmäßig die Lebenden auf den Steg der Toten, der schweigenden Dulderin.

Bei Einleitung und im Verlauf der Kur muß die gestörte individuelle Zahl des Kranken in ungetrübter Eigenschwingung, möglichst frei von fremden Behaftungen, sich lediglich dem Zahlenrhythmus des Heilers akkommodieren, um so den magischen Ring noch enger zu schließen.

Nachdem wir über die Zahlen schon viel gesprochen haben, und unser Gedanke also dem Leser nicht mehr fremd ist, dürften wir wohl richtig verstanden werden.

Im Kapitel „Amulette“ (III. Teil, XII. Bd) werden wir noch einiges über die individuelle Zahl erfahren. Hier bitten wir indes, unsere Worte mehr oder minder bildlich auffassen zu wollen, als symbolische Begründung alles dessen, was der Volksmund mit dem sonderbaren Ausdruck: „Unbeschrieben“ zusammenfaßt. Weder der Kranke noch der Arzt sollen auf dem Weg vom und zum gegenseitigen Besuch mit Bekannten zusammentreffen, ja dieselben nicht einmal grüßen und sogar vermeiden, begrüßt zu werden, mit einem Wort, fremden Blicken und Ausstrahlungen nach Möglichkeit ausweichen. Wie intensiv sensitive Menschen Sympathie und Antipathie, den Austausch elektrischer und radioaktiver Strahlung, bei bloßer Begegnung empfinden, lehrt uns am besten wieder Strindberg in den Meisterwerken seiner Lebenssynthese, in den letzten Jahren seiner qualvollen „Damasusreise“. Auch der Leser wird sich erinnern, daß er sich zuweilen bei der ersten Begegnung mit wildfremden Menschen angezogen oder abgestoßen fühlte, ohne sich klar zu sein, weshalb.

Über die Beachtung der Gestirneinflüsse werden wir später noch berichten.

Zu erwähnen wäre noch, daß Sympathiekuren wie jede andere Kur meist nicht gleich aufs erste Mal den gewünschten Erfolg haben. Bei Beginn der Kur, sei sie medizinisch oder sympathetisch, ist der Zeitpunkt zu berücksichtigen. Auch darauf werden wir noch zurückkommen. Bei Wiederholung einer Kur ist auf die Zahl zu achten. Man vermeide aus bereits im I. Kapitel nahegelegten Gründen die Zahlen der dämonischen Zweiheit, also die geraden Zahlen, wiederhole die Anwendungen also drei-, fünf-, siebenmal usf. Wem dies lächerlich erscheint, der lese nochmals genau alles nach, was wir bisher über die Zahlen sagten. Wer fürchtet, wir möchten ihm das Irrlicht des Aberglaubens als Wegweiser empfehlen, der nehme lieber des Johannes heiliges Buch, die Offenbarung, zur Hand und lasse sich von einem Erleuchteten ins Märchenland der Zahl geleiten.

Auch die Quersumme der Wiederholungszahl soll keine gerade sein, also nicht 11 (Quersumme  $1+1=2$ ), 15



(Quersumme 6), 17 (Quersumme 8) usf. Eine Ausnahme scheint die Zahl 13 (Quersumme 4) zu machen. Unsere Studien hierüber sind noch nicht abgeschlossen, doch glauben wir, die Zahl 13 nicht ohne weiteres, d. h. nicht jedem, empfehlen zu können.  $26 : 2 = 13$ . Der Zahlenwert des *Tetragrammatons* (= 26) ist gespalten.  $13+13 = 26$  oder Logos plus Antilogos gleich Demiurgos. So rechnet wenigstens der Kabbalist. Welche 13 ist nun die relativ gute und welche die relativ schlechte? Die „Tücke“ dieser Zahl liegt aber nicht in ihrem Wesen, sondern im Wesen des Individuums, in seinem persönlichen Verhältnis zur Harmonie oder Disharmonie. Mit fortschreitender Objektivierung des Subjekts (Apathie) schwindet die individuelle Reaktion dieser Zahl. Vielleicht dient diese Anregung dem einen oder anderen als Schlüssel zu einer höheren kabbalistischen Zahlenphilosophie. Dabei mag ihm folgende Berechnung, Ableitung, oder wie man's nennen will, von Nutzen sein:

$$\begin{array}{r} \text{ק ו ה י} = 10+5+6+5 = 26 \text{ oder } 13+13 \\ \text{ו ה י} = 10+5+6 = 21 \\ \text{ה י} = 10+5 = 15 \\ \text{י} = 10 = 10 \end{array}$$

Summe: 72 (cf. Papus, Kabbala, S. 87.)

$$72 \times 10 \text{ (göttliche Einheit)} = 720.$$

Es ist aber auch, wie wir wissen, der Numerus Perfectus 6 (Sechstageswerk!) \*) als Fakultätszahl  $6! = 720$  (cf. I. Kap.).

Ferner sind 432 00 (makrokosmische) Sekunden = 720 (makrokosmische) Minuten = 12 (makrokosmische) Stunden = 1 Schöpfungstag; denn die Ausatmung, Projektion, Objektivierung ist der aufbauende Logosaspekt des

---

\*) Über die arithmetische Klassifikation der Zahlen erfahren wir näheres bei *Euclid* (Elem. IX, 36). *Thimus* schreibt hierüber zusammenfassend und mit spezieller Bezugnahme auf den numerus perfectus 6: „Eine vollkommene Zahl ist eine solche, welche der Summe ihrer aliquoten Teile gleich ist. Die Sechszahl z. B. ist teilbar durch sich selbst, durch 3 und durch 2; aus welchen Teilungen als Quotienten 1, 2 und 3 hervorgehen, deren Summe dann gleich 6 ist.“ „Außer der Einheit ist die Sechszahl unter den vollkommenen Zahlen die einzige musikalische Zahl.“ (Harm. Symb. I., S. 130 u. 131, Fußn. \*\*)

Vishnu, ein Tag — 12 Stunden — des Herrn, die „gute“ 13.

Die Einatmung, Aufsaugung, Subjektivierung aber ist der zerstörende Logospekt des Shiva, die Finsternis, die 12 Stunden der Nacht, die „böse“ 13.

Somit 6 Tage à 12 Stunden, also 6 Tage Vishnus oder 6 Nächte Shivas = 72 Stunden = 4320 Minuten. In 6 Tagen wurde also der Name (72) und die Zahl (432) \*) perfiziert, d. h. die Schöpfung vollendet — nicht facta, sondern perfecta, nicht gemacht, sondern durch und durch fertig gemacht. Der perfekte Name und die perfekte Zahl enthalten alle Kombinationsmöglichkeiten im Keime.

Andere Lesart:

Sechs Heerscharen der Finsternis „steigen hinab“ (Involution) am „Feigenbaum“, am Baum der Erkenntnis (I. Mos. 2, 9), am Sefhirothbaum der Unterwelt, und sechs Elohim, Fürstentümer, „steigen hinauf“ (Evolution) an der Himmelsleiter, am Baum des Lebens (I. Mos. 2, 9). So wird der 72buchstabile Gottesname allerorten verkündet und die Zahl des Weltenumschwungs 432 erfüllt.

Das ist die eine Seite des mit der Zahl 13 siebenfach versiegelten Mysteriums. „Versiegelt mit sieben Siegeln“ ist alle Offenbarung, die des Johannes sowohl wie die des Moses, das ägyptische Buch Thot, wie das Buch Henoch, das man vielleicht die Mutter der hebräischen, wohlgermerkt der hebräischen Kabbala nennen darf. Vom Koran singt der persische Mystiker Dschelâl Ed-Din Rûmi:

Einfach sind des Korans Worte,  
Doch zu ihren Tiefen hin  
Führt durch der Erkenntnis Pforte  
Anderer geheimer Sinn.  
Nun, auch dies ist nicht der letzte,  
Der des Wissens Drang erfüllt;

---

\*)  $4+3+2=9$  d. h. aus den 9 Grundzahlen formieren sich alle übrigen sinnlich faßbaren Zahlenbilder.

Noch ein dritter Sinn, ein vierter  
Liegt darin, nur Gott enthüllt.  
Siebenfacher Sinn, verborgen,  
Ruht in Gottes hehrem Wort,  
Einer baut sich auf dem andern  
Bis zur Endbedeutung fort.

(Übersetzt von Max Meyerhof.)

Sieben Siegel. Warum? Vielleicht finden wir die Antwort, wenn wir fragen, was es bedeuten soll, daß die Sieben die einzige Zahl der natürlichen Reihe ist, die sich in vier Quadratzahlen zerlegen läßt, die einzige vierdimensionale Zahl.  $1^2+1^2+1^2+2^2=7$ .

Ein ausführlicher Kommentar würde uns zu weit führen. Das vierblättrige ( $13=1+3=4$ ) Kleeblatt bringt, wie wir bereits an anderer Stelle gesagt haben, nur dem Glück, der es selber findet.

Wo Worte verstummen, beginnen Zahlen zu sprechen. Es ist etwas Erhabenes um die Zahl!

Wer glauben sollte, daß wir mit unseren *Schlüsselzahlen* 432 und 540 ein einseitiges Prinzip vertreten, den verweisen wir auf den ca. 1150 v. Chr. von *König Wen* verfaßten *Hi-Tsi-Dshuan-Kommentar* zum *Buch I-Ging* (R. Wilhelm, I. Bd., S. 211; IX. Kap., § 4): „Die Zahlen, die das Schöpferische (Yang) ergeben, sind 216; diejenigen, die das Empfangende (Yin) ergeben, sind 144, zusammen 360. Sie entsprechen den Tagen des Jahres.“ Der gemeinsame Faktor zwischen 216, 144, 360 (und 432) ist 72, während 432 und 540 durch den gemeinsamen Faktor 27 verbunden sind.

Auch in einem Fragment der Keilschriftbibliothek des assyrischen Königs *Assurbanipal*, die um 650 v. Chr. gesammelt und unter den Trümmern des alten Ninive wieder gefunden wurde, ist von einem *Drachen Labbu* (cf. *Tiamat* der Babylonier, *Leviathan* der Hebräer usw.) die Rede, der folgende Ausmaße hat:

50 Meilen ist seine Länge, 1 Meile seine ... (Breite?).  
6 Ellen sein Rachen, 12 Ellen seine ...  
12 Ellen der Umfang seiner O(hren?).  
Auf 60 Ellen hin (erreicht) er die Vögel.

Im Wasser schleppt er 9 Ellen tief (seinen Bauch dahin?).

er hebt hoch seinen Schwanz...

(cf. Otto Weber, Lit. d. Bab. und Assyr., S. 64 u. ff., Leipzig, 1907.)

Diese sprechenden Zahlen führen zum mindesten den Beweis, daß „alles schon dagewesen“ ist, und daß es Zeiten gab, in denen man auch ohne die „vollkommenen“ Instrumente unserer Wissenschaft schon leidlich gut rechnen konnte, und wir gehen wohl nicht irre, wenn wir glauben, daß es dereinst Kulturepochen gab, mit denen sich unser Zeitalter des Verstandes gar nicht messen darf, daß man damals aus der heute durch nüchternes Denken ersetzten Mystik, insbesondere der Zahlenmystik, tatsächlich praktische Konsequenzen zu ziehen verstand, die auf kürzerem Weg zu denselben Resultaten führten, die uns heute unsere komplizierten Fernrohre auch nur in variablen Werten zu liefern vermögen. Wenn wir die Ausmaße des Drachen Labbu nur ganz flüchtig betrachten, springen uns sofort folgende, gar wohlbekannte Zahlen in die Augen:  $6 \times 12 = 72$  bzw.  $60 \times 12 = 720$ ;  $12 \times 12 = 144$ ;  $9 \times 12 = 108$ ;  $6 \times 50 \times 12 = 3600$ ;  $6 \times 50 \times 12 \times 12 = 43200$ ;  $9 \times 50 \times 12 = 5400$ . Ferner ergibt das Produkt der Zahlen 432 und 540 dasselbe Resultat, das wir durch Multiplikation sämtlicher Ausmaße des Drachen erhalten, nämlich die bedeutungsvolle kosmische Zahl 233 280, d. i. ungefähr die doppelte Länge des Durchmesser der Erdbahn. Nach *Noetling* dürfen wir ja bekanntlich den Wert  $233\ 280 : 2 = 116\ 640$  auch im Zeitmaß ausdrücken. Wir können somit sagen 116 Tage, 6 Stunden, 40 Minuten. Und das ist mit großer Annäherung die einfache Länge des Durchmesser der Erdbahn, die *Noetling* aus den Maßzahlen der Cheopspyramide mit 116 Tagen, 3 Stunden, 55 Minuten und einigen Sekunden berechnete. (cf. Cheopspyramide, S. 82.)

Genügt das, oder müssen wir wiederholen, was wir bereits kurz erwähnt haben, daß sich die Schlüsselzahl 432 bereits auf der ersten Seite der Bibel dem zahlenkundigen Leser vorstellt? Das vielumstrittene Wort *Thohu wa-bohu* verbirgt, wie wir wissen (s. S. 111) die Zahl, die uns die

Heiligen Texte, vom Pentateuch bis zur Apokalypse Johannis zu lesen lehrt, die Zahl der Einherjar der Edda und des Kalijuga der Inder.

Wir mißbrauchen die Geduld unserer Leser sicherlich nicht ohne triftige Gründe, wenn wir uns noch kurz über das gesetzliche Hohlmaß der Israeliten unterhalten, über dessen mathematische Größe noch verschiedene Meinungen herrschen, da sich die beiden Hauptquellen *Josephus* und die *Rabbinen* widersprechen. Die Maßverhältnisse dagegen, die uns besonders wichtig erscheinen, dürften wohl als festgelegt gelten. Ob die mathematische Maßeinheit, wie die Rabbinen wollen (*Leusden*, Philolog. hebr. mixt. p. 204), ein mittleres Hühnerei war, — dieser Meinung ist auch *Allioli* — oder ob das hebräische Bath (בַּת) nach *Josephus* (Antt. 8; 2, 9) = 72 ξέστου = 1 attischer ητηρητής \*) = 1993,95 Paris. μ Kubikzoll (*Böckh*), bzw. 1985,77 Par. Kubikzoll (*Bertheau*) betrug, tut hier nichts zur Sache, die Maßverhältnisse liegen jedenfalls folgendermaßen:

- 1 Chomer = 10 Bath (1. Kön. 7; 26, 38. Esr. 7, 22.  
insbes. Ezech. 45, 11.)  
1 Bath = 6 Hin (Joseph. Antt. 3; 8, 3.)  
1 Hin = 12 Log (Rabb.)  
1 Log = 6 (Eivoll? n. *Leusden* u. *Thenius*).

Demnach:

- 1 Log = 6 (Eivoll?)  
1 Hin = 72 ( " )  
1 Bath = 432 ( " )  
1 Chomer = 4320 ( " )

Daß die Maßeinheit eines Eikörpers als die ursprüngliche zu betrachten ist, hat *Thenius* (Die althebräischen Längen- und Hohlmaße, 1845, und Stud. u. Krit. 1846, 1. u. 2. H.) ziemlich überzeugend dargelegt, aber wie gesagt, diese Frage steht trotzdem noch offen, und so wollen wir uns denn jeder Meinungsäußerung enthalten. Unsere Neugier fesselt ja vielmehr die Tatsache, daß die kabbalistisch-

\*) 1 ητηρητής = 12 χόες = 144 κούλαι.

mythologisch-astronomische Zahl 432 auch in den Hohlmaßen des Alten Testaments, diesmal sogar ganz offensichtlich, sich zu erkennen gibt.

Wir bringen nun noch ein anderes Beispiel, dessen Erörterung uns in diesem Zusammenhang wichtig erscheint, da es einerseits auf die altjüdische Zeitrechnung Licht wirft und andererseits wieder hartnäckig auf die geheimnisvolle Spur unserer wunderlichen Zahl 432 weist, die uns im Kapitel Mumia (II. Teil, XII. Band) ein Mysterium der sympathetischen Magie entschleiern helfen soll.

Im I. Buch der Könige 27, 7 lesen wir: „Die Zeit aber, die David in der Philister Lande wohnete, ist ein Jahr und vier Monate.“ (Luther.)

*J. F. Allioli* übersetzt nach der Vulgata: „. . . war vier Monate.“ und fügt in der Fußnote bei: „Im Hebr.: »ein Jahr und vier Monate.«“ Die Stelle lautet: ימים וארבעה חדשים (Biblia hebraica v. E. van der Hooght, Leipzig 1839. S. 493.) Da der Plural jomim von jom, der Tag oft auch die Bedeutung „ein Jahr“ annimmt, ist der Lutherischen Übersetzung der Vorzug zu geben. Daß wir für die Wiedergabe der Septuaginta mit: . . . ημερας τεσσαρες μηνας, die jomim also mit ημερας, d. i. „einige Tage“ übersetzt, ohnehin nicht eintreten können, mag sich aus folgendem ergeben:

Das Jahr der Israeliten war ein Mondjahr zu 354 Tagen 8 Stunden 48 Minuten 38 Sekunden, bestehend aus 12 ungleichen Mondmonaten (vgl. Prof. Dr. G. B. Winer, Biblisches Realwörterb., Leipzig, 1847, I. Bd., S. 530). Da aber der astronomische Mondmonat  $29^d 12^h 44' 3'' 12'''$  zählt, so muß der bürgerliche Mondmonat abwechselnd mit 29 oder 30 Tagen angesetzt werden. So ist es denn sehr wohl denkbar, daß man schon zu Samuels Zeiten, ebenso wie auch heute noch, kurzerhand mit 360 Tagen ( $12 \times 30$ ) in solchen Fällen rechnete, in denen eine rasche Kalkulation mit geraden Zahlen an die Stelle einer genauen Berechnung treten durfte. Daß übrigens den Israeliten die ägyptische Zeitrechnung des alten Reiches, die heute noch die Grundlage unseres Kalenders bildet (vgl. *Erman*, Ägypten, Tübingen, II. Bd., S. 468 u. ff.) bekannt war, daß sie also

im Rundjahr (360) plus 5 Schalttage bereits die Angleichungszahl des Sonnen- und Mondumlaufs erkannten, ist als erwiesen zu betrachten.

Wenn also David 1 J a h r u n d 4 M o n a t e im Lande der Philister wohnte, so dürfen wir dafür getrost sagen:

$$360 \text{ Tage} + 120 \text{ Tage} = 480 \text{ Tage.}$$

Wie wir schon des öfteren gesehen haben, tritt der esoterische Zahlenwert häufig hervor, wenn man die biblischen Faktoren multipliziert. Nun ist aber

$$360 \times 12 = 43200. *)$$

Um dieses Resultat zu erreichen, hätten wir uns vielleicht kürzer fassen können. Dann hätten wir aber eine Gelegenheit versäumt, an einem praktischen Beispiel zu zeigen, daß bei kabbalistischen Untersuchungen unter allen Umständen die biblischen Urtexte herangezogen werden müssen, und daß sich der Kabbalist so gut wie jeder andere Forscher an die historischen Tatsachen halten muß. „Kabbala zu treiben“ ohne Kenntnis der Quellsprachen ist, gelinde ausgedrückt, sehr gewagt.

Jachin (יָכִין) „Gott wird befestigen“ und Boas (בֹּאֵס) „in ihm ist die Stärke“, so hießen die beiden hohl aus Erz gegossenen, unter Mitwirkung des tyrischen Königs Hiram errichteten Prachtsäulen, die an der Vorhalle des salomonischen Tempels aufgerichtet waren. „... und als er eine Säule zur Rechten gesetzt hatte, nannte er ihren Namen Jachin: ingleichen richtete er auch die zweite Säule auf und nannte ihren Namen Boas.“ (3. Kön. 7, 21.) Vers 15 (ibid.) erfahren wir über die Ausmaße der Säulen: „Und er bildete zwei ehernen Säulen, 18 Ellen die Höhe einer Säule, und ein Faden von 12 Ellen ging um beide Säulen herum.“ Wenn *Allioli* hierzu kommentiert: „Jede Säule hatte in der Dicke

---

\*) Die Nullen können wir bei derartigen „Berechnungen“ entweder vernachlässigen oder in kabbalistischem Sinne etwa als Signifikatoren der Zahl der Sphärenschalen (Kelipoth) — vom Punkt (י = Jod = 10) aus, d. h. von innen nach außen gerechnet — oder in mystisch-mathematischem Sinne als „Orts“bezeichnungen extradimensionaler „Lagen“ auffassen. Wir müssen es hier bei diesen Andeutungen bewenden lassen und verweisen den Leser auf Dr. *F. Maack's* „Heilige Mathesis“ und auf die Raumschachpublikationen desselben Autors. (cf. auch Fußnote S. 111 vorl. Bd.)

12 Ellen", so finden wir dies nicht begründet. Sagt doch die Bibel an zwei Stellen mit klaren Worten, daß der Umfang jeder\*) Säule 12 Ellen maß. Da uns aber das Produkt  $12 \times 18 = 216$  sehr besticht; denn  $216 \times 2 = 432$ , so dürfen wir mit 432 nicht den Querschnitt beider Säulen (nach Alliolis Angaben) berechnen, sondern müssen in dem Produkt der Höhe und des Umfangs die äußere Oberfläche zweier Hohlzylinder, also eines Rechtecks erkennen.

Vielleicht soll das heißen, daß wir Menschen, die wir mit unseren zwei Augen nur zwei Dimensionen sinnlich wahrnehmen können, beim Anblick der Säulenoberfläche daran erinnert werden sollen, daß wir die dritte Dimension, in der wir leben, nur verzerrt sehen, und daß wir sie mit unseren Körperaugen nicht durchdringen können, weil uns noch ein drittes vermittelndes Auge fehlt, das „Horusauge“ (Uz-hvar) des altägyptischen Totenbuches (Kap. 137, Ausg. von Lepsius, cf. Peryt Shou, Geheimlehre des Totenbuches, S. 46). Die Zahl 432 vermittelt, wie wir wissen, zwischen Sonnen- und Mondumlauf, zwischen den Zahlen 36 ( $36 \times 12$ ) und 27 ( $27 \times 16$ ), während die beiden Säulen noch auf den großen Brückenbauer (pontifex) warten, der den vermittelnden Querbalken auflegen wird.

Wenn wir nun an all das Vorhergehende die Vermutung knüpfen, daß den Alten und Uralten die Zahlen 432 und 540 irgendwie die Rechnung mit der irrationalen Zahl  $\pi$  und mit unseren ebenfalls ungenauen Logarithmen zu ersetzen vermochten, so mag es sein, daß wir zu weit gehen, obwohl wir Anhaltspunkte dafür zu haben glauben. Noetling gibt die Umlaufszeit des Planeten Jupiter durch die Formel  $\pi^4 \times 3^{-2} \times 2^3 = 43,2 \dots$  wieder. Daraus berechnet er den uns geläufigen Wert 4320 Tage genauer. (Interessenten wollen sich in Noetlings bereits mehrmals zitiertem Werk S. 118 weiter informieren.) Uns fällt hierbei aber auf, daß der

---

\*) Daß der Umfang zu 12 Ellen nicht von beiden Säulen zugleich zu verstehen ist, demonstrierte schon *Josephus* (Antt. 8; 3. 4) und neuerdings *Hirt* (der Tempel Salom. S. 37), so daß wir die Einwände anderer in unserer knappen Erörterung wohl übergehen können. Übrigens heißt es ja bei *Jeremias* (52, 21): „Jede der Säulen aber hatte 18 Ellen Höhe, und ein Faden von 12 Ellen war ihr Umfang, und ihre Dicke war 4 Finger, und inwendig war sie hohl.“



zehnfache Wert der Noetlingschen Formel, für die wir auch  $\frac{4}{9}\pi^4$  oder in unserem Falle  $\frac{40}{9}\pi^4$  schreiben können, das Resultat 432,064, dagegen  $\frac{50}{9}\pi^4 = 540,08$  ergibt. Wir wollen es bei diesem Hinweis bewenden lassen; denn dem Mathematiker wird es numehr ein Leichtes sein, unserer Vermutung ein ansehnlicheres Gewand zu verleihen, und wir bitten ihn darum.

Das alles erfahren wir in der Vorhalle. „Mir wird von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum,“ wird mancher gleich dem fahrenden Schüler ausrufen und sich wieder ins Freie sehnen. In den „drei Reichen“ soll er diese Probleme in wohlthätigem Vergessen ganz unbemerkt geistig verarbeiten.

---

## Nachwort.

---

Der XII. Band der „Okkulten Medizin“, mit dessen Bearbeitung mich mein hochverehrter Freund und Lehrmeister, Herr G. W. Surya, beauftragte, war ursprünglich ebenso wie die übrigen Bände der bereits allbekannteren Sammlung als Einzelband gedacht. Schon beim Sammeln des Materials, bei dem mir Herr Surya unermüdlich behilflich war, mußten wir beide die Unmöglichkeit einsehen, in einem einzigen Band all das vorzubringen, was der Rehabilitierung einer auch von Okkultisten zuweilen verkanteten, von der Gelehrtenwelt in den Schäferkarren verwiesenen, uralten Lehre dienen konnte. Nach vielen in dieser Hinsicht gepflegten Erörterungen kamen wir endlich dahin überein, daß aus dem XII. Band der „Okkulten Medizin“ verschiedene Ableger herauswachsen sollen, die von der Keimfähigkeit der von Herrn Surya in elf Bänden und einer stattlichen Reihe anderer Publikationen bereits niedergelegten Ideen Zeugnis ablegen sollen.

Ich möchte hierbei nicht versäumen, meinen Lesern die Freude zum Ausdruck zu bringen, die mich von Anfang an bei Übernahme dieser verantwortungsvollen Arbeit beseelte und die mich nie verlassen wird, da ich es für eine Dankespflicht halte, Herrn Suryas großes Werk, aus dem ich an einem bedeutenden Wendepunkt meines Lebens neuen Mut für die Zukunft schöpfte, gerade dadurch als besonders ausbaufähig zu erweisen, daß ich auf ganz neuen Wegen weiterzugehen bemüht bin, ohne dadurch Suryas Lebenswerk auch nur um Haaresbreite zu beschä-

digen. Ich betone das ausdrücklich, weil mir von anderen, niemals von meinem Lehrmeister, der Vorwurf gemacht werden könnte, daß ich in dem einen oder anderen Punkt seinen Standpunkt verlassen hätte. Ich erinnere nur an meine bereits in vorliegendem I. Teil da und dort geäußerte, in gewissem Sinne ablehnende Einstellung zum phänomenalen Okkultismus.

Hierzu seien mir noch einige Bemerkungen gestattet.

Jeder, der sich den Geheimwissenschaften zuwendet, wird zunächst an dem Phänomenalismus mit seinen aufdringlichen „Wundern“ hängen bleiben. Auch mir erging es so. Ich trieb Spiritismus wie ein Laster und machte Kreise auf Eselshaut. Furchtbare Erfahrungen auf diesem schwankenden Boden, für die ich heute Gott danke, brachten mich zur Besinnung, und ich sah, trotz allem um eine Reihe positiver Erkenntnisse bereichert, einen neuen Weg vor mir: Kabbala, Mystik, Alchemie und Magie, die esoterischen Disziplinen der Geheimwissenschaften. Niemand freute sich mehr über meine Wandlung als Herr Surya, und ich erkannte, daß er ein großes Pfund zur Verwaltung übertragen bekam, das er als berufener Wortführer der phänomenalistischen Gebiete mehrfach verdoppelt hat, wenn man weiß, wie sich zur gleichen Zeit, als Herr Surya den alten Geheimwissenschaften neue Bahn brach, der geschäftemachende Sensationsokkultismus auf die von ihm aufgerollten Fragen stürzte und Hintertreppeninstitute umschmeichelte. Nie wird sich ein gerechter, gegnerischer Kritiker hinreißen lassen dürfen, Suryas Werke in einem Atemzug mit derartigen keimkranken Produkten zu nennen. Nur ein Autor, der wie Herr Surya den Phänomenen bereits entwachsen war und selbst bereits im Reich der unsichtbaren Wunder lebte, konnte, auf des Schwertes Schneide sicher sich bewegend, diese heimtückischen Gebiete erörtern, ohne seinen Lesern Steine statt Brot vorzusetzen. Ihm war es gegeben, zu einfältigen Herzen zu sprechen und die Stolzen umzuwenden. Er wußte, daß die Gespenster des Phänomenalismus die Einlaßpforte zu den Geheimwissenschaften besetzt halten, und er stellte sich als irdischer Cherub daneben, um die Eintretenden

zu ermutigen und ihnen sicheres Geleit zu geben, bis sie die Schwelle der Larven im Rücken hatten und durch siegreich überstandene Gefahren gereift, ungefährdet in der Vorhalle verweilen durften. Mir wurde, als ich diese Schwelle überschritten hatte, von meinem verehrten Führer der Auftrag gegeben, den in der Vorhalle Verweilenden nicht als Meister, sondern als Kamerad die Früchte meiner „Lehr- und Wanderjahre“ zur Diskussion zu unterbreiten, und dies werde ich tun in den ziemlich rasch aufeinander folgenden Schriften:

II. Teil, XII. Bd. der „Okkulten Medizin“.  
**Sympathie und Mumia.**

Dazwischen tritt zur Ergänzung:

1. **Die magisch-philosophische Gärung.  
Eine alchemistische Studie.**
2. **Homunkulus.**

Hierauf folgt in etwas größerem Abstand:

III. Teil, XII. Bd. der „Okkulten Medizin“.  
**Amulette. Okkulte Kräfte der Edelsteine und Metalle.**  
(Erscheint evtl. wieder als Doppelband.)

Der Leser des I. Teils des XII. Bandes wird, am Schluß des Buches angelangt, bereits den Eindruck gewonnen haben, daß hier der dramatische Aufbau meiner Arbeit — man verzeihe die anmaßend scheinende, aber nur bildliche und, wie ich glaube, eben deshalb dem Verständnis leichter dienende Ausdrucksweise — ihren Höhepunkt erreicht hat, und daß der fallende Ast der „Handlung“ dem II. Teil vorbehalten bleibt, und daß erst am Schluß des letzteren alle Fäden harmonisch zusammenlaufen werden, die im I. Teil nicht ohne Absicht noch wirr ausgelegt erscheinen mögen. Vielleicht bezeichne ich deshalb den I. Teil richtiger, und um in obigem Bilde zu bleiben, als **Exposition**.

Im II. Teil wird uns zunächst die alte Signaturenlehre, allerdings und vielleicht erstmals in kabbalistischem Gewande beschäftigen, die Elementenlehre der Alten wird uns alchemistische Denkart vermitteln, eine große dreiteilige Tabelle soll dem Praktiker, dem wir im I. Teil wenig, und zwar absichtlich wenig Entgegenkommen ge-

zeigt haben, hoffentlich recht wertvolle Dienste tun, und im Kapitel „Mumia“ wird die elementare mit der höheren Magie, bzw. Sympathielehre sich kreuzen, bis schließlich in der Gärungsstudie Wichtiges ergänzt und im „Homunkulus“ alles Bisherige zusammengefaßt werden kann, jedoch in der Weise, daß das alte, mühsam reproduzierte Bild wieder von einem neuen, verschwiegenen Standpunkt aus betrachtet, wohl neues Interesse erregen dürfte.

Ich mußte dem Leser diesen Ausblick eröffnen, selbst auf die Gefahr hin, daß meine Absicht verkannt wird; denn wie könnte ich es verantworten, den lange erwarteten I. Teil der Öffentlichkeit zu übergeben, ohne Hinweis auf meinen Arbeitsplan, der mit vorliegendem Bande erst bis zur Erstellung der notwendigen Voraussetzungen durchgeführt werden konnte oder, um es noch einmal zu sagen, ohne Hinweis darauf, daß der I. Teil lediglich als Exposition zu den folgenden Bänden aufgefaßt werden darf?

Somit bitte ich, mit kritischen Urteilen über prinzipielle Fragen, die erst im II. Teil ihren Abschluß finden, vorerst noch zurückzuhalten, aber ich würde meine eigene Arbeit schlecht bewerten, wenn ich auf das Ganze oder auf Einzelheiten gerichtete, zu meiner eigenen Belehrung dienliche, wenn auch abweisende Urteile hiermit aus Angst vor der Wahrheit abwehren möchte. Nein, so nahe heran an die Wahrheit, als es uns Sterblichen vergönnt und förderlich ist, das soll mein letzter Nachruf sein, selbst auf die Gefahr hin, daß ich mit meiner derzeitigen Überzeugung rücksichtslos brechen müßte!

E. W. Clarence.



Band XII der Sammlung „Okkulte Medizin“

**Sympathie, Mumia, Amulette  
okkulte Kräfte der Edelsteine  
und Metalle**

Von

**E. W. Clarence**

mit einer ausführlichen Einleitung von

**G. W. Surya**

**II. Teil**

**Okkulte Kräfte der Edelsteine und Metalle**

1927

**LINSER-VERLAG G. M. B. H., BERLIN-PANKOW**

Nachdruck verboten.

Alle Rechte,  
auch das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Copyright by Linser-Verlag G. m. b. H., Berlin-Pankow.

Februar 1927

Druck: Bruno Petzold Nachf., Berlin SW 68.



# Inhalt.

---

	Seite
6. Kapitel: Aus drei Reichen . . . . .	1
7. Kapitel: Signaturen . . . . .	27
8. Kapitel: Gehirn und Walnuß . . . . .	67
9. Kapitel: Kuriosa? . . . . .	72
10. Kapitel: Astrologische und elementare Korrespondenzen	81
<b>III. Abteilung: Die sympathetische Magie.</b>	
11. Kapitel: Mumia . . . . .	111
12. Kapitel: Mumiale Praxis . . . . .	207

---



## 6. Kapitel.

### Aus drei Reichen.

„Hier wird sich manches Rätsel lösen;  
doch manches Rätsel knüpft sich auch.“  
F a u s t.

In der Praxis haben wir zwei Hauptrichtungen zu unterscheiden:

1. die Heilung durch Sympathie und
2. die Heilung durch Antipathie.

Bei der ersteren gilt es, mit Hilfe der Signatur das Simillime (Ähnlichste) zu finden, d. h. Pflanzen, Tiere, Steine, mumiale Substanzen usw., die mit dem primär — wir sagen aus gewissen Gründen nicht „ursächlich“ — erkrankten Organ, Glied, Körperteil durch Gestalt, Zahl, Bewegung, Geruch, Farbe, Herkunft usw. in möglichst naher Verwandtschaft stehen, auszuwählen und anzuwenden. Die Anwendung erfolgt durch Transplantation oder in Form von Amuletten usw. Davon später.

Da nur kraftstrotzende, gesunde Exemplare aus den drei Reichen als Simillima für die Heilung in Betracht kommen, ist es wohl verständlich, wenn wir sagen, daß die Zahlen dieser signierten Substanzen unter sich unhörbare Akkorde, Konsonanzen, Resonanzen erzeugen, so daß alles Zahl- und Artverwandte unabhängig von der Entfernung mit einstimmen muß in die Harmonie der Schöpfung. Wir wissen ferner, daß das Positive, Bestimmende, in unserem Fall die Harmonie, dem Negativen, Bestimmten, also der Disharmonie, um ein Weniges überlegen ist, daß ferner Bewegung und Gestaltung, oder Schwingungszahl und Schwingungsform allen Dingen innewohnt, daß aber die Bewegung alles durch-

dringt, während die Gestalt als Projektion der Bewegung, als Negatives, gebunden ist. Wir erinnern an den gefesselten Loki und an die Worte der Offenbarung: „Und er griff den Drachen, die alte Schlange, welche ist der Teufel und Satan, und band ihn tausend Jahre . . . bis daß vollendet würden tausend (1000 =  $10^3$ ) Jahre; und darnach muß er los werden eine kleine Zeit.“ Offb. 20, 2, 3.

Die harmonische Zahl des Simillime richtet also wie ein Magnet die kleinsten Teilchen, Elektronen des in Unordnung geratenen, kranken Objekts, gleich, stellt also im kranken Individuum die Zahlenharmonie wieder her mit Hilfe des „Fermentes der Gleichheit“. Der Vorgang bei der Heilung durch Sympathie ist also allerletzten Endes isopathisch.

Während wir uns bei der Heilung durch Sympathie dem Grundsatz *Similia similibus* (Ähnliches durch Ähnliches) der Homöopathie wenigstens in der Theorie nähern, stoßen wir bei der Heilung durch Antipathie auf den Grundsatz *Contraria contrariis* (Entgegengesetztes durch Entgegengesetztes) der Allopathie.

Und wie sagt unser Meister *Paracelsus*? „Man darf aber freilich nicht allein mit entgegengesetzten Mitteln wie die Alten, sondern man muß auch mit ähnlichen Mitteln heilen wollen, nicht allein *contraria contrariis*, sondern auch *similia similibus*.“

„Das heißt also mit anderen Worten, Allopathie und Homöopathie bunt durcheinanderwürfeln?“ wendet hier wohl mancher ängstliche Kritikus ein, der den VIII. Band der „Okkulten Medizin“ nicht gelesen hat. Dagegen haben wir kurz zu erwidern, daß *Paracelsus* die heute offizielle Richtung der Allopathie und die halb-offizielle der Homöopathie, als in künstliche Gegensätze gebrachte Systeme im modernen Sinne noch gar nicht gekannt hat, daß er und die Sympathetiker seiner Schule also nicht zwei dogmatisch getrennte Systeme verstanden wissen wollen, wenn sie von Heilung durch Sympathie bzw. Antisymphathie oder von *Similia similibus* bzw. *contraria contrariis* sprechen.

Es handelt sich hier um eine parteilose, synthetische Heilmethode, wie sie heute von führenden Ärzten bereits mit Erfolg wieder ausgeübt wird.

Die modernen Begriffe Allopathie und Homöopathie können uns hier nur irreführen, und wir sagen deshalb lieber Antipathie und Sympathie, um anzudeuten, daß beide Richtungen als Teile eines Ganzen aufzufassen sind, und daß das Ganze leiden würde, wenn man seine Teile isoliert betrachten wollte.

Wir haben uns also hier gar nicht mit den extremen, modernen Richtungen der Medizin auseinander zu setzen.

Ein Beispiel wird uns über den der Heilung durch Antipathie zugrunde liegenden Gedankengang besser unterrichten als viele Worte:

Der vom Wein Berauschte denkt sich: ich muß mich ja festhalten wie die Weinranke am Stab. Nun weiß er aus eigener Beobachtung oder auch aus Büchern, daß der Kohl, der aussieht wie ein Kopf, daß der die Rebe haßt, und so schließt er: vielleicht wird es mir im Kopfe leichter, wenn ich ein Kohlblatt auflege.

Wenn er sich bald darauf wohler fühlt, dann nennt er das Heilung durch Antipathie. Ist das nun offiziell allopathisch gedacht? Gewiß nicht! Das ist eben „Heilung durch Antipathie“.

Und wann kommt dieses Verfahren in Betracht?

Das kann man nicht sagen, auch nicht lernen, das muß man fühlen. Die Sympathielehre kennt keine Regeln.

Wo eine plötzliche Wirkung erwünscht ist, dürfte im allgemeinen wohl das antipathische Heilverfahren häufiger zur Anwendung kommen, aber nicht immer. So empfiehlt z. B. *Oskar Ganser* gegen Insektenstiche, das betreffende Tier auf dem Stich zu zerquetschen, nachdem man den Stachel entfernt hat. Das wäre also ein sympathisches, ja sogar ein isopathisches (?) Verfahren, um eine sofortige Wirkung zu erzielen. Dasselbe gilt vom Auflegen von Honig als Linderungsmittel. Gegen Bienen- und Wespenstiche werden aber auch harntreibende Petersilienblätter mit Erfolg aufgelegt. Der Bienenstich gilt

als Antirheumaticum<sup>1)</sup>. Der Rheumatismus hinwiederum steht mit der kristallisierten Harnsäure in irgendwelcher Verbindung. Vielleicht enthält die diuretische (harn-treibende) Petersilie ein Gegengift gegen den rheuma-feindlichen Bienenstachel. Nach Kronfeld und Hovorka ist *Petroselinum sativum Hoffm.* ein Bestandteil des nach Mithridates benannten Gegengiftes (I. 349). Wenn man bedenkt, daß die giftige Hundspetersilie, die zu vielen Ver-wechslungen Anlaß gibt, die *Aethusa cynapium L.* eine Schwester der Gewürzpetersilie ist, so ist es nicht unwahr-scheinlich, daß die letztere ebenfalls einen in der normalen Pflanzendosis noch nicht toxisch wirkenden, unwägbaren, ätherischen Giftstoff enthält.

Kronfeld und Hovorka bemerken fernerhin, daß die Bienen die Blüte des dreiblättrigen Klees vermeiden, und daß ihnen der Geruch des Knoblauchs zuwider sein soll (I. 67). Es wäre zu prüfen, ob sich auch diese Gewächse antipathisch gegen Bienenstiche verwenden lassen.

Wir haben nun an einem weiteren Beispiel gesehen, daß ein und derselbe Zweck sowohl antipathisch als sympathisch erreichbar ist, und daß nur eine genaue Kenntnis der freundlichen und feindlichen Beziehungen in der Natur über die Wahl des Mittels entscheiden kann, daß aber die Wahl der Methode viel eher von dem gewählten Mittel abhängt, als von dem Willen des Arztes. Oder deutlicher: Der Sympathetiker hat sich nicht zu fragen: Welche Heilmethode ist indiziert (angezeigt), sondern welches Heilmittel? Das Mittel wirkt dann je nach seiner Natur antipathisch oder sympathisch. Der Theoretiker will aber wissen, weshalb seine Mittel wirken, und bei seinen Untersuchungen lernt er vor allem zwei Wege kennen, die die Natur zu gehen pflegt. Gar bald bemerkt er aber, daß sie keinen dieser Wege bevorzugt, ja daß sie gar oft beide verbindet. Diese Beobachtung schützt den Sympathiedoktor vor der Einseitigkeit, vor der menschlichen Erfindung der Systeme und warnt ihn,

---

<sup>1)</sup> Nach *Morgenroth und Carpi* enthält das Bienengift ein Prole-zithid, das, mit den in allen Zellen vorkommenden Lezithinen ver-einigt, hämolytisch wirkt. („Berl. klin. Wochenschr.“, Nr. 44, 1926.)

die Eselsbrücke des Schematismus zu betreten. Die Natur lehrt ihn Synthese.

Wir wollen uns jetzt über die „Freundschaftsbände“ (Symphilien) und über die „Feindschaften“ (Synechthrien), die die drei Reiche verbinden und trennen, unterhalten.

*Plinius der Ältere* hat in seiner „Naturgeschichte“ (Historia Mundi) reiches Material zusammengetragen, das aber gründlicher Prüfung bedarf. Daß der Mann, der beim Ausbruch des Vesuv im Jahre 79 v. Chr. „aus amtlichem Pflichtgefühl und Beobachtungseifer den Tod fand“ (Hauser), viele seiner Angaben selbst geprüft hat, dürfen wir gewiß nicht in Abrede stellen, daß aber der persönlich subjektive Standpunkt des Beobachters der Naturbeziehungen notwendig ein subjektives Bild hervorbringen muß, daß dieses Bild durch Einfügung fremder, damals beglaubigter Beobachtungen zuweilen verzerrt wurde, ist ebenfalls zu berücksichtigen. Wenn wir nun die Freundschaften und Feindschaften innerhalb der drei Naturreiche und dieser Reiche untereinander kurz erörtern und dabei vom XXXII. Kapitel des Plinius ausgehen, so sind die subjektiven Momente, die den klassischen Autor bestimmten, die Mängel seiner Quellen und nicht zuletzt unsere Einstellung in dem resultierenden Gesamtbild wohl auseinanderzuhalten.

Nennt man schon die Geschichte überhaupt die subjektivste aller Wissenschaften, so gilt dies noch weit mehr von der Naturgeschichte, in deren Darstellung sich immer die Weltanschauung des Autors spiegeln wird. Es dürfte deshalb zweckmäßig sein, wenn der Leser unsere folgenden Ausführungen nur als Leitfaden betrachten wollte, der ihm zu eigener Beobachtung Stoff an die Hand geben soll. Wir wollen und können nichts Vollständiges bieten, sondern nur kleinwinzige Ausschnitte, Fragmente aus dem Buch der Natur und wollen dazu beitragen, daß man aufmerksamer und liebevoller als gewöhnlich in diesem chiffrierten Andachtsbuche blättert, und daß man seinen Illustrationen auch etwas von der Ehrfurcht zukommen läßt, die man der bunten Leinwand und dem Mar-

mor oft nur erweist, um sein Kunstverständnis und seine ästhetische Bildung recht offen zur Schau zu tragen.

Wenn wir von Freundschaften und Feindschaften in der Natur sprechen, so sind diese Worte natürlich nicht nach Menschenmaß zu messen, sondern etwa im Sinne *Agrippas* zu verstehen, wenn er im I. Buch (17. Kap., S. 110) seiner *Occulta Philosophia* sagt: „Diese Freundschaften und Feindschaften sind nichts anderes als gewisse Zuneigungen der Dinge, indem sie nach der oder jener von ihnen entfernten Sache streben, falls sie nicht gehindert werden, sich nach ihr hinbewegen, in dem Erlangten ruhen, das Gegenteil fliehen und dessen Annäherung verabscheuen, sowie sie auch, wenn es mit ihnen in Berührung kommt, nicht in ihm ruhen.“

*Goethe* erläutert in den „Wahlverwandtschaften“ (I. Teil, 4. Kap.) die chemische Affinität, die Lehre von Liebe und Haß, im Bereich des Kleinsten so anschaulich-lebendig, daß wir auf den nüchternen Stil unserer Lehrbücher beinahe böse werden möchten und an die kalten, gelehrten Beziehungen „toter“ Körper nicht mehr aufrichtig glauben wollen. Er sagt: „Man muß diese totscheinenden und doch zur Tätigkeit innerlich immer bereiten Wesen (gemeint sind chemische Agentien, zwei aufeinanderwirkende saure Salze. D. Verf.) wirkend vor seinen Augen sehen, mit Teilnahme schauen, wie sie einander suchen, sich anziehen, ergreifen, zerstören, verschlingen, aufzehren und sodann aus der innigsten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Gestalt hervortreten: dann traut man ihnen erst ein ewiges Leben, ja wohl gar Sinn und Verstand zu, weil wir unsere Sinne kaum genügend fühlen, sie recht zu beobachten, und unsere Vernunft kaum hinlänglich ist, sie zu fassen.“

Man muß das ganze vierte Kapitel der „Wahlverwandtschaften“ wieder einmal lesen, wenn man an das nun Folgende mit warmem, bescheidenem Naturempfinden, nicht mit dem kalten Seziermesser des meist zu früh frohlockenden Naturrätsel-Anatomen herantreten will, der meist doch nur lebensfremde Beziehungen zutage fördert.

Jeder Jäger weiß, daß der Nußhäger durch lautes Geschrei die anderen Vögel vor drohender Gefahr warnt,



daß die Rehgeiß oft eine Viertelstunde lang schmäht, wenn sie vergrämt wurde, er weiß, daß er getrost nach Hause gehen kann, wenn eigene Unachtsamkeit das Solidaritätsgefühl der Waldbewohner gegen ihn mobilisiert hat, er weiß aber auch, daß ihm diese Warnungsstimmen schon oft Freund Reineckes und seiner Zunftgenossen Schleichwege verraten haben. Mag sich diese Solidarität der Tiere zunächst auch nur auf die Erhaltung der eigenen Art erstrecken, so spricht ihre unbewußt warnende Stimme doch von der primitivsten und gerade deshalb erhabensten, naturverwachsensten Form der Liebe, von der unbewußten triebhaften, selbstverständlichen und deshalb absoluten Liebe um der Liebe willen.

Rein gesetzmäßige, unbewußte, kategorische Zuneigung ist ja das Hauptkriterium der Sympathie.

Wenn die Infusorien unter dem Mikroskop sich gegen günstige Lebensbedingungen annähernd, gegen ungünstige fliehend verhalten, so ist das Sympathie und Antipathie vom reinsten Wasser, kausalitätsloses, gleichzeitiges Aufgehen im kategorischen Imperativ.

Die Venus der Römer hatte wie Platons Eros zwei Aspekte, Venus Urania, die Himmlische, und Venus Vulgiva, die überall umherschweifende Irdische, die Prostitution. Die objektive Sympathie, die bei den vernünftigen Geschöpfen noch am reinsten auftritt, opfert unbewußt am Altar der Alliebe der Venus Urania. Die subjektive Sympathie, bei der der selbstbewußte Utilitäts- (Nützlichkeits-) Standpunkt, die Selbstliebe mit allen Begleitumständen, die zum Haß führen, vorherrscht, dient der Venus Vulgiva. Dann ist also objektive Antipathie, die wir, wie gesagt, in der Tier-, Pflanzen- und Mineralwelt in der ursprünglichsten Form vorfinden, nicht aktiver, ausübender Haß, sondern passiver, fliehender, abwehrender „Instinkt“, ein unbewußtes Gehorchen dem Artgesetz. Subjektive Antipathie ist Frondienst in der Venus Vulgiva schlechtgemünztem Sold.

Ahnt der Leser etwas von einer Bipolarität innerhalb der Gegensätze, daß des Magnetes Nordpol den Südpol und der Südpol den Nordpol in sich birgt,

und daß Gott als „Ort der Welt“, als „Punkt der Mitte“ allenthalben zu suchen ist?

„In jedem Nu beginnt das Sein; um jedes Hier rollt sich die Kugel Dort. Die Mitte ist überall. Krumm ist der Pfad der Ewigkeit.“ — „Also sprach Zarathustra!“ Diesen Sphärenakkord hat *Nietzsche*, der Übermensch, aus dem Kristallhimmel, aus dem sidereos uranos der Alten gebrochen und wir hören den Nachhall seiner Hammerschläge. Die *Echthrophilia*, die Freund-Feindschaft Heraklits blitzt wieder auf! Warum erzittern wir, was erzeugt das Bild des *Wirbels* in unserer Seele, warum scheuen wir uns diese Gedanken festzuhalten?

Ja, an diese Probleme, die uns aus den alltäglichen Dingen sphinxartig anstarren, dürfen wir noch nicht rühren. *Mania*, der Wahnsinn heißt die Hüterin der Schwelle. Erst müssen wir zu der Erfahrung reifen, daß unser Lebenskreis eine aufstrebende Spirale werden will, dann müssen wir uns dem vorgeschriebenen Auftrieb der Windungen geduldig überlassen und dann, erst dann sehen wir tief unten einen eigensinnigen Wirbel den alten Tanz um das „goldene Kalb“ aufführen und dann ahnen wir, daß der chaotische Urwirbel weder Wirbel noch Kreis, noch Spirale, sondern *Alles in Allem* ist, daß er alle Bewegungen in sich begreift und doch die ewige Ruhe selbst ist.

Wir sind wieder einmal an der Grenze unseres Denkens angelangt, an dem Punkt, an dem sich zuweilen das innere Auge öffnet, das Dinge sieht, die dem Verrat durch Menschenworte sich entziehen. Diejenigen werden unsere Worte für überschwenglich halten, die nur nüchterne, wohl diskutierbare Tatsachen, „nur einen schwarzen Pudel“, aber keine Grenze sehen, die Blasierten, für die der Grenzübergang kein Erlebnis bedeutet, die nur nackte Gegensätze vom Baum der Erkenntnis zu brechen vermögen und nur ihrer eigenen Nacktheit gewahr werden und Feigenblätter zusammenflechten, um ihre Blöße zu verhüllen. Mit dem Wirbel sich drehend, glauben sie festzustehen, sehen immer noch Rechenprobleme und verlachen den des

Wirbels sich bewußten Träumer, der sich erinnert, daß er einst nackt war, ohne es zu wissen! — — —

Gehört all dies hierher? Ja, wenn wir auch einmal zu Wenigen sprechen dürfen, dann gehört es hierher. Unsere folgenden Worte sind zwar buchstäblich an alle gerichtet, wir verbergen nichts mit Absicht zwischen den Zeilen. Aber etwas Unaussprechbares tritt ungewollt zwischen die Lettern, sobald man aus dem Buch der Natur übersetzt, und unsere Worte werden nicht allen das Gleiche erzählen. Der blasierte zwiefältige Denker wird manches ungereimt und von der exakten Forschung längst aufgeklärt finden, während der einfältig Schauende Rätsel löst, die er dem Verstand nicht mitteilen kann. Deshalb gehört all dies hierher.

Nun können wir unbesorgt zu unserem Thema zurückkehren.

*Hanns Fischer* führt unter anderm das Eichhörnchen als Beispiel für die Wettervorfühligkeit der Tiere an. „Unter pfeifenden Lauten“, schreibt er <sup>2)</sup> „die erfahrungsgemäß sonst nur bei starker Erregung, etwa bei der Verfolgung oder während der Paarungszeit, von ihm hervorgebracht werden, springt es planlos mit allen Zeichen der Aufregung umher und bildet so für den Naturkenner eine untrügliche Wetterwarnung.“ Das Eichhörnchen warnt sicherlich nicht aus Kollegialitätsgefühl, aber die Natur hat in dieses feinnervige Geschöpf einen Teil ihrer objektiven Liebe gelegt, oder richtiger: sie benützt dieses Tierchen als Sprachrohr ihrer universellen Liebe, um ihre Geschöpfe zu warnen.

Es wird sich nicht jeder Leser in diesen Gedankengang hineinflinden können, manche werden uns jetzt zwar ziemlich verstehen, um an den folgenden Beispielen aber gleich wieder zu straucheln. Restlos wird nur der Naturfreund, der das Ganze, nicht biologische und physiologische Einzelheiten in der Natur auf sich wirken läßt, unsere Ansicht teilen.

Freundlich gesinnt sollen nach *Plinius* Pfauen und

---

<sup>2)</sup> *Hanns Fischer*, Rhythmus des kosmischen Lebens, S. 73.

Tauben sein. Der Habicht soll der bedrängten Eule beistehen, der Turmfalke den Tauben. Wir konnten dies selbst noch nicht beobachten. Sollte aber der Habicht wirklich die Eule beschützen, so wäre ihm dies, relativ betrachtet, wohl nicht so hoch anzurechnen, da der Vertrag auf Gegenseitigkeit beruhen dürfte, es wäre nicht die berechnungslose, unbewußte, naturgewaltige, zwingende Freundschaft, von der wir berichten wollen. Der Habicht ist kein gewandter Dauerflieger und er verlegt sich deshalb hauptsächlich auf Lauer- und Anstandsjagd. Es wäre also nicht undenkbar, daß ihm dabei die Feinde der fast allen Tagvögeln verhaßten Eule sehr gelegen kämen, daß also Überlegung mitspricht. Indes berichtet ein erfahrener Waidmann, *W. Marstaller*, im „Deutschen Jäger“ (Nr. 38, 1925, S. 638), daß man nach seinen eigenen Beobachtungen auf der Hüttenjagd mit dem Uhu dem Habicht selten begegne. Dieselbe Auskunft wird der Leser auch von anderen Jägern erhalten. Lassen wir also die Freundschaft zwischen Habicht und Nachteule dahingestellt.

Krähe und Nachteule dagegen waren zu Plinius' Zeiten Todfeinde und sind es noch heute. Bei der sogenannten „Aufjagd“ (Auf = Uhu) hassen hauptsächlich Krähen auf den verfemten Nachtvogel. Was macht diese Tiere zu Feinden? Brotneid kann es nicht sein; denn die Krähen sind Tagvögel, die Eulen Nachtvögel. Aber der Ruf der Eule fällt aus dem Rahmen der Waldesharmonie. Wer an Vorzeichen glaubt, erschrickt beim Rufe des Uhus und des Käuzchens ebenso wie beim Unkenruf. Auch das Krächzen der Krähe gab dem Aberglauben stets reichliche Nahrung. Unharmonische Laute werden als feindliche Schwingung, als unversöhnte Zahlen, als dumpflauernde Gefahr empfunden. Die Stimme des Uhu und der Krähe konsonieren nicht. Vielleicht ist hier die Wurzel dieses Hasses zu suchen, vorausgesetzt, daß wir im Naturlaut die Signatur der individuellen Zahl erkennen dürfen.

Schlangen aller Art sollen nach Plinius den Geruch des Hirschhorns fliehen wegen der Feindschaft, die zwischen Hirsch und Schlange gesät sei. Wer auf einer Hirschdecke schlafe oder sich mit Hirschunschlitt einreibe, brauche sich nicht vor Schlangen zu fürchten. Von

Thrasyllos erfahren wir, daß die Schlangen nichts mehr hassen als den Krebs. Daher sollen die von Schlangen gebissenen Schweine Krebse als Gegengift fressen und die Schlangen Qualen empfinden, wenn die Sonne durch den Krebs geht. (Zitiert nach Stemplinger, Sympathieglaube, S. 15.)

Die Richtigkeit dieser und ähnlicher Beobachtungen wäre zu prüfen, bevor man die Nase rümpft. Wir teilten sie mit, um den Gedankengang, der den Sympathetiker bei Auffindung und Beurteilung seiner Heilmittel leiten soll, klar zu legen, um zu zeigen, wie die Antipathie unter Tieren sogar den Weg zu neuen Medikamenten weisen kann. Es sind gewiß nicht die schlechtesten Ärzte, die sich bei Ergänzung ihres Arzneischatzes in gläubiger Zuversicht von der Zeichensprache der Natur belehren lassen, die hierbei sich aufdrängenden Folgerungen ihres Verstandes aber einer unerbittlichen Kritik unterwerfen.

Agrippa schreibt im gleichen Sinne (I. 17): „Der Storch hilft sich beim Schlangenfressen . . . . durch Dosten. Das Wiesel, wenn es gegen den Regulus (eine Schlange) kämpfen will, frißt Raute, woraus wir den Schluß ziehen können, daß Dosten (*Origanum vulgare* L.)<sup>\*)</sup> und Raute (*Ruta graveolens* L.) kräftige Mittel gegen Gifte sind.“

„Einige Tiere“, fährt er weiter, „besitzen eine instinktmäßige Erfahrung in der Heilkunde. Wenn die Kröte einen giftigen Biß erhält, so pflegt sie Raute oder Salbei aufzusuchen und die verwundete Stelle daran zu reiben und sich von der Gefahr des Giftes zu befreien. Auf diese Weise haben die Menschen viele Heilmittel gegen Krankheiten und verschiedene Kräfte der Dinge kennengelernt.“

„So haben die Schwalben auf das dem Gesicht heilsame Schellkraut (*Chelidonium maius* L.) aufmerksam gemacht, womit sie die Augen ihrer Jungen kurieren. Wenn die Elster krank wird, so legt sie ein Lorbeerblatt in das Nest und genest dadurch. Die Ringeltauben, Krähen, Rebhühner und Amseln purgieren sich alljährlich durch Lor-

---

<sup>\*)</sup> Wir fügen in Klammern die heute üblichen botanischen Bezeichnungen bei, soweit wir sie eindeutig ermitteln konnten.

beerblätter. . . . . Die Hirschkühe purgieren sich vor dem Gebären mit einem Kraut, welches Sesel (vielleicht Steinkümmel, Bergfenchel, Calamintha offic. Moench, in Deutschland selten, d. Verf.) heißt . . . . . Die Gänse, Enten und die übrigen Wasservögel helfen sich durch Gliedkraut (*Asperula odorata* L., Waldmeister), die Tauben, Turteltauben und Hühner durch Mauerkraut (*Ruta graveolens* L. ?) . . . . ., die wilden Schweine kurieren sich durch Efeu . . . . ." usw. Mag auch manche dieser Angaben sich durch Prüfung nicht bestätigen bzw. sich der Beobachtung überhaupt entziehen, so sehen wir daraus doch, in welcher Richtung sich unsere Umschau in der Natur zu bewegen hätte. Wir möchten noch hinzufügen, daß junge suchtkranke Hunde gegenseitig ihren eigenen Kot fressen, also instinktiv mumiale Sympathie treiben, und was die Hauptsache ist, bei diesem Verfahren meist die Krankheit überstehen. Verendet ein Hund an der Sucht, so könnte dies zuweilen vielleicht daran liegen, daß er zu früh von dem Wurf getrennt wurde und nur auf selbstproduzierte „Arznei“ angewiesen ist.

*Dr. Schlegel*-Tübingen (Religion der Arznei, bei *Dr. Willmar Schwabe*, Leipzig 1915, S. 180) erzählt, daß er in seinem Garten einen zahmen Raben dabei ertappte, daß er mit dem Ausdruck größten Wohlbehagens Bäder in einem Ameisenhaufen nahm. Bekannt ist auch die Feindschaft der einzelnen Spinnenarten untereinander. „Spinnenfeindschaft“ (cf. *Schlegel*, ebenda S. 155).

*Plinius* berichtet nun des weiteren, daß das Pferd vor dem Anblick des Kamels erzittere, — das ist ihm bis auf unsere Tage geblieben —, daß ferner der Salamander die spanische Fliege fürchte, daß Schlangen, Wiesel und Schweine in Feindschaft leben und Wiesel, Fuchs und Krähe sich befehden. Im letzteren Fall spielt wohl der Brotneid die Hauptrolle; denn alles Raubzeug geht gerne seine eigenen Wege.

Es wäre vielleicht, um auch wieder einmal von einer Freundschaft, die nach *Plinius* im Tierreich selten ist, zu hören, daran zu erinnern, daß Dachs und Fuchs in Eintracht, wenn auch „von Tisch und Bett getrennt“, beisammen hausen. Wer erinnert sich nicht gerne an Goethes,

heute wieder hochaktuelle Fabel vom „Reineke Fuchs“, an des aalglatten Missetäters Oheim und Beichtvater Grimbart? Aber wie steht es in Wirklichkeit mit diesem so rührend scheinenden Bündnis? Der Fuchs befährt den Bau nur bei nassem Wetter, auf der Flucht als Asyl, in der Ranzzeit und solange das Geheck (die jungen Füchse) noch Nahrung und Belehrung braucht. Da bezieht er aber lieber einen fertigen Bau, auf dessen Anlage sich Meister Grimbart glänzend versteht. Aber der einsilbige Dachs liebt Ruhe und, wenigstens nach seinem Sinne —, was er dafür hält, — Reinlichkeit und gute Luft. Drum zieht er häufig aus und gräbt sich eine neue — Fuchsherberge.

Das Walten einer gewissen Sympathie läßt sich jedoch auch bei solch sonderbaren Beziehungen nicht verleugnen, wenn auch der Utilitätsstandpunkt wenigstens bei Meister Reinecke vorwiegt. Wie liegt aber der Fall hier: Der Totenkopfschmetterling nährt sich vom Honig der Bienen; warum töten sie ihn nicht?

Über die freundlichen und feindlichen Beziehungen der Ameisen untereinander und zu anderen Insekten wäre ein dickes Buch zu füllen. Meyers Konversationslexikon — gewiß keine sympathetisch orientierte Quelle — schreibt u. a.: „Die Ameisen sind erklärte Feinde fast der ganzen übrigen Insektenwelt . . . Nur zugunsten einiger Arten machen sie eine Ausnahme. So hegen sie für die Blattläuse (Aphis) eine ganz besondere Freundschaft, indem sie den Honigsaft, den dieselben aus dem Hinterteil absondern, aufsaugen, um die Absonderung desselben zu befördern, sie sanft mit den Fühlern streicheln und klopfen (Milchkühe der Ameisen). Von abgestorbenen Zweigen nehmen sie dieselben behutsam ab, um sie auf saftreiche zu versetzen, und im Spätsommer bringen sie dieselben unter die Erde an die Wurzeln der Gewächse. Oft aber entführen sie auch Blattläuse in ihre Nester, um sie wie Haustiere auszunutzen . . .“

„Auch bilden die Ameisen in gewissem Sinn eine Schutztruppe für die Blattläuse, indem sie die diesen nachstellenden Insekten angreifen“, ergänzt *R. v. Hanstein*

(Prof. Dr. R. v. Hanstein, Biologie der Tiere, S. 320, Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig, 1913).

Über die Ameisen und ihre Freunde (Myrmekophilen) stellte der rühmlich bekannte Jesuitenpater *Wasmann* in zahlreichen Veröffentlichungen <sup>4)</sup> wertvolles Beobachtungsmaterial zusammen. Von bloßem Nebeneinanderleben („indifferenter Duldung“), von einseitiger Ausnutzung, von Tischgenossenschaft bis zu gegenseitiger Förderung erstrecken sich diese Beziehungen. Man unterscheidet offiziell Ackerbau treibende (pilzzüchtende), Viehzucht treibende, kriegführende, sklavenhaltende Ameisenstaaten. Vielleicht ist es gar nicht gleichgültig, ob man das sogenannte „s y m p a t h e t i s c h e E i“ (s. Kap. Mumia), das man zu Transplantationszwecken in einen Ameisenhaufen vergräbt, der einen oder der anderen Wirtschaftsgruppe zum Aushöhlen überläßt. Leicht erregbare, nervöse Patienten tun jedenfalls besser, wenn sie sich nicht gerade einen kriegführenden Staat zur Unterbringung eines mumialen Magnets aufsuchen.

Man kann die erwähnten und noch viele andere verblüffende Beobachtungen an jedem Ameisenhaufen oft genug selbst machen. Überhaupt ist es für den Sympathetiker, der ja eo ipso Naturfreund sein muß, sehr lehrreich, das Leben der Ameisen und des anderen Idealstaats, der Bienenvölker zu studieren.

Und keiner stört den andern; jeder wich  
Beim Ein- und Ausgang seinem Nachbar aus.  
Wer unter seiner Last erlag, und wer  
Die steile Straße nicht erklimmen konnte,  
Dem half man auf, man bot den Rücken dar. —

---

<sup>4)</sup> Als Hauptquelle für das Studium der Tiere steht *A. E. Brehms* Tierleben (13 Bände, 4. Aufl., Leipzig) immer noch unerreicht da. Brehm tritt auch für die Intelligenz der Tiere ein. Wer sich über das Leben der Ameisen nebenbei auch aus Büchern unterrichten will, lese in erster Linie die Schriften *P. Wasmanns* („Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen“ in der Zeitschrift „Zoologica“, Stuttgart, 1902 und „Die zusammengesetzten Nester und gemischten Kolonien der Ameisen“, Münster, 1891 usw.), ferner *K. Escherich*, „Die Ameisen“, Braunschweig, 1906. Über die Bienen erschienen Spezialwerke von *H. v. Buttel-Reepen* und *Huber*. Reiche Anregung geben außerdem noch etwa folgende Werke: *W. Bölsche*, „Schutz- und Trutzbündnisse



Das sah Simplicius am wimmelnden Ameisenhaufen und ließ sich belehren. (Siehe Herders Gedicht „Die Ameise“, Reclam I., S. 103.)

Hier möchten wir nicht versäumen, den Leser mit einem ganz hervorragenden Werk eines Arztes der neuen Schule bekanntzumachen: „Lebensgeschehen und Krankheit“ von *Dr. Carl Haebelin* (Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, 1926). Daß *Prof. Dr. Hans Much* \*) das Geleitwort geschrieben hat, mag das Buch besser empfehlen als jede Lobrede. Dort findet sich ein Abschnitt über das „Pflanzen- und Tierreich in ihren wechselseitigen Beziehungen“, dessen Lektüre wir den Interessenten für unsere vorliegende Abhandlung dringend anraten. Über die Lebensgemeinschaft zwischen Ameisen und Pflanzen finden wir (S. 35 u. ff.) folgendes:

„Allernächste Beziehungen und Lebensgemeinschaften finden sich nun auch zwischen Tieren und Pflanzen, in denen bald das eine das andere stützt und trägt, bald das eine das andere ohne erkennbare Gegenleistung, aber unter Erhaltung des anderen ausbeutet, bald auch das eine das andere vernichtet. . . . . Ziemlich einseitig nützlich für die Ameise erscheint das Zusammenleben von Ameisen mit zahlreichen Pflanzen, wie mit den Akazien, deren eine Öffnung tragende Hohldorne den Ameisen Wohnung bieten und auf deren Blattstielen Nektarien willkommene Nahrung spenden, oder mit dem Armleuchterbaum, in dessen Stamm sich kleine Öffnungen zu Hohlräumen finden, die die Ameisen als Wohnung benutzen, während am

in der Natur“, *Francé*, „Liebesleben der Pflanzen“ (bringt Freundschaftsverhältnisse zwischen Blumen und Insekten), *Francé*, „Sinnesleben der Pflanzen“ (1905). Diese letztgenannten Schriften sind erschienen in der Kosmosbücherei bei Franck, Stuttgart.

\*) Zwei für *Prof. Much's* Forschungsprogramm außerordentlich charakteristische Sätze möchten wir bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen dem Leser mitzuteilen.

In dem Geleitwort zu obengenanntem Werk schreibt er:

„Zusammenschau, Überschau, Umschau oder in umgekehrter Reihenfolge, das ist ja die einzige Art von Wissenschaft. Spezialistentum ist immer nur Wissen, nie Wissenschaft. Die Schauschafft Wissen, wird schöpferische Wissenschaft.“

Und ferner:

„Reif wird man nur an Problemen, nicht an sogenannten Tatsachen. Nicht wissenschaftliche Tatsachen führen zu Taten, sondern wissenschaftliche Probleme.“

Blattstielpolster eigenartige, nährstoffreiche, nach ihrem ersten Entdecker »Müller'sche Körperchen« genannte Kugelgebilde sich entwickeln, die von den Ameisen abgeweidet werden, während es sich erwiesen hat, daß der früher den Ameisen zugeschriebene Schutz der Pflanze gegen tierische Feinde durchaus nicht so pünktlich von ihnen ausgeübt wird, sondern nur in einzelnen Fällen vielleicht von Bedeutung ist, wie bei den sogenannten Blumengärten, die z. B. in Brasilien häufig sind. Hier züchten Ameisen in der Tat blühende Pflanzen, die eine starke Bewurzelung haben, auf anderen Bäumen und Sträuchern, schaffen Erde für sie herbei, düngen den so erzeugten Boden mit ihren Exkrementen und finden im reichen Wurzelwerk der sonst überhaupt nicht vorkommenden Pflanzen die ihnen zusagende Wohnung, die sie auch gegen Angreifer erbittert verteidigen. Lebensgemeinschaften anderer Art mit Pflanzen haben die Blattschneiderameisen: sie tragen große Mengen abgeschnittener Blattstücke in ihren Nestern zusammen, zerkauen sie zu einem Brei, den sie in bestimmter Weise zu erhärtenden Stückchen formen. Diese Massen bilden den Nährboden für bestimmte Pilze, die in ihm in Reinkultur gezüchtet werden, wobei die Pilze eigenartige, nicht mit der Fortpflanzung zusammenhängende Gebilde hervorbringen, die sogenannten Kohlrabiknöllchen, die den Ameisen zur Nahrung dienen. Die normale Fortpflanzung des Pilzes wird bei dieser Kulturform so vollkommen unterdrückt, daß es den Forschern in Jahrzehnten nicht gelungen ist, die pilzförmige Fortpflanzungsform dieser Pilze zu Gesicht zu bekommen, und die Pflanze wird auf stärkste ausgebeutet, aber, und das ist das Merkwürdigste in dem ganzen Zusammenhang, so, daß sie doch eben erhalten bleibt und lebt, wenn auch in anderer Form, als sie es unabhängig von der Ameise tun würde. Wie kommt die Pflanze dazu, die für die Ameise so sinnvollen Kohlrabiknöllchen zu bilden? Das sind Fragen, auf die eine Antwort nur im Sinne der nachher zu erwähnenden, auf höhere Zusammenhänge überindividueller Art weisende Fremddienlichkeit, wie *E. Becher* es bezeichnet, gegeben werden kann."

Der Bienenvater kennt die Vorliebe seiner Völker zur Reseda und zum weißen Klee und pflanzt diese Kräuter

in der Nähe des Stockes. Nach *Plinius* wird das Zitronenkraut (*Melissa offic. L.*) von den Bienen vorzugsweise beflogen. Die Katze liebt den Baldrian (*Valeriana off. L.*) auch heute noch. Majoran (*Origanum majorana L.*) soll den giftigen Spinnen zuwider sein und der Majoran gleichzeitig dem Kohl. Beide gedeihen nicht zusammen, wie *Agrippa* versichert. „Den Froscheppich (wohl eine Sumpfpflanze) fliehen die Schafe als tödlich, und was noch wunderbarer ist, das Zeichen dieses Todes hat die Natur auf der Leber der Schafe abgebildet, indem man darauf die ganze natürliche Gestalt des Froscheppich erblickt.“ „Ebenso“, fährt er weiter, „hassen die Ziegen das Basilienkraut (*Ocimum*) wie die Pest.“ Bei *Agrippa* kehren die meisten Angaben des *Plinius* wieder, weshalb wir ihn oft anstelle des letzteren zitieren.

Es wäre nun noch viel zu berichten von Freundschaften und Feindschaften innerhalb des Pflanzenreiches, zwischen Mineralien und Pflanzen, aber wir fürchten, den Rahmen unseres Buches zu überschreiten.

Einiges sei jedoch noch bemerkt:

Selbst der nüchterne *Cato* stimmt mit *Plinius* überein, wenn er den Anbau des Spargels mit dem Standort des Schilfrohrs zu vereinen empfiehlt, weil gegenseitige Freundschaft diese Gewächse — jedenfalls gleiche oder sich ergänzende Nahrungsbedingungen — verbinde. Eiche und Nußbaum sollen sich gegenseitig im Wachstum behindern, ebenso der Kornelkirschenbaum und die Hagebuttenstaude, der Buchs und die Linde; Kohl verdorre in der Nähe des Wohlgemuts (*Borrago offic. L.*). Weshalb Kiefer und Birke sowie Kiefer und Erle sich suchen, begründet auf eigenartige Weise (gegenseitiger Anpassungstrieb) *Strindberg* in seiner *Natur-Trilogie* (S. 309).

Der Tübinger Arzt *E. Schlegel* bringt in seiner „*Religion der Arznei*“ hierzu eine Parallele in dem Kapitel: „*Vitis vinifera*, der Weinstock und der Kohl, sein Antipode.“ Auch *Plinius* berichtet von diesem feindlichen Verhältnis. *Schlegel* schreibt: „Der Weinstock befindet sich in einem bemerkenswerten Gegensatz zu vielen anderen Kulturgewächsen, besonders zu den Kohlarten. Er ist nämlich in besonderem Maße fähig,

seine Nahrung direkt aus Urgesteinen, Felsenspalten, Laven usw. zu entnehmen und gedeiht dabei vorzüglich. Fetter Humus ist ihm widerwärtig, zumal tierische Düngung, welche seine Frucht verunedelt. Er mag dabei eine Zeitlang üppig wachsen, wird aber dann krank und verliert die geschätztesten Eigenschaften. Der Kohl verhält sich umgekehrt, und dies vielleicht ist die Erklärung der alten Feindschaft beider Pflanzen, sie können nicht nebeneinander gedeihen." (S. 92/93.) „Du sollst deinen Weinberg nicht mit mancherlei besäen . . . ." (5. Mos. 22, 9.) Strindberg führt auf den Raubbau durch übermäßige Düngung des Weinstocks in Frankreich die Entstehung und die Importation der Reblaus in die übrigen Länder zurück und dürfte wohl recht haben. „Und dem Öl und Wein tu kein Leid!" (Offb. 6, 6.)

Im ersten Blaubuch spricht Strindberg unter „Antipathien und Sympathien" (S. 370) davon, daß gewisse Pflanzen zusammen gedeihen, andere wieder nicht, ohne daß man recht wisse, woran dies liege. So hätte im Altertum der Wein die Ulme gesucht, heute schein er in Savoyen zu der echten Kastanie und in der Lombardei zu der Pappel und dem Maulbeerbaum eine besondere Neigung gefaßt zu haben, während er den Kohl immer noch verabscheue. Unser Autor sucht ferner zu begründen, weshalb die Lilie, die Rose, der Ranunkulus (Hahnenfuß), die Nenuphar (weiße Mummel) und die Raute (*Ruta graveolens*) die Braunwurz (*Scrophularia nodosa*) liebt. Man lese die Stelle nach! Ferner sagt er, daß Alpenveilchen (*Cyclamen europaeum*) und Kohl sich so sehr hassen, daß beide sterben, wenn sie zusammengepflanzt werden. „Klee und Wicke, Korn und Wicke", fährt Strindberg fort, „gedeihen in gleicher Erde. *Euphorbia peplus* (eine Wolfsmilchart) findet man in Kohlgärten, aber *helioscopia* in Gewürzgärten; *dulcis* sucht man auf Kalk." In seinen schwedischen Naturschilderungen (Naturtril. S. 162) meint er, der Efeu suche die Wärme der Menschenwohnung oder überhaupt die Berührung mit Menschen, lebenden oder toten. (Er wächst nämlich auch auf Kirchhöfen, d. Verf.) Der Wegerich (*Plantago*) sei den Europäern nach Nordamerika gefolgt und er werde darum von der Rothaut „des

Weißer Fußspur" genannt, und die Brennessel gedeihe ebenfalls nur in der Nähe von Menschen oder auf ihren Spuren. Der Volksmund hat wohl nicht so unrecht, wenn er sagt, die Brennessel wachse überall da, wo Mensch oder Tier ihre Exkremente anbringen, besonders an Wegrändern.

Der Löwenzahn trägt hier zu Lande, im bayerischen Algäu, eine volkstümliche, sicherlich treffende Bezeichnung, die anderswo ähnlich lauten dürfte, und die deutlich darauf hinweist, daß ihr Entstehen auf tierische oder menschliche Urindüngung zurückgeführt wird: Seichblueme.

Strindberg erzählt weiter, daß Gräser gerne mit Schotengewächsen zusammenleben, z. B. Klee mit Timotheum. Der kreuzblütige Senf wecke einen solchen Ekel bei seinen Nachbarn, „daß es nicht taue, ihn in andere Ernten hineinzusäen“. *Porta* (siehe Schlegel S. 54) hebt ebenfalls die Feindschaft des Weines zum Kohl hervor. Auch der Lorbeer und die Haselnuß hasse die Rebe. Man solle nicht Eichen und Walnüsse zusammenpflanzen, die Raute soll das Gift des Schierlings abschwächen, der Dunst des Efeus vertreibe die Fledermäuse. Die Schlange, das Wiesel und die Katzen sollen die Raute fliehen.

Der schwedische Botaniker *Elias Magnus Fries*, Linnés letzter Schüler, sagt: „Wo Laubwald niedergebrannt ist, und der Boden dann zu Weide benutzt wird, wächst Fichtenwald. Hegt man aber diesen Weidegrund ein, so wächst von neuem Laubwald.“ Wir zitieren soeben nach Strindberg (III. Blaub. S. 1084), von dem wir weiterhin erfahren, daß Fries dem Einhegen einen bedeutenden Einfluß auf die Flora einräumt, ja er sagt geradezu, daß der Hafer von wilden Avenaarten und der Roggen von *Secale fragile* komme. Daß die Hégearbeit des Landmannes die Gewächse beeinflusst, erscheint uns ja einleuchtend. Wenn aber aus Fichtenwald Laubwald wird, so ist dies ein großes Geheimnis, wenigstens für die Wissenschaft, welche die Entwicklungstheorie nur auf erwünschte Gebiete anwendet, die aber an die sonst bis in die letzten Konsequenzen vertretene Lehre nicht erinnert werden will, sobald eifersüchtig gestützte Dogmen und liebgewordene Anschauungen ins

Wanken geraten könnten. \*) Sonst müßte doch z. B. die Chemie schon etwa seit einem Jahrhundert eine der Darwin'schen Theorie verwandte — wir sagen: verwandelte — Richtung eingeschlagen bzw. zu alchemistischen Prinzipien, wenn auch in modernisierter Form, schon längst wieder zurückgekehrt sein. Wir wissen wohl, daß dieses Thema nicht mit einigen Worten zu erledigen ist und ziehen aus dem bisher Vorgetragenen nur den einen Schluß, daß nämlich der Sympathetiker anscheinend doch nicht so unrecht hat, wenn er angesichts sprechender und jederzeit kontrollierbarer Tatsachen genau auf den Standort der Pflanzen achtet, und daß es ihm nützlich ist, wenn er um die Dinge weiß, die das Wachstum einer Pflanze stören bzw. fördern.

Nach *de Candolle* riecht eine Rose stärker, wenn eine Zwiebel daneben wächst, und *Strindberg* bemerkt hierzu in *Sylva Sylvarum* (Natur-Trilog. S. 206): „ . . . . und das glaubt man, weil es durch die organische Chemie erklärt werden kann: das Propin der Zwiebel  $C_3 H_4$ , das auf das Aethyl der Rose  $C_2 H_4$  hinuntergeht.“

Eine andere Studie entnehmen wir noch *Schlegel's* einzig dastehendem Werk, obwohl dieses Beispiel bereits ins Kapitel „Signaturen“ übergreift: „Über den schönen Rosengoldkäfer, den man bei kühler Witterung sein Dasein im Schoße der Blumenkönigin verträumen sehen kann, während er an warmen Sommerabenden sehr geschäftig surrend herumfliegt, und den ich in Italien am Stumpfe abgesägter Weiden in Vielzahl die obige balsamische Kost einnehmen sah, erfahren wir einiges durch *Laville*: *Cetonia aureata* wird in Rußland aus den Ameisenbauten ausgegraben, wo er als Larve lebt, oder auch als vollkommenes Insekt, dort gegen Hundswut angewandt. Sperlinge und Kaninchen sterben nach Inokulation des Saftes an Konvulsionen. Eine Katze, welche den getöteten Sperling fressen wollte, biß nachher in alles, schrie auf, bekam Krämpfe und schlief dann

---

\*) *Haebelin* wendet sich in dem bereits genannten Werke („Lebensgeschehen und Krankheit“) mit beachtenswerten Gründen gegen die Entwicklungstheorie (S. 45—54), die von denen nicht übersehen werden dürfen, die sich ein Urteil über diese weittragende Theorie bilden wollen.

20 Stunden. Letzteres Symptom, der lange, tiefe Schlaf, ist in Rußland als Genesungswirkung der Cetonia bekannt. Als Gegenmittel soll die Mandragora (Alraune) wirken. — Merkwürdig, wie sich eine Erscheinung der Wut an der Katze aussprach. Daß der Käfer wie in kataleptischem Zustand in den Rosen gefunden wird, paßt zu seiner eigenen schlafmachenden Wirkung. Auch an Epilepsie erinnert das ganze Verhalten, die Beziehung zwischen Krämpfen und Schlaf: auch hier lockende Energien." (Rel. d. Arznei S. 123/124.) Vervollständigen wir dieses Bild noch durch eine weitere Beobachtung Schlegels: „Ich beobachtete an einem nebligen kühlen Herbstmorgen, wie plötzlich in den Vormittagsstunden ein Regen geflügelter Ameisen von einem hohen Baum herabrieselte. Die Tiere fielen massenhaft auf den untenstehenden Tisch, rafften sich sofort auf und rannten, vom Paarungstrieb erfaßt, wie besessen durcheinander; wo sich zwei ergriffen, da wurde bald der eine Paarling von einem Starrkrampf erfaßt und vom anderen Teil so herumgeschleppt; dieser Ameisenregen hatte, wie gesagt, seine Stunde alltäglich." (Ebenda S. 117/118.)

Wir haben also folgendes: Der Goldkäfer wächst unter der Pflege der Ameisen heran und fühlt sich sodann zu der Rose hingezogen. Der aus dem Käfer extrahierte Saft erzeugt Konvulsionen, ähnlich den Starrkrampferscheinungen, die bei den sich paarenden Pflegeeltern auftreten. Die schlafmachende, die Genesung der im zweiten Stadium von Konvulsionen begleiteten Tollwut, einleitende Wirkung, weist auf die Rose hin. Gift und Balsam ein- und desselben Symptomkomplexes finden sich in dem unscheinbaren Tierchen, je nach dem Zeitpunkt, in dem seine medizinische Verwendung geschieht. Seine Freundschaft mit der Ameise äußert eine der Freundschaft mit der Rose entgegengesetzte Wirkung. Sollten da Freundschaft und Feindschaft nur abstrakte Begriffe oder für uns unsichtbare, aber stoffliche Potenzen sein? Strindberg weiß es besser:

„Wenn ein Mann die Aura einer Frau in sich aufnehmen und sich mit ihr zu einem Wesen vereinen will, so weigert sein Körper sich erst, grobe Nahrung aufzunehmen; er wird mager, sondert Fett ab, verzehrt sich selber;

und erst, wenn sich seine Gewebe verfeinert haben, besitzt er ihre Körperseele in seinen Geweben. »Du hast meinen Willen bekommen«, sagt die Jungfrau im Volkslied."

„Und das ist Wahrheit. Jetzt kann der Mann sie zu sich wünschen, aus der Entfernung ihr fröhliche und traurige Gefühle einflößen, ihre Schritte bewachen, und sie vermag dasselbe ihm gegenüber.“

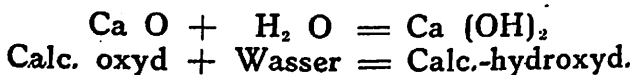
„Die Wechselströme sind im Gang und dulden keine Störungen, darum werden die Liebenden isoliert, isolieren sich selber und dulden keine Gesellschaft.“ (III. Blaub. S. 993.)

Das ist die magische Klausur der Liebe, und wehe dem, der sich als Unbefugter ihrem Strombereich zu nahen wagt. Die individuellen Zahlen haben sich assimiliert, das „Ferment der Gleichheit“ ist daran, ein neues Wesen zu schaffen. Ruhe! Sonst wandelt sich die Gärung in revolutionäre Fäulnis und spritzt ihr Gift auf die müßigen Gaffer!

Nun zum Schluß noch ein Beispiel aus dem Mineralreich:

Öl verbindet sich mit Kalk, da beide das Wasser hassen. Das war bereits zu Plinius' Zeiten eine bekannte Tatsache und heute noch holt man sich in der Apotheke Kalkliniment, eine Mischung von Kalkwasser (Aqua Calcariae, Calciumhydroxydlösung) und Leinöl zu gleichen Teilen, wenn man sich eine Brandwunde zugezogen hat.

Mit wenig Wasser übergossen, verwandelt sich Calciumoxyd, Ätzkalk oder gebrannter Kalk unter starkem Aufblähen und Erhitzen, wobei Wasser dampfförmig entweicht, — man glaubt den Kriegslärm der feindlichen Heere zu vernehmen — in Calciumhydroxyd, Kalkhydrat oder gelöschten Kalk nach der Formel:



Es ist dies ein gewohnter, alltäglicher, aber trotz aller Aufklärung, für uns wenigstens, immer noch mysteriöser, urelementarer Vorgang. Das zeugende Urfeuer vermählt sich unter Qualen in einer rasenden Paarungstarella, wie wir sie bei den fliegenden Ameisen kennengelernt



haben, mit dem gebärenden Urwasser. Ist das nicht ein Begattungsakt von kosmisch-gigantischer Größe, der sich hier im engen Bereich unserer Sehweite wiederholt, eine Urzeugung in kleinem Maßstab? „Wie oben, so unten!“ Wäre die Matrize, das „Obere“ nicht, so wäre der Abklatsch hier „unten“ nicht denkbar. Und was ist oben und was unten? Solche Weisheit spricht aus der mißverständenen Elementenlehre der Alten und Uralten, über die sich Epigonenweisheit lustig macht.

Das Öl vermengt sich nicht mit dem Wasser. Vielleicht hat es noch nicht den Mut oder die Reife, dem katastrophalen Aussöhnungs- und Vermählungsakt sich zu unterziehen und fühlt sich deshalb zu dem jederzeit kontaktbereiten Ätzkalk hingezogen, um, ihm seine schmiegsame Eigenart leihend, gemeinsam mit ihm die Zeichen des brennenden, zerstörenden Feuers, das Mal Lamechs (I. Mos. 4, 23) <sup>5)</sup> zu tilgen und gemeinsam das läuternde, aufbauende Feuer zu wecken, das Feuer, welches das Sündenmal und den Fluch „du sollst mit Schmerzen gebären“, dereinst überwinden wird.

Das Öl ballt sich im Wasser zur Kugel. Vielleicht will es durch diese Form andeuten, daß es seine Klausur, seine innere Gärung noch nicht vollendet, das Irrationale (Pi) noch nicht eliminiert, sein inneres, metakosmisch-trigonales Feuer noch nicht erweckt hat. Wer weiß es?

Der Fachmann hat ja ganz gewiß eine zynisch-nüchterne Erklärung bereit, mit der er unsere „Träumereien“ in das grelle, aber nicht durchdringend, reflexlos ungebrochen leuchtende Licht der Wissenschaft zu stellen vermag. Er mag es tun. Seinen Zwecken dient seine Erklärung, unseren Zwecken die unsrige. Wessen Seifenblase zuerst zerschellt, der soll unterliegen. Unwandelbar hat sich unsere Lehre durch Jahrtausende teils vererbt, teils ohne Kontakt der Geister im fernen Osten und im Westen, im Norden wie im Süden in gleichbleibenden Gedankenformen gestaltet, gerade, wie wenn es ein allen Völkern gemeinsames Urwissen gäbe, das jeder Neugeborene mit ins Leben bringt.

---

<sup>5)</sup> cf. hierzu Peryt Shou's schönen Kommentar zu der Bibelstelle, in der von der „Wunde des Lamech“ die Rede ist. (Peryt Shou, Die Heilkräfte des Logos, Linser-Verlag, S. 14 u.ff.)

Wie, wenn? Nein, dieses Wissen gibt es, es ist das positivste Wissen, aber man muß es wieder bloßzulegen verstehen!

Wir werden guten Mutes für die Zukunft sein. Die okkulte Modewelle wird wieder verebben, das nie moderne esoterische und unaussprechbare Urwissen vom Wesen der Dinge in uns aber kommt und geht nicht, es ist da und bleibt.

Festzustellen, ob in einem bestimmten Krankheitsfall die Signatur der Feindschaft oder der Freundschaft zu wählen ist, das steht teils im Ermessen des Praktikers, der sich nach der Individualität des Kranken sowohl als nach der Eigenart des Krankheitsfalls jeweils feinführend zu richten hat, teils steht es am Sternhimmel geschrieben. Die Hauptsache ist, daß keine pathologische Klassifikation der Krankheiten, kein Schematismus, kein alphabetisches Verzeichnis von Krankheitsnamen die Wahl der Mittel beeinflusst. Es gibt keine Gleichheit im Polaren, also auch keine Wiederholung ein- und derselben Krankheit. Mögen auch charakteristische Symptomkomplexe unter Sammelnamen registriert werden, um dem Schüler das Studium zu erleichtern, um ihm einen Überblick über die zu bewältigende Materie zu verschaffen, in der Praxis muß er von vorne anfangen, da gibt es nur individuelle Krankheitsbilder, aber keine allgemeinen Typen. Niemals! Das merke sich der Schüler. Folglich gibt es auch keine typischen Mittel, keine Spezifika, wenigstens nicht in der magisch-sympathetischen Praxis<sup>o)</sup>. Auch das, was dem Meerschweinchen nützt oder schadet, ist — für den Sympathetiker wenigstens — kein Maßstab für den Menschen. Ja, wie können wir aber dann die Prinzipien der Signaturenlehre vertreten? Diese Frage, die sich der kritische Leser stellt, ist wohl berechtigt.

---

<sup>o)</sup> Niemand, auch kein Professor der Medizin, kann sagen, ob der Kranke durch die Arznei oder trotz der Arznei genesen ist. Wir könnten uns hier auf eine bedeutende Autorität berufen. Wenn die Zeit der Genesung gekommen ist, dann findet man eben den Mann, der die richtige Arznei verordnen — muß, oder man wird zuweilen auch ohne Arznei wiederhergestellt. Mit diesem Glück dürfen wir Sterbliche indes nicht von vornherein rechnen. Wir wenden uns vernünftigerweise an einen Arzt von der offiziellen oder inoffiziellen Richtung, zu der wir eben das meiste Vertrauen haben. Der beste Arzt ist jedoch der, der sich von oben seine Ordinationen diktieren läßt.

Mittels der Signatur spricht die unbeschränkte Natur in ihrer universellen Chiffrensprache zu uns, nicht wir zu ihr, wie dies bei dem bewußt abgezielten Experiment der Fall ist. Auch die Signatur ist keine Type, sondern eine Chiffre, die individuell entziffert werden muß. Wenn sich das Tier eine heilsame Pflanze wählt, so folgt es sicherlich unbewußt der Signatur, und zwar einer Signatur, die wir mit Menschenaugen vielleicht gar nicht oder doch nicht ohne weiteres als solche ansprechen würden, und die uns Menschen wieder etwas ganz anderes verrät, als dem Tier. Da lassen sich nun einmal keine Lehrsätze aufstellen. „Der Herr gibt's den Seinen im Schlaf.“ Die *Seherin von Prevorst* und viele andere Sensitive haben denn auch tatsächlich im Schlaf schon oft überraschend wirkende Heilmittel gesehen und wußten nach dem Erwachen genau den Standort anzugeben. Auch Pflanzen, die allenthalben zu wachsen pflegen, mußten an einer genau bestimmten Stelle zur rechten Stunde gepflückt werden und wirkten nur in dem speziellen Fall. Diesbezügliche Beispiele finden sich in der okkulten Literatur in reicher Auswahl. Aus *Just. Kerners* „*Seherin von Prevorst*“ (Reclam) brauchen wir wohl hierzu nichts zu zitieren, da dieses klassische Buch jeder Sympathetiker ohnehin gelesen haben muß. Aber wir geben auch hier den Rat, keine „Rezepte“ darin zu suchen. Die Mittel wirkten eben meist lediglich in dem betreffenden Fall. Der moderne Arzt der eklektischen Schule, der sich nur dem Namen nach, aus traditionellen Gründen „Allopath“ nennt, wird uns hierin in vielen Punkten recht geben. Wenn wir teilweise weitergehen, als es ihm lieb ist, so wolle er dies auf Kosten unserer ihm vorerst noch fremden Weltanschauung setzen, die er aber nicht ungeprüft verurteilen möge. Dann geben wir ihm noch zu bedenken, daß es in seiner, so gut wie in unserer Wissenschaft, wir möchten sagen, *Gefühlswahrheiten* gibt, die, in mangelhafte Worte gekleidet, leicht ein entstelltes Ansehen bekommen. Und in solchen Fällen pflegen wir Esoteriker zu der freieren Symbolsprache zu greifen, in der die Wahrheit lebendiger zwischen die Zeilen tritt. Wem es nicht gegeben ist, seine Gedanken über die nüchterne Wirklichkeit zu

erheben, ohne den Kontakt mit dem realen Boden zu verlieren, der nennt diese unsere Ausdrucksweise dunkel und nichtssagend. Wir hüten keine Geheimnisse. Was wir wissen, sagen wir gerne, aber wir können nur denjenigen etwas sagen, die unsere Weltanschauung teilen.

Die Freundschaften und Feindschaften innerhalb der drei Reiche und untereinander sind gründlich daraufhin zu untersuchen, ob sie objektiver oder subjektiver Natur sind, weil nur die Verwertung der ersteren einen Erfolg versprechen kann. Mit Pflanzen und Mineralien wird man deshalb stets sicherer gehen als mit tierischen Substanzen. „ . . . doch tut wenig Mineral mehr als alle Animale“, lautet denn auch *Glaubers Resumé*, nachdem er in seiner *Pharmacopoea Spagyrica*<sup>7)</sup> über die Signatur der Tiere einiges berichtet und eine Abhandlung über Pflanzensignaturen in Aussicht gestellt hat, die aber leider nicht mehr erschienen ist.

Dem, der sich durch unsere Zeilen anregen ließ, selbst im Buch der Natur weiterzulesen, geben wir zum Schluß noch einige Verse Geibels mit auf den Weg:

Es geht ein Wehen und Küssen  
Heimlich durch alle Welt,  
Die Blumen selber neigen  
Sehnsüchtig einander sich zu;  
Die Nachtigall singt in den Zweigen,  
Träume, liebe auch du!  
Liebe auch Du! Aber opfere zuvor der Venus Urania,  
damit Du erfährst, was Liebe ist — — —

---

<sup>7)</sup> Joh. Rud. Glauber, *Pharmakop. Spag.*, Nürnberg, in Verlegung Wolfgang des Jüngeren und Andreae Endters, Anno MDCLIV.

## 7. Kapitel.

### Signaturen.

Ὡς ἄρα φωνήσας πῶς φάρμακον Ἀρσιζόντης  
ἐκ γαίης ἐρύσας, καί μοι φύσιν αὐτοῦ ἔδειξεν.  
ῥίζη μὲν μέλαν ἔσκε, γάλακτι δὲ εἰκελον ἄνθος·  
μῶλυ δὲ μιν καλέουσι θεοί· χαλεπὸν δὲ τ' ὀρύσσειν,  
ἀνδράσι· γε θνητοῖσι· θεοὶ δὲ τε πάντα δύνανται.

Odyssee X, 302 u. ff.

„Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe.“  
Paracelsus, Spitalbuch.

Was wir unter *Signatura rerum*, unter der Signatur der Dinge zu verstehen haben, wurde im VII. Band der „Okkulten Medizin“ (S. 42 u. ff.) bereits erörtert und an vielen Beispielen demonstriert. Da es bisher noch keinem Autor gelungen ist, ein umfassendes Kompendium der Signaturenlehre zu schreiben, obwohl sich viele schon mit dem Gedanken getragen haben <sup>1)</sup>, wollen wir zu der für den Sympathetiker wichtigen Physiognomik der Dinge einige Gedanken beisteuern und versuchen, die Signaturen

---

<sup>1)</sup> *Glauber* kündigte in der *Pharmacopoea spagyrica* ein Werk an „*De Signatura Vegetabilium, Animalium et Mineralium*“, das leider, wie schon oben bemerkt, nie in dem beabsichtigten Umfange erschienen ist; *Thurneissers* großangelegtes Foliowerk, das ausgezeichnete, handgemalte Abbildungen enthält, wurde leider nicht vollendet. Eine Originalausgabe befindet sich in der Ulmer Stadtbibliothek.

Der belesene *Nicol. Martius* stellte ebenfalls eine Abhandlung über die Signaturen in Aussicht (wunderbare Magie, II. cap., § 16), die sicherlich auf Grund sämtlicher, damals noch vorhandener Quellen bearbeitet worden wäre. Er tritt dafür ein, die Signatur der Dinge nicht „in derselben äußerlichen Ansehen, welches überein kommet mit denen kranken Theilen des menschlichen Leibes“ zu „observiren“, sondern in „derselben Farbe, Geruch, Geschmack, Dicke, Unterschied der Gestalt, ob die Blätter rauch oder glatt seyn, wenn

nicht nur nach den üblichen, sondern auch nach ungewohnteren, vor allem auch kabbalistischen Grundsätzen zu studieren. Wir müssen uns dabei leider auf Fragmente beschränken; denn ein ausführliches Werk würde mehrere dicke Bände füllen.

Bevor wir an diese Aufgabe herantreten, möchten wir nochmals nachdrücklich auf des Tübinger Arztes *Emil Schlegel* verdienstvolles Buch „Religion der Arznei, Das ist Herr Gotts Apotheke, Erfindungsreiche Heilkunst für Jedermann, Signaturenlehre als Wissenschaft“ (Leipzig bei Dr. Willmar Schwabe, 1915) hinweisen. Es ist dies das beste Werk, das bisher über diese wahrhaft einfältige Wissenschaft erschienen ist. Darin findet sich auch ein Auszug aus *Portas Phytognomonica* (Frankfurt, 1608), aus dem der Leser selbst erkennen mag, daß es zum Teil an dem Schematismus der mittelalterlichen Autoren gelegen sein dürfte, daß die Signaturenlehre heute noch größtenteils und sehr zu unrecht als verachtete und verlachte Afterswissenschaft betrachtet wird. Wir wollen damit dem genialen Porta (1545—1615), der mit fünfzehn Jahren sein Buch „De magia naturali“, im Jahre 1560 erstmalig herausgab, sicher nicht zu nahe treten, wir wenden uns vielmehr gegen den damals bereits schematischen Zeitgeist. Der angehende Magier, dessen Weltanschauung sich auf die strenge Konsequenz der Analogie stützt, schwebt ohnehin ständig in der Gefahr, zu schematisieren. Wir haben deshalb in der I. Abteilung (I. Teil, I. und II. Kapitel) vorliegenden Bandes großen Wert darauf gelegt, verschwommene Begriffe möglichst reinlich zu scheiden, eine sichere Grundlage zu schaffen, die der Sympathetiker nun einmal braucht. Wo der Leser

sie zeitig werden usw.“ (ibid. II c., § 16). Am weitesten kommt wohl der, der beide Richtungen, die des Martius und die von ihm bekämpfte verbindet und dann kritisch und ausgiebig prüft und Erfahrungen sammelt.

Sehr nachdrücklich weist Martius auf den allendings, wie er selbst zugibt, schwerverständlichen Traktat *de Signatura rerum* des sogenannten *Philosophus Teutonicus*, insbesondere auf dessen IX. und XII. Kapitel hin.

Dem Alchemisten dürfte wohl *Glaubers* Abhandlung „De Signatura Salium Metallorum et Planetarum“ (Amsterdam, bei Jansson, 1658) einiges zu sagen haben, sofern er sich nicht durch die sonderbare Darstellungsweise irreführen läßt.

glaubt, daß wir uns hinreißen ließen, zu sehr zu verallgemeinern, da lege er einen strengen Maßstab an unsere Worte und lerne aus unseren Fehlern. Nur so kommen wir vorwärts. Wir verzichten auf den Glorienschein einer unantastbaren Autorität, wollen keine Nachbeter oder denkfaule Bewunderer um uns sammeln, sondern des Zweifels müde, von faustischem Drang getriebene, durch Zweifel aus dem Bann des Zweifels sich ringende und doch — eben deshalb — bescheidene Menschen.

Wer nur mit „Hebeln und Schrauben“ zu arbeiten gewohnt ist und darauf pocht, daß „wir's so herrlich weit gebracht“, wer in allem nur die Vielheit, nie die Einheit sehen will, der wird eine einfältige Betrachtungsweise als dumm bezeichnen und niemals in Verlegenheit kommen, seinen geachteten Namen durch kindliches Stammeln zu gefährden.

Kaum sieht er die Blume, so zählt er schon die Staubfäden und sieht nicht den bunten Teppich, das in Farben erstarrte Echo einer überwältigenden Schöpfungssymphonie. Er weiß nicht, daß man den großen Gesichtspunkt mit dem kleinen verbinden, daß man lauschen und schauen muß, um hören und sehen zu können. Er gleicht dem kleinen Kay in Andersens Märchen „Die Schneekönigin“, dem ein das Schöne und Häßliche prismatisch zersetzender Glassplitter aus dem Zauberspiegel ins Auge geflogen ist, der ihm auch das Herz durchstach, so daß er in der Rose nur den Wurm nagen sah und beim „Eissspiel des Verstandes“ denken lernte. Die Tränen der kleinen Gerda schmolzen das Zauberglas — — —

— — — und Homers Helden haben geweint. Sie schämten sich nicht, neben Mut und Verstand auch noch Gefühl zu haben. Die Kinder der Urzeit hatten die Lichter: Gemüt und Verstand noch nicht umgestellt. Menos (μένος), die Leibeskraft und der Kriegsmut hatte noch gleichbedeutend mit Thymos (θυμός) seinen Sitz ἐνι στῆθεσσι, ἐν φρεσὶ und ἐν γούνασι, in der Brust, im Zwerchfell und in den Knien, kurz im ganzen Körper. Der

androgyn (!) (mann-weibliche) Gott der Heilpflanzen, *Hermes*, der als Geber und Empfänger in einer Person ein idealer Götterbote war, konnte einem *Odyseus* Natur und Gebrauch der *Alraune Moly* mit dem Hinweis auf die schwarze Wurzel und die weiße Blüte noch anzeigen.

Also sprach Hermeias, und gab mir die heilsame Pflanze,  
Die er dem Boden entriß, und zeigte mir ihre Natur an:  
Ihre Wurzel war schwarz, und milchweis blühte  
die Blume;

Moly wird sie genannt von den Göttern. Sterblichen  
Menschen

Ist sie schwer zu graben; doch alles vermögen  
die Götter. S. Motto.

Wir, die wir die Lichter vertauscht, die wir entweder Geber oder Empfänger, Mann oder Weib, Verstandes- oder Gemütsmenschen geworden sind, haben den kleinen sowohl wie den großen Gesichtspunkt verloren. wir müssen die Lichter, das schwarze und das weiße, wieder umstellen, müssen wieder wie Kinder lachen und weinen lernen, wenn wir das Große mit dem Kleinen verbinden und sehen wollen.

Aber schwer ist die Alraune zu graben für sterbliche Menschen.

— — —

Um zu erläutern, was wir unter Signatur verstehen, verzichten wir auf eine Definition und wiederholen lieber nochmals die im VII. Band der „Okkulten Medizin“ zitierten Worte des *Paracelsus*: „Die Pflanzen deuten durch ihre äußeren Zeichen ihre im Schoße der Natur verborgenen Heileigenschaften und sonstigen Kräfte und Tugenden an.“ So lautete unsere Voraussetzung, und daran knüpften wir die Worte des Meisters: „Denn durch die Kunst Chiromantiam, Physionomiam und Magiam ist möglich, gleich von Stund an, dem äußerlichen Ansehen nach eines jeden Krauts und Wurzeln Eigenschaft und Tugend zu erkennen, an seinem Signatis, an seiner Gestalt, Form und Farben, und bedarf sonst keiner Probierung oder langen Erfahren-



heit. Denn Gott hat im Anfang alle Dinge fleißig unterschieden, und keinem wie dem andern eine Gestalt und Form gegeben, sondern einem jeden ein Schellen angehängt, wie man sagt, man erkennt den Narren an den Schellen, also sollt ihr auch die Kräuter und Wurzeln erkennen an ihren Schellen und Zeichen.“ Was Paracelsus von Kräutern und Wurzeln sagt, gilt natürlich auch von allen anderen Wesen und Dingen, von Tieren, Steinen usw. Eine Klassifikation innerer und äußerer Signaturen und sonstige Eselsbrücken des Verstandes wollen wir ganz außer acht lassen, um nicht die alten Fehler, die der Signaturenkunde bereits zum Schaden gereichten, von neuem zu begehen. In diesem Sinne spricht sich auch *Kepler* aus, wenn er sagt, daß man von dem stacheligen Aussehen eines Baumes nicht ohne weiteres auf saure, beißende Früchte schließen dürfe, wenn er auch davor warnt, das Kind mit dem Bad auszuschütten. (*Tertius interveniens*, Frankfurt a. Main, 1610, Cap. 126.)

Wenn wir vermuten, daß die Physiognomik der Dinge der Ausgangspunkt allen medizinischen Denkens gewesen sein dürfte, so wäre dies etwa folgendermaßen zu begründen: Im primitiven Gehirn des im Kampf oder auf der Jagd verwundeten Troglodyten (Höhlenbewohners) der Urzeit mag sich wohl der erste, vage, medizinische Gedanke geformt haben, als ihm die Natur, in seinen Augen wohl eine gütige Fee, durch eines ihrer Blumenkinder zuzuraunen schien: „Siehst Du nicht meinen blutroten Kelch, der gleich einem geronnenen Blutstropfen herunterhängt? Greif zu, wage einen Versuch mit mir, vielleicht kann ich Dir helfen, bevor Dir der rote Quell Deines Lebens verrinnt.“ Ein andermal zog vielleicht ein roter Stein am Boden den Blick des Verwundeten auf sich, um ihm seine wunderbare Fähigkeit der Blutstillung zu verraten. Die Kunde von dem zauberhaften Kraut und Stein und von vielen anderen Wundern vererbte sich dann auf Kinder und Kindeskinde und pflanzte sich fort in der Tradition der Völker bis auf unsere Tage. So lauschten die Menschen der Vorzeit, so lauschten die Recken im germanischen Eichwald auf das Raunen der Allmutter Natur, so entstanden wohl auch die Runen

unserer Väter als getreue Abbilder der elementaren Zeichensprache der Schöpfung, aus *Stab, Winkel und Kreis* <sup>2)</sup>).



Und zu allen Zeiten hat es bevorzugte Lieblinge der Natur gegeben, denen sie auch ihre verschwiegeneren Geheimnisse anvertraute. Wenn die Dichter in den Märchen die Blumen, die Steine und die Tiere zu Sonntagskindern sprechen lassen, wenn unsere Väter den Frauen aus edlem Geschlecht den Vorzug in Kultangelegenheiten einräumten, wenn Wotan bei der Seherin Wala Runenkunde lernte, so heißt das alles nichts anderes, als daß man seit alters her in Herzensnöten dem Verstand mißtraute und zum weiblichen Prinzip des Gemütes seine Zuflucht nahm. Man ehrte die Frauen und Dichter, nicht weil sie besser waren, sondern, weil sie etwas hatten, vor dem sich der Verstand letzten Endes doch beugen muß: Gemüt. Der Verstand haßt das Gemüt und das Gemüt den Verstand wie der Mann die Frau und die Frau den Mann, aber beide müssen sich ergänzen, sich suchen und lieben oder untergehen. Und an der Lösung dieses Problems scheitern so viele Menschen! Das andere Geschlecht hassen müssen und gleichzeitig wegen seiner ergänzenden Fähigkeit lieben müssen, um beiderseits schlummernde Energien zu wecken: das ist schwer.

Sich selbst verbrauchend und langsam mordend geben zu müssen, aufblühend zu empfangen und im Schmerz des Gebärens jubelnd zurückzuerstatten, dazu drängt die marternde Sehnsucht der schwarzen Wurzel zur weißen Blüte und der weißen Blüte zur schwarzen Wurzel. Das ist der Bann des magnetischen Kraftfeldes der Alraune Moly, das ist das Geheimnis der Umstellung der L i c h t e r , der unerfüllte Traum des Gehirns, den Herz-

---

<sup>2)</sup> Vgl. hierüber meine im Linser-Verlag demnächst erscheinende Broschüre „Homunkulus“ mit einem Vorwort von G. W. Surya. E. W. Clarence.

schlag zu regeln, das im Areshain, auf der Ebene des Kampfes sicher verwahrte goldene Vließ, das uns keine Ruhe gönnt, das uns immer wieder als Trauzeugen der Vermählung von Tod und Leben aufruft. Und mit Blut müssen wir immer wieder das Zeugnis lachend unterschreiben. Das ist schwer, und schwer zu graben ist die Wurzel! Und Paracelsus sagte: „Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe.“

Wenn wir hier das Kapitel Signaturen nochmals aufrollen, so müssen wir das im VII. Band grundlegend Gesagte an neuen Beispielen erweitern und vertiefen, und müssen bedenken, daß die Physiognomie der Dinge dem Sympathetiker als Polyhistor mitunter mehr erzählt als dem Doktor der Medizin, wie sie ja auch mit dem Physiologen in anderer Weise radebrecht als mit dem Pflanzenchemiker.

Wir werden auch in diesem Kapitel wieder des öfteren auf *Strindbergs* naturwissenschaftliche Arbeiten hinweisen müssen und halten es deswegen für angebracht, an dieser Stelle den Leser zu bitten, alle Voreingenommenheit beiseite zu lassen. Es wurde wohl selten ein Dichter so verschieden beurteilt. Von den einen wird er den Göttern gleichgestellt, von den anderen leidenschaftlich gehaßt und im Tode noch gehetzt, weil es im Leben noch nicht genug war. Beides ist falsch. Kein Mensch ist unfehlbar, auch Strindberg nicht, aber von keinem kann man so vielseitig lernen, wie von ihm, dem vielseitigsten Vertreter der modernen Literatur. Und warum wird er so falsch verstanden? Weil er in jedem seiner Werke ein Anderer ist. Warum wird er gehaßt? Weil er den Mut hatte, die Entwicklung seiner Seele, seiner Anschauungen, grausam gegen sich selbst, wie gegen andere, mit einem Wort: Grausam gegen alle Schwachheit und Heuchelei, mit peinlicher Genauigkeit bloßzustellen, weil er den Menschen zeichnet, wie er ist, weil er die Maske herunterreißt und zu sagen wagt: Heute denke ich und du so, morgen anders, und übermorgen kennen wir die Herrschaften von vorgestern beide nicht mehr. Der Charakter steht nicht still, er entwickelt sich und „wer steht, sehe zu, daß er nicht falle!“ Das ist Strindberg, der große Strindberg, der alle Systeme über den Haufen rennt, alle! Er glaubt nicht, daß die Pflanzen von

Insekten unbedingt befruchtet werden müssen. (Naturtriologie S. 62), er glaubt nicht an den Stickstoffkreislauf<sup>9)</sup>, er experimentiert selbst. (Antibarbarus.) Er schwört nicht auf Linné (ib. S. 75), den er trotzdem verehrt (I. Blaub. S. 345 u. ff.), er rüttelt an den Grundfesten der Mathematik und Astronomie (III. Blaub.), bald mit Recht, bald mit Unrecht, aber immer gibt er zu denken. Man will nicht zugeben, daß auch ein Dichter in der „exakten“ Wissenschaft etwas leisten kann. Goethes Schmerzenskind, die Farbenlehre wurde mitleidig aufgenommen und heute urteilt man aus geheucheltem, feigem, konventionellem Respekt, um seine ästhetische Bildung nicht in Frage zu stellen, wohlwollend und nachsichtig darüber. Da kann die Stellungnahme *Prof. Fitticas* in Marburg zu Strindbergs chemischen Arbeiten nicht genügend gerühmt werden, der an den Strindberg-Übersetzer *Emil Schering* am 21. Oktober 1902 geschrieben hat: „Mit freundlichem Dank für die Zusendung der interessanten Aufsätze bestätige ich Ihre Voraussetzung. Die dort vertretenen Ideen sind den meinigen verwandt und sympathisch.“ Und Strindberg hat in seinen chemischen Schriften (Antibarbarus usw., Georg Müller Verlag, München, Augustenstr. 99) nichts anderes angestrebt, als die anorganische ebenso wie die organische Chemie auf  $CHON$  zurückzuführen („Typen und Prototypen“ im Antibarb.-Band) und dabei noch den ehrbaren Stickstoff als zusammengesetzt zu verdächtigen.

Wir glaubten etwas weiter ausholen zu müssen, um wenigstens das Interesse der Okkultisten an Strindbergs Werken endlich wachzurufen. Auf das Nachrücken der gelehrten Zünfte können wir nicht warten. Ja, ganz recht, sagen einige, aber Strindberg war doch Sozialist, Nihilist, Atheist, Frauenhasser! <sup>4)</sup> Da können wir nicht mittun. Das sollt

<sup>9)</sup> Strindbergs Theorie, daß die Pflanzen ihre Kohlensäure nicht aus der Luft, sondern aus dem Boden entnehmen, wurde von *Willy Pastor* angenommen. (W. P., Lebensgeschichte der Erde, Leipzig, 1903.)

<sup>4)</sup> Im ersten Blaubuch nennt der Sechzigjährige die Atheisten die Menschen, die Gott leugnen, weil sie sich ihres Gottes schämen müssen, und die Frauenfrage hat der Schwergeprüfte in seinem Meisterdrama „Nach Damaskus“ beinahe gelöst, als er Salomos Weisheitsspruch zu verstehen begann: „Wer in Gottes Augen angenehm ist, entgeht ihr (dem bösen Weib. D. Verf.), der Sünder aber wird von ihr gefangen.“ Das „Ewigweibliche“ hat er zwar bei Lebzeiten nicht gefunden, aber es „zog ihn“ trotzdem „hinan“.

Ihr auch nicht, das gehört gar nicht hierher. Wir verehren auch französische Meister, obwohl ihr Volk der Feind des unseren ist und wohl auch bleiben wird. Und Strindberg hat unser Land geliebt. Was übrigens Strindbergs rein ideellen Sozialismus betrifft, so müssen wir sagen, daß uns der lieber wäre als der derzeitige. Da sind wir also doch glücklich bei der Politik angelangt und das wollten wir vermeiden, aber man kann auch diesen Punkt berühren, ohne achtbare Standpunkte zu verletzen und man kann, wie wir gleich sehen werden, von der Politik vorzüglich wieder auf die Signaturen überspringen.

Der bekannte *Professor Gustav Jaeger* schrieb in seinem Monatsblatt (Mai 1913) in dem Aufsatz: „Wie organisiert die Natur?": „Wie der Bienenstaat mit seiner Königin uns so schön lehrt, ist ein Kopf als Einiger und Führer für das Ganze von größtem Vorteil. Mit welcher Macht sehen wir diesen Kopf, die Bienenkönigin, in ihrem Reiche amten; trotzdem sie nicht redet und Gewalt anwendet, genügt ihre Anwesenheit allein schon, daß sie herrscht! Von diesem Beispiel kann auch die Menschheit lernen. Der Leiter des Staats muß schon durch seine Geburt aus der Menge herausragen. Das lehrt uns die Lebewelt mit aller Deutlichkeit. — Gibt es ein Tier, das seinen Kopf auf Kündigung hätte, das ihn beliebig aufsetzen und abnehmen könnte, wie die Republik ihren Präsidenten?“ — Strindberg schreibt irgendwo, daß sich eine Revolution nicht gegen das Oberhaupt, sondern gegen seine schlechten Berater richten soll, daß viel eher die Dekadenz des Volkes und seiner Vertreter als der Führer die Bedingungen für einen Umsturz schafft, und wir müssen uns fragen, ob der Generalissimus den Führer oder die meuternde Truppe verurteilen wird. Die Truppe, soweit sie gemeutert hat, wird ja unter allen Umständen über den Führer herfallen. Doch lassen wir das.

Wir sind bei den *Bienen* angelangt und schlagen dem Leser vor, in Schlegels Signaturenbuch nachzusehen, was der Verfasser über die mit der Eigenart der Bienen verblüffend übereinstimmende medizinische Verwendung zu erzählen weiß und gehen gleich einen kühnen Schritt weiter. Wir betrachten nicht die Bienen, sondern die **W a b e n**.

Auf dem Weg des Stoffwechsels erzeugt die Biene das Wachs, das in besonderen Wachsdrüsen bereitet und durch Ausschwitzen aus den Hinterleibsringen ausgeschieden wird. Wie alle größeren Insekten hat auch die Biene Facettenaugen, und zwar sechseckig gefelderte. Jede Facette stellt sich unter dem Mikroskop als Einzelauge dar und der berühmte Physiologe *Johannes Müller* vertritt die Anschauung, daß die Teilaugen ein mosaikartiges Gesamtbild erzeugen, was von *F. Exner* in der Tat experimentell bestätigt wurde. Wir halten es demnach für wahrscheinlich, daß die sechseckige Bienenzelle eine plastische Projektion der relativen sechseckigen Weltanschauungsweise der Biene darstellt. Diese Bemerkung will jedoch keine Voraussetzung für das Nachfolgende sein.

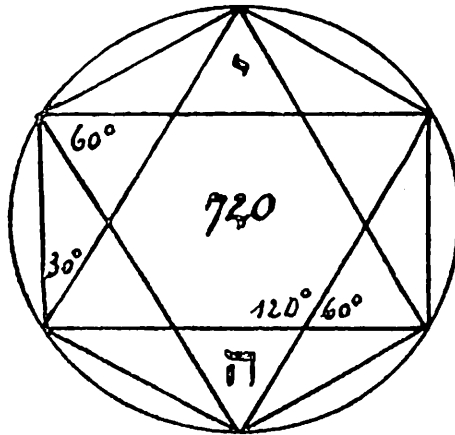


Fig. 13.

Betrachten wir Fig. 13, so sehen wir ein reguläres Sechseck, dem das mystische Symbol des sechszackigen Sternes, das Hexagramm, das Hexalpha oder der Magen David, der Schild Davids oder der Schild der Liebe (ללל = Liebe) eingeschrieben ist. Die Bienenzelle ist sechseckig\*), und wenn die Natur in geometrischen Symbolen spricht, wird sie immer besonders tief sinnig. Noet-

\*) Man denke auch über folgendes nach: Die Biene ist ein Venus-tier und die Zahl der Venus ist 6.

ling rekonstruiert aus der Schnittfläche zweier sich gegenseitig mit der Spitze durchdringender quadratischer Pyramiden das Urbild des Magen David (Cheops-Pyramide S. 60). Durch Rechnung findet er das Geheimnis dieses Symbols, nämlich die mit großer Wahrscheinlichkeit den Ägyptern bereits bekannte Tatsache, „daß sich die Erde in 365 Tagen 5 Stunden 40 Minuten 9,03 Sekunden in einer Entfernung von 232 710 Millionen 566 932.577 ägyptischen Ellen = 148.148 Millionen Kilometer einen Umlauf um die Sonne vollendet.“ (ib. S. 57.) Auf Grund dieses Resultates bezeichnet er es geradezu als falsch, die beiden Dreiecke des Hexagrammes als gleichseitig zu konstruieren. Seine scharfsinnige Berechnung fordert zwei ineinandergreifende, gleichschenklige Dreiecke mit dem Scheitelwinkel  $51^{\circ} 51' 14,32''$  und dem Basiswinkel  $64^{\circ} 4' 22,84''$ . Diese Feststellung ist von weittragender Bedeutung, um so mehr, als sich daraus ergibt, daß sich mystische Spekulationen nicht immer ins Uferlose zu verlieren brauchen, sondern oft unerwartet plötzlich auf den geliebten realen Boden der Tatsachen zurückschnellen, vorausgesetzt, daß sie, wie dies bei Noetling der Fall ist, gut verankert waren. Und doch glauben wir Noetlings Urbild des Hexagramms als konkreten Spezialfall betrachten zu dürfen, weil wir uns eine Figur, die mit einer Ellipse umschrieben werden kann, nicht als metaphysisches Urbild denken können. Da Noetling seine Figur als physisches Urbild, d. h. als ursprüngliche Darstellungsform verstanden wissen will, treten wir seiner Auffassung also keineswegs zunahe, wenn wir sagen: Das mit einem Kreis umschriebene Hexalpha ist für unsere Zwecke die einzig mögliche Darstellung des metaphysischen Urbilds des Magen David, solange wir den mathematisch rationalen Idealkreis nicht finden können. Noetlings elliptisches Hexagramm stellt den kosmisch verzerrten Spezialfall dar, der kosmische Werte gibt, der entzerrte reguläre Sechsstern dagegen repräsentiert metakosmische Näherungswerte, die wohl durch einen, vielleicht limmatischen Korrektionsfaktor mit den kosmischen Zahlen in Beziehung stehen und vielleicht die „Brücke“ schlagen dürften zu der ewigen, sephirotschen

Urzahlenidee, die wir zahlensymbolisch noch am besten darstellen können, wenn wir die in der Quersumme zur göttlichen Nonade (Neunheit) führende, aus 3 Elementen bestehende Zahl 432 ( $4+3+2=9$ ) bis zur Einheit (1) schwinden, sich konzentrieren, sich verdichten lassen (Zimzum), so daß die Tetraktys 4 3 2 1 entsteht.

Denken wir uns aber dieses pythagoräische Zahlenbild aus der Einheit (1) sich entfaltend, so haben wir in der Zahlengruppen 1 2 3 4 die ganze Schöpfungsgeschichte in der Zahlensprache vor uns. Die IV. (4.) irdische Triade (10, 11 und 12), die mit der Zehnzahl beginnt ( $1+2+3+4=10$ ), stellt sich uns sodann als Spiegelbild der Urzahlenidee (4 3 2 1), als in der Dreiheit perfizierte ( $1+2+3=6$ ) und in der Vierzahl der Elemente sichtbar gewordene Schöpfung dar und der Kreislauf der vier Elementarideen ( $1+2+3+4+3+2+1=16=4^2$ ) ist geschlossen.

Gleichzeitig erstet aber auch über der ersten Quadratzahl (4) das Quadrat der rätselhaften Sphinx ( $4^2$ ) und zwischen Quadrat ( $4^2$ ) und Kreis (1 2 3 4 3 2 1) tritt aufblitzend gleich einem metaphysischen Ferment der mystische Faktor des Limma, den „Gnadenstuhl verhüllend“. \*)

$$\begin{array}{cccccc} \text{ת} & \text{ך} & \text{פ} & \text{כ} & & \text{ד} & \text{ג} & \text{ב} \\ 400 & \times & 200 & \times & 80 & \times & 20 & & 4 & 3 & 2 \end{array}$$


---


$$= 128\ 000\ 000$$

$$128\ 000\ 000 \times 2 = 256\ 000\ 000.$$

So dürfen wir vielleicht in diesem Zusammenhang die „sieben Doppelten“, die „sieben hieratischen Tonzeichen der Hebräer“ (Thimus) in die Sprache der Zahlen übertragen, und dem Schauenden mag es unbenommen bleiben, dabei flüchtig an den in der Gärungsklausur auftretenden

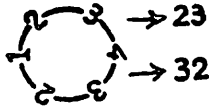
---

\*) Die hebräische Formel „begeg kaporeth“ ist bekannt als Merkwort (hebr. Simón) für die „sieben Doppelten“, d. h. für die sieben Buchstaben, die eine doppelte Aussprache zulassen. Man pflegt diese beiden (Exod. 25, 17—22 und 26, 34 vorkommenden) Worte mit „Hülle (begeg, in der Vulgata = pallium, vestamentum) des „Gnadenstuhles (Luther)“ wiederzugeben. In diesen sieben Buchstaben erkannte Thimus die uns verlorengegangenen Notenzeichen der Hebräer. (Harm. Symb. II, S. 125.) Wir werden auf all dies im Kapitel Mumia noch zurückkommen.



alchemistischen Pfauenschwanz mit seinem bunten Farbenspiel zu denken. \*)

Oder dürfen wir etwa gar sagen: Durch Umstellung der „Lichter“: 4, 3 und 2 formt sich (in der Klausur) der limmatische Zähler 243, der seinen Nenner 256 sucht? Wann wird der Schleier (begeg) des Bildes zerrissen, wann



wird der Sphinx uraltes Rätsel: die Quadratur des Kreises gelöst sein? Wir alle müssen diese Frage beantworten in der Klausur des Erdenlebens, wenn wir „Ecksteine“ werden, wenn wir nicht der Fäulnis, der Zersetzung anheimfallen und von den „Bauleuten verworfen“ werden wollen.

\*) Wir können in dem Verhältnis der Zahlen 256 und 243, wie schon im I. Teil vorliegenden Bandes (S. 181) bemerkt, die typische Gegenüberstellung der quadratischen und der kubischen Potenzen  $2^8$  und  $3^5$ , der Artios- und Perissoszahlen, erkennen. Die fortschreitende, gerade Zahlenreihe (Yin) entspricht in der chinesischen Kou-a-Philosophie dem weiblichen, empfangenden, hingebenden, irdischen, mütterlichen Prinzip, dargestellt durch das Symbol  $\equiv$  Kun (cf. Prof. R. Wilhelm, I-Ging, Jena, 1924, I. S. V.). Auf sie beziehen sich die Worte des Hi-Tsi-Dschuan-Kommentars zum Buch der Wandlungen: „Darum gibt es in den Wandlungen den großen Uranfang (Tai-gi). Dieser erzeugt die zwei Grundkräfte (Yin und Yang). Die zwei Grundkräfte erzeugen die vier Bilder. Die vier Bilder erzeugen die acht Zeichen (Pa-Kou-a).“ (R. Wilhelm, I, S. 243). Man halte dagegen die folgende Stelle: „Der Himmel ist eins, die Erde zwei, der Himmel drei, die Erde vier, der Himmel fünf, die Erde sechs, der Himmel sieben, die Erde acht, der Himmel neun, die Erde zehn.“ (ib. S. 234).

Das fortschreitende, schöpferische, starke, himmlische, väterliche Prinzip der ungeraden Zahlenreihe wird durch die ungebrochenen Yangstriche dargestellt in dem Trigramm  $\equiv$  Kiän (cf. R. Wilh., S. V, wie oben).

Wenn also der Zahl 256 (bzw. 128 oder 64), der Zahl der von den Kou-a's abgeleiteten Hexagramme, das gerade, quadratische, der Zahl 243 dagegen das ungerade, kubische Element innewohnt, so ist die kabbalistische Umstellung dieser letzteren Zahl, nämlich 432, die Zahl der Vereinigung, des Kreislaufs. Sie ist teilbar durch 2 und durch 3, sie vereinigt also das Weibliche mit dem Männlichen, das Empfangende mit dem Schöpferischen und ist die Zahl des Ausgleichs zwischen Mond- und Sonnenumlauf ( $16 \times 27$  oder  $12 \times 36 = 432$ ).

Unter dem Namen begeg, die „Hülle“, erscheint die harmonikale Zahl 243 „verhüllt“, umgestellt, in der Form 432, als wollte sie hinweisen auf die zur mystischen Quadratur des Zirkels erforderliche Umstellung in der Gärungsklausur.

Ob nun dem Hexalpha mit Noetling eine Ellipse oder in unserem Fall ein Kreis zu umschreiben ist, das mag letzten Endes für die jeweilige Betrachtungsweise die Zweckmäßigkeit entscheiden.

Sei dem, wie ihm wolle. Die Bienenzelle fordert uns jedenfalls nur zur Betrachtung des r e g u l ä r e n Sechsecks auf, und es lag uns der Gedanke nahe, ihm das Hexagramm als Hilfslinien einzuzeichnen. Nur damit haben wir also hier zu rechnen. Die Summe der Innenwinkel im regulären Sechseck beträgt  $6 \times 120^\circ = 720^\circ$ . Die Zahl kennen wir. Die Summe der Außenwinkel ist  $6 \times 240^\circ = 1440^\circ$ . Addieren wir Innen- und Außenwinkel, so stoßen wir wieder auf eine vertraute Zahl: 2160. Das ist die Hälfte von 4320, der mystisch-metaphysischen Zahl der Sonne, die wir also auch am regulären Hexagramm, dem Symbol des Sechstageswerkes ablesen können, wenn wir die Gesamtwinkelsumme (Außenwinkel + Innenwinkel) des durch unsere Hexalpha-Hilfslinien gebildeten inneren Sechsecks zu der Gesamtwinkelsumme des äußeren addieren:  $2160 + 2160 = 4320$ .

Betrachten wir die beiden gleichseitigen Dreiecke des Sechssterns als alchemistische Symbole, so haben wir das Zeichen des Feuers  $\Delta$  und das des Wassers  $\nabla$ . Seit alters ist ja dem Kabbalisten die Deutung des Hexagramms als Feuer-Wasser, als esch-majim oder scha-majim, als Symbol der androgynen Natura gemina (Zwillingsnatur), des Ineinandergreifens des Oberen und des Unteren geläufig. In der Kabbala Bereschith (R. scit. 12, gen. 2,4) finden sich für den aufmerksamen Leser folgende nunmehr verständliche Schlüsselworte: „ . . . mit dem Jod hat Gott die obere Welt geschaffen, mit dem He diese (untere).“ יהי.

Wir müssen uns auf diese Anregung, die wir an anderer Stelle weiter ausgeführt haben (I. Teil, S. 117 und 256), beschränken, um nicht von unserem Thema abzuirren.

Schreiben wir den Ausdruck Feuer-Wasser mit kabbalistischen Symbolen,  $\Delta\nabla$ , so erhalten wir das hebräische Wort schem, der Name, unter dem der Kabbalist einen ganz bestimmten Namen, nämlich den unaussprechlichen Namen Tetragrammaton יהוה, der als Schem Ha-mephorasch, als 72 buchstabiger in der Schöpfung geoffenbart und ausgesprochen ist, aber von keinem Menschen nachge-

sprochen werden kann (er sei denn wiedergeboren aus „Wasser“ und „Feuer“. Vgl. „Homunkulus“-Broschüre).

$$72 \times 10 = 720 = 6!$$

Diese Gleichung bedarf wohl keines Kommentars mehr.

Aber aus folgenden Betrachtungen bitten wir den nachdenklichen Leser, weitere Anregung zu schöpfen:

1. Ha-schem, der Name =  $40 + 300 + 5 = 345$ . Die Zahlen 3, 4 und 5 sind die Zahlen des pythagoreischen Dreiecks, d. h. die Zahlen, die den gleichnamigen Lehrsatz durch rationale Werte am überzeugendsten zu demonstrieren vermögen, die Zahlen des „rechtwinkligen Urdreiecks“ der Theologumena arithmetica des Jamblichos.

$$3^2 + 4^2 = 5^2.$$

2. Doktor *Adolf Zeising*, der bekannte Mathematiker, veröffentlichte in der Cottaschen „Deutschen Vierteljahrschrift“ (1868, I. Band) eine lesenswerte Studie, betitelt „Das Pentagramm“. Dort bemerkt er, daß das am Pentagramm dominierend hervortretende Verhältnis des goldenen Schnittes auch zwischen der Seite des regulären Zehnecks und dem Halbmesser des um dasselbe beschriebenen Kreises, also der regulären Sechseckseite bestehe. Sollte in dem Verhältnis des Zehnecks (Jod) zum Sechseck (Vau) und Fünfeck (He) der Schlüssel wenigstens zu einem kleinen, im göttlichen Namen Jod-He-Vau-He eingeschlossenen Arcanum zu suchen sein? Dann brauchte man ja nur die reguläre Sechseckseite der Dinge zu kennen, um im Bereich des mit dieser gezogenen Kreises wenigstens die irrationalen Näherungswerte all der in diesem Kreis auftretenden, durch das Verhältnis der stetigen Teilung verbundenen Proportionalteile, mit anderen Worten, die in der sectio aurea (im goldenen Schnitt) auftretenden irrationalen Verhältnisse bzw. ihre harmonikalen, annähernd rationalen Entsprechungen aufzufinden: Die große (3 : 5) und die kleine Sext (5 : 8) sind Uroffenbarungsformen des göttlichen Namens, sind die grammatikalischen Elemente der sprachlichen Kombinationen des Schöpferwortes im Kosmos, sind die vielleicht limmatisch verbundenen, stereotypen Proportionen der geometrischen Symphonie des Weltalls.

3 : 5 = 5 : 8,3 . . . . Das ist die Proportion des goldenen Schnittes, und dafür kann man evtl. auch schreiben:

$$24 \frac{243}{256} = \text{annähernd } 25. (24,94921 \dots)$$

3. Kommt Wasser und Feuer zusammen, so entweicht Dampf— Gas — Luft — Aour — א. Wasser — Feuer — Luft — können wir auch als Trilittera schreiben: **דשא** Das kann als oscham = Schuld gelesen werden, es kann auch öde, wüst heißen. Geben wir dem Schin den diakritischen Punkt links **שׁ**, so stoßen wir auf den alchemistischen Terminus Asem, den Dr. chem. E. Darmstaedter (die Alchemie des Geber, Verlag Jul. Springer, Berlin 1922, Seite 186) folgendermaßen erläutert: „Asem, nicht bei Geber, ἀστυμον (z. B. Leidener Papyrus). Aegypt. Asemu, ursprüngl. Legierungen. Minderwertigere Metalle und Legierungen durch wenig besseres Asem vermehrt und verbessert. Dadurch später der Begriff »Ferment« damit verbunden, das auf die »Maza«, »Pasta« einwirkt.“

Es wäre verlockend, hier über die sechs Umstellungsmöglichkeiten der dreikabbalistischen Mütter: aleph, mem, schin mehr zu sprechen. Wir müssen aber auf A. v. Thimus (die harm. Symbolik, II. Bd. S. 118 u. ff.) verweisen, da auf das Buch Jezirah bezugnehmende textkritische Erörterungen unvermeidlich wären und unser Thema zu sehr in die Länge ziehen würden. (Von der Lehre der „Mütter“ werden wir im Gärungsbuch und in der „Homunkulus“-Broschüre mehr hören.)

Drei dieser Umstellungen wollen wir indes hier kurz erwähnen, um wenigstens einen Flugsamen auszustreuen, der in die Hände eines guten Gärtners fallen möge.

**דשא** = Asem, das immaterielle, ätherische, luftige Ferment. Anfangsbuchstabe aleph = Luft.)

**שדא** = Emesch, d. h. das Vergangene und das Spätere. (S. Fürst, Wörterb.)

**אשא** = Maza (spr. masa \*) , das materielle, wäßrige Ferment. (Anfangsbuchstabe mem = Wasser.)  
Wirkt das Ferment Asem auf die Maza, so entsteht die „Medizin“.

---

\*) Es ist wohl nicht undenkbar, wenn wir annehmen, daß die Schreibweise alchemistischer Termina, wie Maza, Azoth u. a.

Wem die alchemistische Terminologie nicht geläufig ist, der ziehe Darmstaedters Alchemie des Geber zu Rate. Dabei ist zu beachten, daß sich unser Gedankengang hier auf dem Boden der mystischen Alchemie bewegt, woraus sich einige, nicht prinzipielle Abweichungen von Darmstaedters rein chemisch-exoterischer Auffassung ergeben.

Hierzu noch folgender kurzer, vielleicht allzukurzer Kommentar:

Zwischen dem Vergangenen und dem Künftigen — emesch heißt beides —, also zwischen Vergangenheit und Zukunft liegt die ihrerseits relativ in Raum und Zeit gespaltene, absolut unteilbare, koinzidente Allgegenwart, bewirkt durch die Fermente Geist (א) und Wasser (ב) oder mit anderen Worten: durch den Geist, der über den Wassern brütet, fermentiert (מרת).

In des durch die Phlogistontheorie bekannten Chemikers *G. E. Stahl* *Z y m o t e c h n i a F u n d a m e n t a l i s* (Frank-

---

durch spanisch-arabische Alchemisten und Kabbalisten korrumpiert wurde, so daß der hebräische s-Laut in lateinischer Transskription zuweilen als z erscheint, auch in Fällen, in denen dies wohl vom phonetischen, nicht aber vom grammatikalen Standpunkt gerechtfertigt erscheint. *Heinrich Thiersch* weist in seiner hebräischen Grammatik (S. 7) darauf hin, daß aus dem phönizisch-hebräischen Sajin ganz richtig das griechische Zeta wurde, da das Sajin eine dem neugriechischen Lispellaut Sita verwandte Aussprache erfordere. Demgemäß hätten also die spanischen Grammatiker das Sajin folgerichtig mit dem spanischen z-Laut identifiziert. Aber Schin ist doch ein scharfer Zischlaut (s bzw. sch), mag mit Recht eingewendet werden und das Schin wird von Thiersch dem griechischen Sigma gleichgestellt. Um die Möglichkeit einer so weitgehenden Vertauschung der Laute zu begründen, müssen wir etwa im Sinne *Hch. Ewalds* (hebr. Sprachlehre, S. 39) sagen, daß die T-Laute überhaupt „geschichtlich stark in die Zischlaute übergegangen sind“. „Neben dem weichsten  $\text{D s}$  steht aber noch der breite Zischlaut  $\text{W sh}$  (d. i. sch), der ebenfalls dem  $\text{T}$  entspricht.“ (ib. S. 40.) Das hebräische Thau (ohne Dagesch) kommt aber in der Aussprache dem englischen th oder spanischen z bzw. d (im Auslaut) oder dem neugriechischen Thita sehr nahe. Wenn aber schon der strenge Grammatiker einen derart großen Spielraum zwischen Dental- und Zischlauten freigibt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sprachlich unbekümmerte Alchemisten der spanischen Blütezeit eine korrumpierte, phonetische Schreibweise zur gebräuchlichen gestempelt haben, und in der Tat findet man in alten Schriften auch mitunter das nach unserer Ansicht richtigere Massa und Asoth neben dem üblicheren und uns deshalb geläufigeren Maza und Azoth.

furt und Leipzig 1734, S. 302, Anm.) fanden wir folgenden wichtigen Satz: „Weil die Fermentation eine Bewegung ist, so ist nötig, daß nicht allein etwas Bewegliches, sondern auch etwas Bewegendes oder ein Bewegter zugleich gegenwärtig sey.“ Demnach ist wohl Asem als der Bewegter und Maza als das Bewegte anzusprechen.

Zu solchen Betrachtungen hat uns die Bienenzelle verleitet. Dürfen wir nun aus all dem praktische Schlüsse ziehen? Der Leser schweigt. Er ist noch nicht so recht im Bilde.

*Sigfried Reuter* stellt im „Rätsel der Edda“ (I, 18) folgendes zusammen: Der Tau der Weltesche Yggdrasil heißt Honigtau oder Meth (Gylf. 16). Der parsische Haoma-baum spendet ebenfalls einen Unsterblichkeitstrank (Yasna 9, 16 ff.), und von dem indischen Weltbaum träufelt Soma (Rigved. I, 164). Ferner sei auch erinnert, daß der Meth der Ziege Heidrun, die sich von dem Wipfel des Weltbaumes nährt (Grimn. 25; Gylf. 39), der Einherjar (Elohim), von Freyja kredenzte Götternahrung ist (Gylf. 39, 7). Und es sind 432 000 *Einherjar*; denn im Grimnirlied (23) heißt es:

Fünfhundert Tore und vierzig dazu  
Sind in Walhalls weitem Bau;  
Achthundert Einheerer gehen aus einem Tore,  
Wenn sie ausziehen, zu wehren dem Wolf.

Aus jedem der 540 *Tore* kommen 800 *Einherjar*, das sind insgesamt 432 000! Der Weltbaum scheint also in gewisser Beziehung zum Honigtrank zu stehen. Aber der Trank der *Einherjar* ist nicht Honig, sondern Milch. Milch und Honig ist aber mehr als eine beliebte dichterische Zusammenstellung. Den Juden wurde ein Land verheißten, in dem Milch und Honig fließt (Jeremias 11, 5), das Moses nicht mehr sehen sollte. Milch und Honig dürften wohl zu den ersten Nahrungsmitteln des Menschen gezählt haben, man achtete sie als besondere Göttergeschenke. Zeus beschenkte nach der griechischen Sage seine Nährerinnen, die *Bienen*, mit der Kunst, den Honig in Wachstafeln zu gießen. Im Hohen Lied Salo-

mos, das nebenbei bemerkt als alchemistisches Lehrgedicht denen wertvolle Anhaltspunkte zu geben vermöchte, die es für wichtig halten, das Alter der Alchemie festzustellen und sich nicht über die Blütezeit der arabischen Medizin hinauszugreifen wagen, ist viel von Milch und Honig die Rede. Johannes der Täufer lebte in der Wüste zum Teil von Honig und wurde ein beredter Verkünder des Wortes.\*) Vielleicht hängt damit der uralte Zauberspruch der Atharwaweda zusammen, der in der Rückertschen Übertragung lautet:

„Ihr Herren des Glanzes, Ashwinen<sup>5)</sup>, salbet mit  
Bienenhonig mich,  
Daß mit glanzreicher Rede wohl ich reden möge zu  
dem Volk<sup>5)</sup>.“

Wenn im Hohenlied der „Freund“ (Tiphereth) die Vorzüge seiner „Freundin“ (Malkuth als matrix rehabilitiert) schildert, so sind es bedeutsame Worte, wenn er sagt: „Honig und Milch ist unter Deiner Zunge . . .“ (4, 2). Am Schluß des Buches Jezirah (Bischoff I, S. 79) finden wir die Erklärung: „Und Abraham glaubte an Gott, und dies wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet, und er schloß mit ihm ein Bündnis zwischen den zehn Fingern seiner Hände (Sephiroth der oberen Welt. D. Verf.) — dies ist die Zunge — und zwischen den zehn Zehen seiner Füße (Sephiroth der unteren Welt. D. Verf.) — das ist die Beschneidung —, und er band ihm zweiundzwanzig seiner Hände (Sephiroth der oberen Welt. D. Verf.) — dies ist die Zunge — und zwischen den zehn Zehen seiner Füße (Sephiroth der unteren Welt. D. Verf.) — das ist die Beschneidung —, und er band ihm zweiundzwanzig Buchstaben an seine Zunge und offenbarte ihm ihren Grund (ihr Geheimnis).“ Das hebräische Wortspiel Millah מילה = Lautformung, Wortrede) und Milah (מילה = unvokalisiert, gewöhnlich מילה = die Beschneidung) können

---

\*) Psalm 118, 103 finden wir denn auch den Honig als Sinnbild des göttlichen Wortes.

<sup>5)</sup> Atharwaweda, Folkwangverlag, Darmstadt, 1923, S. 88. Die Ashwinen sind die Dioskuren des vedischen Olympos und die Ärzte der Götter.

wir nicht nachahmen und müssen diese Stelle etwa so erklären: Die Z u n g e , welche die Lautformung vermittelt, verbindet mit der oberen Dekade, der Phallus (Geschlechtsteil), mit der unteren. Dabei ist zu erinnern, daß die Zunge vom anthropozentrischen Standpunkt aus als sekundäres Geschlechtsorgan betrachtet wird. Theozentrisch gedacht soll sich die Zunge jedoch dem Phallusdienst entziehen und den syzygischen Urzeugungsakt wieder herbeisehnen, bis sie sehnsuchtsschwanger als das lebendige göttliche „Wort“ gebären muß aus Asem und Maza, aus dem Honigmeth des Weltbaus und Heidruns lebendiger Milch.

Der Penis wird beschnitten, um eine geschlechtliche Vermischung des Oberen und Unteren symbolisch zu verhindern, um das Sexuelle aus dem Bann der Unterwelt zu befreien und so den Weg zur geschlechtslosen Vereinigung (Syzygie) des Königs Tiphereth mit der Königin Malkuth matrix, dem gefallenem Individuum anzudeuten \*). Honig und Milch bedeutet also im Hohenlied: obere und untere Dekade, aber auch König (Honig) und Königin (Milch) und alchemistisch Asem und Maza.

Wenn wir jetzt unsere Frage wiederholen, ob wir aus unseren Betrachtungen praktische Schlüsse ziehen dürfen, so müssen wir gestehen, daß wir uns von dem realen Boden der physischen Welt zu weit entfernt haben, als daß wir ungestraft den Sprung in die Tiefe, in den Bannbereich des soeben profanierten Phallusgesetzes wagen

---

\*) Im 5. Buch Mosis, im sog. Deuteronomion 10, 16 ist die Rede von der „Herzensbeschneidung“: „Darum beschneidet die Vorhaut eures Herzens und verhärtet euren Nacken nicht länger.“ Und im Römerbrief 2, 28 und 29 sagt der Apostel: „Denn nicht wer es äußerlich ist, ist ein Jude; und nicht die äußerlich ist am Fleische, ist die Beschneidung; sondern wer es im Innern ist und die Beschneidung des Herzens, nämlich dem Geiste und nicht dem Buchstaben nach, ist ein Jude, . . .“ Philo erläuterte bereits diese Worte (II., 258): „Die überstolzen Naturen, die die maßlosen sinnlichen Triebe der Leidenschaften austreuen und vermehren, hat auch die Dummheit, diese schlechte Bestellerin der Seele erzeugt, und die muß eifrig beschnitten werden.“ (τὰς περιττὰς φύσεις τοῦ ἡγεμονικῆ, ἃς αἱ ἀμετροὶ τῶν ποθῶν ἐσπειρᾶν τε καὶ συνηύχισαν ὄρμαι καὶ ὁ κακὸς ψυχῆς ἑσπερὶ γὼς ἐφύττευεν, ἀφροσύνη, μετὰ σπουδῆς ἀποκείρασθαι.)



dürfen. Auch die Unterwelt hat ihr Götzenbildnis, das sie nicht entschleiern lassen will.

Viele werden an dieser unserer Darstellung die Klarheit und die Ordnung der Gedanken vermissen und werden sich fragen: Was will der Verfasser mit diesem kabbalistischen, mystischen, alchemistischen und mythologischen Sauerteig? Einen Flugsamen wollte er in den Sauerteig der Mutter Erde werfen und er hofft zuversichtlich, daß einige Körnchen aufgehen, die, von guten Gärtnern gepflegt, das Kraut Moly (מולי?) aus seinem Zauberschlaf, der vom Stich der Spindel herrührt, befreien. Dann heilt Amfortas Wunde, die Wunde des Lamech. (I. Moses 4, 19; vgl. auch Peryt Shou, die Heilkräfte des Logos, Linser-Verlag, 1921, S. 20, S. 108 u. a. o.; über den Spindelstich der Dornröschensage, ebenda S. 113.)

Für den Chemiker ist Honig ein Gemisch von d-Glukose und d-Fruktose, also ein natürlicher Invertzucker, und er glaubt ein dem Bienenhonig „gleichwertiges“ (sic!) Produkt (Kunsthonig) zu erhalten (Oppenheimer, Lehrbuch der Chemie, S. 555), wenn er den Rohrzucker mit Weinsäure kocht, d. h. hydrolytisch spaltet oder mit Hilfe eines Fermentes (Invertin, Saccharase) invertiert. Daß auch der natürliche Honig ein Fermentationsprodukt ist, wird wohl niemand leugnen, aber wir glauben, daß die Biene bei der Produktion des Honigs ein Ferment erzeugt, das wie bei der Kunsthoniggewinnung gleichzeitig die Rolle des Katalysators spielt, und da der Honig leicht in Gärung übergeht, wäre es wohl denkbar, daß er viel potentielle katalytische Energie enthält, und daß auf dieser seine günstige Wirkung auf den Stoffwechsel hauptsächlich beruht. Da diese Eigenschaften dem Jungfern- oder Scheibenhonig noch in weit höherem Maße zukommen dürften, weil er noch keine Energie abgegeben hat, finden wir es durchaus gerechtfertigt, wenn man zur Bereitung sympathetischer Heilmittel Jungfernhonig, und zwar möglichst von der Frühjahrsernte vorzieht (Land- und Blütenhonig).

Die medizinische Verwendbarkeit des Honigs ist außerordentlich vielseitig. Man kann ihn ohne Über-

treibung ein Universalheilmittel nennen. Seine schleimige Konsistenz scheint seine schleimlösende Wirkung zu ver-raten. Man möchte ihn wegen seiner Goldfarbe ein vegetabilisches Aurum (Gold) nennen, dessen arzneiliches Wirkungsbild er auch umfaßt. Die Biene sticht, aber der Honig lindert den Schmerz des Stichs und heilt auch größere Wunden, wobei ihm die antiseptische Wirkung der Ameisen-säure zugute kommt. Der Honig kristallisiert in blumen-kohlartigen Kristallen. Vielleicht heilt er auch die blu-menkohlartigen, venerischen Auswüchse. Das müßte ge-prüft werden.

Wir haben jetzt gezeigt, daß die Signatur der Dinge nicht immer nur auf medizinische Fragen antwortet, son-dern daß das Buch der Natur jedem Leser einen für seine Bedürfnisse passenden Text vorlegt.

Um die Geduld unserer Leser nicht zu mißbrauchen, fügen wir den Abbildungen 14a und b nur einige kurze erläuternde Bemerkungen bei:

### Biene — Sechseck — Sechstagerwerk.

„In dieser niederen Welt steckt eine  
Geistliche Natur, der Geometria fähig.“  
Kepler, Tertius interveniens.

Zu Fig. 14: Die Abbildung 14a stellt eine Gruppe von Bienenzellen, ein Wabenstück, dar. Die punktierten Linien zeigen die Anordnung der Zellen auf der Rückseite. Wir geben die natürlichen Maße, die jeder selbst nachmessen kann.

$ad = 6 \text{ mm}$ , demnach Radius  $r = 3 \text{ mm}$ .

Die Sechseckseite ist gleich dem Radius, also  $ab = 3 \text{ mm}$ .

$$\sphericalangle a = 120^\circ, \sphericalangle \delta = 60^\circ.$$

Beachte:  $6_0 \times 12_0 = 72_{00}$ , und ferner denke man auch an die Präzession des Frühlingspunktes. Derselbe schreitet nämlich im Lauf eines Jahres um 50,2 Sekunden, in 72 Jah-ren um 1 Grad, in 2160 Jahren um 30 Grad oder um ein Sternbild, in 4320 Jahren um 60 Grad oder 2 Sternbilder nach Westen fort.

Die Fläche des Sechsecks  $F = 3 r^2 = 3 \times 3 \times 3 = 27$  qmm. Beachte: In rund 27 Tagen läuft der Mond um

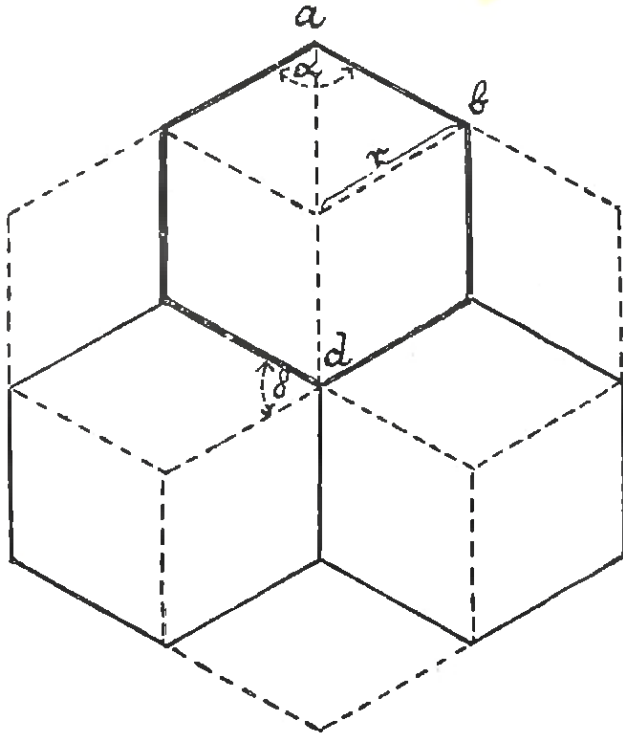


Fig. 14 a.

die Erde.  $27^2 = 729$ . (Über die platonische Zahl 729 siehe Platon, Rep. VIII. p. 546.)

Der Umfang des Sechsecks  $U = 6 \times 3 = 18$  mm.

Multipliziert man die Zahl des Umfangs mit der der Fläche, so ergibt sich das eigentümliche Resultat:  $27 \times 18 = 486 = 432 + 54$ , d. i. die mystische Sonne (432) und der mystische Mond (54) oder Pater et Mater, Asem und Maza.

(Man könnte ja die Zahl des Umfangs  $U = 18$  als Höhe betrachten und bekäme somit ein Prisma mit dem Rauminhalt  $486$  cbmm.  $g \times h = 27 \times 18 = 486$ .)

Wabentiefe = 12 mm (durchschnittlich, s. Fig. 14b).  
Die Ausmaße der Drohnen- und Weiselzellen sind etwas  
größer. Für die Drohnenzellen fanden wir:

$$r = 4 \text{ mm}, ab = 4 \text{ mm}.$$

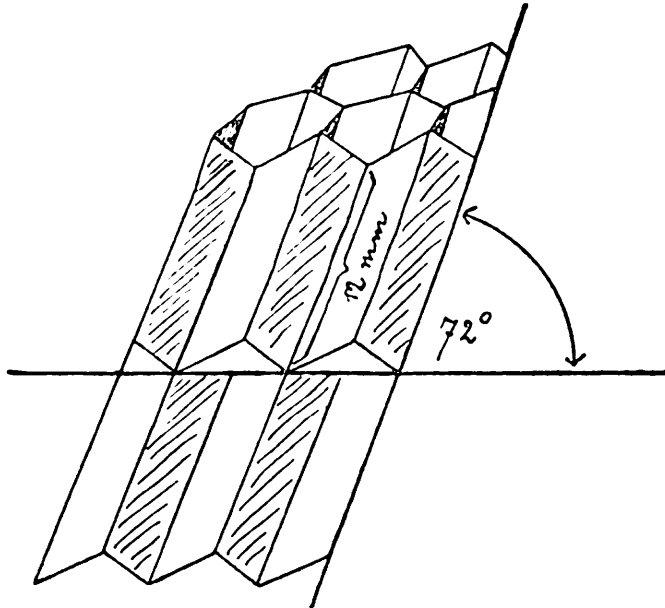


Fig. 14 b.

Die Fläche der Drohnenzelle  $f = 3 r^2 = 3 \times 4 \times 4 = 48$  qmm. Wir erinnern  $48 \times 9 = 432$  (cf. I. Teil XII. Bd. S. 137). Der Umfang der Drohnenzelle  $u = 4 \times 6 = 24$  mm,  $48$  qmm. Wir erinnern  $48 \times 9 = 432$  (cf. I. Teil S. 137). Der Umfang der Drohnenzelle  $u = 4 \times 6 = 24$  mm, d. i. die Hälfte der Fläche  $f$ .

$$u \times f = 24 \times 48 = 1152.$$

Dividiert man diese Zahl anscheinend willkürlich mit 49 und drückt man das Resultat noch willkürlicher in Graden aus, so erhält man 23 Grad 30 Minuten 36,6 Sekunden, also ziemlich genau den Neigungswinkel der Ekliptik.

Zu Fig. 14b: Die Zellen haben einen Neigungswinkel von 72 Grad. Sonderbar!

Umstellung der Lichter:

Verstand:	Gemüt:
Gehirn	Herz
⊙	☉
72	27
$6 \times 72 = 432$	$2 \times 27 = 54$

— — —

„Tantum deus intellegitur, quantum diligitur“, Insoweit wird Gott erkannt, inwieweit man von seiner Liebe erfüllt ist“, so wollen wir das Motto der Mystiker übersetzen und auf dieser Gedankenfähre übersetzen in ein naiveres Land, in dem keine faustischen Probleme der Gehirne Furchen durchwühlen. Wir schließen uns der Ansicht des alten *Glauber* an, wenn er in seiner *Pharmacopoea spagyrica* (I. Teil) sagt: „Es ist wohl in acht zu nehmen die Signatur der Gewächse, durch welche man aller Kräuter Tugend viel besser erlernen kann, als durch zusammengeflickte Bücher der Skribenten, und nicht alle Zeit auf die Schriften der Alten zu gehen, welche ebenso wohl nichts gründliches gewußt, als was ihnen Gott durch die Natur und Signatur gezeiget und gelehret hat, welcher Lehrmeister nimmer fehlt, und ihm allezeit zu trauen ist. Wollte Gott, daß wir seine Schriften und Zeichen, dadurch er mit uns redet, nur lesen und verstehen könnten, so würden wir uns mit so vielen und verführischen Büchern nit schleppen dörfen.“

Der einseitig Orientierte wird im Chiffrenbuch der Natur gar bald spitzfindige und halsstarrige Haken und Schnörkel finden, die er nicht enträtseln kann, weil er in der Natur nicht Gott erkennen, sondern seine eigene Weisheit bestätigt finden will. Er betrachtet die biegsame *Weide*, er freut sich vielleicht auch eine Weile daran, wie sie den Sturmwind neckt, wie sie sich ihm darbietet, und wie sie dem Wütenden entwischt und sich vor Lachen schüttelt, um das Spiel gleich wieder zu beginnen. Da denkt der Einseitige: Wenn ich Weidenrinde koche und trinke den Absud, dann werde ich wohl auch widerstandsfähig gegen den Sturm und die Wetterlaune. Er findet den Gedanken richtig; denn er ist Homöopath. *Similia Similibus*. Da sieht er ein andermal die warzenbesäte *Kröte*, er denkt flüchtig daran, ob sich nicht aus ihr

ein Warzenmittel bereiten lasse; er schaudert ob ihrer Mißgestalt, denkt daran, daß man „verkrottete“ Kinder als Kretine (Cretino) bezeichnet, aber er denkt diesen Gedanken nicht aus; denn das wäre ja *Contraria contrariis*. Eine günstige Wirkung ausgerechnet von Dingen erwarten, die Ekel erregen? Nein! Sagt man nicht, daß man Warzen bekomme, wenn man sich an deren Anblick ekelte? Der Allopath aber sagt verächtlich: Das ist Volksmedizin und wendet stolz den Rücken. Die Menschen verstehen sich nicht, und wollen sich nicht verstehen, sobald über geliebte Anschauungen freie Diskussion eröffnet werden soll. Die Systeme werden gelobt und die Spezialfächer, der Synthetikus steht im Winkel und schweigt; denn es fällt ihm ein, daß Sokrates ermordet wurde, während die Kläger Meletos, Anytos und Lykon heute noch frei herumlaufen. —

Wir besprechen jetzt einige Pflanzen, Tiere und Mineralien, deren Signaturen sich mit der offiziellen oder mit der volksmedizinischen Erfahrung decken. Dabei können wir keine Ordnung einhalten, da sich oft ein Bild aus dem anderen ergibt.

Auf trockenen, felsigen Abhängen und unbebauten Plätzen wächst der *Wermut*, *Artemisia absinthium* L. Seine weißgrauen Blätter mögen an die Darmzotten erinnern. Die kugeligen Blütenköpfchen sind gelb wie die Gallsüchtigen, und die Pflanze wird nicht wurmig. Man nennt sie deswegen auch Wurmtod. Bei *Hugo Schulz*<sup>9)</sup> finden wir folgende, mit der Signatur übereinstimmende Indikationen: Der Artemisiattee erweist sich wirksam bei atonischer Verdauungsschwäche und chronischem Magenkatarrh, falls Tabak- und Alkoholgenuß eingeschränkt wird. Im Volk sagt man ihm nach, daß er die Würmer austreibe. Michaelis [Suppl. 1453 u. ff. zum Deuteronomion (5. Buch Mosis) a. a. O.] bemerkt über den uralten Gebrauch der Absinthia gegen die im Orient gefürchtete Wurmplage:

---

<sup>9)</sup> Da wir die Indikationen meist nach des bekannten Greifswalder Professors *Hugo Schulz* „Vorlesungen über Wirkung und Anwendung der deutschen Arzneipflanzen“ (Verlag von Georg Thieme, Leipzig, 1921) wiedergeben, brauchen wir die Belegstellen nicht mit Seitenangabe zu zitieren, da ja dem Werk ein übersichtlicher Index der Pflanzennamen beigelegt ist.

„Medicis exploratum, vix ullo acriore medicamento vermes ex corpore expelli.“ „Nach ärztlicher Erfahrung gibt es kaum ein wirksameres Mittel, die Würmer auszutreiben.“ (Vgl. auch Plinius 27, 28.) Die moderne homöopathische Anschauung, daß das Vorhandensein von Würmern in den Darmkanälen in den meisten Fällen auf einen Krankheitszustand der Darmschleimhäute zurückzuführen sei, wurde übrigens auch von den alten Ägyptern vertreten. Erman (Ägypten, II. Bd. Tübingen, S. 484) berichtet nach dem Papyrus Ebers (20, 16. 23; 21, 14), daß die alten Ägypter zahlreiche Mittel kannten, um die Würmer im Leibe zu töten oder um die Krankheit zu vertreiben, die die Würmer erzeugt. \*) Erman wundert sich über die merkwürdige Ansicht, „die in den Würmern nicht die Ursache der Krankheit, sondern ihre Wirkung, ihr Symptom sieht. Man dachte“, fährt er fort, „daß sich (wohl infolge von Verstopfung) eine Geschwulst im menschlichen Leibe bilde, die keinen Weg findet, auf dem sie abgehen könnte; sie verfault dann und verwandelt sich in Würmer.“ \*) (Erman ib; Pap. Ebers 25, 3 ff.) Von einer Verwendung gegen Gelbsucht und Leberleiden berichtet Hugo Schulz nichts. Aber die volkstümlichen Kräuterbücher (Dinand, Grotzinger und andere) empfehlen ihn einstimmig bei diesen Leiden.

Salpeter-, Schwefel- und Salzsäure sind zerstörende aber auch aufbauende Säuren, sie werden von Homöopathen bei Hautrissen und bei zerstörenden Krankheiten wie Lues, Knochenfraß, Caries usw. zum Wiederaufbau verwendet.

Strindberg sagt im ersten Blaubuch (S. 413), daß aus dem Brunnen des Lebens Tod entstehen kann, wenn die Quelle fault, und weist darauf hin, daß Spermin die gleiche Konstitutionsformel besitze als Kadaverin, nämlich  $C_5H_{14}N_2$  (Pentamethyldiamin). Wenn unsere Ansicht, daß die Spirochaeten faulendem Spermin ihre Entstehung verdanken, sich als haltbar erweisen sollte, dann könnten wir mit Strindberg noch einen Schritt weiter gehen und das Luesgift als Toxalbumin dem Schlangengift gleichsetzend, vom Standpunkt der Signaturenlehre zur Prüfung verschie-

\*) Die kursiv gedruckten Stellen entsprechen dem Wortlaut der von Erman übersetzten Papyrustexte.

dener *Schlangengifte* als Antiluetica, speziell für Frauen (!) auffordern. Lachesis wird ja schon lange homöopathisch verwendet und steht mit den weiblichen Geschlechtsorganen in naher Beziehung. Bei diesem Mittel erweisen sich besonders die Hochpotenzen auffallend wirksam. Felke verordnet stets 30. Potenz. Wer in der Signaturenkunde etwas lernen will, dem raten wir, einen guten Pflanzenatlas, noch besser ein Herbarium, am besten natürlich frische Pflanzen und ein Verzeichnis allopathischer und homöopathischer Wirkungskreise der Arzneipflanzen vorzunehmen und zu vergleichen.

Die *Ackerkresse* wächst nur auf umgegrabenem Boden. Heißt das vielleicht, daß sie unseren Organismus auch umgräbt und wieder anbaufähig macht?

Weil sich die meisten doch das Buch Schlegels nicht kaufen werden, denn gute Vorsätze werden rasch vergessen, besonders wenn das Leben winkt, wollen wir eine charakteristische Stelle herausgreifen (S. 141): „*Papaver somniferum*, der schlafbringende *Mohn* (es ist dies nicht *Papaver Rhoeas*, der bei uns heimische Ackermohn, dessen Arzneiwirkung auch Schulz als unbedeutend, aber nicht ganz ungefährlich erachtet. Der Verf.), fällt sehr auf. Die Pflanze kleidet sich in ein kaltes graubläuliches Grün, die Blumen sind auffällig groß und offen. Der schwarzviolette Grund der Blumenblätter warnt vor Gift und der Fruchtknoten entwickelt sich nach der Blüte auffallend rasch zum eigentlichen Mohnkopf mit scharf betäubendem Geruch. Hoch ragend steht dann die Frucht, von weitem nur »Köpfe« zeigend, im Mohnfeld. Das ist die Signatur ihrer Einwirkung und jeder Kopf ist von obenher Breitgeschlagen. Ein alter Arzt sagt, hier sei die Pflanze, welcher die Natur selbst die Krone des Heilmittels aufgesetzt hat. Aber diese flachgeriefte Krone hat einen verhängnisvoll drückenden Einfluß — wie so manche Krone auf das Haupt ihres Trägers ausgeübt. Die Betäubung, die Unfähigkeit des höheren Umblicks und Urteils ist dem Kopfe eingepreßt. Das ist die von vielen Ärzten so hochgeschätzte betäubende Wirkung des Mohnsafts. Sie ist, wenn nicht tödlich, flüchtig, wie die Freude der äußerst hinfälligen Blume selbst: Nach dem Opiumrausch oder der schmerz-



stillenden Wirkung kommt das Mißbehagen, der Kater, der unbefriedigende Zustand, in welchem der Opiumraucher wieder seine neue Dosis, der Patient abermals in großer Unruhe sein Morphium verlangt." Aus dem eingetrockneten Milchsaft, der beim Anritzen der unreifen Kapseln von *Papaver somniferum* austritt, dem Opium, werden mehrere Alkaloide ausgezogen, unter denen das Morphium das bekannteste ist. *Porta* weist auf die flammende Farbe des Mohns hin und bemerkt allerdings etwas summarisch: „Pflanzen von flammender Farbe helfen gegen Entzündungen: Rose, Mohn, Gauchheil." (Schlegel S. 51.) Er scheint aber, was den Mohn betrifft, recht zu haben; denn *Schulz* berichtet (S. 148), daß er notgedrungen und nicht ohne schwere Bedenken einem seiner Kinder bei einer Blinddarmentzündung Opiumtinktur geben mußte. Obwohl *Schulz* nicht dafür bekannt ist, daß er auf die *Meister* schwört, war er doch sehr überrascht, als eine gewaltige Transpiration die baldige Genesung einleitete.

„Als ich in einem Botanischen Garten“, schreibt *Strindberg* im I. Blaubuch (S. 344), „die größte Mohnart, *papaver speciosissimum*, sah, mit der unheimlichen blutroten Farbe auf den gekreuzten Kronblättern und auf dem Boden des Kelches die vier schwarzen Flecke, welche die Gifтетикette des schwarzen Kreuzes bildeten, erhielt ich den Eindruck, daß der Glaube der Alten an *Signatura rerum*, daß sich die den Dingen innewohnende Wirkung im *Habitus* ausdrücke, ganz richtig ist. Als ich aber das mit Riefen versehene Samenhaus des Mohns sah, das der römischen Vase einer *Hygiea* gleicht, mit einem Stundenkreis auf dem Deckel, sagte ich mir: Durch Sehen und Einsehen (*Intuition*) haben die Menschen von den Arzneigaben der Pflanzen Kenntnis erhalten. In jahrelangen Beobachtungen fand ich lauter Bestätigungen.“

*Jakob Böhme* schrieb in seiner „*Morgenröte im Aufgang*“: „Wie es in der Gewalt der Qualitäten drinnen stehet, also bezeichnet sichs in seiner äußerlichen Form und Gestaltnis, sowohl der Mensch in seinen Reden, Willen und Sitten; desgleichen auch ein Tier, item ein Kraut und auch Bäume.“ „Und es ist kein Ding in der Natur, das geschaffen oder geboren ist, es offenbare nicht seine

innere Gewalt äußerlich; denn das Innerliche arbeitet stets zur Offenbarung."

Die Hodengestalt der *Orchideenwurzelknollen* fiel schon Plinius auf und, wenn man ihm glauben will, soll der härtere bzw. größere Knollen in Wasser getrunken, die Geilheit aufregen, der weichere bzw. kleinere diese beruhigen. Schulz erwähnt nur, daß die bei uns heimischen, übrigens giftigen Orchisarten, insbesondere *Orchis Morio*, *O. mascula* und *O. militaris*, die als Aphrodisiacum gerühmte *Tubera Salep* liefern; ihrer Wirksamkeit mißt er wenig Bedeutung bei. Das *Quinquefolium*, dessen Blätter an die fünf Finger erinnern, hilft nach Plinius gegen alle Fingerübel. Gemeint ist wohl die *Potentilla reptans* L., das *Fünffingerkraut*. Bei Schulz ist die letztere nicht erwähnt. Den milchfarbigen *Galaxias* (Galaktit) empfiehlt Plinius den Säuglingen umzuhängen.

Die *Becherblume*, *Poterium Sanguisorba*, ist eine bescheidene Wiesen- und Rainblume, deren Blütenähre einem kleinen, blutig gewordenen Wischer gleicht, der zur Reinigung von Körperhöhlen dienen könnte. Schulz empfiehlt den Branntweinauszug dieser Pflanze bei Menorrhagien (übermäßiger Menstruation).

Auf Äckern an Wegrändern, Bahndämmen, mit Vorliebe auf Kieselgrund begegnet uns die *Matricaria Chamomilla*, die Panazee der Hausmittel, die *Kamille*. *Matricaria* heißt Mutterkraut. Ihr aromatisches Öl, das, wie fast alle ätherischen Öle, bei Blähungen, Krämpfen, Koliken usw. verwendbar ist, vorzüglich aber wehentreibend und menstruationsfördernd wirkt. Man vergegenwärtige sich nur, wie es würgt, wenn man Öl schlucken soll, um zu verstehen, wie ätherische Öle auf den Organismus wirken. Die gelbe Körbchenblüte hat innen im Fruchtboden eine walzig, kegelförmige Höhlung, die der Gebärmutter gleicht. Sie heilt vorzugsweise Höhlenwunden, Fisteln und Empyeme. Bei Uterus-Affektionen greift die Volksmedizin gerne zur Kamille, noch lieber zur römischen, *Anthemis nobilis*, die größere Blüten hat. Das Blütenköpfchen ist also innen hohl, sieht aber auch aus wie ein Kopf, der innen hohl ist. Da man dagegen im praktischen Leben nichts

tun kann, schließt man, daß die Kamille die peripheren, äußeren Teile des Kopfes beeinflusse. Homöopathische Prüfungsbefunde haben dies auch bestätigt. Neuralgische Beschwerden in den Gesichtsnerven, Hitze und Röte des Gesichtes, Schwitzen der Kopfhaut, nässende Ekzeme und viele andere äußere, allgemeine, besonders aber Kopfsymptome, traten nach Schulz bei der Arzneiprüfung zutage. Die Blütenblättchen zeigen krampfhaft nach unten. Die Kamille heilt Krämpfe. Ihr Gehalt an Kieselsäure könnte sie als Rheuma- und Knochenmittel empfehlen, wenn Silicium nicht ein integrierender Bestandteil fast sämtlicher Vegetabilien wäre. Die Blätter der *Matricaria* sind doppelt fiederspaltig, mit fadenförmigen Zipfelchen, fein verästelt, wie die Nervenbahnen, und tatsächlich sagt Schulz: „Die Kamille wirkt in einer gut ausgeprägten Weise auf das Nervensystem ein.“ Die Blätter sind so fein verteilt, wie wenn sie an atmender Oberfläche zu gewinnen bestrebt wären, und die Kamille verteilt die unerwünschten Vergrößerungen der Oberfläche, die Geschwulsten, wenn man sie in erwärmten Säckchen auflegt, und sie reinigt die Atmungswege. Die hohlen Stengel, die zum Fruchtboden führen, bilden, sich beim Eintritt erweiternd, einen Kehlkopf, der nicht so stumm ist, daß er uns nicht sagen könnte, daß wir bei Heiserkeit, Halsentzündung u. dgl. die Kamille nicht vergessen sollen.

Aber der *Aronstab* sticht auf dem letztgenannten Gebiet die bescheidene Kamille doch aus. Schlegel sagt von ihm (S. 31): „*Arum maculatum* hat eine große auffallende Blüte; sie ist ganz Trichter und stellt uns die geöffneten Halsorgane vor Augen; bei akutem Rachen- und Kehlkopfkatarrh sucht die Pflanze ihresgleichen.“ (Der *Aronstab* ist jedoch giftig und eignet sich deshalb nicht als Hausmittel.)

Zum *Problem der Standorte*, über das auch Strindberg viel nachgedacht hat, liefert Schlegel einige interessante Beiträge.

Auf den Schlachtfeldern bei Wörth und Weißenburg fand er als junger Mann auf den frischen Soldatengräbern die *Calendula* wildwuchernd, die wundheilende

*Ringelblume*. (Relig. d. Arznei, S. 88.) „Und ganz betroffen“, fährt er fort, „stand ich 1909 im Hofe des berühmten Ospedale in Mailand, wo der Boden innerhalb der Frauenabteilung ganz mit Kamillen und Hirtentäschel überzogen war. Beide Pflanzen sind große Frauenmittel; sie erscheinen hier wie in Kultur, wovon doch keine Rede sein konnte, denn die betreffende Hospitalabteilung ist auch »vorwiegend chirurgisch«. — Sollte der Duft des Bodens und der Lüfte, sollten menschliche Ausleerungen so herausfordernd auf die Natur wirken?“

Eben wurde das *Hirtentäschel*, die *Capsella Bursa Pastoris*, genannt, das mit Unrecht verachtete Unkraut, das bescheidene Mauerblümchen, dessen gute Wirkung bei Leiden des Gefäßsystems Schulz nachdrücklich hervorhebt. Erinnert nicht das durch eine schmale Scheidewand gespaltene, herzförmige Fruchtschötchen an die Pumpzentrale des Gefäßsystems, das Herz? Unter den photodynamischen Rittermitteln<sup>7)</sup> spielt das Hirtentäschel eine wichtige Rolle bei allen Störungen des Blutsystems. Wie alle Cruciferen enthält es auch den wichtigen Schwefel, der in vielen Fällen den Körper erst oder wieder reaktionsfähig machen muß, ehe man von dem eigentlich angezeigten Arzneimittel einen deutlichen Erfolg erwarten darf, wie *F. Maack* in der „*Polarchemiatrie*“ (Max Altmann, Leipzig 1905, S. 18) in Anlehnung an die Schwefeltheorien von Schulz und Farington sehr einleuchtend dargelegt hat.

*Manna cancellata*, die *Röhrenmanna*, kennt jeder. Die langen, schwarzen Röhren tragen die Signatur des Darmkots. Röhrenmanna ist ein drastisches Purgativum, seine Anwendung soll jedoch nicht übertrieben werden.

Die *Kürbiskerne* erinnern an die Glieder des Bandwurms und in der Tat sind sie auch ein wichtiger Bestandteil vieler Bandwurmmittel.

---

<sup>7)</sup> Anleitung zum praktischen Gebrauch von *M. Ritters photodynamischen Heilmitteln*, Druck und Verlag „Der kommende Tag“ A. G., Stuttgart, 1921.

Die *Sonnenblume*, *Helianthus annuus*, le Tournesol, die sich mit dem Sonnenzyklus öffnet und schließt, ist nach Schlegel ein Volksmittel gegen Wechselfieber, einer Krankheit mit ganz kurzer Periodizität. (S. 2.) „Sonne und Sonnenblume“ lauten die Titel zweier herrlicher Aufsätze in Strindbergs „*Sylva Sylvarum*“ (Strindbergs Werke: Band Naturtrilogie), die dem Signaturenfreund eine Welt neuer Betrachtungsweisen erschließen.

„Bevor wir zu Strindbergs großem Problem „Gehirn und Walnuß“ übergehen, wollen wir noch einen kurzen Ausflug ins Tierreich unternehmen.

*Floericke* erzählt vom Liebesleben der Schnecken („Schnecken und Muscheln“, Kosmosbücherei, Stuttgart, 1920). Er erwähnt u. a., daß die *Weinbergschnecke*, *Helix pomatica*, und die *Wegschnecke*, *Arion empiricorum*, ebenso wie die drolligen *Gebirgsmolche* ausgezeichnete Wetterpropheten sind, nicht etwa, weil sie einen persönlichen Spaß daran haben, uns vor Witterungsänderungen, die man im Gebirge mit Recht fürchtet, zu warnen, sondern lediglich deshalb, weil zum Wohlbefinden dieser Tiere ein gewisser Feuchtigkeitsgehalt der Luft erforderlich ist. Das hat nun zwar mit dem Liebesleben dieser Tiere zunächst nichts zu tun, wir wollen aber trotzdem bei dieser allbekannten Beobachtung kurz verweilen, um uns über einen Angriff des von uns hochgeschätzten Münchener Naturforschers *Raoul Francés* gegen die Signaturenlehre kurz auszusprechen. Strindberg hat mit Begeisterung Francés „*Sinnenleben der Pflanzen*“ gelesen (Stuttgart 1905, cf. Strindberg Trilogie S. 299), und im ersten Blaubuch schreibt er unter der Überschrift: Linné steht wieder auf: „die Wiedergeburt (Linnés) ist schon verkündet worden von einem Deutschen, der Francé heißt: merk dir den Namen!“ Francé ist dem biotechnischen Grundgedanken der Natur hart auf den Fersen und findet überall die optimale Leistung auf dem kürzesten Weg erreicht. In seinem zweibändigen Hauptwerk: *Bios, die Gesetze der Welt*, (Walter Seifert Verlag, Stuttgart-Heilbronn 1923) sagt er (II. Bd., S. 101), daß zu jeder Funktion gesetzmäßig nur eine Funktionsform gehöre, will aber

dieses Funktionsgesetz im Sinne der lamarckschen direkten Anpassung verstanden wissen. Wir haben uns mit Darwins Vorläufer Lamarck persönlich noch zu wenig befaßt, um sicher urteilen zu können, geben aber gerne zu, daß der Darwin-Interpretator *Wilhelm Bölsche* die ursprüngliche Entwicklungstheorie in schmackhafterer Form darbietet, als die übrigen Schüler dieser Richtung, daß man auch hier die ursprüngliche Auffassung und das, was blinder Epigonenfanatismus zu Gunsten einer atheistischen Weltanschauung hintennach zurechtgezimmert hat, wohl unterscheiden muß. Wir folgen deshalb auch gerne Francés unbeeinflusster Darstellungsweise und schätzen in ihm einen Mann, der sich über jede dogmatische Auffassung hinwegsetzt. Wenn nun Francé im „Bios“ (S. 101/102) die Signaturenlehre als eine „leere Ähnlichkeitsjagd“ bezeichnet, so können wir ihm jedoch nicht ganz beistimmen und vermuten aber, daß wir mit diesem Autor einig werden könnten, wenn er die Signaturenkunde und wir die Lamarcksche Theorie gründlicher studieren würden. In der Hauptsache dürfte wohl die personifizierende Schreibweise der Anhänger der Signaturenlehre, von der aber auch wir uns nicht gerne trennen möchten, Anlaß zu Mißverständnissen gegeben haben. Es wurde vielleicht zu wenig hervorgehoben, daß die Natur nicht des Menschen wegen gewisse Formen bevorzugt, sondern lediglich aus biotechnischen Gründen bestimmte Formen annimmt, die bei geringstem Kraftaufwand die beste Leistung gewährleisten. Damit stehen wir aber auf dem Boden Francés, gehen aber noch einen Schritt weiter indem wir sagen: Wenn die Natur bestimmte biotechnisch optimale Formen hervorbringt (vgl. Francé, die Pflanze als Erfinder, Kosmosbücherei, Stuttgart 1920), Formen, die auch unser Organismus zum großen Teil als optimale aufweist, so darf in der Funktion dieser Formen doch wohl mit Recht ebenfalls eine Übereinstimmung und, da alles sympathetisch zusammenhängt, wohl auch eine wechselseitige (funktionelle) Korrespondenz vermutet werden. Wenn der *Huflattich*, *Tussilago Farfara*. in den auffallend großen Blättern, die für seinen speziellen Fortbestand optimalste, parsimokline (d. h. bei sparsam-

stem Materialaufwand die beste Form) gefunden hat, so glauben wir, daß das ihm innewohnende, vielleicht (?) bewußtlose, chemische Bewußtsein sich auf Atmungsvorgänge besonders verstehen und unserem kranken Atmungsapparat seine besseren Spezial„kenntnisse“ mitteilen könnte. Wenn dann der Versuch unsere Annahme zu bestätigen scheint, dann sagen wir poetisch: Durch ihre sprechende Gestalt hat uns die Pflanze ihre Heilkraft „verraten“, obwohl wir ganz gut wissen, daß dem Huflattich unsere Lungenbeschwerden keine Sorgen verursachen. χ

Wenn der Chemiker in den Huflattichblättern salpetersaure Salze findet, ohne mit Bestimmtheit angeben zu können, ob diese als wirksame Elemente bei Lungenleiden zu betrachten sind, wenn der Arzt schwefelhaltige Cruciferen verordnet, ohne zu wissen, ob der Schwefel, dem Organismus einverleibt, als Schwefel wirksam ist, wenn er nach erfolgreicher Kur nicht einmal zu beschwören wagt, ob der richtig gewählten Arznei die glückliche Wendung zuzuschreiben ist, oder der gänzlich okkulten Heilkraft des Organismus, der vielleicht trotz der Arznei gesundete, wenn der Experimental-Biologe an einer Reihe von einwandfreien Exempeln einen ganz bestimmten Einfluß einer bestimmten Arznei auf bestimmte Zellverbände konstatiert, um zum Schluß über dem gleichen, mißlungenen, einwandfrei angelegten und durchgeführten Experiment den Kopf schüttelnd, um seine Ehre zu retten, von „Verunreinigungen“<sup>8)</sup> zu sprechen, obwohl

---

<sup>8)</sup> Gewiß, es gibt „Verunreinigungen“ in der Chemie, die mit der „Reinlichkeit“ des Laboranten nichts zu tun haben, durchaus reinliche Beimengungen, von denen hier nicht die Rede ist. Wir meinen vielmehr die Hüter der Dogmen, denen Strindberg durch seine überzeugenden Experimente hart zu Leibe gegangen ist, wir meinen die Aegis, das von dem besorgten Zeus vorgehaltene Ziegenfell, das seiner Tochter Athene Gespielin Pallas im Kampfspiel schreckte und ihre tödliche Verwundung ermöglichte, — in Pallas Athene lebt aber, zur untrennbaren Einheit kristallisiert, die Gespielin fort, — wir meinen das schreckhafte Ziegen-, nicht Lammfell der Verunreinigungen, wir meinen des goldenen Vlieses Antipoden, der wider seinen Willen zum Monismus der Chemie den Weg weisen wird. Doch wir sprechen ja von vergangenen Tagen. Die moderne Chemie ist ja auf dem besten geradlinigen Weg, die Einheit des Stoffes zu verkünden, und vielleicht haben unsere Nachkommen Ursache uns zu verwünschen, weil wir zu diesem gefährlichen Ziele drängten. Das Palladium der Athene wurde der Burg und Stadt Ilios verliehen und

er bestimmt weiß, daß von diesen am Notausgang harrenden Fabeltieren hier nicht die Rede sein kann, wenn wir so all unser Wissen auf Vermutungen aufgebaut sehen, so sei es auch uns erlaubt, an die „Sprache“ der Signaturen in aller Einfalt zu glauben und zu bedenken, daß wir hinter dieser Sprache einen Sprecher erkennen, der mit Vorliebe zu den Einfältigen spricht.

*Floericke* erzählt nun weiter, daß die Schnecken Zwitter sind, sich aber trotzdem paaren und dann ein „ebenso unterhaltendes wie langwieriges, ebenso inniges wie ulkiges“ Liebespiel aufführen. „Die Geschlechtsdrüsen“, sagt er, „erzeugen nun aber nicht nur Samen und Eier, sondern auch noch ein drittes, höchst merkwürdiges und diesen Tieren eigentümliches Gebilde aus hartem, hornigem Kalk, den sogenannten Liebespfeil, der bei der Begattung eine gewisse Rolle spielt.“ Nur ein einziger solcher, verhältnismäßig langer, schneeweißer, bajonettförmiger Pfeil wird von jedem Paarling in der Begattungszeit unter großem Kraftaufwand mit solcher Vehemenz

---

dann kam der vernichtende trojanische Krieg. — Schon zeigt *Prof. Miethe* und *Dr. Stammreich*, wie durch Zerfall des Quecksilberatoms in der Bogenlampe Gold entsteht. Diesmal fiel das Palladium in das photochemische Laboratorium der technischen Hochschule Charlottenburg. Bald wird man lernen, auch auf „rentablem“ Wege Gold zu gewinnen und dann folgt die „Umwertung aller Werte“, vielleicht ein neuer trojanischer Krieg und die Nachwelt wird sich fragen, wie Zeus dazu kam, der Pallas den Aegispanzer vorzuhalten, und die Nachwelt wird nicht bedenken, daß *Athene* einwilligte, als ihr Vater das Palladium den Menschen schenkte. Man wirft den Alchemisten vor, daß sie sich lieber foltern ließen, als daß sie ihr Geheimnis verraten hätten. Möchten sich auch unsere künftigen Goldmacher foltern lassen, um Athenes, des nackten Wissens Schuld, den Genuß der verbotenen Frucht zu sühnen. Ihr Opfer würde gewiß nicht unbelohnt bleiben.

Beim Lesen der Korrektur hätten wir diese Fußnote eigentlich streichen müssen, aber wir haben sie nicht gestrichen. Wenn auch das Experiment *Miethe*s inzwischen haltlos geworden sein soll, so können wir es doch nicht unterlassen, hinzuzufügen: Diesmal haben die „Verunreinigungen“ nochmals gesiegt, aber die Chemiker haben es der Mühe wert erachtet, die Möglichkeit der Goldgewinnung durch Atomzertrümmerung, bzw. der Entstehung des Goldes durch Atomzerfall ernsthaft zu prüfen. Das ist ein großer Fortschritt, wenn man weiß, wie die Chemiker noch vor einigen Jahren über die alchemistischen „Utopien“ gelacht haben, aber es wird kein Fortschritt sein, wenn man das Verfahren, dem man immerhin hart auf den Fersen ist, einmal gefunden haben wird.



und wollüstigem Schmerz entsendet, daß oft der andere Teil gefährlich verletzt wird.

Wir finden zu unserer Verwunderung diesen **L i e b e s p f e i l** in keiner Rezeptsammlung als Aphrodisiacum empfohlen, obwohl sich die Schnecken einer ausgedehnten sympathischen Verwendung „erfreuen“. Wir wundern uns um so mehr, als das Mittelalter mit Vorliebe in der Raritätenkammer der Natur herumstöberte und nicht immer die glücklichsten Exemplare hervorzog.

Nach Plinius XXXVII. befördert der Genuß von Schnecken die Entbindung. Das ist wenigstens ein Fund, der mit dem Liebesleben der Schnecke (als Signatur aufgefaßt) parallel läuft.

Da meldet sich noch einer: *M. Gualtherus Ryff*, Argent. Medicus schreibt in „Newe Aussgerüste Deutsche Apotheken oder Reformierte Teutsche Apotheken“ (getruckt zu Straßburg) in verlegung... (unleserlich)... Lazarus Zetzner, Anno 1601 im Eyllfften Kapitel über die Schnecken: „Mit Pfeffer, Salz und Butter abgekocht, dienen sie als Aphrodisiakum . . .“, über den Nabel gelegt befördern sie die Menses . . ., mit Salz wohl besprengt und aufgelegt zerteilen sie die Kröpfe . . .“ Die letztere Bemerkung ist uns aus der volksmedizinischen Literatur ja geläufig. Der Signaturenkundige sagt sich eben: An der Schnecke kann ich keinen Hals unterscheiden. Dann philosophiert er weiter: Wer einen derartigen Kropf hat, daß man den Hals nicht mehr erkennen kann, dem könnte die Schnecke wohl als Simile dienen, oder er sagt sich vielleicht auch: Die Schnecke hat keinen Hals, und ich hätte auch lieber keinen als einen geschwollenen, entzündeten oder durch einen Kropf entstellten, und wendet die Schnecke gewissermaßen als Contrarium an. Die Einstellungen sind eben verschieden. Über die Anwendungsf o r m e n läßt sich ebenfalls streiten. Bei geschwollenem Hals und sonstigen Halsleiden rät Plinius, den Schleim einer Schnecke einzureiben. Auch gegen Kröpfe der Frauen, sagt er, sollen Auflagen mit dem Gehäuse zerstampfter Strauchsnecken sich als wirksam erwiesen haben. Daß schwangere Frauen zuweilen einen dicken Hals bekommen, ist ja bekannt; denn die Sexual-

drüsen stehen mit der Schilddrüse durch die sogenannten Hormone in sekretorischer Verbindung. Kastrierte mutieren die Stimme nicht. Astrologische Entsprechungen: Tierkreiszeichen des Stiers — Hals; Skorpion — Geschlechtsorgane. Die beiden Zeichen stehen in Opposition. Der Augendiagnostiker weiß, daß in der Iris die Region (richtiger: Organprojektion) der Sexualorgane dem Gebiet des Halses gegenüberliegt. Wir werden auf diese Zusammenhänge eingehender in unserer kleinen Schrift: „Augendiagnose und Astrologie“ zurückkommen.

Zum Auflegen von *Taubenkot* bei Halsleiden hat wohl auch der „Kropf“ dieser Tiere die erste Veranlassung gegeben. Bei Kronfeld und Hovorka finden wir unter Halsentzündung, Kropf usw. die Grille, den Maulwurf, Meister Lampe, den Hering, die Schlange, Würmer, Käfer, kurz, alle „halslosen“ oder dickhalsigen Tiere sammelt, dieselben, die wir wieder unter den Krankheiten der Sexualsphäre, als Helfer fungierend, antreffen. Kronfeld und Hovorka sammelten die volkmedizinischen Heilmittel und Gebräuche lediglich nach kulturhistorischen und allgemein vergleichenden Gesichtspunkten. In ihrer „Vergleichenden Volksmedizin“ spricht indes, sicherlich ohne Wissen der Verfasser, jede Seite von der Signatura rerum, ungewollt, aber desto beweiskräftiger, sofern man dieses ihr Werk mit dem Vorhaben zur Hand nimmt, Material für die Signaturenlehre zu sammeln.

Eine interessante Studie entnehmen wir noch *Schlegels* „Naturphilosophischen Studien“. (Kloeres Kommissions-Verlag, Tübingen, 1913; S. 45 u. ff.) Es handelt sich hier um einen Bericht des Regimentsarztes *Dr. Rabener* in Czernowitz (Ärztliche Central-Zeitung, Nr. 26/1912) über eine merkwürdige Wirkung des *Holzmadenmehls*. Der Inhalt ist kurz folgender: Bei einem Aufenthalt in Rumänien kam ein Maurer in die Sprechstunde des Dr. R., der das klassische Bild des Ileus-Miserere (völliger Darmverschluß) darbot. Der Arzt ordnete schleunige Überführung ins Krankenhaus behufs Laparotomie (Bauchschnitt) an. Nach drei Tagen traf Dr. R. zu seiner Überraschung den Mann, der soeben „in

die Arbeit ging“ und erfuhr nun, daß der Patient sich der Operation keineswegs unterzogen, sondern durch „Faina de car“, Holzmadenmehl, das ihm ein altes Weib angeraten habe, gerettet worden sei. Faina de car „erfreut sich namentlich in der rumänischen Landbevölkerung nicht nur als drastisches Purgans, sondern auch als Universalmittel bei allen gastrischen Störungen und sämtlichen Darmkrankheiten eines geradezu spezifischen Rufes“. sagt der Bericht des Dr. R. Man bereitet ein Dekokt (Abkochung, nicht Aufguß) von einem gehäuften Eßlöffel dieses Mehls auf 300 g Wasser und trinkt dasselbe brühwarm auf einmal.

Der Wissenschaft ist es bisher noch nicht gelungen, im Wurmmehl einen wirksamen Stoff zu entdecken, und doch spricht die Erfahrung für dessen Vorhandensein. Schlegel schreibt an diesen Gedanken anschließend: „Aber das Wurmmehl ist eben die Arbeit der »Würmer«. Niedrig sind sie ihrer Herkunft, im Dunkel vollzieht sich ihre Arbeit, ein kleiner verächtlicher Anteil der Mühle der Natur. Der Kranke aber, um den es sich hier handelt, bedurfte einer solchen Arbeit in seinen Eingeweiden, wo sonst auch in stiller Unendlichkeit Ähnliches getan und zum Heile des Lebens beseitigt wurde. Jetzt stockte die Arbeit, und ein machtloses altes Dorfweib brachte Rettung nach der Analogie, wie die Tätigkeit einer Drüse durch das sekretorische Ergebnis derselben wieder angefacht werden kann; so etwas Ähnliches wurde der »großen Welt« entnommen und in die »kleine Welt« eingeführt. Es versagte nicht, dieses Heilmittel, aber die Wissenschaft versagte, es richtig zu deuten.“

Zum Schluß sei nun noch auf die ergänzende Lektüre des VII. Bandes der Okkulten Medizin hingewiesen, und wie dort sei auch hier daran erinnert, daß für den Signaturenfreund die Möglichkeit besteht, biologisch abgestimmte, nach den Grundsätzen der Signaturenlehre zusammengestellte Kräuterkuren von Wilhelm Urban (Zittau, Roßplatz 17) zu beziehen. Es wäre nur zu wünschen, daß Herr Urban sich bald entschließen möchte, seine langjährigen praktischen Erfahrungen auf diesem

Gebiet recht ausführlich zu veröffentlichen. Daß er ein beredter Wortführer der Signaturenkunde ist, hat er bereits durch seine kleine Schrift (Selbstverlag) bewiesen.

Jetzt wollen wir aber endgültig damit schließen, um noch Raum zu gewinnen für das bereits angekündigte Thema, Strindbergs großes Problem: „*Gehirn und Walnuß*“, das uns die Signaturenlehre wieder von einer neuen Seite zeigen soll.

---

## 8. Kapitel.

### Gehirn und Walnuß.

„Die nahe Sicht führt zur Phantasterei;  
die weite Sicht zur Phantasie.“

*Prof. Dr. Hans Much* „Aphorismen zum  
Heilproblem“, Heft 9 der *Modernen  
Biologie*, S. 21.

„In den Nußgarten bin ich hinabgegangen.“  
Hoheslied 6, 10.

Über diese eigenartige Ideenverbindung, die in vielen seiner Werke wiederkehrt, muß *Strindberg* oft und viel nachgedacht haben; im ersten *Blaubuch* sind ihr einige Kapitel gewidmet (S. 244 u. ff.). Zunächst findet er: „Wenn man erst äußerlich eine geöffnete Walnuß betrachtet, findet man, daß sie zwei Gehirnen gleicht. Nehmen wir die eine Hälfte: wie das Gehirn ist sie der Länge nach gespalten; zwischen den beiden Hälften befindet sich eine knochenharte Haut, die der *falx cerebri* entspricht. Folge ich dieser Membran auf der Walnuß nach unten, bildet sie dieselbe Figur wie der Gehirnbalken. Diese Form ist so bezeichnend, daß man sie nur hier wiederfindet. Werfe ich nun einen Blick auf den Inhalt der schädelähnlichen Walnußschale, so finde ich Windungen, Furchen und Lappen, ganz wie bei den Säugetieren. Ich kann wenigstens Frontal- und Parietalwindungen und die Sylvische Grube sehen; und ganz hinten ein Dreieck, welches das kleine Gehirn vorstellen muß, weil die Gewebe eine glattere Struktur besitzen, die von der der Halbkugeln verschieden ist. Aber im Innern der Walnußschale finde ich eine harte Haut, die der *dura mater* entspricht. Die Halbkugeln selber sind von einer Haut umgeben, die im Mikroskop eine Struktur zeigt wie die

Rinde des Gehirns. Nicht vorhanden sind jedoch die multipolaren Ganglien, wenigstens habe ich sie im Mikroskop nicht gefunden, obwohl der Wille gut war. Bemerke ich dazu, daß die falx der Walnuß die Fortsetzung von der dura mater ist auf der inneren Seite der Schale, so ist die Analogie im Morphologischen gleichbedeutend mit Identität.“

Bei Schulz wird die Abkochung der noch grünen Walnußschalen gegen *Impotentia virilis* (Manneschwäche) erwähnt, und nach Angabe älterer Ärzte ist sie bei chronischem Merkurialismus und bei invertierter Lues indiziert. Das wären also evtl. sekundäre Beziehungen, die zwischen den Reflexbahnen des Kleinhirns durch Vermittlung des Rückenmarks mit der Sexuallphäre — von Perty übrigens gezeugnet<sup>1)</sup> — bestehen dürften, ferner sekretorische Zusammenhänge des Gehirnanhangs (Hypophysis) mit den Ovarien und über die Schilddrüse (oder direkt?) mit den Hoden. Eine Hypophyse hat übrigens, nebenbei bemerkt, auch der Pflanzenembryo. Die Exstirpation der Hypophyse bewirkt unter anderem Störungen der Genitalfunktionen. Nach Schlegel (*Religion der Arznei*, S. 56) wurde von der österreichischen Arzneiprüfergesellschaft auf Kopfsymptome hingewiesen, welche die Walnußprüfung ergeben haben soll, er bezeichnet jedoch diese Symptome als vag, da fast jede Arzneiprüfung Kopfschmerzen bewirke. *Dioskurides* (151, I, 109) führt die in Wein und Öl zerriebene Nußschale als Haarwuchsmittel an.

An diesem Beispiel mag der Leser ersehen, in welcher kritischer Weise wir das Signaturenstudium handhaben müssen. Wir finden in den uns zur Verfügung stehenden Arzneibüchern die Walnuß nirgends als Spezifikum bei Gehirnleiden erwähnt, wie sehr der Signaturenfrend dies auch begrüßen möchte. Aber auf dem Umweg über die Sexuallphäre fanden wir eine Reihe sekundärer Beziehungen zu Gehirnanorganen. Was folgt nun daraus?

Der Walnußbaum (*Juglans regia* L.) stammt aus Asien. Auch in Persien und Palästina war er schon zu

<sup>1)</sup> Anthropolog. I. Leipzig 1874, S. 159.

Moses Zeiten bekannt. Im II. Kapitel (I. Teil, S. 137, Fußnote 4) stießen wir im hebräischen Wort *Lus*, das ist die Walnuß, auf interessante kabbalistische Zusammenhänge mit Jakobs neunstufiger Himmelsleiter und dem zwölfmal verzweigten Sephirothbaum des Sündenfalls. [In Bosnien gilt nach Kronfeld und Hovorka heute noch der Walnußbaum als Lebens- und Schicksalsbaum (I., 328).] Wir sind gewohnt, den Sündenfall auf den Mißbrauch der Zeugungskraft, als des Urübels Egoismus erste und letzte Konsequenz zurückzuführen. Da haben wir ja die sekundäre Arzneiwirkung der Walnuß, deren hebräischer Name uns über Jakobs neunstufiges Sephirothsystem belehrte, und der Zahlenwert 48 des Wortes *Lus* ist neunmal (!) in der kosmischen Schlüsselzahl 432 enthalten. \*) Wenn wir im 27. Kapitel des I. Buches Mosis lesen, wie Jakob seinen Bruder Esau, den haarigen Esau, zweimal betrügt, wie er ihm das eine Mal um ein rotes Linsengericht das Recht der Erstgeburt, das andere Mal den väterlichen Segen ablistet, und wenn wir dann weiterlesen, wie zugunsten des Tölpels der Listige belohnt wird, so sind wir geneigt, all das als Verherrlichung des Unrechts zu betrachten, und wir möchten irre werden an der Moral der Bibel. Und doch scheint sich in dieser Erzählung ein tiefes Esoterium zu verhüllen, das uns unsere Schlüsselzahl 432 aufzuhellen begann, und das Strindbergs Problem „Gehirn und Walnuß“ uns nun vollends zu lösen imstande sein dürfte.

Vielleicht will die rätselhafte Bibelstelle sagen, daß Jakob in dem haarigen Zwillingsbruder Esau seinen tierischen Antipoden, den haarigen Dämon der ichkranken Lusternheit, das tierisch-sexuelle Prinzip überlistet hat und den „Ehebruch mit dem Himmel“ (Balzac) für seine Person gesühnt und so die neunsprossige Himmelsleiter nach Überwindung der Trunkatio wiedergefunden hat. Müssen wir nicht alle den „haarigen

---

\*) Nach dem Talmud hat der Walnußbaum an jedem Zweige neun (!) Blätter, aber auf jedem sitzt ein böser Dämon. (Siehe Horst, Dämonomanie, I. 89.)

Gott", von dem bei Strindberg oft genug die Rede ist, überlisten, wenn wir unser unbeflecktes Erstgeburtsrecht im Reich der monadisch-syzygischen Einheit wiedergewinnen wollen? Jakob wußte das „rote Linsengericht“ zu bereiten, dessen Analogie in der indischen Philosophie das „Reiskorn“ sein könnte, von dem *Balzac* im „Buch der Mystik“ (S. 56) sagt: „Der kleinste Teil ihrer (der indischen Philosophen) Nahrung, ein Reiskorn, aus welchem eine ganze Schöpfung hervorgeht, dieselbe Schöpfung aber auch in demselben zusammengedrängt erscheint, bot ihnen ein so reines Bild des Schaffenden und des abstrakten Wortes dar, daß es keine Schwierigkeit haben konnte, dieses System auch auf Schaffung der Welten auszu dehnen.“ (Wir empfehlen, diese Stelle im Zusammenhang nachzulesen.) Auf die Produktion des Samens verwendet die Pflanze alle Mühe einen Sommer lang, und ist die Samenfrucht geboren, dann erwartet sie geduldig den Winterschlaf oder gar oft auch den Tod. Im Samen fällt aber Tod und Leben zusammen, und Jakobs Linsengericht mag ein Symbol des schöpferischen, im Worte ruhenden Rhythmus sein, der sich in den am Weltbaum auf- und niedersteigenden Kräften des Logos kundgibt, die, selbst eine koinzidente Einheit bildend, Leben und Tod zuteilen dem zwiespältigen Menschengeschlecht, das die Einheit, die Koinzidenz nicht verstehen kann, solange es in der Emanzipation des Ichs verharret. Aber Jakob wußte das „Linsengericht“ zu bereiten, Tod und Leben als Einheit im Feuer einer höheren, läuternden Kochkunst zu kalzinieren, bis er schließlich den Haran, ins Bergland hinanziehend, angesichts der untergehenden (irdischen Verstandes-) <sup>2)</sup> „Sonne“ den kalzinierten „Stein“ zu seinen Häupten legte und dessen, seine Sublimation in der Vision der Himmelsleiter erlebte. Und dann freite er um Rachel (רַחֵל das „Lamm“! Das war also keine mißglückte „Argonautenfahrt“ wie die des Jason, von der wir in unserer Gärungsstudie noch hören werden.

„Der Schüler fuhr fort:“, schreibt Strindberg weiter, „wenn man einen senkrechten Schnitt durch das Klein-

<sup>2</sup> Siehe über „Umstellung der Lichter“.



gehirn macht, so sieht man bekanntlich eine Pflanzenform, ein paarblättriges Blatt, von altersher *arbor vitae*, *Baum des Lebens* genannt.“ Wir wollen es dabei bewenden lassen und empfehlen dem Leser die Lektüre des Blaubuchs. Wir sind überzeugt, daß er dort noch weit mehr zwischen den Zeilen gut verwahrte Zusammenhänge finden wird, als wir hier auf knappem Raum andeuten konnten. Vielleicht merkt dann der Schüler der Kabbala, wo er die Axt ansetzen muß, die das Tier verwundet, das ihm den Eintritt wehren möchte.

Damit wollen wir unsere Anregungen zur Signaturenlehre beschließen und hoffen, einige neue Gesichtspunkte herangezogen zu haben, die da und dort auf fruchtbaren Boden fallen mögen. Insbesondere möchten wir auch wünschen, daß der Sympathetiker das in sein Gebiet Hereinragende wenigstens am Schluß unseres Buches im Interesse einer Vertiefung seiner Kenntnisse rekapitulieren wollte, wenn er auch jetzt unsere Gedankenfäden noch nicht alle zu entwirren vermag.

---

## 9. Kapitel.

### Kuriosa.

Ach, aber unsere Seelen sind an Bücher  
Geheftet und an tote Tempel. Diese  
Kopien des Lebendigen, mit viel  
Irrtümern abgenommen; sie,  
Sie zieh'n wir Gottes hohem Lehrstuhl vor.  
Herder, „Die Welt und die Bücher“.

Es gibt wohl auch Kuriosa, die alles Absonderliche verlieren, sobald man sich die Mühe macht, auch das einmal zu betrachten, was man zunächst für unmöglich halten möchte. Auch uns verbietet der Verstand, für das einzutreten, was wir jetzt vorbringen wollen. Aber warum soll man denn nicht auch einmal Dinge prüfen, gegen die sich unsere unzuverlässige Denkmachine sträubt? Wie wären Entdeckungen möglich, wenn sich nicht zuweilen vorurteilsfreie Geister auch über „Unmögliches“ nachzudenken getrauten.

Das Volk hat seit alters her so ein dumpfes Empfinden, als ob das Obere das Gute, das Untere das Schlechte verkörpere, gerade so wie es von der Überzeugung ausgeht, daß die rechte Seite der Dinge die gute und die linke Seite die schlechte sei. Man weiß nicht weshalb, es ist einfach so. Es wissen nicht einmal alle, daß oben und unten, rechts und links nur Begriffe sind, die der Beschauer in die Dinge legt, ohne daß sie ihnen dem Wesen nach zukommen. Und doch müssen die Dinge im Keime wohl all das enthalten, was wir ihnen zuschreiben, das Falsche so gut wie das Richtige, die Täuschung wie die Gewißheit. Wie könnten wir sonst aus der Betrachtung der Dinge Schlüsse ziehen, wenn nicht der Geist der Wahrheit sowohl wie der Lüge aus ihnen sprechen würde.

Über die uns lächerlich erscheinende Rolle, die die „gute Rechte“ und die „böse Linke“ in der antiken Mantik und heute noch im Sympathiegllauben spielt, machte der jedem Astrologen wohlbekannte *Julius Wilhelm Andreas Pfaff* († 1835) folgende treffende Bemerkungen: „Wenn die Natur verschiedene Beziehungen zwischen Rechts und Links aufstellt, so ist die Aufnahme dieses Satzes in die Astrologie nicht bloß als ein Spiel zu betrachten; wem ist nicht bekannt das rechts und links Gewundene der Schnecken, die Bewegungen der Pflanzen, die Krümmungen ihrer Gefäße; . . . . . die entscheidende Meinung (der Alten) bei den Vorbedeutungen und der Beobachtung der Meteore, der Vögel über rechts und links. Wer weiß nicht, daß dies Rechts und Links jetzt ebenso zu einem Naturgesetz erhoben ist, wie Nord und Süd? Haben wir nicht erst die Hervorbringung des magnetischen Zustandes durch chemische Doppelwirkung (oder dem sogenannten Galvanismus), eine Doppelwirkung auf den Magnet gesehen, die rechts und links wirkend, bald anziehend, bald abstoßend wird. Ich bin weit entfernt der Meinung zu sein, daß unsere Kenntnisse im einzelnen von den Alten geahnt worden seien, aber es wird erlaubt sein, darauf aufmerksam zu machen, daß ein Gedanke oft isoliert sehr paradox erscheinen kann, der, wenn sein Zusammenhang durch die Mittelglieder durchgeführt, sehr endox und gediegen sich zeigt.“<sup>1)</sup> (Astrologisches Taschenbuch für das Jahr 1822, Erlangen, Palm, 1822, S. 47, Anm. 1.) Falls es nicht bekannt sein sollte, fügen wir bei, daß Pfaff erst Direktor der Dorpater Sternwarte war, dann Mathematiker am Realinstitut Nürnberg und später Professor der Mathematik zu Würzburg und Erlangen. Bei Entzifferung der Hieroglyphen hat er ebenfalls Hervorragendes geleistet. Seine Verdienste um die „exakte“ Wissenschaft wurden allseits gewürdigt, aber seine gebildeten Zeitgenossen betrachteten ihn als psychologisches Rätsel, weil sie nicht verstehen konnten, wie ein so selten befähigter Mann „ungangbare Seitenpfade“ (Sigmund Günther) einschlagen konnte.

<sup>1)</sup> Die letzten Worte wurden von uns gesperrt wiedergegeben.

*H. v. Gerstenbergk* führt uns in den „Wundern der Sympathie und des Magnetismus<sup>2)</sup>“ auch ein paar solcher, den Stand unserer jeweiligen Erkenntnis ausspionierender — *curiosus* heißt auch der Spion — Fragezeichen, von denen eingangs die Rede war, vor, unfrisirt, so wie man sie nun einmal in alten Sympathiebüchern antrifft. Im Vorwort seiner eben genannten Rezeptsammlung berichtet er, daß „..... ein geschälter Borsdorfer Apfel, mit einem Messer gegen die Blüte hin geschabt, laxierend, dagegen nach dem Stiele zu geschabt, verstopfend wirkt; — daß die grüne Rinde, sowie auch die darunter befindliche Schale von dem jährigen Wachstum des Holunders, aufwärts dem Wachsen des Holzes nach abgeschabt und so in Milch gekocht, nach geschehener Durchseihung dieses Dekokts<sup>3)</sup> ein vorzügliches Brechmittel abgibt, dahingegen bloß purgierend wirkt, wenn jene Manipulation des Abrindens und Abschabens abwärts nach der Wurzel hin vorgenommen wird; — daß der rote Beifuß (*Artemisia vulgaris* L. d. Verf.), von oben nach unten abgeschnitten, die monatliche Reinigung befördert, in entgegengesetzter Richtung abgeschnitten, dagegen stillt.“

Mag sein, daß sich diese und ähnliche Mitteilungen nicht auf allzu kritische Beobachtungen stützen, daß sie von Mund zu Mund, von Feder zu Feder gedankenlos übernommen als Traditionswelle an die „unverrückbaren“ Gestade unserer „exakten“ Zeit gespült wurden, aber wir halten uns trotzdem nicht für berechtigt, dieses Strandgut ungesichtet vermodern zu lassen. Nicht verwerfen heißt noch lange nicht glauben, aber wir tun gut, wenn wir annehmen als ob es so wäre, wenn wir von Dingen hören, die wir nicht verstehen, und wenn wir das bezweifeln, was wir zu verstehen glauben.

---

<sup>2)</sup> Genauer Titel: Die Wunder der S. und des M. oder die enthüllten Zauberkräfte und Geheimnisse der Natur, enthaltend 700 vielfach bewährte sympathetische und magnetische Mittel usw. in langer Zeit gesammelt und zusammengestellt von *G. v. Gerstenbergk*, Weimar 1849. Druck und Verlag von Bernh. Friedrich Voigt. Enthält sehr gute Rezepte, aber auch wertloses, wie alle sympathetischen Rezeptbücher.

<sup>3)</sup> Decoctum ist eine Abkochung, während Infusum ein Aufguß ist.

In der botanisch-biologischen Literatur haben wir ebenso wenig Stützpunkte für Gerstenbergks Darstellung gefunden, wie in der medizinischen. Und der Botaniker würde sich wohl auf den Mediziner und dieser wieder auf den Botaniker berufen, wenn man ihn fragen wollte. *Berzelius* war aber kein Spezialist, er war Arzt, Chemiker, Botaniker und Pharmazeut; da hofften wir eine Anregung im Sinne des hier aufgeworfenen Problems zu finden. Wir haben seine *Tier- und Pflanzenchemie* (Woehlersche Übersetzung, Dresden und Leipzig, 1837) gründlich vorgenommen und konnten selbst da nicht alles finden, was wir suchten, waren aber nach dem Studium seines Buches überzeugt, daß er eine gute Antwort gewußt hätte, wenn man ihm diese Frage vorgelegt hätte. So sahen wir uns denn ziemlich auf eigene Kombinationen angewiesen.

Folgendes kann jeder leicht selbst beobachten: Eine Apfelsine läßt sich nach der Blüte hin leicht schälen. Geschieht dies aber nach dem Stiel zu, so bleibt das weiße Fleisch der Schale an der Frucht hängen, weil man gegen die Wachstumsrichtung schält. Vielleicht gibt uns dies einen Fingerzeig, aber wir fürchten, auf dem Weg, den wir jetzt einschlagen, den Vorwurf des Mottos zu verdienen.

Das Wachstum ist doch wohl ein elektromagnetischer Vorgang. Nach *Nathansohn* <sup>1)</sup> sammeln sich bei der Zellteilung die Chromosomen am Äquator des Kernes an, spalten sich und bewegen sich nach „den entgegengesetzten Polen der Kernspindel“. Da äußert sich also eine polare Kräftewirkung, nenne man sie wie man will. Die stärkste Wachstumsrichtung dürfte wohl durch in der Zelle wirkende Richtkräfte, heliotrope (positive) beim Pflanzensproß und geotrope (negative) bei der Wurzel bedingt sein. Dasselbe gilt dann auch vom sogenannten Spitzenwachstum der Frucht. Wäre es nun nicht denkbar, daß man beim Schälen, Schneiden usw. gegen die aufwärtsstrebende Stromrichtung eine anders geartete Stromunterbrechung bewirkt, als bei

---

<sup>1)</sup> Prof. Dr. A. Nathansohn, *Allgemeine Botanik*, Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig, 1912.

Vornahme derselben Manipulation im Sinne der Stromrichtung? Diese außerordentlich subtilen Vorgänge wären natürlich örtlich zu denken. Dazu käme noch der hohe osmotische Druck, der durch meist hypotonische Säure-, Basen- und Salzlösungen, durch die Elektrolyte auf die Zellwände ausgeübt wird, der Zellturgor, der bei übermäßiger Steigerung zur Plasmolyse (De Vries), zum Tod des Plasmakörpers führt. Vielleicht wird die Konstante des Zellturgors überschritten und die Elektrolyse gefördert, wenn man gegen die Haupttrichtung des Wachstums schält oder schneidet, vielleicht unterbleiben diese tiefgehenden chemischen und Spannungsveränderungen wenigstens in solchem Umfang, wenn man beim Abschneiden, Entrinden usw. die Wachstumsrichtung einhält. Dies zu prüfen wäre eben Sache des Fachmanns.

Wir wollen nun zum Verständnis des Folgenden und in wohl berechtigter Besorgnis, es möchte Gebildete geben, die nichts von bioelektrischen Vorgängen im Pflanzenorganismus wissen, vorausschicken, was *Raoul H. Francé* in seinem gleichnamigen Werk über „die chemischen Leistungen der Pflanzen“ (Leipzig, Verlag Veit & Co. 1919, S. 127 und 128) sagt: „Elektrolyte bringt nun auch die Pflanze in ihren verschiedenen Salzlösungen hervor. Soweit diese in Betracht kommen, ist in den Zellen jeder chemische Prozeß von einem elektrischen begleitet. Es kann dadurch zu einer eigenartigen Trennung von Kationen und Anionen kommen, daß eine Potentialdifferenz durch die Ableitung eines Stromes nachweisbar wird. Ganz besonders ist das nun durchgängig der Fall, infolge der Lebenstätigkeit, wenn Oxydations- und Reduktionsvorgänge nebeneinander räumlich getrennt, gleichzeitig ablaufen. Desgleichen muß elektrolytische Zersetzung auch bei Diffusionsvorgängen durch semipermeable Membranen eintreten. Daß solche Vorgänge im Getriebe des pflanzlichen Stoffwechsels reichlich vorhanden sind, ist in der Darstellung bislang mehr als genug zutage getreten. Und so darf es uns auch nicht wundern, wenn in den Pflanzen (ebenso wie in den tierischen Nerven) elektrische Ströme auftreten, wofür, um nur eines zu

erwähnen, Munk (Munk, Die elektrischen und Bewegungserscheinungen im Blatt von *Dioanea*, 1876) Belege gegeben hat.

Während die elektrische Stromunterbrechung beim Durchschneiden, wie gesagt eine rein örtliche war, darf man sich die letztgenannten, hieraus folgenden zellularen Vorgänge durchaus nicht örtlich, nur auf die Schnittfläche beschränkt, denken; denn die Pflanze hat eine sehr komplizierte Reizleitung, die Nathansohn an dem Beispiel der *Mimosa pudica*<sup>5)</sup> demonstriert (S. 223 bis 224): „Schneiden wir das äußerste Fiederblättchen eines Strahles an, so klappen zunächst dieses und das gegenüberliegende zusammen und diese Bewegung setzt sich auf dem ganzen Fiederstrahl fort, ergreift dann die anderen Strahlen desselben Blattes und nach einiger Zeit senkt sich auch der Blattstiel durch Krümmung des Hauptgelenkes.“ „Die Reizleitung erfolgt durch ein System schlauchartiger, mit durchbrochenen Querwänden versehener Zellen, die in der Rinde liegen und die ganze Pflanze durchziehen. Das Ausschneiden des Blättchens sowohl wie Bewegungen der Blattgelenke erzeugen hydrostatische Bewegungen in diesem System, durch welche der Erschütterungsreiz von einem Gelenk auf das andere übertragen wird.“

Wenn man sich von der Energie des sogenannten Wurzel- oder Blutungsdrucks der aufsteigenden Saftbewegung des Transpirationsstromes, die wir ebenso wie die Wachstumsenergie als eine elektrische bezeichnen möchten, eine Vorstellung machen will, so höre man, was schon *Berzelius* davon zu sagen wußte: „Dieses Forttreiben der Flüssigkeiten geschieht mit einer sehr bedeutenden Kraft. *Hales* fand, daß sie bei einer Weinranke, welche in der Periode, wo die Bewegung des Saftes am stärksten ist, abgeschnitten war, einer Quecksilbersäule

---

<sup>5)</sup> Das ist die Mimose, die *Claude Bernard* chloroformierte und in Starrkrampf versetzte. Ernährung, Verdauung, Kreislauf, Atmung, Fortpflanzung, örtliche Bewegung, all das spricht man der Pflanze zu, aber — Nerven? das wollen heute wenigstens noch nicht alle wahr haben. *De Candolle* sprach sogar von einer Systole- und Diastole-Bewegung gewisser Pflanzenzellen, also von einer Art Herz-tätigkeit. (cf. *Strindberg*, Nat. Trilog. S. 219.)

von 0,825 m Höhe (33½ Zoll?) das Gleichgewicht hielten." (Berz. Tier- und Pflanzenchemie.)

Auch Berzelius scheint sich darüber gewundert zu haben, wie aus seiner fragenden Parenthese hervorgeht. Ein schwedischer Zoll mißt annähernd 2,45 cm. Es stimmt schon. Auch *Nathansohn* berechnet den Wurzeldruck unter günstigen Umständen auf mehr als eine Atmosphäre. Wie könnten sonst wachsende Pflanzenorgane mechanische Arbeit leisten, zwischen Felsblöcken wachsende Wurzeln dieselben auseinander sprengen? Der osmotische Druck allein reicht zur Erklärung dieser Energie nicht aus, wie Experimente bewiesen haben.

Der Blutungsdruck soll von lebenden parenchymatischen, also kein Protoplasma führenden und doch lebenden (!) Elementen erzeugt werden und in dem Leitungssystem der Tracheen sonderbarerweise nicht zirkulieren, sondern nach einer Richtung, nach oben strömen. Die Nahrungsstoffe lagern sich ab und der Rest soll restlos (?) verdunsten.<sup>9)</sup> Mag sein. Dabei wirkt noch eine andere Kraft mit, das Saugen der Baumkrone. Also eine Wirkung längs der Kraftlinien, am Wurzelpol drückend, pressend, am entgegengesetzten Pol saugend. Aber das ist ja ein Magnet, vielleicht mitunter sogar ein Elektromagnet, weil die Trachealröhren häufig Spiralmgänge aufweisen. Vielleicht sind wir dann doch in gewissem Sinne berechtigt zu der Annahme, daß bei Führung des Schnittes, bei Vornahme des Entrindens usw. entgegen der Stromrichtung entschiedenere und vielleicht auch unerwünschte elektrochemische und sonstige Veränderungen in der Pflanzenzelle vor sich gehen, daß diese elektrochemischen Vorgänge vielleicht sogar auf dem status quo der Unterbrechung stehen bleiben, daß aber die interzellular-

---

<sup>9)</sup> *Strindberg* spricht in *Sylva Sylvarum* (Nat. Tril. S. 219) die Vermutung aus, daß die Ernährung der Pflanzen periodisch verlaufe. Er erinnert daran, daß die Obstbäume zwei Saftstöße haben, die mit den Windmaximis im Frühjahr und Herbst zusammenfallen. Sollten wir berechtigt sein, diese Erscheinung zu verallgemeinern, so müßte der Sympathetiker versuchen, zur Zeit eines Saftstoßes und in der Zwischenzeit abgeschnittene Pflanzenteile in bezug auf ihre physiologischen, chemischen usw. Veränderungen zu vergleichen.



laren Verrichtungen in den abgeschnittenen Teilen der Pflanze unbehinderter zu einem hinreichenden Abschluß geführt werden können, wenn die Manipulationen des Entzündens, Schärens, Abschneidens im Sinne der Stromrichtung erfolgen, ja, daß sich sogar im einen Fall die medizinische Eigenart der Pflanze in ihrem positiven, im andern Fall aber in ihrem negativen Aspekt zu erkennen gibt.

Vielleicht ist die Klage des Baumes, die beim Umsägen unser Ohr trifft, durch Hemmung in Schall umgewandelte Trachealströmung, parenchymatische Elektrizität.

Sollte ein Fachmann an unserer Erklärungshypothese wider Erwarten Interesse finden, so mag er sich auch überlegen, was aus der, in der Rinde der meisten Baumstämme, in den meisten holzigen Pflanzen und in der Fruchtschale (Berzelius) enthaltenen Gerbsäure wird, wenn ihr Werdegang unterbrochen, bzw. wenn die fertige Säure durch Schälen gegen die Stromrichtung gestaut wird. Vielleicht bleibt ihre adstringierende (zusammenziehende) Wirkung latent, so lange sie nicht durch Stauung ausgelöst wird.

Man braucht also keine höhere Magie in Bewegung zu setzen, um die von Gerstenbergk referierte, uralte Anschauung in den Bereich der Möglichkeit zu rücken. Wir sind überzeugt, daß die Wissenschaft bereits in der Lage wäre, falls sie es für passend fände, diese alte „Schäferpoesie“ als ganz natürlichen Vorgang, besser als wir es vermochten, zu „entlarven“.

Dann müssen wir aber fragen:

Welche Naturerkenntnis ist höher zu werten, die der natur- und gottbewußten Kindheitsperiode eines großen, ahnungsvollen Volkes oder die nüchterne Erkenntnis des isolierten Gelehrten unserer Tage, mit der sich die führende Volksseele niemals so richtig verbunden fühlt? Die Verstandesresultate unserer Forschung werden alsbald technisch und wirtschaftlich ausgenützt, und erkälten den Natursinn des Volkes, weil sie ihn rastlos nach Brot zu suchen zwingen. Unsere Maschinen und unsere in zahllose Vielheit zersplitterten, nur lose verbundenen Kenntnis-

fragmente ersparen uns keine Zeit, weil wir arbeiten müssen, um die zeitsparenden Maschinen und die von einer führenden Minderheit geforderten, labilen Kenntnisse uns kaufen zu können, Kenntnisse, die uns im Grunde — d. h. wenn sie unwiderruflich wahr sein sollten — nur einen Teil dessen bestätigen, was wir längst in uns getragen haben, was wir als Kinder wußten, aber nicht sagen konnten.

---

## 10. Kapitel.

### Astrologische und elementare Korrespondenzen.

ουρανο, ανω, ουρανο, κατω.  
αστερα, ανω, αστερα, κατω.  
παν, ανω, παν τουτο, κατω.  
ταυτα, λαβε. και. ευτυχε.

Himmel oben, Himmel unten,  
Sterne oben, Sterne unten,  
Alles oben, all dies auch unten,  
Dieses nimm und sei getrost.

Verum sine mendacio, certum et verissimum: quod est inferius est sicut quod est superius, et quod est superius est sicut quod est inferius ad perpetranda miracula rei unius etc.

Wahr ist, sonder Lügen, gewiß und auf das allerwahrhaftigste, daß dies, so unten ist, ist gleich dem Oberen, und dies, so oben ist, ist gleich dem Unteren, zu vollbringen die Mirakel des Einigen Dings usw.

So lautet der lapidare Einleitungssatz der *Tabula Smaragdina*, der in anderer Fassung auf der *memphitischen Tafel*, deren Urtext mit Übersetzung wir als Motto gewählt haben, wiederkehrt. Uns berührt nicht die Streitfrage, welcher Text der ältere ist, der dem sagenhaften *Hermes Trismegistos* zugeschriebene der Tab. smaragd. oder das in griechischer Sprache mit koptischen Buchstaben in einen Felsen, nahe bei Memphis eingemeißelte, dröhnende Mantram.

Wir wollen auch nicht die mystischen und alchemistischen Interpretationen zu Rate ziehen, auf welche letztere *Latz* in seiner „*Alchemie*“ viel fruchtlosen Fleiß, jedoch nicht ganz umsonst verwendet hat, wenn die Leser seines

Werkes daraus lernen wollten, welche Wege nicht zum Ziele führen. Hat doch Latz selbst aus seiner negativen Arbeit hohen positiven Nutzen geschöpft (siehe Okkulte Medizin, Band XI, S. 33 u. ff.).

Uns soll hier die Gegenüberstellung dieser uralten Dokumente, die vielleicht von einer hohen prähistorischen Kulturepoche zeugen, lediglich das imposante Weltbild der Alten wieder einmal recht anschaulich vor Augen führen, an dem die größten Skeptiker aller Zeiten nicht ohne Staunen, ehrerbietig grüßend, vorbeidefiliierten, wenn sich nicht etwa zuweilen der eine oder andere vergaß und nachdenklich stehen blieb, in nicht ganz „exakte“ Betrachtungen versank, um aus einem Märchentraum erwachend entweder sein Leben dem Rausch des Schauens zu widmen oder mit einer Sehnsucht im Herzen weiterzuziehen. Und heute wallfahren wieder viele zu dem Bild, dessen Inschrift lautet: *Makrokosmos—Mikrokosmos*. Und es sind nicht die Schlechtesten. Den Schleier von dem Bild zu entfernen, in der Plastik des Unendlichen und außerhalb derselben das transkosmisch-Ewige zu erkennen, diesen *kühnen* Mut fordert von uns der wiederkehrende *Geist der Antike*.

*Drehen sich auch Weltanschauungen im Kreise? Sie kommen, gehen und kommen wieder, aber nie auf der gleichen Stufe!* Entweder sind sie vom eigensinnig egoistischen *Wirbel* erfaßt, nach unten gezogen, fast nicht wieder zu erkennen, oder wir begegnen ihnen wieder auf dem Heimweg, wie sie sich willig-selbstlos treiben lassen von der aufwärts strebenden *Spirale*. So oft wir sie wiedertreffen, sind sie andere geworden. Wo ist der *Kreis* geblieben, Nietzsches „Ewige Wiederkehr des Gleichen?“ Und sagt nicht der große „Umwerteter aller Werte“ selbst ein andermal: „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt“ oder „Steigen will das Leben und steigend sich überwinden“?

Unser Zeitalter der Technik und des Verstandes treibt im Taumel sich jagender Erfindungen der Katastrophe zu — ein Prophet hat bereits den „Untergang des Abendlandes“ verkündet — und wer nicht im Schoß

der wiederkehrenden neu-klassischen Antike sich zeitig ein Refugium geschaffen hat, den wird der kommende Wirbel entwurzeln. Das mag übertrieben klingen. Wer aber ein klein wenig sich in der Weltgeschichte umgesehen hat, der kann dieses einfache Rechenexempel leicht selber lösen.<sup>1)</sup>

„Alles auf der Welt Befindliche, Körper und Bäume, hat eine der (ganzen) Welt ähnliche Beschaffenheit, und zwar das Kleinste wie auch das Größte.“ So lehrte *Hippokrat*. Solche und ähnliche Gedanken weisen auf den Stern glauben hin, der in den Mythologien aller Völker eine bedeutende Rolle spielt. Und wenn das Kleinste ebenso geartet ist wie das Größte, so ist das Größte wohl auch zusammengesetzt aus dem *Heißen* und *Kalten*, aus dem *Trockenen* und *Nassen*, gerade so wie das Kleinste. Das war wohl immer wieder der naheliegende Gedankengang der Primitiven oder auf einer höheren Entwicklungsstufe im guten Sinne wieder primitiv Gewordenen. Primitiv heißt „ursprünglich, einfältig“, und braucht nicht immer mit dem Begriff „tiefstehend“ verbunden zu werden.

Da stießen wir soeben auf die heute noch vielfach falsch verstandene Elementenlehre der Alten, die im Mittelalter in die *Humoralpathologie* ausmündete

<sup>1)</sup> An des genialen *Otto Weininger* Aphorisma: „*Der Wirbel ist die Eitelkeit des Wassers; und sein Kreis Egoismus*“ (s. „Über die letzten Dinge“, Leipzig 1904, S. 176, in d. Ausg. v. 1918 gestrichen) anknüpfend schrieb der Münchener Mathematiker *Prof. Dr. F. Schaffhauser* an den Verfasser: „... Der Wirbel (beim Wasser) ist eine konisch verlaufende, nach abwärts ziehende Spirale; wir wissen von ihm, daß er (wie ja alle Dinge in der Welt) nicht zwecklos ist, schon weil er eine Gefahr bedeutet, er zieht den Badenden an, um ihn in seinem Gewinde polypartig zu umklammern; als eine in sich geschlossene Spiralkurve ist er eitel, egoistisch, wie jede geschlossene Kurve, insbesondere der Kreis. (Daß unser Kreis nicht der Idealkreis sein dürfte, haben wir schon im II. Kapitel [I. Teil] erwähnt. Der Verf.) Egoismus ist die verdammteste, gefährlichste aller Suchten, weil er alles rücksichtslos resorbiert. Der Kreis als eine in sich mit unvergleichlicher Widerhaarigkeit gekehrte Figur hat kein Streben, im Gegensatz zur Hyperbel und Parabel, die in ihren Ästen ins Unendliche streben. Das Weib hat in seiner rundlichen, süßlichen, gekurvten Abgeglichenheit kein Streben, ist daher egoistisch, gefährlich und heiratet nur aus Liebe zu sich selbst. Der männliche Körper dagegen ist ein wunderbares Muskelspiel zur Strebigkeit: Eckig, hart (Eckhart), kantig (Kant) strebt er hin zum Göttlichen.“

„Der Wirbel (allgemein) ist das Symbol der Eitelkeit; daher wohl entfernen ihn die katholischen Priester durch die Tonsur (unbewußt). —“

und dort in einer Sackgasse vorläufig einen unrühmlichen Tod fand. „Darumb so soll der Arzt das wissen, daß alle Krankheiten in den dreyen Substantzen (Sal, Sulphur und Mercurius) liegendt und nit in den vier Elementen.“ Damit versetzte *Paracelsus* einer verirrtten, von den Exoterikern falsch verstandenen Theorie mit Recht den Todesstreich. (Strunz, Vol. Paramir., Eug. Diederichs Verlag, 1904, S. 93.) „Dann ursach (der Krankheiten), das sind Conditiones (Bedingungen) nit Complexiones (die „Umarmungen“ je zweier Elemente, die die Konstitutionen ergaben).“ (ib. S. 102.) Damit bahnte der Reformator der neueren Medizin den Weg.

Wenn wir nun doch kurz von den vier Elementen sprechen, so geschieht dies deshalb, weil beim Studium alter, für den Sympathetiker wichtiger Bücher die Kenntnis einer auf die Elemententheorie gestützten Terminologie vorausgesetzt werden muß, und weil wir hier gleichzeitig den Leser zum Quellenstudium ermutigen möchten. Die auch von *Empedokles* vertretene Vierzahl der Elemente treffen wir schon in den mythologischen Kosmogonien der Ägypter an. (*Lepsius*, über die Götter der vier Elemente.)

Qëb	Erde
Râ	Feuer
Shû	Luft

Osiris und Isis      Wasser („die Wasser“).

Das waren die Elementar-Gottheiten des Nilvolkes. Darüber stand *Num*, der Gott der feuchten Urmaterie und „unter seinem Namen verbergen sich vier Götter“. (*Brugsch*, Rel. und Mythol. d. a. Ägypter. Leipzig, 1891, S. 297.) Da tritt uns also in Gott *Nun* noch ein fünftes Prinzip entgegen, das *Pythagoras*, der auf seinen Reisen wohl auch nach Ägypten gekommen sein dürfte, *Aether* nannte. Der *Aether* ist etwas Unfaßbares, *Koinzidentes* (1), an dem all unser Verstandesdenken scheitert. Wir brauchen ihn zum Rechnen und betrachten ihn als ein „Als-ob“, als Substanz oder als nicht vorhanden und irren in jedem Fall, weil nun einmal unser Gehirn diesem Problem nicht gewachsen ist.

Wollen wir diesem seiend-nichtseienden fünften Prinzip einen Namen geben, so nennen wir es Nun, fünfte Urwesenheit, Aether oder — *Akasha*.

Damit sind wir bei den *tattwischen Elementen* der vedischen Philosophie angelangt, von denen wir im Gärungsbuch noch mehr hören werden. Wenn Ordnung der auf die Sinne ausgeübte Eindrücke der Tätigkeit gewisser Richtkräfte ist, dann dürfen wir in dem Sanskritwort *Tattwa* wohl das griechische Wort „tatto“, ich ordne, wiedererkennen. Somit wären also die *Tattwas* sowohl richtende Kräfte als auch der Formeindruck, den sie zunächst unbewußt hervorbringen, bewegende und gestaltende Kräfte, die unsere Sinne in fünffacher Ausfertigung, fünffach modifiziert, auf das Bewußtsein übertragen. Rechnen wir dazu noch den Urimpuls, oder richtiger den Ur-Urursprung, den die Chinesen *Wugi* nennen, die Urquelle all dieser harmonischen \*) und plastischen \*\*) Elemente und geben wir zu, daß ein im Erwachen begriffener sechster Sinn eine sechste Modifikation dieses Urimpulses erfordert, so haben wir, „*Wugi*“ eingerechnet, die sieben *Tattwas* des *Yoga-Systems*. Dann liegt uns aber auch die Vorstellung nahe, daß die bewußten und unbewußten Eindrücke, die der Mikrokosmos Mensch empfängt, eine Projektion der in unserem Kosmosbereich wirkenden sieben bewegenden und gestaltenden Elemente \*\*\*) darstellen, daß ferner unsere Handlungen um so harmonischer sind, je mehr sie sich, trotz individuell verschieden bemessener Willensfreiheit als Rejektionen, Rückstrahlungen bzw. Wirkungen und Gestaltungen des siebenfachen Impulses kundgeben. Solch ein harmonischer Mensch würde zwanglos nach des uralten Dekalogos' Gesetz handeln, würde nicht eigensinnig die große und kleine Ordnung stören und

---

\*) von ἀρμόττω, ich ordne.

\*\*) von πλάττω, ich bilde.

\*\*\*)) Sollte das Wort: Element von l, m und n, den sogenannten liquidis, abgeleitet sein, so wären die Elemente Flüssigkeiten, fließende Substanzen. Das „*Panta rhei*, alles ist im Fluß“ des *Heraklit* hatte schon lange zuvor der chinesische Weise *Kung* ausgesprochen, als er an einem Fluß stand und sagte: „So fließt alles dahin wie dieser Fluß, ohne Aufhalten, Tag und Nacht.“ (*Lun Yü* IX, 16.) Derselbe Gedanke ist der herrschende in dem uralten „*Buch der Wandlungen*“. (cf. *Richard Wilhelm*, I S. VIII)

nicht die „sieben Schalen des göttlichen Zornes“ (Offb. 15 und 16) beschwören, nicht die sieben Grundkräfte reizen, so daß sie fühlbar zu wirken, in sein Handeln einzugreifen beginnen müßten. Auf den Weisen haben die Sterne keinen Einfluß, den Unweisen bedrängen sie und betteln ihn um Ordnung, ihr Lebensprinzip.

Die Sterne? Wir haben geglaubt die Tattwas.

Inwiefern die *Gestirne* tattwische Wirbel, Energieknoten sein dürften, werden wir in unserer oben erwähnten beim Linser-Verlag in Vorbereitung befindlichen „Gärungsstudie“ erfahren. Hier mag einstweilen der Hinweis genügen, daß der Astronom *Prey* (Astronom. Nachr. 1911, Nr. 4516, S. 54 bis 59) die Planetenorte als Schwingungsknoten, die Lücken als Schwingungsbäuche bezeichnet. Im Gärungsbuch werden wir von tattwischen Kräften im „leeren“ Raume sprechen, deren vorherrschendes Element die Bewegung ist. Den Raumkörpern, den Sternen aber werden wir das vorherrschende Element der Gestaltung zusprechen. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß Bewegung und Gestaltung nur relativ trennbare Raumbeziehungen sind, die im Absoluten zusammenfallen, und daß wir hier von Prinzipien, von Urtrieben, nicht von Dingen sprechen. Wir meinen nicht die Planeten, sondern die Rektoren (vgl. *Surya-Valier*, Die okkulte Weltallslehre, S. 267 u. ff. über die Theorie der Rektoren), die bewußten Funktionskräfte der Planeten, die Elohim. †

Sinnlich faßbar ausgedrückt, handelt es sich hier, wie schon erwähnt, um Raumbeziehungen, um Intervall- oder Zahlenverhältnisse, wie sie uns die nicht temperierte, natürliche Tonleiter offenbart. Die Größen dieser Intervalle werden durch ideelle Raumgitterpunkte, die wir Planeten nennen, bezeichnet. Die Alten scheinen ganz ähnlich gedacht zu haben, wenn sie vom Kristallhimmel gesprochen haben, den *Kepler*, als ideell gegeben, wieder rekonstruiert hat. Wir müssen die moderne Raumgitterstruktur der Kristalle als bekannt



voraussetzen<sup>2)</sup>. Das *kosmische Baugesetz* spricht Kepler im Prodrömus zum *Mysterium cosmographicum* (deutsch bei Diederichs in Jena 1918 unter dem Titel „Zusammenklänge“, S. 140) durch folgende berühmte Worte aus:

„Der Erdkreis mißt alles; ihm umschreibe einen Zwölf-flächner. Der Kreis, der diesen umgibt, gehört dem Mars. Dem umschreibe einen Vierflächner; der Kreis, der ihn umfaßt, gehört dem Jupiter; dem Jupiter umschreibe einen Würfel; der Kreis, der ihn umschließt, gehört dem Saturn; schreibe jetzt der Erde einen Zwanzigflächner ein — der Kreis, der ihm eingezeichnet wird, gehört der Venus. Der Venus schreibe noch den Achtflächner ein — der Kreis, der diesem eingelegt wird, gehört dem Merkur. Hier hast du das Zahlengesetz der Wandelsterne“ (siehe Fig. 15).\*)

Das also war des Pudels Kern!

Hinter dem klassischen Fünfkörperproblem *Euklids* (XIII. Buch) steckte noch eine ganz andere Weisheit verborgen, eine echte Weisheit, was allein daraus hervorgeht, daß sie zu Keplers Zeiten ebensowenig verstanden wurde, wie heutigen Tages. Man nennt Keplers

---

<sup>2)</sup> Wer sich über die *Raumgitterstruktur* und die in ihren Intervallen zutage tretenden musikalisch-harmonischen Gesetze unterrichten will, der studiere die in „Ostwalds Annalen der Naturphil.“ (1906—1914) erschienene Aufsatzserie von *Goldschmiedt*, bes. IX. Band (1910) „Über das Wesen der Kristalle“ und V. Band „Über Harmonie im Weltenraum“ (1906, Verlag von Veit & Co., Leipzig), ferner sein Hauptwerk: „Harmonie und Komplikation“ (Julius Springer Verlag, Berlin 1900). — Die meisten Schriften Goldschmiedts sind bedauerlicherweise vergriffen, sicherlich aber noch antiquarisch im Umlauf.

\*) Die Radien der um- bzw. eingeschriebenen sechs Kreise entsprechen ziemlich genau den zurzeit gültigen Planetenintervallen. Kleine Differenzen dürfen uns nicht stören, da wir ja auch mit den „vollkommensten“ Instrumenten der Wissenschaft nur Näherungswerte gefunden haben, die von jedem Fachmann anders berechnet werden. Die Planetenabstände hinwiederum entsprechen bei Anwendung der Goldschmiedtschen Transformationsformel, indirekt, teilweise auch direkt, den musikalischen Intervallen. Figur 15 ist den *Harmonices Mundi*, lib. V. cap. V. Joh. Keplers (herausgegeben von Joh. Plancus, A<sup>o</sup>. MDCXIX, Linz) in natürlicher Größe entnommen. (Die Zeichnung ist den kosmischen Verhältnissen proportional ausgeführt.)

Beiträge zur „Sphärenharmonie“ immer noch eine Spielerei und wundert sich höchstens, daß ein Mystiker die Gesetze der Planetenbewegung überhaupt finden konnte. Man pflegt gleich darauf den Namen Newtons zu nennen, um sich nicht als Anhänger eines Schwärmers bloßzustellen; denn daß Newton zuweilen auch Schwärmer war, ist ja

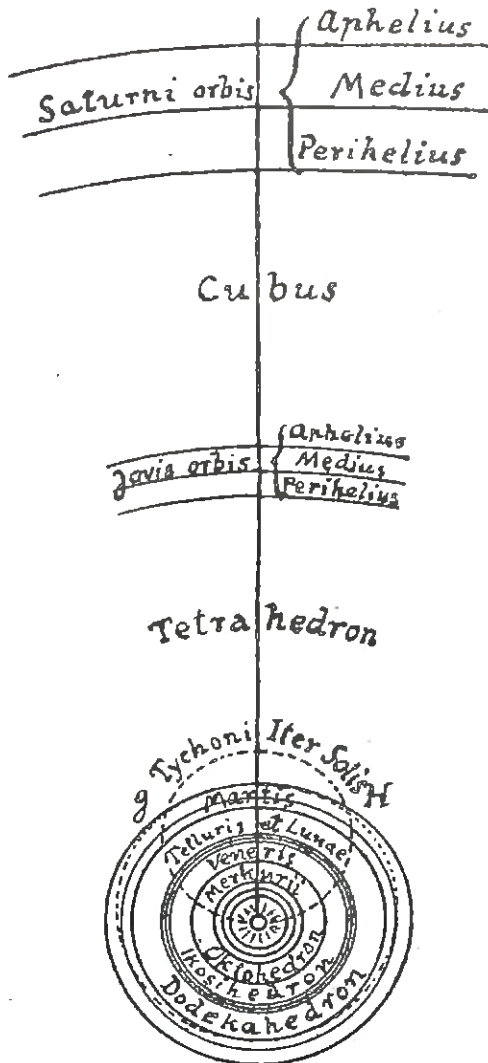


Fig. 15.

weniger bekannt, folglich auch nicht so sehr kompromittierend.

Die fünf Körper: der Kubus (Würfel), das Hexaëder (Sechsfächner), das Tetraëder (Vierfächner) oder die Pyramide, das Dodekaëder (Zwölfächner), das Ikosaëder (Zwanzigfächner) und das Oktaëder (Achtfächner), begegnen uns bei den Kristallen (im III. Teil des XII. Bandes der Okk. Med.) wieder. Aus den gegenseitigen Durchdringungen dieser Systeme ergeben sich immer wieder neue Formen, die Materie ist ja gar nicht so undurchdringbar, wie man bisher geglaubt hat, und da wäre es vielleicht auch für den Astrologen an der Zeit, die Zuteilung der Steine zu den Planeten nach Keplerschen Gesichtspunkten auf Grund ihrer Kristallisationsformen zu revidieren! Wir können hier auf dieses weitläufige Thema leider nicht eingehen. Keplers geometrische und astrologische Korrespondenzen (S. 156 der deutschen Ausgabe) dürften auch über die Qualitäten der Wandelsterne manches Belehrende enthalten, und auch die Lehre von den Aspekten würde auf besseres Verständnis stoßen, wenn man in ihnen die Auswirkung streng mathematisch-harmonikaler Zahlenverhältnisse erkennen wollte. Mancher Außenseiter, der in der Astrologie vorerst nur haltlose Spekulationen erkennt, könnte ein eifriger Anhänger werden, wenn unsere Astrologen auf dem Lebenswerk Keplers weiter bauen würden. Wir geben gerne zu, daß es bereits gute astrologische Bücher gibt, aber noch fehlt uns ein kosmo-technisch begründetes Lehrbuch und wir vermissen überall den Ausbau des Keplerschen Fundaments.

In dem „Baugesetz“ unsers Sonnensystems kehren auch die *musikalisch-geometrischen Korrespondenzen* wieder, die schon die pythagoreische Schule gefesselt haben, deren tiefgehende Erkenntnis aus Platons *Timaios* spricht, und nach langer Pause nimmt Kepler den fast verlorenen Faden wieder auf, und A. v. Thimus war es vorbehalten, der Sterne irdischen Abglanz, die Musik und die Mystik der Töne aus der Überlieferung der Jahrtausende herauszuschälen, während *Goldschmiedt* als moderner Orpheus die in der Erde versteinerten Sphären-

akkorde<sup>3)</sup> durch eine neue „Lithika“ aus ihrem Bann befreite. Und Goldschmiedt ist kein Okkultist, kein

<sup>3)</sup> Ebenso wenig wie wir den Akkord eines Kristalls nehmen können, hören wir die Harmonie der Sphären, die Kepler (Lib. V. c. III., p. 213 der *Harmonices Mundi*, als *rationalis non vocalis*, als „errechnbar aber nicht als lautbar“ bezeichnet. Es handelt sich also hier um Korrelationen der Zahl, deren Eigenart sich auf verschiedenen Ebenen in verschiedenen Modifikationen äußert. Untersuchen wir die in die Reichweite unserer sinnlichen Sphäre fallenden Akzidentien der Zahl, so stoßen wir letzten Endes immer auf ein irrationales Substrat, auf Näherungswerte, die einen Pi-Faktor oder noch höhere, von uns lümmatische Reste genannte, Irrationalien enthalten. Ist dieses Substrat der Äther? Wir wissen es nicht. Jedenfalls hat es dieselbe sinnverwirrende Eigenschaft, daß man in Näherungswerten damit zu rechnen gezwungen ist, ohne es jemals fassen zu können, ganz wie der Äther. Nachdenklichen Lesern möchten wir folgende Anregung geben:

Pfeiffer hat uns in seinem Werk „Der goldene Schnitt und dessen Erscheinungsformen in Mathematik, Natur und Kunst“ (1885) gelehrt, daß wir allüberall, wohin wir auch unsere Blicke wenden mögen, die stetige Teilung vorfinden. Nebenbei bemerkt: dreizehn — warum gerade dreizehn? — Beziehungen oder Wirkungen wies Luca Pacinoli (1497) an einer stetig geteilten Linie nach. Setzt man die zu teilende Strecke = 1, so ist bekanntlich der Wert des größeren Abschnittes, des Major =  $\frac{\sqrt{5}-1}{2}$ .

Jetzt aufgepaßt! „Verwandeln“ wir diesen Ausdruck in einen Kettenbruch:

$$\frac{1}{1+\frac{1}{1+\frac{1}{1+\dots}}}$$

so erhalten wir als Näherungswerte die sog. Lamésche Reihe  $1, \frac{1}{2}, \frac{2}{3}, \frac{3}{5}, \frac{5}{8}, \dots$  oder die musikalischen Intervallverhältnisse der Prim (= 1), Oktave (1:2), Quinte (2:3), der großen (3:5) und kleinen Sext (5:8) usw.

Das Irrationale, das Substrat ist uns also bei der Verwandlung aus den Händen geschlüpft, es hat uns aber im Vorbeigleiten mit der rationalen, sinnlich faßbaren Tonleiter beschenkt und das Übersinnliche in uns hat eine Eintrittskarte in höhere Sphären erhalten. Weiß nun der Leser, weshalb wir die Sphärenharmonie nicht hören, obwohl wir aus ihr all unsere Kräfte saugen? Soll sich der Sympathetiker nicht der Musik und der Zahl bedienen oder ist es vermessen, wenn er als Diener mit den stets dienstbereiten, gigantischen, harmonischen Kräften des Universums seine leidenden Mitmenschen in Verbindung setzt und diese Kräfte bittet, die verwirrten „Zahlen“ der Sterblichen zu ordnen? Nein, aber vermessen wäre es, wenn er sich zum Meister ernennen, wenn er mit frecher Stirne der Übermacht befehlen wollte. Das wäre Selbstvernichtung, Wahnsinn, die unauslöschbare „Sünde wider den Geist“. Der echte Magier wartet auf den Befehl von oben, oder richtiger von außen; denn Gott, als „Ort der Welt“, ist überall.

Schwärmer, sondern anerkannter Kristallograph in Heidelberg.

Für uns folgt aus all dem, daß auch die astrologische Zuteilung der Töne zu den Planeten revidiert werden müßte. Das ist allerdings keine leichte Arbeit, aber wenn sie die „exakte“ Wissenschaft nicht leistet, so muß sich der Sympathetiker, wie schon so oft, selbst den Weg bahnen. Er muß den Korrespondenzen nachspüren, wo immer er sie findet. Bietet sich ihm dabei die Natur selbst als Führerin an, öffnet ihm Allmutter selbst die Augen, dann mag er sich glücklich preisen; denn er wird keine Umwege einschlagen müssen.

Wir geben auf Tafel I, II und III (am Schluß) eine Übersicht über die Korrespondenzen. Unter den Astrologen herrscht teilweise Meinungsverschiedenheit über die Zuteilung der verschiedenen Seinsarten zu den sieben kosmischen Prinzipien. Wir verglichen viele Werke und Meinungen, und so entstand diese Tabelle, die sich mit den vorherrschenden Ansichten wohl in den allermeisten Punkten decken dürfte.

Nach *H. P. Blavatzky* (Geheimlehre) gibt es nur „sieben Planeten, die speziell mit der Erde in Zusammenhang stehen . . .“ Wir haben die sogenannten Mystiker *Uranus und Neptun* trotzdem in unsere Tabelle aufgenommen, da sie nun einmal der moderne exoterische Astrologe nicht vernachlässigen kann. Die Tafeln sollen teils der Praxis dienen, teils der Forschung. So wird sich z. B. der Praktiker an die Tonkorrespondenzen der astrologischen Überlieferung halten, der kritische Forscher aber wird sein Augenmerk auch auf die abweichenden Zuteilungen der großen Meister Kepler und Thimus richten.

An Hand eines Beispiels wollen wir später auf die praktische Anwendung der Tafeln zurückkommen.

Wer sich nach den angeregten Gesichtspunkten mit einer Revision dieser Tafeln befassen will, der muß allerdings vorsichtig zu Werke gehen; denn es steht zu bedenken, daß viele gleichlautende Angaben viel für sich haben, daß wir einerseits nicht rücksichtslos verwerfen dürfen, was Jahrtausende bestätigt haben, daß wir aber ande-

rerseits auch nicht auf die „Meister schwören“ sollen, wenn unsere persönliche Weltanschauung nicht dogmatischer Entartung anheimfallen soll. Schließlich bitten wir nicht zu vergessen, daß „Entsprechungen“ keine „Gleichheiten“ sind, ein Punkt, auf den *R. Steiner* unseres Erachtens viel zu wenig hingewiesen hat. Wenn man beispielsweise sagt, daß die Kiemen der Fische den Lungen der Säugetiere „entsprechen“, so ist dies eine funktionelle Entsprechung, wenn man ferner zwischen Tönen und Farben gewisse Beziehungen feststellt, so hat man es in diesem Fall mit qualitativen Modifikationen ein und derselben Idee, also wieder mit ganz anders gearteten Entsprechungen zu tun usw. Man darf also durchaus nicht stumpfsinnig kurzweg von Korrespondenzen sprechen, wenn man Anspruch darauf erheben will, von seiten einer mit Recht strengen Kritik ernst genommen zu werden. Wir dürfen nicht vergessen, daß es sich hier um Gedankengänge handelt, die dem Okkultisten, dem Esoteriker, dem Mystiker, dem Swedenborgianer usw. längst geläufig sind, dem Außenstehenden aber zunächst sehr monströs erscheinen müssen. Dies müssen wir wohl berücksichtigen, wenn wir Anhänger werben wollen. Hier müssen wir uns damit begnügen, auf diesen Punkt mit Nachdruck aufmerksam gemacht zu haben.

Wenn wir nun wieder zu unserer *Elemententheorie* zurückkehren, so wäre vor allem zu bemerken, daß die Alten unter den vier bzw. fünf Elementen zunächst etwas Prinzipielles, etwa den indischen *Tattwas Analoges*, verstanden wissen wollten, und daß sie dabei ursprünglich wohl von der Zweiheit, aber schon sehr bald von der Dreiheit, ausgegangen sind, zu welcher letzterer nach einem längeren Interregnum der Vierheit vielleicht als erster *Basilus Valentinius* und dann *Paracelsus* wieder zurückkehrten. Die Exoteriker hielten allerdings noch lange nachher an der Vierheit fest.

*Platon* sagt im *Timaios*: „Vorläufig haben wir also drei Gattungen (der Wesenheit) zu beachten: Das *Werdende*, das, worin es wird, und das, dessen nachgebildetes Erzeugnis es ist, wir können denn auch die aufnehmende Gattung passend mit der Mutter vergleichen, die erzeugende mit dem Vater und die zwischen beiden

stehende mit dem Kind; . . ." (Kiefer, Timaios, S. 56.) Die platonische Schule rechnete also bereits mit drei Prinzipien. Um auf eine rein dualistische Prinzipientheorie zu stoßen, müssen wir, von *Gebers* rein exoterisch-dualistischer Theorie abgesehen, schon sehr weit zurückgreifen, auf die bereits an anderer Stelle kurz erwähnte Yin- und Yang-Philosophie der Chinesen. Den „Geist über den Wassern“ der Genesis dürfen wir ja schon nicht mehr so ohne weiteres als Belegstelle einer dualistischen Auffassung heranziehen, wie der Leser unserer Zeilen bereits wiederholt bemerkt haben dürfte, und die zeitweiligen dualistischen Interregna dürfen wir wohl als naturgesetzlich-rhythmische Bewegungen der auf- und abebbenden menschlichen Erkenntniswelle auffassen, deren Schwankungen die in die zu allen Zeiten prinzipiell gleichgebliebene Geheimlehre wirklich „Eingeweihten“ meist zu entgehen wußten.

Auch die *Tabula Smaragdina* spricht bereits von der Dreieinheit: *Res una, Pater und Mater*; das Einige Ding, Vater und Mutter. Und diese Dreieinheit ist geboren aus der Einheit durch *meditatio* und *adaptio*, durch wiederholtes Nachdenken über sich selbst (die Silbe „it“ in *meditor* drückt Wiederholung aus) und durch Passendmachung. Wiederholtes Denken ist aber Bewegung, und Anpassung ist Gestaltung. Wir können nun in dem am Eingang dieses Kapitels unterbrochenen Text der hermetischen Tafel fortfahren:

*Et sicut omnes res fuerunt ab uno, meditatione unius; sic omnes res natae fuerunt ab hac una re adaptione.*

„Und gleichwie alle Dinge von und aus dem Einigen Ding (bereits) gewesen sind durch die *Denkbewegung* desselben, also waren geboren alle Dinge aus dem Einigen Ding durch *Gestaltung*.“ †

Dann erfahren wir, wie aus der göttlichen Dreieinheit die irdische Vierheit hervorging:

*Pater eius est Sol, mater eius Luna. Portavit illud ventus in ventre suo, nutrix eius terra est.*

„Sein Vater ist die Sonne, seine Mutter der Mond. Getragen hat es der Wind in seinem Bauch, seine Ernährerin (Säugamme) ist die Erde.“

Die *heiße* Sonne, der *feuchte*, kalte Mond, der *luftige* Wind und die *trockene* Erde. Wir sehen, daß hier der Erde die sekundäre Rolle der Amme zugewiesen ist. Sie ist nicht direkt am Schöpfungsakt beteiligt, sondern sie fungiert als Erhalterin, und im Timaiosgespräch findet sich sogar eine mathematische Begründung<sup>4)</sup>, weshalb Feuer, Luft und Wasser wohl ineinander, aber nicht in die Erde und die Erde nicht in jene übergehen könne (*Kiefer*, S. 62 u. ff.).

Wollen wir demnach mit *Paracelsus* die Dreiteilung des Einigen Dinges anerkennen, so fällt das irdische Erhaltungsprinzip in der Theorie zunächst fort, und unsere Betrachtungsweise erhebt sich auf den höchsten Standpunkt, zur *res una*, zur göttlichen *Drei-Einheit*, die keiner Erhaltung bedarf, da sie als ungeworden, jenseits von Werden und Vergehen, in sich selber ruht.

Aber auch *Paracelsus* griff zur Matrix, der das IV. Buch *Paramiri* gewidmet ist; denn auch er mußte wieder herabsteigen, wenn er zu seinesgleichen sprechen wollte. „Der Acker ist die Erden, in der gesäet wird: also ist die Matrix die Erden und ist dein besonder Faß. Nun wächst aus der Erden nichts, es seyen denn die andern drey darbey, . . .“, nämlich Wasser, Luft und Feuer (*Strunz*, S. 240). Damit hat er seine Dreiprinzipienlehre nicht verworfen, sondern im Gegenteil die Elemententheorie der Alten wieder auf eine gesunde Basis gestellt, auf die Lehre von der Elementarmetamorphose der Genesis. Verstehen wir den Werdegang der Elemente vom Standpunkt der drei bzw. vier kabbalistischen Triaden, dann wird uns vieles klarer werden. Das vierte Prinzip, die Erde, erscheint uns dann als eine Folge der Trunkatio.

Nun wollen wir einen französischen Autor zu Worte kommen lassen: *Sédir*, den Schüler des *Papus* (Dr. med. Encausse). Seine Ausführungen werden uns

---

<sup>4)</sup> Über das *Platonische Idealdreieck* und die daran geknüpfte mathematische Begründung der Elemententheorie cf. *Zeller*, die *Philos. d. Griechen*, II, Bd. S. 514 Fußn. und *Martin*, *Etudes*, II, 239. Wir machen jeden *Timaios*freund nochmals mit Nachdruck auf den Namen *Zeller* aufmerksam.



wieder mitten in die Praxis versetzen. Zunächst bringt unser Autor einleitende Worte von *Saint-Martin*.

*Les Plantes Magiques* (Pflanzenmagie) ist Sédirs Buch betitelt (2. Auflage, Paris, Bibliothèque Chacornac, Quai Saint-Michel 11, 1907, S. 39 u. ff.). Das Kapitel ist überschrieben:

Signaturen (Physiognomik der Vegetabilien<sup>5)</sup>).

„Chaque plante est une étoile terrestre.“ „Jede Pflanze ist ein irdischer Stern.“ „Ihre himmlischen Qualitäten (propriétés) geben sich durch die Farben der Blumenblätter (pétales), ihre irdischen durch die Form der Blätter (feuilles) kund; die ganze Magie kommt in ihnen zum Ausdruck, da ja die Pflanzen die ganzen astralen Kräfte verkörpern.

„Drei verschiedene Schlüssel lassen sich anwenden, um aus den äußeren Eigenschaften einer Pflanze ihre inneren Tugenden zu erkennen: Der zweifache, der vierfache Elementar- oder Zodiakal-(Tierkreis-)schlüssel und der siebenfache oder der Planetenschlüssel.

„Der zweifache Schlüssel: Es folgt die Theorie des *Saint-Martin* mit zwei praktischen Beispielen.

„„Es gibt in jedem Ding, sei es materieller oder immaterieller Art, eine impulsive Kraft (force impulsive), die das Prinzip darstellt, aus dem dieses Ding seine Existenz ableitet . . .

„„Aber diese universelle, impulsive Kraft, die wir in der Natur beobachten, könnte nicht auftreten, wenn nicht eine kompressive (force compressive), gewissermaßen entgegengesetzte Kraft sie einschränken würde, um die Intensität der ersteren zu vermehren; und diese (letztere) Kraft ist die Triebfeder, die gleichzeitig alle Eigenschaften (propriétés) und alle Formen entwickelt und in die Erscheinung treten läßt und durch den Schwung der bewegenden Kraft gebärt.

„„Die Vegetation überhaupt bietet uns, streng genommen, nur zwei Gesetze dar in all ihren verschiedenen Tätigkeiten. Im Kern einer Frucht hat der Widerstand das Übergewicht über die Kraft, und so bleibt der Kern

<sup>5)</sup> Diese Abhandlung hätte eigentlich ihren Platz im Kapitel „Signaturen“ finden müssen, aber es waren zuvor noch Erörterungen nötig, die sich dem vorliegenden Kapitel besser eingefügt haben.

in Untätigkeit. Wenn man ihn aber eingepflanzt hat und das Wachstum beginnt, so kann dieses nur dadurch eintreten, daß die Kraft den Widerstand bekämpft, um sich mit ihm ins Gleichgewicht zu setzen. Wenn dann die Frucht ansetzt, so ist es wieder die Kraft, die dem Widerstand überlegen ist<sup>6)</sup> und die alle Hindernisse zu besiegen wußte. Nichtsdestoweniger bietet sich uns die Frucht so dar, als ob sie eine Einheit wäre aus Kraft und Widerstand, während sie doch zusammengesetzt ist aus substanzialisierten Eigenschaften sowohl wie aus der Umhüllung, in der dieselben enthalten sind und in der sie angesammelt, konserviert und verstärkt werden nach dem universellen Gesetz der Dinge.

„ „An diesem Beispiel sieht man, welche Qualen die primitive und ewige (éternelle, wir würden sagen: „unendliche“, infine, d. Verf.) Natur zu leiden hat, Qualen, die wir gar wohl kennen, weil wir Menschen ja auch unseren Anteil daran haben.“ „

Saint-Martin, *Esprit des choses*, tome I, p. 140.

„ „Der Zweck der Vegetation“ „, fährt dieser Eingeweihte (adepte) im nämlichen Werke fort, „ „ist, uns die Strahlen der Schönheit, der Farbe und der Vollendung aus der Quelle ihres Ursprungs, die in einer höheren Ebene sprudelt, zu übermitteln. Und diese Strahlen haben nur die eine Tendenz, sich auf unserer Daseinsebene niederzuschlagen.

„ „Jedes Samenkorn ist ein kleines Chaos.

„ „Alles in der Natur ist durch Spaltung entstanden. Die Energie äußert sich in der Zweiheit: Kraft und Widerstand.

„ „Ist die letztere Energieäußerung von der ersteren (ist die gestaltende von der bewegenden Kraft, d. Verf.) getrennt, so entsteht Wasser, unterziehen sich diese Kräfte dieser Trennung nicht, so entsteht Feuer.“ )

„ „Ebenso manifestiert sich die Vereinigung des Feuers mit dem Wasser in der grünen Farbe der Blätter. Die Putrefaktion, die Fäulnis, manifestiert sich in den Wur-

<sup>6)</sup> Im Original nicht gesperrt.

<sup>7)</sup> Hier scheint etwas nicht zu stimmen. Wir geben den Originaltext: „*Tout dans la nature est composé d'une action divisante: la force, et d'une action divisible: la résistance. Quand la seconde est privée de la première, elle produit de l'eau; quand elle ne subit pas*

zeln und die Sublimation (Auftrieb, Wurzeldruck; die besten Bestandteile eines Körpers durch Feuer in die Höhe treiben, heißt sublimieren, d. Verf.) in den lebhaften Farben der Blumen und Früchte.

„Die Samenkörner sind das Gefängnis der höheren Kräfte. Dieser Vergleich möge an die Geschichte vom Sündenfall erinnern und an den Mythos vom Saturn, der seine Kinder verzehrt.

„Somit ist die Entstehung der Arten ein Kampf, dessen Phasen sich durch die Signatur enthüllen, und es gibt nichts auf der Welt, das nicht durch seine äußere Gestalt die Geschichte seines Werdens erzählte. . . . .

„Bei der Eiche ist der Kern (l'amende), dessen Geschmack herb und rauh ist, in der Eichel (dans son gland) eingeschlossen. Er zeigt an, daß der Eichbaum sich einer heftigen Anstrengung unterziehen mußte nach der Seite der Widerstandskraft hin, einer Anstrengung, die auf nichts weniger, als auf die Vernichtung dieses Widerstandes hinzielte. . . . .

„Wenn wir gleichzeitig das Blatt der Rebe betrachten, den Kern der Traubenfrucht und die Eigenschaften des Weines, so werden wir bald bemerken, daß im Kern das Wasser bis zum äußersten verdichtet wurde durch den Widerstand, der bewirkt, daß sie sich mit einer solchen Fülle in den Ranken und Blüten entwickelt.

„Was bei dieser Expansion des Wassers das Blatt der Rebe anzeigt, durch seine Form, die nicht so üppig ist, daß sie von ihrem Feuer getrennt gewesen sein kann, beweist,

---

cette privation, elle produit le feu.“ Wir sind der Ansicht, daß die isolierte bewegende Kraft mit dem Prinzip *Feuer*, die isolierte gestaltende Kraft dagegen mit dem Prinzip *Wasser* identisch ist, und daß aus der Vermischung und dem Ausgleich der Gegensätze der koinzidente Urstoff, das „*Ferment der Gleichheit*“ in jedem Augenblick geboren wird.

Auch in den nun folgenden Ausführungen *Saint-Martins* erkennen wir zwar viel Gutes, aber auch viel Gekünsteltes. Die Prinzipientheorie kurzerhand auf die Signatur der Farbe und des Geschmacks zu übertragen, geht entschieden zu weit. Immerhin sind die rein theoretischen Deduktionen des französischen Autors sehr interessant und lehrreich. Man sieht an diesem Beispiel wieder einmal, daß man nicht auf die „Meister schwören“, aber das Gute ergreifen soll, wo immer man es findet. In diesem Sinne wolle der Leser auch unsere Worte prüfen, bevor er gläubig zustimmt. Nur so kommen wir vorwärts!

daß ihre Faktoren zwiefach sein müssen, wie bei einer unbegrenzten Menge anderer Pflanzen. . . . .”

Soweit wollen wir Saint-Martins interessante, mit unseren Theorien in vielen Punkten übereinstimmende Philosophie der Elemente rezitieren. Nun soll *Sédir* selbst uns die Praxis lehren. Da wir aber ebenfalls nicht ganz auf seinem zuweilen mittelalterlich-schematischen Standpunkt stehen, möge seine Darstellung in erster Linie als Schlüssel zu der auf der Elementarphilosophie des späteren Mittelalters aufgebauten Literatur betrachtet werden.

„*Grundlegende elementare Klassifikation*: Man weiß, daß jedes der vier Elemente und deren Quintessenz mit je einem unserer Sinne korrespondiert, d. h., daß jede dieser fünf Bewegungsformen uns die Eigenschaften der Gegenstände enthüllt durch eine (spezifische) Vibration eines unserer sensorischen Nervenzentren.

Die Erde korrespondiert mit dem Geruchsvermögen (odorat) . . Geruch (odeur).  
 Das Wasser korrespondiert mit dem Geschmacksvermögen (goût) . . Geschmack (saveur).  
 Das Feuer korrespondiert mit dem Gesichtsvermögen (vue) . . . . Gestalt (forme).  
 Die Luft korrespondiert mit dem Gefühlsvermögen (toucher) . . Volumen (volume).  
 Die Quintessenz korrespondiert mit dem Gehörsvermögen (ouïe) . . Geist (esprit).

Daraus ergibt sich *Tabelle I*:

Pflanzen	Geruch der Blumen	Geschmack der Früchte	Allgemeines Aussehen	Volumen
der Erde	fad (grasse)	süß	gedrungen, gelblich	klein
des Wassers	geruchlos	säuerlich	kriechend, niedrig, grünlich	Stempelklein, Blätter und Früchte groß
des Feuers	durchdringend	stechend	gewunden, rötlich	mittelmäßig, strahlig
der Luft	schlecht	zusammenziehend	schwungvoll, bläulich	sehr hoch

„Die Tabelle hält sich nur an die einfachen Typen rein theoretischer Natur; in Wirklichkeit muß man die vier Elemente miteinander kombinieren und man erhält Tabelle II der Tierkreiszeichen, die den allgemeinen Charakter einer Pflanze anzuzeigen imstande ist.

„Wenn man nun z. B. die Qualitäten einer mit der Signatur des Widders versehenen Pflanze a priori mit Hilfe dieser zweiten Tabelle feststellen will, so sieht man, daß der Widder feurig (Vertikal-Kolonne) und irdisch (Horizontal-Kolonne) ist, die Eigenschaften der Pflanze werden somit nach Tabelle I folgende sein: durchdringender, fader Geruch, stechender, aber nicht unangenehmer Geschmack, die Blüten sind orangerot und die Pflanze ist klein, aber doch kräftig gewachsen.“

*Tabelle II.*  
*Zodiakalsignaturen.*

	Feuer	Erde	Luft	Wasser
Feuer	Feuer	2 Stier	3 Zwillinge	4 Krebs
Erde	1 Widder	Erde	7 Wage	8 Skorpion
Luft	5 Löwe	6 Jungfrau	Luft	12 Fische
Wasser	9 Schütze	10 Steinbock	11 Wassermann	Wasser

Es folgt nun im französischen Text die Besprechung der Pflanzen nach Zodiakalsignaturen. Da im wesentlichen nur der Inhalt der beiden Tabellen in Worte gekleidet wird, können wir diesen Abschnitt überschlagen und gleich zu Sédirs siebenfachem oder Planetenschlüssel übergehen, der bereits im VII. Band der „Okkulten Medizin“ (S. 62 ff.) mit geringen Abweichungen wiedergegeben und besprochen wurde.

Sédir schreibt also weiter:

„Hier folgen mit wenigen Worten die Grundlagen der Klassifikation:

Saturn ♄ : zusammenziehend, konzentriert,  
 Jupiter ♃ : strahlend, majestätisch,  
 Mars ♂ : cholertisch, stachelig,  
 Sonne ☉ : Schönheit, Edelmut, Harmonie,  
 Venus ♀ : lieblich,  
 Merkur ☿ : unbestimmt,  
 Mond ☾ : fremd.

„Diese Charaktere entwickelnd erhält man:

*Tabelle III.*

Saturn	groß und traurig	Blüte schwarz grau	stinkend	Früchte herb giftig
Jupiter	groß, buschig	blau oder weiß, lebhaft	geruchlos	süß, säuerlich
Mars	klein, stachlig	rot, klein	stechend und unangenehm	hitzig, scharf, würzig, giftig
Sonne	mittelmäßig	gelb	aromatisch	säuerlich, gut
Venus	klein, lebhaft, blühend	wie Rosen schön u. groß	ausgezeichnet und schwer	keine Früchte oder süße
Merkur	mittelmäßig, gekrümmt	klein, mannigfaltig	durchdringend oder schlecht	gemischter Geschmack
Mond	bizar	weiß	geruchlos oder fad	geschmacklos und ecoeurant (?)

„Der Geschmack ist bestimmt durch das Salz der Erde, in der die Pflanze wächst; er zeigt das Ideal der Pflanze an und den Weg, den man einzuschlagen hat, um ihren Balsam auszuziehen.

„Die Blätter und der Stengel deuten auf den dominierenden Planeten.

„Bei der Pflanze ist

die Wurzel dem Saturn,  
 der Same und die Rinde dem Merkur,  
 das harte Holz dem Mars,  
 die Blätter dem Mond,  
 die Blüte der Venus und  
 die Frucht dem Jupiter zugeordnet.“

Schließlich dürfte den Leser noch folgende Aufstellung Sédirs über die „Freundschaften und Feindschaften der Pflanzen nach Maßgabe der Signaturen“ interessieren:

Freundliche Zeichen: ♃ : ☉ u. ♃<sup>9)</sup>

♈ : ♃ u. ☉

☉ u. ♃

♈ : ♃

♈ : ☉

Feindliche Zeichen: ♃ : ♃, ♈

♈ : ♃

☉ : ♃

♈ : ♃ u. ☉

Feindliche Planeten: ♃, ♂, ☉<sup>9)</sup>

Freundliche Planeten: ♀ mit allen übrigen, bes. mit ♂

♃ mit allen übrigen, bes. mit ♃

<sup>9)</sup> Da nicht alle Leser die astrologischen Symbole der Tierkreiszeichen kennen werden, wollen wir dieselben nachfolgend bezeichnen: Widder ♈, Stier ♉, Zwillinge ♊, Krebs ♋, Löwe ♌, Jungfrau ♍, Waage ♎, Skorpion ♏, Schütze ♐, Steinbock ♑, Wassermann ♒, Fische ♓.

<sup>9)</sup> Die Freundschaften und Feindschaften der Planeten möchten wir lieber nach A. M. Grimm (Lehrb. d. Astrol. und Horoskopie, 3. Lieferung, Selbstverlag, Bad Tölz, S. 126) folgendermaßen rubrizieren:

Planet:	Freunde:	Feinde:
Sonne ☉	♃ ♀ ♃	♃ ♀ ♂ ☉ ♃
Mond ☾	♃ ♀ ♃ ♃ ♃ ♃	☉ ☉ ♂ ☉
Merkur ☿	☉ ♀ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃	☉ ☉ ♂
Venus ♀	☉ ☉ ☉ ♂ ♃ ♃ ♃	♃ ☉ ☉
Mars ♂	☉ ☉ ☉ ♀ ♃ ♃ ♃ ♃	☉ ☉ ☉ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃
Jupiter ♃	☉ ☉ ☉ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃	☉ ☉ ♂ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃
Saturn ♄	☉ ☉ ☉ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃	☉ ☉ ♂ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃
Uranus ♅	♃ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃	☉ ☉ ♂ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃
Neptun ♆	☉ ♀ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃	☉ ☉ ♂ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃ ♃

Zum Schluß sollen noch folgende bedeutsame Worte, die dem ersten Kapitel der „Pflanzenmagie“ Sédirs entnommen sind, dem Leser Stoff zum Nachdenken über das Wesen der Elemente geben. Unter „Botanogénie“ schreibt unser Autor:

„Nachdem wir uns entschlossen haben, in diesem kleinen Buch nur traditionelle Notizen über den Gegenstand, der uns hier beschäftigt, vorzubringen, wollen wir damit beginnen, den Leser mit den authentischen Quellen bekanntzumachen.

„Zu allererst soll uns das älteste Denkmal, das wir besitzen, der *Sepher Mosis*, über die Lehren der Eingeweihten der roten und schwarzen Rasse belehren. Vers 2 des ersten Kapitels der Genesis wird folgendermaßen erklärt:

»Fortfahrend seinen Willen zu verkünden, hatte Er, der Inbegriff aller Gottheiten, gesagt:<sup>10)</sup> Die Erde wird hervorbringen ein wachsendes, aus einem eingeborenen Keim aufgehendes Gewächs, eine fruchtbare Substanz, die ihre eigene Frucht trägt, nach ihrer Art<sup>11)</sup> und die samentreibende Energie in sich birgt. Und das hat sich folgendermaßen zugetragen.«

„Dies hat sich am dritten Tage zugetragen, nach dem dieser Stelle folgenden Bericht:

Feuer	:	1. Tag:	Erschaffung des Lichtes.
Wasser und Luft	:	2. Tag:	Fermentierung der Wasser; ihre Spaltung.
Erde	:	3. Tag:	Gestaltung der Erde; ihre Vegetation.
Feuer	:	4. Tag:	Gestaltung der Sonne.
Wasser, Luft	:	5. Tag:	Fermentierung der Wasser und der Luft; Vögel und Fische.
Erde	:	6. Tag:	Fermentierung der Erde. — Tiere und Menschen. <sup>12)</sup>

<sup>10)</sup> Das an dieser Bibelstelle als Plurale tantum gebrauchte Elohim ist im französischen Text mit „Lui-les Dieux“ trefflich wiedergegeben. Im Deutschen müssen wir etwa, wie oben „Er der Inbegriff aller Gottheiten“ sagen.

<sup>11)</sup> „selon son espèce“ d. i. das hebräische le-min-hu, „jedes nach seiner Art“.

<sup>12)</sup> Nach A. F. Delaunaye. Nachdem Sédir diese herrliche Darstellung gekannt hat, muß es uns wundern, daß er Saint-Martins bereits kurz kritisierte Worte (S. 96, Fußn.) so ganz ohne Kommentar übernommen hat. Derartige lapsus ingenii geben der über einen Leisten gezogenen Kritik vieler unserer Gegner willkommenes Angriffsmaterial.



„Wenn wir das Gesamtbild der Schöpfung betrachten, so lehrt uns der eingeweihte Rabbiner (Delaulnaye), daß vom kosmogonischen Gesichtspunkt die Gestalt des Isaak das Reich des Wachstums repräsentiert. Seine beinahe ausgeführte Opferung, seine Abstammung (filiation, eig. Kind-schaft), der Name seiner Eltern und seiner Söhne, die Akte seines symbolischen Lebens liefern esoterisch (la — dessous, zwischen den Zeilen), alle nötigen Merkmale. Um unsere Leser nicht zu ermüden mit einem zu kühnen Symbolismus, wollen wir nun nicht mehr länger bei einer Studie verweilen, die jeder gewissenhafte Schüler selbst fortsetzen kann.“

Und auch wir wollen hiermit die Besprechung der Elemente beschließen und hoffen, durch das wenige Material, das wir heranziehen konnten, bereits der Überzeugung Platz gemacht zu haben, daß die Elementarphilosophie der Alten durchaus nicht als primitiver Ausgangspunkt eines primitiven menschlichen Grübelns, sondern viel eher als ein fossiler Überrest einer hohen, versunkenen Denkkultur betrachtet werden muß. Wir wenigstens sind der festen Überzeugung, daß die Tabula smaragdina, ebenso wie das chinesische Koua-Ornament, von einer hochkonzentrierten prähistorischen Weisheit berichten, die um so höher zu werten ist, in je einfachere Formen sie ihre letzten Erkenntnisse zu pressen wußte. Und unter den spärlichen aber monumentalen Zeugnissen vom Wissen der Uralten spielt die Elementarphilosophie der Genesis eine ganz ausgezeichnete Rolle für den, der in dieses, hier nur oberflächlich gestreifte Esoterium einzudringen versteht.

— — —

Nun soll uns zum Schluß noch ein *Beispiel* die Korrespondenzlehre in der Praxis vorführen und gleichzeitig den Gebrauch unserer großen Tafeln (I, II und III) erläutern.

Nehmen wir also an, wir hätten eine nervöse Magen- und Darmstörung sympathetisch zu kurieren. Da käme in der Hauptsache das vegetative Nervensystem (☉), der Magen (♀) und der Darm (♁), evtl. auch die Darmwand (♃) wegen ihrer Beziehung zu den peristaltischen Zentren in Frage. Zu Transplantations-

zwecken müßten also *Tiere* verwendet werden, die Mond-, Venus-, Merkur- oder Jupitersignatur tragen. Will man vorzugsweise auf das vegetative Zentrum einwirken, so käme ein Tier in Frage, das wir in der Rubrik des Mondes zu suchen hätten, z. B. die Katze oder, wenn das Verfahren der Applikation angewandt werden soll, etwa Hasenpfoten. Wir machen jedoch darauf aufmerksam, daß bei der Inescation (Einäsung), die ja auch ein Transplantationsverfahren ist, also bei Übertragung eines Ansteckungstoffes auf Tiere stets Vorsicht am Platze ist. Nach *Santanelli* (Kap. 24 S. 156) sollen die Tiere nach erfolgter Ansteckung getötet werden, „wenn nicht etwa das Krankheitsgift von selbst das Tier tötet“, da sonst eine Rückwirkung zu erwarten wäre. Ob diese unterbleibt, wenn man das Tier tötet, also seine Mumie befreit, möchten wir sehr in Frage stellen. Der *choc de retour*, der Rückschlag, mit dem jeder Magier zu rechnen und, wenn er sich nicht ganz einwandfreier Mittel bedient, zu fürchten hat, ist die Antwort dessen, der nicht duldet, daß seine Geschöpfe gequält werden. Man wende, da wir nun einmal nichts Bestimmtes über die Gefühlsintensität und die Bestimmung der Tiere wissen, lieber keine Mittel an, die eine Tierquälerei oder Blutvergießen im Gefolge haben würden. Es gibt genug andere Mittel, deren unvermeidlicher Rückwirkung wir uns ohne Schaden aussetzen und die wir sogar als Heilfaktor in Rechnung setzen dürfen.

In der nächsten Spalte finden wir *Metalle*, die als Amulett-Grundlage dienen sollen. Darüber erfahren wir im Kapitel Amulette (III. Teil XII. Bandes) noch mehr. In unserem Fall käme Silber, Quecksilber, Kupfer oder Zinn bzw. eine Legierung dieser Metalle in Betracht, je nachdem das Amulett auf ein besonderes Organ oder auf einen Organkomplex einwirken soll.

Aus der Spalte *Buchstaben* können wir nun eine passende Inschrift wählen. So ergibt z. B. beth (ב), ghimel (ג) und daleth (ד) das hebräische Wort „begêd“ בגד, d. i. die Hülle, velamen. Die Buchstaben dieses Wortes gehören zu den „*sieben Doppelten*“, in deren kabbalistischem Merkwort בגד כפרת, Beged Kaporeth, d. i. die „*Decke des Gnadenstuhls*“, *Thimus* (II. S. 125

u. ff.) die „sieben hieratischen Tonzeichen der Klangstufen der heiligen Dekasskala“ wiedererkannt hat.

Eine andere Inschrift mit vorherrschendem Jupitercharakter wäre das Wort דוד, david, d. i. die Liebe (daleth ד, waw ו, jod י und daleth ד). Der kabbalistische Zahlenwert 9 von beged, bzw. 24 von david\*) könnte ebenfalls beigelegt werden, wobei in letzterem Fall die Beziehung der Zahl 24 zu der kosmischen Zahl 432 unter gleichzeitiger Verwertung der astrologischen Venuszahl 6\*\*) etwa folgendermaßen dargestellt werden könnte:

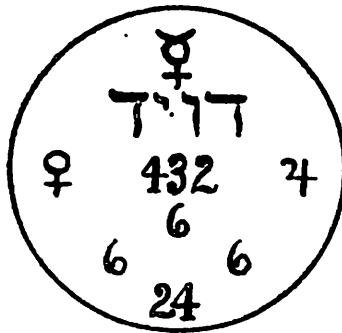


Fig. 16.

\*) beged = 2 + 3 + 4 = 9. David = 4 + 6 + 10 + 4 = 24. Für praktische Zwecke, wie hier, ist die Addition anzuwenden, für theoretisch-esoterische nach unseren Erfahrungen die Multiplikation.

\*\*) Hieran ließe sich eine sehr interessante Studie über die Zahl 666 des apokalyptischen Tieres knüpfen. Wir können hier jedoch nur eine kurze Anregung geben:

„Hier ist Weisheit. Wer Verstand hat, der berechne die Zahl des Tieres; denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist 666.“ (Allioli, Offb. 13, 18.)

$$6 + 6 + 6 = 18 \text{ (3 Hexaden. S. I. Teil, XII. Bd. S. ....)}$$

$$6 \times 6 \times 6 = 216 \text{ (216 + 216 = 432, Analogon: 13 + 13 = 26, I. Teil, S. ....)}$$

Wie die Zahl 432 den scheinbaren Kreislauf der Sonne ( $12 \times 36 = 432$ ) und den tatsächlichen des Mondes ( $16 \times 27 = 432$ ) in sich an- und ausgleicht (Reuter, I., S. 66) bzw. die verschiedenen Einheiten (36 und 27) zweier kosmischer Antipoden (☉ heiß und ☾ kalt) auf der Basis einer neuen kosmisch korrigierten (?) Einheitsgröße (die wir noch nicht kennen) zusammenfaßt, so finden sich auch in der Zahl 2160 die Faktoren 432 und 540 vereint; denn  $2160 = 5 \times 432$  oder  $4 \times 540$ . [Reuter (Rätsel der Edda, I. 73) führt die Zahl 540 bzw. 54 auf die Zahl der Tage und Nächte des 27-tägigen, tropischen Mondmonats ( $2 \times 27 = 54$ ) zurück.] Die Zahl 216 (=  $6^3$ )

Als Ergänzungsamulett könnte evtl. die Koralle dienen, die dem Mond und der Venus zugeordnet ist. Diese wäre an einer weißen (☉ u. ♀) Seidenschnur so um den Hals zu tragen, daß sie auf die Magenrube zu liegen käme.

Wer den *Ton* in sich lebendig zu machen versteht, könnte im Fall unseres Beispielen versuchen, durch den Dreiklang egh (♯ ♯ ☉) nicht nur seine Psyche harmonisch unzustimmen und so die disharmonische psychische Ursache seiner Krankheit zu beheben, sondern auch gleichzeitig auf den Schwingungszahlen der Töne äquivalente Substanzen, Metalle, Steine u. dgl. erregend einwirken, d. h. deren ruhende latente Heilwirkung auslösen.

Auf die Verwandtschaft der Töne und Farben haben wir schon des öfteren hingewiesen. Preyer sagt (in der Jenaschen Zeitschrift für Medizin und Naturwissenschaft, 1870, Bd. 5, Heft 3): „Gerade die schönsten Farbenzusammenstellungen in Musik übersetzt, entsprechen den wohlklingendsten Akkorden; so ergibt die berühmte Triade der italienischen Meister: Rot, Grün, Violett, d, g, h, den ungemein wohlklingenden Quartsextakkord von G-Dur.“ Könnte man nun nicht im Zeitalter der Schwingungszahlen noch einen Schritt weiter gehen und die numerischen Tonäquivalente z. B. der Steine ermitteln?

Da die Gestalt der Kristalle „nur der äußere Ausdruck ihrer inneren Beschaffenheit“ ist und „die chemische Zusammensetzung und Dichte in allen Teilen gleichartig“ ist (Matula), da ferner der Lichtbrechungsexponent eines

hinwiederum ist mit der Zahl 18 ((6 + 6 + 6) verbunden durch den Faktor 12 ( $12 \times 18 = 216$ ) und  $12 \times 45$  ist wieder 540, hingegen  $12 \times 36 = 432$ . Nun ist aber die 12-Zahl die Zahl der IV. Sefirot-Triade (4×3) der Trunkatio und die 4-Zahl des „Tieres“, die das Reich der Spaltung und Vervielfachung einleitet, ist uns ja schon hinreichend bekannt.

Die Zahl 18 (9 + 9) sagt dem Kabbalisten, daß aus der (ewigen) göttlichen Nonade (Neunheit) die (unendliche) irdische Nonade der Trunkatio, das Reich der Spaltung und des „Tieres“, herausgetreten ist, daß der himmlische Sefirotbaum jenseits des „Risses“ — Ginungagap der Edda oder Rakia der Genesis — als verzerre Karikatur, als „Feigenbaum“ im gewölbten Zauberspiegel der Malkuth truncata er„scheint“. Und der verzerre Widerschein brüstet sich als Lichtquelle, das „Tier“ fordert göttliche Ehren. (cf. XII Bd. I. Teil, S. 106—112.)

Somit kann also die Zahl 666 auch als Symbol der Trunkatio aufgefaßt werden.

Kristalls von seiner chemischen Natur abhängig ist und gleichzeitig das Verhältnis der Lichtgeschwindigkeiten zwischen dem dünneren Medium der Luft bzw. des Vakuums und dem dichteren der Kristalle angibt, könnte wohl aus den Verhältnissen der Exponenten verschiedener Kristalle eine, der natürlichen Tonskala analoge Intervallreihe, evtl. mit Hilfe der *Goldschmiedtschen* Transformationsformel ermittelt werden usw., usw.

Was damit gewonnen wäre? Für den Sympathetiker sehr viel. Das alles mag phantastisch klingen, aber wir sind überzeugt, daß der „exakte“ Forscher Mittel und Wege finden müßte — vorausgesetzt, daß er sich dieser „kompromittierenden“ Aufgabe zu unterziehen wagte — diese Äquivalenzen zu finden, und daß er auf diesem Wege experimentell manchen Aberglauben zu rehabilitieren in der Lage wäre. Wir bekennen freimütig, daß unser aller Kenntnisse heute noch zu gering sind, und daß wir der Korrespondenzlehre theoretisch noch ganz energisch zu Leibe rücken müssen, bevor wir eine befriedigende praktische Verwendbarkeit erwarten dürfen. Wir fordern deshalb nicht gerne zur Praxis auf, bevor all die verwickelten Fäden ordnungsmäßig gezogen sind, zu deren Entwirrung unsere vorliegende Arbeit nur ein klein wenig beitragen möchte.

Um zu unserem Beispiel zurückzukehren, schlagen wir in dem gegebenen Falle vor, eine *Mondpflanze* zu suchen, da nach *Feerhov* (vgl. *Mediz. Astrolog.*, S. 48) und unserer Tabelle der Mond auf den Sympathicus und auf die Ausscheidungswege anregend einwirkt und ferner Fäulnisprozesse verhindert und Erschlaffungszustände behebt. Wenn der Mond im Krebs, also in seinem Hause, steht, ruft er Magenkrankheiten hervor. Nach *Porta* (*Schlegel, Rel. d. Arz.*, S. 83, und nach *Feerhov* *ibid.*) ist die *Weide*: *Salix alba*, die Silberweide und *Salix fragilis*, die Buchweide, dem Mond zugeordnet. Ihre Signatur sagt uns etwa folgendes:

Die wind- und wetterfeste Staude sucht die Nähe des Wassers auf, in dem sich Mutter Luna zu baden pflegt. Mond und Wasser stehen in tattwisch-elementarer Beziehung und sind seit alters die Symbole des feuchten,

gebärenden Prinzips, wie auch Magen und Darm an die Wurzelfeuchtigkeit gebunden sind und, dem Aufbau wie dem Abbau dienend, im Einklang mit den Gezeiten der Lebenswelle ihre Funktionen am besten verrichten. Nasses Uferland (☉) ist der bevorzugte Standort der Korb- oder Silberweide, deren Rindenabkochung nach Schulz in der Volksmedizin bei chronischem Magenkatarrh und anderen Verdauungsstörungen in ausgedehntem Maße Verwendung findet. Das in der Rinde enthaltene Glykosid Salicin, das aus dem Speichelferment Saligenin den Alkohol der fäulniswidrigen Salizylsäure abspaltet, vermag in dieser letzteren Eigenschaft bei niedriger Dosierung (Schulz 1 : 4000) die Gärungsvorgänge der Verdauung intensiver zu gestalten. Damit läßt sich die für unseren Zweck wichtige Einwirkung der Weidenrinde auf den Stoffwechsel sogar „exakt“ begründen.

Nun wollen wir sehen, ob die Weide auch den astrologischen Elementen der Mondsignatur auf unserer Tabelle entspricht. Wachstum schnell. Das stimmt. Aussehen fremdartig? — Stimmt nicht, oder doch? Die „insektenblütigen“ Weidenkätzchen haben keine Blütenhülle, sie legen keinen Wert auf die Ausbildung der Organe, die die Wissenschaft zu Insektenködern degradiert, und trotzdem locken sie diese kleinen Gäste an. Ist das nicht fremdartig? Oder ist es etwa gar mysteriös? Geruch: fade. Lassen wir's gelten. Der Geschmack der Kätzchen kann als geschmacklos bezeichnet werden, aber wir brauchen ja die Rinde, und die schmeckt adstringierend, da sie auch Gerbsäure enthält. Auch das stimmt, wenn man auf die Geschmacksqualität des Apastattwas zurückgreift. Die Kätzchen sind perlfarbig, sehen auch aus wie Perlen, und der Name der Silberweide deutet bereits auf ihre silberweiße Allgemeinfärbung hin.

Im großen und ganzen, und wenn man nicht vergißt, daß unsere Signarentabelle (Tafel II) unvollständig ist, und daß sie nur ganz allgemeine Charaktere anzeigt, können wir mit dieser Ausbeute also zufrieden sein. Da wir nicht wissen, ob es von Bedeutung ist, wenn wir die Weide mit der Wachstumsrichtung oder gegen

dieselbe abschneiden oder entrinden, so geben wir der Ansicht der Alten vorsichtshalber die Ehre und schneiden und schälen im Sinne der Safrichtung, da wir eine purgierende Wirkung wünschen. Wenn's nicht hilft, dann schadet es nicht.

Und wann soll dies geschehen? Unsere Tabelle sagt: Am besten im Zeichen des Stieres oder des Krebses, am allerbesten, fügen wir hinzu, wenn der Mond im Zeichen des Krebses steht, weil ja der Krebs (siehe Bd. IV d. „Okk. Mediz. Astrol. und Mediz.“, S. 55) den Magen beeinflußt. Weiter empfiehlt die Tabelle, die Einsammlung nachts vorzunehmen, weil der Mond ein Nachtgestirn ist. Dann käme noch die Zeit des Apastattwas in Betracht, wenn man ganz vorschriftsmäßig verfahren will.

Durch den Linser-Verlag, Berlin-Pankow, ist ein *Planetenstunden-Tattwaskop* zu beziehen, das an Hand des Buches: „Tattwische und astrale Einflüsse“ von *K. Brandler-Pracht* durch einfache Verschiebungen über das jederzeit herrschende Tattwa und über die Planetenstunde — da käme auch wieder die Mond- evtl. auch die Venusstunde in Frage — unterrichtet. Der in der astrologischen Praxis geübte Leser kann noch weitere Forderungen erfüllen, dies ist indes nicht unbedingt erforderlich. Der Mond soll allerdings nicht gereizt sein. Wir möchten noch bemerken, daß beim Einsammeln die Mundanaspekte, bei der Anwendung dagegen die Transite zu beachten sind. Während man beim Einsammeln im allgemeinen diese Vorschriften beachten kann, ist dies bei der Anwendung nur in seltenen Fällen möglich, und *Santanelli* bemerkt hierzu: „Es wird indes der dringenden Not wegen dies alles manchmal unterlassen und dennoch die gewünschte Wirkung erlangt, sobald man zu einer anderen, mehr geeigneten Zeit die Operation wiederholt.“ (Scheibles Ausgabe, 12. Kap., S. 100.) Man braucht also nicht allzu engherzig zu sein, wenn man nur wenigstens die feindlichen Zeichen, in unserem Fall den Skorpion und insbesondere den Steinbock, den Antipoden des Krebses vermeidet.

Die *Seherin von Prevorst* sagte einmal zu *Justinus Kerner*: „Wüßte man im gewöhnlichen Leben nur die Stunden und Zahlen zu treffen, man könnte mit dem geringsten Heilmittel die schwersten Krankheiten heilen.“ (Reclam-Ausgabe S. 194.)

Da man im allgemeinen zu Sympthiemitteln erst dann seine Zuflucht nimmt, wenn alle anderen Arzneien versagt haben, wenn die Krankheit bereits chronisch geworden ist, und wenn also ohnedies schon viel Zeit versäumt wurde, bitten wir, eine uralte Forderung der Zaubermedizin, ungeachtet einer geringen Verzögerung noch zu erfüllen. *Die Kur soll nämlich bei abnehmendem Mond kurz vor Sonnenaufgang eingeleitet werden.*

Mag man uns nun abergläubisch schelten, für uns ist dies der Zeitpunkt, in dem das gebärende und das zeugende Prinzip sich auf der „Brücke“ begegnen, der Zeitpunkt, in dem der neue Tag geboren wird. Es ist der *status nascendi*, der Augenblick, in dem aus dem Schoß der Finsternis das neue Licht entspringt, der Koinzidenzpunkt, in dem das „Ferment der Gleichheit“, die Gegensätze blitzartig bindend und lösend, die rhythmische Energie der Lebenswelle aus des Urvorrats Kraftquelle speist und in lebendigem Umschwung erhält.

„Das Schöpferische erkennt die großen Anfänge.  
Das Empfangende vollendet die fertigen Dinge.“

„ . . . Das Schöpferische ist der Vertreter der lichten (yang) Dinge, das Empfangende der dunklen (yin) Dinge. Indem Dunkel und Licht ihre Art vereinen, gewinnt das Feste und das Weiche Gestalt. So gestalten sich die Verhältnisse des Himmels und der Erde, und man kommt in Zusammenhang mit der Art der lichten Götter.“

*Tuan Dschuan* oder „Der Kommentar der Entscheidungen“. (Buch I-Ging, Richard Wilhelm, I. Band, S. 215 und 262.)



## 11. Kapitel.

### Mumia.

Die Mumie resolvieret geronnenes Geblüt,  
Vor Miltzes stechen und vor Husten es behüt,  
Blähung und Wind des Leibs, verhaltene Weiberzeit,  
Zwey Quintlein öffnen dir, zum Pulver seynd bereit.

*Joh. Joachim Becher,*

Leibarzt des Kurfürsten von Mainz, † 1862.

Homogeniorum Concentratio = Des Gleichen Verdichtung,  
Heterogeniorum Separatio = Des Ungleichen Trennung,  
Contrariorum Conjunctio = Der Gegensätze Verbindung,  
Philosophorum Functio = Ist der Philosophen Tätigkeit.

Nach einer Figur aus *R. Glaubers* Libell. dialog.

In der „Medizinischen Onomatologie“ von *Haller* lesen wir unter „Mumia“<sup>1)</sup>:

„Es ist dieses ein arabisches oder persisches Wort<sup>2)</sup>, dem man aber vielerlei Bedeutungen gibt; eigentlich sollte das Wort solche Leichname bedeuten, die sie nach dem ehemaligen Gebrauch der Ägypter mit Aloë, Myrrhen, Judenpech und anderen Spezereien, welche vorher zusammengeschnitten wurden, einbalsamierten und wieder austrockneten; man beschreibt aber jetzo fünf Arten von Mumien: eine arabische Mumie, *mumia Arabum*, die nichts anderes ist als ein zusammengeflossener, fetter Saft, der aus den Gruften solcher balsamierten Leichname herausschweißt, dann die ägyptische Mumie, *mumia*

<sup>1)</sup> „Onomatologia medica completa oder Medicinisches Lexicon“ von Herrn Doktor *Albrecht von Haller*. Ulm, Frankfurt und Leipzig, 1772, bei August Lebrecht, Stettin.

<sup>2)</sup> Nach *Prof. Dr. Alfred Wiedemann*, Bonn, geht das Wort Mumie zurück auf „das persisch-arabische *mum, möm*, „Wachs, und bezeichnet dann den Asphalt, später den Stoff, dessen man sich zur Erhaltung der Leichen bediente, da dieser wesentlich aus Asphalt bestand, endlich diese Leichen selbst“, (*Zeitschr. d. Vereins f. rheinisch-westfälische Volkskunde*, 3. Jahrg., 1906, Nr. 1.)

**Aegyptiaca**, die nichts anderes ist als ein Harz, das aus Judenpech, mit gemeinem Pech vermischt, besteht, mit diesem balsamirten sie Leute von geringem Stand ein, und so versteht man auch das Wort von ganz damit einbalsamirten Leichnamen; drittens verkauft man auch unter diesem Namen das bloße gemachte *pissasphaltum factitium*, wo allein das Judenpech mit Schiffspech vermischt wird; viertens versteht man auch unter dem Wort Mumien die bloß von der Sonne ausgebrannten Leichname, wo nichts als Haut und Beinere beieinander sind, dergleichen man in dem brennenden Sand von Lybien antrifft; die beste Mumie aber, nämlich die gewachsene persische Mumie, *Mumia Persica nativa*, gehört in das Mineralreich und ist ein Edelharz, das in einer Höhle unter der Wurzel des Berges Caucasi aus einem Felsen hervortriefft und sehr kostbar ist, es ist eine Art eines Erdöls oder Petrolei, das, wenn es lange genug auf dem Wasser herumgeschwommen ist, durch die Sonnenhitze verdickt wird; es ist nach der Farbe schwarz, eines angenehmen und zum Teil balsamischen Geruchs und nach dem Geschmack etwas süßlich; sie soll eine Wunderkraft in Heilung der Wunden und Beinbrüche haben; wir bekommen aber diese letztere Art selten zu sehen; was man in den Apotheken hat und braucht, ist meistens die Ägyptische Mumie oder soll die arabische sein, sie soll braun oder schwärzlich aussehen, etwas bitterlich sein und angenehm riechen; je glänzender und harzichter sie ist, und je angenehmer sie riecht, desto besser soll sie sein, besonders soll sie nicht allzu grob nach Pech riechen; das vornehmste daran ist wohl, daß sie aus balsamischen, harzichten Materien besteht; man rechnet sie zu den Wundarzneien, und sie hat auch etwas wahrhaftig Stärkendes, Anhaltendes und Zerteilendes; man braucht sie auch viel in Pflastern, innerlich nicht viel; die Viehärzte bedienen sich derselben stark, sie soll besonders, auch innerlich und äußerlich gebraucht, das geronnene Geblüt von einem Fall und anderem Unglück zerteilen, dann auch sonst in äußerlichen Wunden, wider Mutter-schmerzen, Milzweh, Seitenstechen und Lungensucht gut sein; wir haben davon eine Essenz, *Essentia mumiae*

purificans Clauderi, die bloß mit Erd-rauchwasser angesetzt ist und von Clauder sehr zur Reinigung des Geblüts gerühmt wird; es kommt auch die Mumie in die Essent. traumat. und den pulv. contra casum, hernach in das emplastr. oder cerat. betonic. und in das stiptic."

Da sind wir ja in die finsterste „Dreckapotheke“ nach Paullinis Muster oder, noch schlimmer, unter Menschenfresser geraten! So hören wir den entsetzten Leser ausrufen. Zu seiner Beruhigung wollen wir ihm gleich versichern, daß wir mit diesen Sorten der Mumie hier nichts zu schaffen haben werden, daß wir diese Ausführungen vielmehr herangezogen haben, um zu zeigen, daß sogar die führenden und nüchternen Geister der Menschheit zuweilen die Marschrichtung verlieren, besonders wenn sie an geheimnisvolle Traditionen den alles messenden Maßstab ihres einseitig orientierten Verstandes anlegen. Wir können hier unmöglich all die Namen der Autoritäten anführen, die, insbesondere vom 16. bis 18. Jahrhundert, für den innerlichen und äußerlichen Gebrauch der Mumie aus Menschenfleisch mit größtem Eifer eingetreten sind und haben keinen Grund zu verhehlen, daß auch von Okkultisten hochgeschätzte Namen sich darunter finden. Wir erinnern nur an *Jul. Caes. Scaliger* und an *Francis Bacon of Verulam*, um aus diesem Zeitraum zwei Männer herauszugreifen, um deren Alleinbesitz sich Okkultisten und Wissenschaftler heute noch streiten.

Gewiß, man kann annehmen, daß gerade diese beiden Vertreter der mumialen Medizin als Mumia nicht das verstanden wissen wollten, was als gangbare Volksmünze verausgabt worden war, man kann den Kennern der Schriften des Paracelsus nicht zutrauen, daß sie nicht hinter die Dinge zu sehen vermochten, und daß die Reformation des Hohenheimers, die sich auch auf die Lehre von der Mumie erstreckte, spurlos an ihnen vorübergegangen sein sollte. Liest man heute Scaligers „*De Subtilitate ad Cardanum*“ (Exerc. 104, Nr. 9) oder Lord Bacons „*Sylva Sylvarum*“ (Cent X, Nr. 98), so fällt auf, daß beide den Nachdruck auf die Wirksamkeit der balsamischen Bestandteile bzw. des Erdpechs verlegten und somit an die Substanzen

wieder anknüpfen, aus denen diese unheimliche Verwechslung — totum pro parte, statt pars pro toto<sup>3)</sup> — ihren Ursprung genommen hatte<sup>4)</sup>).

Standen diese beiden Männer in der Mitte zwischen der offiziellen und der geheimen Richtung mittelalterlicher Wissenschaft, so gehörte der unseren Lesern bereits bekannte Medikus *M. Gualtherus Ryff* entschieden der offiziellen Schule an. Wir kommen auf diesen wenig bekannten Mann zurück, weil er zu den wenigen Vertretern der letztgenannten Richtung zählt, die sich mit Abscheu von der „Menschenfresserei“ weg, dem Asphalt als dem Ausgangspunkt eines bedauerlichen Mißverständnisses wieder zugewandt haben. Im XIII. Kapitel des II. Teils seiner „Reformierten Deutschen Apotheken“ schreibt er, daß der unbesudelte Asphalt das eigentliche mumiale Heilmittel sei.

Daß aber gerade der Asphalt (arabisch „mumjaj“) dem denkenden Mediziner gar manches zu sagen hätte, mag sich aus folgender kurzen Bemerkung *Strindbergs* ergeben: „Übrigens hält man die Steinkohle für eruptiven Asphalt, in den Pflanzenreste eingeschlämmt wurden unter Umständen, die wir nicht kennen. Dieser Asphalt scheint eine Art Urstoff zu sein, denn er enthält die ganze

---

<sup>3)</sup> Das „Ganze für den Teil“, statt des „Teils fürs Ganze“.

<sup>4)</sup> Bedeutend bedenklichere Formen nahm jedoch dieses Mißverständnis an, wenn der Jesuit *Bernard Caesius* den medizinischen Wert der Henkersmumie im Übereifer damit zu erweisen suchte, daß er verkündete, daß die Mumie an den Tod überhaupt, vor allem aber an den Tod Christi denken lehre und somit ihre Anwendung vor Sünden bewahre (*Mineralogia*, Leyden, 1636, S. 369 u. ff. und 363). Da möchte man sich fast schon versucht fühlen, im Hinblick auf die Zählebigkeit dieses Mißverständnisses an tiefere Ursachen zu denken. Vielleicht hoffte sich die für Kirche und Staat in gleicher Weise einträgliche „heilige“ Inquisition durch diesen „Konjunkturartikel“ länger am Leben zu erhalten, wenn der Bedarf an Henkers- und Hexenmumie — die letztere ist auch erwähnt bei *Shakespeare*, *Macbeth* IV. I — und sogar Jungfrauenmumie (siehe *Giuseppe Donzelli*, *Theatro Farmaceutico*, Venedig, 1704 gefördert wurde. Auch der Hofapotheker und Inspektor des Waisenhauses zu Gotha, *Christian Hertzog* (*Mumiographia medica*, Gotha 1716; cf. den Aufsatz von Prof. *Wiedemann*; siehe Fußnote 2 S. 108), wollte die Menschenmumie schmackhafter machen, wenn er zu bedenken gab, daß der Kranke durch Sünde dem Arzt in die Hände gefallen sei und nun diese Arznei zur eigenen Demütigung schlucken solle.

Schöpfung C, H, O, N, S, Ph und alle Metalle, sogar Gold." (I. Blaubuch, S. 289.)

Wenn nun aber die Ahnen unserer Steinkohle Riesenfarne — Schachtelhalme —, Palmen und Koniferen waren, und wenn die Steinkohlen nachweisbar<sup>5)</sup> „Asphalt-eruptionen“ sein sollten, „welche die wenigen (fossilen, d. Verf.) Pflanzen, die man findet, ertränkt oder mumifiziert“ haben (Strindberg, Naturtrilog., S. 161), so könnte man die Steinkohle und alle ihre lebenswichtigen Derivate, ebenso wie den Asphalt, als mumiale Substanzen, und da sie durch langsame Zersetzung im hermetischen Gefäß der Mutter Erde entstanden sind, als ideale Gärungsmumien bezeichnen. Wenn es sich hier aber um einen Fäulnisvorgang handelt? Findet sich doch im Steinkohlenteer das als Carbolsäure bekannte, giftige Phenol, das auch bei der Eiweißfäulnis auftritt<sup>6)</sup>.

Was ist aber Fäulnis? Sind wir berechtigt, die Fäulnis auszuschließen, wenn wir von der Gärung sprechen? Die mystische Alchemie kann wohl einen philosophischen Unterschied machen, kann die Fäulnis evtl. eine invertierte magische Gärung nennen, es kann ihr dabei auch das Bild des *egoistischen Wirbels* vorschweben, aber für den nüchternen Chemiker ist sie nichts anderes als ein spezifischer Gärungsumsatz, eine Spaltpilzgärung, die von übelriechenden Produkten begleitet ist. Viel mehr weiß man heute über das Wesen der Fäulnis noch nicht zu sagen. Wir möchten sogar bezweifeln, daß die Gärung nur dem Aufbau dient.

---

<sup>5)</sup> In Prof. C. Oppenheimers Lehrbuch der Chemie (Leipzig, 1923, Seite 427) wird Asphalt als „erdölähnliches Produkt“ bezeichnet. Das Erdöl aber „ist wahrscheinlich durch langsame Zersetzung fossiler Reste von Tieren und Pflanzen entstanden“. (ibid. S. 424.)

<sup>6)</sup> Phenole treten aber nicht nur beim Fäulnisabbau tierischer Exkremeute, sondern auch vielfach als Umwandlungsformen im Verlauf des Pflanzenstoffwechsels auf und finden sich dann in pflanzlichen Säften und Geweben (Oppenh., S. 591) nicht als Fäulnisprodukte, sondern als normale Bestandteile. Dürfen wir etwa den lieblich duftenden *Waldmeister* (*Asperula odorata*) als eine lebende Fäulnismumie betrachten, weil er die freie Phenolsäure Cumarin in seiner sonst so edlen Blüte führt? Was ist überhaupt edel, was unedel, wenn wir unseren Menschenmaßstab beiseite lassen? Sind die Phenole vielleicht die gehorsamen Diener des Todes, dem wir Menschen verfallen sind?

Für unsere späteren Ausführungen dürfte es sich jedoch empfehlen, zwei Arten der Fäulnis zu unterscheiden:

1. Die Fäulnis, die ordnungsgemäß bis zur *Solutio radicalis*, zur vollständigen Auflösung schreitet und aus deren tiefstem Punkt neues, wenn auch zunächst noch niederes, aber sehr entwicklungsfähiges Leben ins Dasein springt.

2. die Fäulnis, die ordnungswidrig zur Verderbnis, zur Zerstörung, zum absoluten (= unendlichen) Tod führt, dem kein Wiederaufbau mehr folgt.

Auflösung und Zerstörung sind also wohl zu trennende Begriffe. Betrachten wir die *Auflösung* als Involutions- oder als spiralförmige Inversionsbewegung, die Gärung, den *Wiederaufbau* aber als Evolutions- bzw. Eversions (oder aufstrebende Spiral-) Bewegung, so wäre die *Zerstörung* wohl als eine Revolutions- bzw. Reversions- oder als Wirbel-Bewegung zu bezeichnen.

Jedenfalls haftet dem Asphalt etwas Mysteriöses an. Der Naturforscher bemüht sich, seinen Stammbaum zu verfolgen und muß an der schwindelnden Leiter der Jahrtausende auf- und absteigen und die mythologischen Drachen befragen; der Alchemist wendet sich an den Magier und dieser wieder an den Alchemisten: Ist die Asphaltmumie so, wie wir sie vorfinden, auf dem Weg der Gärung, der Fäulnis oder der Zerstörung begriffen, kann man ihr vertrauen, läßt sich aus ihr ein Arkanum bereiten?

Wir müssen diese Fragen unbeantwortet lassen und kehren jetzt zurück ins 16. Jahrhundert. Da empfahl der Gelehrte *Mattioli* (Matthiolus) in seinem *In libros Dioscoridis de Medica Materia* betitelten, seinerzeit viel gelesenen Werk (Venedig, 1565, S. 117 ff.) die Leichen der in Hospitälern Verstorbenen mit Aloe, Myrrhen und Crocus zu behandeln und als *Mumia* arzneilich zu verwerten.

Diese Hospitalmumie fand aber viele Gegner. Wohl wußte man im Mittelalter, das in vieler Hinsicht weniger finster war, als unsere aufgeklärte Jetztzeit, daß mit dem physischen Tod der Leichnam noch nicht völlig

aufhöre, Träger der Lebenskraft und der Eigenschaften des Toten zu sein; man glaubte aber auch ferner, sicherlich nicht mit Unrecht und wohl auch an Hand von Erfahrungsbeweisen, daß man mit dem im Körper zurückgebliebenen Lebensrest, wenn man die richtigen Wege einzuschlagen wisse, anderen Menschen nützen oder schaden könne, daß man Gesundheit oder todbringende Krankheit, ja sogar die Pest von einem toten Körper auf einen lebenden durch die fluidale Vermittlung der Lebenswärme übertragen könne. Der moderne, nicht an engherzige Doktrinen gebundene Forscher wird an dieser letzteren Annahme ebenfalls nicht gerade viel auszusetzen haben.

Man glaube auch nicht, daß die Gelehrten des Mittelalters geistig beschränkter waren als die modernen. Wer nach etwa 300 Jahren die Intelligenz unserer Tage nach der Durchschnittsliteratur der Gegenwart beurteilen wollte, der würde uns wohl auch nicht das beste Zeugnis ausstellen können, und doch wird er sich ehrerbietig verbeugen vor den Geistesriesen, mit denen wir zusammengelebt haben, ohne besonders auf sie aufmerksam geworden zu sein, weil ihnen der gewohnte Patinaüberzug noch fehlte. Im Mittelalter hatte man noch keine Technik. Das Denken der Völker konnte sich auf einige wenige Punkte ganz ohne Ablenkung konzentrieren, die meisten Gelehrten absolvierten sämtliche Fakultäten, um sich erst dann ihrem Lieblingsstudium nach umfassenden, nicht spezialisierten Gesichtspunkten zu widmen. Werke, die damals entstanden, könnten in unserer hastigen Zeit gar nicht mehr geschrieben werden, es sei denn, daß ausnahmsweise einmal ein begabter Schriftsteller recht viel Geld besitze, soviel, daß er unbekümmert um das Jagen und Drängen sich seinen Studien sorglos hingeben könne. — Wir wollen also die Literatur früherer Epochen nicht geringschätzig beurteilen, ohne jedoch kritiklos alles hinzunehmen, was in Schweinsleder gebunden ist.

Seitdem die Phänomene des Mesmerismus einer experimentellen Prüfung standgehalten haben, ist es durchaus angängig, mit *Du Prel* (s. I. Teil XII. Bd. S. 249) zu sagen, daß ein gesunder Magnetiseur einen kranken Patienten „m i t

seiner Gesundheit anstecken“ könne. Dies ist aber ein Rapport unter Lebenden, von dem hier nicht die Rede sein soll. Daß das Fleisch eines kranken Tieres dem Menschen, der es genießt, gefährlich werden kann, ist allgemein bekannt. Durch Genuß kranker Mumie können also heute noch Krankheiten übertragen werden, während der Genuß gesunder, tierischer Mumie ganz spezielle, lebenserhaltende Energien spendet. *Daß ein schwaches Lebensflämmchen noch in dem toten Körper fortglimmt, beweisen die Tatsachen, daß Pupille und Muskeln noch etwa 24 Stunden, bis zur sog. Totenstarre ihre Reizbarkeit behalten, daß die automatische Bewegung der Schleimhäute noch einige Stunden fort-dauert, und daß Haare und Nägel noch monatelang fort-wachsen (Perty)<sup>1)</sup>. Wenn ferner die Haare jahrhunderte- und die Zähne und Knochen jahrtausendlang der Zerstörung Widerstand zu leisten vermögen (Perty), so muß die chemische Bindungsenergie dieser Substanzen eine ungeheure sein. Nennt man diese Widerstandsfähigkeit nun Lebenskraft oder anders, eine lebendige Energie ist hier jedenfalls vorhanden.*

Gibt es überhaupt etwas Totes in der Natur? Nein: was arbeitet, das lebt, aber: *quamvis diversis gradibus! Und alles arbeitet. „Alles ist im Fluß!“*

Eine aufbauende und eine zerstörende Energie ist im lebenden wie im toten Körper tätig. Wenn wir geboren werden, beginnen wir schon zu sterben.

Mit Hilfe der Scheidekunst nur positive, balsamische, aufbauende Essenzen aus den Kräutern zu bereiten und das Negative, Giftige, Zerstörende auf dem Weg der philosophischen Gärung abzusondern, um die lebensverlängernden Arkana zu gewinnen, die in konzentrierter Form die aufbauenden lebenserhaltenden Energien dem menschlichen Organismus darbieten sollten, das war das Ziel der Alchemisten, die aus der philosophischen Naturerkenntnis chemische Folgerungen ableiteten. Dann

---

<sup>1)</sup> Prof. Maximilian Perty, Anthropologie, Leipzig 1874, S. 242 und 243; cf. auch die „Mystischen Erscheinungen“ desselben Autors (I. 2. Aufl. S. 47 u. ff.) über das unerklärliche Nichtverwesen mancher Leichen, z. B. der Leiche Papst Bonifacius VIII.



kam eine Zeit, in der der Chemiker ohne Philosophie auskommen zu können glaubte. Und heute mündet die moderne Chemie allmählich wieder ein in die Bahnen der Philosophie. Die chemischen Lehrbücher wimmeln von philosophischen Begriffen und Voraussetzungen. Möchten sie sich nicht in geschlossene philosophische Systeme verrennen — der Energetiker kann sich mit dem Vitalisten auch auseinandersetzen, ohne daß sich beide in extreme Konsequenzen verbohren; beide haben recht, aber die Wahrheit, oder richtiger den Näherungswert der Wahrheit finden sie nur gemeinsam <sup>9)</sup> — um nach mühevolem Kreislauf wieder an den Ausgangspunkt zurückzukommen, möchten sie vor allem nicht vom hinabziehenden Wirbel der Eitelkeit erfaßt, der Revolution der ertötenden Fäulnis anheimfallen, sondern möchten sie spiralförmig sich aufwärtswindend stets Punkte berühren, die sie ehemals auf tieferen Stufen passiert haben. Dann wird an einem dieser Punkte auch die Mumie ihre Geschichte erzählen und wieder einen Teil ihres Geheimnisses preisgeben. Aber vorerst bewegt sich das Menschenwissen noch auf dem ebenen Kreis und es ist wohl auch gut so; denn die jetzige Menschheit würde von ihrer neuen Erkenntnis wohl keinen guten Gebrauch machen. Vielleicht müssen wir den wenigen wissenden Alchemisten heute noch danken, daß sie sich bald durch eisiges Schweigen, bald durch rätselhafte Worte dem naseweisen Spott der Nachwelt ausgesetzt haben.

Wenn wir also, um zu unserem Thema zurückzukehren, jede Äußerung polarer Energien als Leben bezeichnen, dann ist für uns die ganze Welt ein lebendiger Organismus, und da die Gegensätze aus der abstrakten Einheit entspringen, sind die Glieder dieses Organismus unter sich verbunden und stehen in gegenseitiger Abhängigkeit. Dieser Gedankengang ist uns ja bereits geläufig — wir erinnern an *Milankowitsch* (I. Teil, XII. Bd.,

---

<sup>9)</sup> Wenn sich zwei Kampfhähne an einem Tische gegenüber sitzen, so kann der eine sagen: Die Tischkante zu meiner Rechten ist die Rechte, aber ebenso recht hat der andere, wenn er sagt: Nein, das ist die Linke! Beide haben recht, aber keiner kennt die Wahrheit. An dieses Beispiel denke man immer, bevor man eine hartnäckige Behauptung aufstellt!

S. 88—93) — und wird heute wohl kaum mehr ernstlich angefochten. Ebenso dürfte es einleuchten, wenn wir sagen, daß der gegenseitige Konnex nah verwandter Glieder intensiver sei, als der entfernt verwandter. So werden Abfallstoffe meines eigenen Körpers zu diesem eine größere Affinität (Verwandtschaft) besitzen, wie zu einem fremden Körper, sie werden aber auch hinwiederum zu menschlichen Körpern eine größere Affinität äußern als zu tierischen, und eine größere zu tierischen als zu pflanzlichen usf. Was ist aber Affinität anderes als die Fernwirkung der Schwerkraft, was anderes als ein Bezugssystem von Zahlenkräften? Wir haben uns darüber schon eingehend im 3. und 4. Kapitel des I. Teils unterhalten. Dann müssen aber auch wohl zwischen abgetrennten Teilen des menschlichen Körpers, zwischen seinen Exkrementen und sonstigen Ausscheidungsstoffen, die ja nur im Hinblick auf den Körper, also relativ „tot“ sind, solche Beziehungen, deren Zahlenverhältnisse wir allerdings nicht so ohne weiteres messen können, bestehen, die je nach ihrer Affinität verschieden sind.<sup>9)</sup> Gibt man dies zu, so kann man — zunächst theoretisch — wohl auch nicht in Abrede stellen, daß auch nützliche und schädigende Einflüsse innerhalb dieser Bezugfelder, sei es durch Strahlung, sei es durch Funktionen, oder sei es durch was es wolle, hin- und hergetragen werden können. Da aber das Größere leichter auf das Kleinere wirken kann, so müßte das Kleinere erheblich verstärkt werden, wenn es auf das Größere eine sichtbare Wirkung ausüben sollte. Und diese Verstärkung des Kleinen, der abgetrennten Mumia suchten die alten Sympathetiker entweder durch

---

<sup>9)</sup> Viele dieser Zahlenverhältnisse könnten wir auf Grund der uns bereits bekannten Schwingungszahlen materieller Substanzen berechnen, und in Analogie zur Welt der Töne könnten wir sodann von Konsonanzen und Dissonanzen, von harmonischen und disharmonischen Intervallen sprechen, und wir gehen nicht zu weit, wenn wir sagen: Die Materie ist eine Transskription der großen Schöpfungspartitur auf unsere Sinnesinstrumente, versehen mit den durch die individuelle Natur derselben bedingten Vorzeichen. Töne, die beispielsweise für die Reichweite unserer Ohren zu hoch sind, sehen wir als Metalle, Steine usf.

bloße Transplantation, oder falls dies nicht ausreichte, durch die *spagyrische Kunst der philosophischen Gärung* zu bewirken.

*Maxwell, Santanelli, Tenzel* und viele andere ließen deshalb die Asphaltmumie, die ägyptische und die Hospitalmumie *Mattiolis* ganz außer acht und gebrauchten menschliche Exkremeute: den Darmkot, den Harn, den in Tüchern aufgesammelten Schweiß, die unmerkliche Ausdünstung, aber auch Haare, abgeschnittene Nägel, Zähne, Speichel, Blut, Eiter u. dgl. zu mumialen Kuren, die nach übereinstimmenden Berichten der Zeitgenossen von erstaunlichen Erfolgen begleitet waren. Sie nannten diese rohen unbearbeiteten Substanzen, die sie so, wie sie dieselben vom Patienten bekommen hatten, in Bäume, Tiere, Kräuter und dergl. verpflanzten (transplantierten), *Mumien bzw. Halbmumien*<sup>10)</sup>. Die durch die Gärungskunst verstärkten Rohmaterialien aber nannten sie *Magnete*. Mit den letzteren hat *Paracelsus* einen Teil seiner Wunderkuren ausgeführt.

Was wir soeben vorgetragen haben, ist in den *12 Thesen Maxwells* niedergelegt, die wir nunmehr, nachdem ihre Grundgedanken dem modernen Verständnis näher gerückt sind, als wohl zu respektierende Erkenntnisse des Mittelalters dem Leser nicht mehr länger vorenthalten wollen.

### 1. Satz.

Die Seele ist nicht allein in dem eigenen, sichtbaren Körper, sondern auch außerhalb des Körpers, und wird von keinem organischen Körper begrenzt.

### 2. Satz.

Die Seele wirkt außer dem insgemein sogenannten eigenen Körper.

### 3. Satz.

Von jedem Körper strömen körperliche Strahlen aus, in welchen die Seele durch ihre Gegenwart wirkt und denselben Kraft und Wirkungsfähigkeit verleiht. Es sind aber

---

<sup>10)</sup> Halbmumien nannten sie solche Abfallstoffe, in denen der Lebensgeist wegen ihrer großen Dichtigkeit inniger gebunden war, wie Knochen, Haare, Zähne u. dgl.

diese Strahlen nicht bloß körperlich, sondern auch von verschiedenen Teilen. (Sunt vero radii hi non solum corporales sed et diversarum partium.)

4. Satz.

Diese Strahlen, die aus den Körpern der Tiere ausgeschieden werden, besitzen Verwandtschaft mit dem Lebensgeist, durch welchen die Tätigkeiten der Seele erfolgen. (Spiritu vitali gaudent.)

5. Satz.

Die Exkremente der tierischen Körper behalten einen Teil des Lebensgeistes zurück, weshalb man ihnen ein Leben nicht absprechen kann. Und es ist dieses Leben von derselben Art, wie das Leben des Tieres, d. h. es wird von derselben Seele fortgepflanzt.

6. Satz.

Zwischen dem Leib und den aus dem Leib hervorgehenden Exkrementen besteht eine gewisse Verkettung (concatenatio quaedam) der Geister oder Strahlen, auch wenn die Ausscheidungen sehr weit vom Körper entfernt werden. Dasselbe gilt von den vom Körper abgetrennten Teilen und vom Blute.

7. Satz.

Diese Lebenskraft dauert nur so lange, als die Ausscheidungen oder die abgetrennten Teile oder das Blut nicht in andere Substanzen verwandelt wurden.

8. Satz.

Wenn ein Teil des Körpers erkrankt oder der Geist verletzt wird, so leiden auch die übrigen Teile mit.

9. Satz.

Ist der Lebensgeist in irgendeinem Teile des Körpers gestärkt worden, so wird er eben dadurch in dem ganzen Körper gestärkt.

10. Satz.

Dort wo der Geist mehr bloß liegt, wird er auch schneller affiziert.

11. Satz.

In den Exkrementen, im Blut usw. ist der Geist nicht so tief eingesenkt, deshalb wird er in jenen Teilen auch leichter und schneller affiziert.

## 12. Satz.

Die Mischung der Geister erzeugt die Sympathie und aus dieser Sympathie wird die Liebe geboren.

(Vgl. hierzu Scheibles deutsche Ausgabe der drei Bücher Maxwells von Georg Frank und De Rochas, Die Aussch. d. Empf.-verm. S. 216 u. ff.)

Maxwell hat noch weitere, von Santanelli übernommene 100 Aphorismen „von der allgemeinen und besonderen Seele und Geist, worin beinahe die ganze natürliche Magie enthalten ist“, aufgestellt, deren wesentlichen Inhalt wir durch die Formel: Sympathie — Antipathie — Apathie in einer dem modernen Verständnis angepaßteren Form dem Leser nähergebracht zu haben glauben. Wir haben auch versucht, als neue, und wie wir im II. Kapitel (I. Teil) gesehen haben, doch uralte Theorie das „limmatische“ Differenzverhältnis der Gegensätze in den Bereich der sympathetischen Philosophie einzuführen und hoffen, durch dieselbe auch in der rohen Form, in der wir sie zunächst zu bieten vermochten, nicht nur dem Außenstehenden auf bisher fremdem Gebiet neue Gesichtspunkte eröffnet, sondern insbesondere auch dem Sympathetiker auf dem nun folgenden schwierigen Weg in manche dunkle Winkel neues Licht vorausgeworfen zu haben. Da wir über dieses Thema schon ausführlich gesprochen haben, werden wir uns von Fall zu Fall auf kurze Hinweise beschränken dürfen.

Die auf die Gärungsmagie, die wir in einer gesonderten Arbeit noch ausführlicher besprechen wollen, speziell bezugnehmenden Sätze Maxwells wollen wir nun, soweit sie in den Gang unserer Erörterungen eingreifen, folgen lassen. (Das kleine Büchlein Maxwells „Drei Bücher der magnetischen Heilkunde“, Verlag von J. Scheible, Stuttgart 1855, ist, wie schon im I. Teil bemerkt, leider nur mehr antiquarisch zu beziehen.)

Daß der schlummernde Geist der Dinge durch die Gärung erweckt und in Aktion versetzt wird (Aphorisma 10), und daß sich zwei Extreme nicht ohne ein Medium verbinden (Aph. 15), wäre vorauszusetzen.

*Aph. 48.* Allzusehr erregt wird der Geist durch die [unmäßige] <sup>11)</sup> Gärung oder unmäßige Bewegung; denn eine mäßige [Gärung] ist zu den Lebensverrichtungen notwendig.

*Aph. 49.* Der Geist wird von einem [seinem] Brudergeist hervorgerufen, wenn er ihm allzusehr ausgesetzt [bloßgestellt] ist. (s. *Aph. 79.*)

*Aph. 50.* Bei einigen Dingen (z. B. Knochen, Zähne, alle schwer in Gärung versetzbaren Substanzen) jedoch kann er von seinesgleichen nicht herausgelockt werden, wegen seiner engen Verbindung mit dem Körper, aber er zieht den Brudergeist an sich und wird dadurch auf wunderbare Art gestärkt [und magnetisiert].

*Aph. 51.* Die Gärung ist die Wirkung der Wärme (des solaren, bewegenden Prinzips: *sulphur*) auf die Feuchtigkeit (das lunare, gestaltende Prinzip: *sal*), wodurch die Feuchtigkeit warm und dem Geiste (dem merkurialen, indifferenten, koinzidenten, fermentierenden Prinzip: *mercurius*) unterworfen wird; oder sie ist eine Wirkung des im Körper strömenden (*zirkulierenden*) Geistes, der wegen der Veränderlichkeit der Materie nicht in demselben Zustande bleiben kann [der nicht in demselben Stande verharren kann wegen der Flüssigkeit der Materie und der nicht ruhenden Ausgleichung].

*Aph. 52.* Wer unter Beihilfe [vermittels] des allgemeinen Geistes [Weltgeistes] den besonderen Geist einer

---

<sup>11)</sup> Wir fügen in eckigen Klammern einige von Maxwell abweichende Zusätze *Santanellis*, in runden Klammern eigene Bemerkungen bei, soweit dies zum besseren Verständnis beitragen dürfte. Ferner bitten wir zu beachten, daß die Begriffe Maxwells zuweilen etwas schwanken, daß er z. B. mitunter von Fäulnis schlechthin spricht, obwohl er die „Zerstörung ohne Fäulnis“ (*Aph. 79*) erwähnt und demnach wohl zu unterscheiden weiß, daß er ferner mitunter bei oberflächlichem Zusehen die Begriffe Gärung und Fäulnis zu vermengen scheint, was man ihm als Zeitgenossen eines *Sylvius de la Boë* nicht gut verzeihen könnte. Die drei Bücher Maxwells sind ebensowohl chymisch als auch mystisch zu verstehen, und die dadurch bewirkte, nach zwei Seiten orientierte Prägnanz des Ausdrucks ist allerdings dazu angetan, den einseitigen Leser zu verwirren. Man braucht aber deshalb nicht immer gleich an beabsichtigte Mystifikation zu denken, sondern die Absicht kann auch manchmal darin bestanden haben, den Schüler zum selbständigen Denken anzuregen, und ihn so mit wenigen Worten gründlicher zu belehren, als dies ein dicker Folioband vermöchte.

Sache (die beiden Brüder) zur natürlichen Gärung erregen [erwecken] und dann durch eine zweite [wiederholte] Operation den Tumult (die Gärungsbewegung) wieder stillen kann (durch Vereinigung des Bruders mit dem Bruder, s. Aph. 79!!!, d. h., nicht mehr wie in Aph. 51 durch Zusammenbringen der mann-weiblichen Pole, sondern durch Vermischung des involvierenden Prinzips mit dem evolvierenden, also durch Wiederausgleichung einer höheren Polarität! Der I. Akt der Trunkatio, des Sündenfalls war die Abspaltung des kleinen Ich vom All-Ich, des Bruders vom Bruder, und erst der II. Akt war der hieraus mit notwendiger Konsequenz sich ergebende Sexualakt, die mannweiblich polare Differenzierung. Wenn also der Bruder mit dem Bruder wiedervereinigt wird, so ist auch der erste Spaltungsakt der Ich-Emanzipation gesühnt. Wir können diese schwierige alchemistische Arbeit „nur“ mystisch erklären, da sie rein chemisch erst dann vorgenommen werden kann, wenn sie mystisch bereits durchgeführt ist), der kann die Kraft der Dinge bis zum Wunderbaren vermehren. (Augmentatio!) Es ist dies das höchste Geheimnis der Philosophie.

*Aph. 53.* Wer versteht es nicht, vermittelt der Gärung den Geist aus allen Dingen rein herauszubringen [herauszulocken], soweit es durch die Kunst möglich ist (d. h. eine Gärung erregen, durch Gärung gereinigte Essenzen gewinnen kann jeder). Allein, fast alle tun dies ohne den Vorteil der Vervielfältigung (Augmentatio) [dadurch zu erreichen], weil sie den Bruder mit dem Bruder nicht zu vereinigen wissen. (Dieses Verfahren nennt man auch die *Unio mystica*.)

*Aph. 54.* Alles Gegorene wirkt stärker, weil in den gegorenen Sachen die Geister freier sind.

*Aph. 55.* Solange bleiben die Dinge in demselben Naturzustande, solange sie soviel Geist besitzen, als zur Hervorbringung der gebührenden Wirkungen erforderlich ist.

*Aph. 56.* Hieraus erhellt auch die natürliche Ursache des Untergangs der Dinge: Alles strebt nach der Zeitigung als seiner Vollkommenheit; so wie es nun diese erreicht, fängt der Geist an, seine Kräfte aufs höchste zu entfalten,

er zerstreut sich aber durchs Wirken und verschwindet, welches endlich die Ursache des Untergangs ist.

Hier seien uns einige erklärende Bemerkungen gestattet:

Um den „Geist“ der Dinge zu erkennen, muß man wissen, was die Alchemisten unter dem „*Ferch*“ verstanden haben. Nach *Basilius Valentinus* (Chymische Schrifften, I. Buch, I. Kap. „Von dem Metall-*Ferch*“) ist Same und Fruchtbarkeit zu unterscheiden. *Ferch* nennt man die Fruchtbarkeit des Samens. „*Bewegung und Regung*“ ist das Kennzeichen des Lebens. Was sich in dem Metall „regt und bewegt“, ist das *Ferch*. Das Bewegen nennt *Basilius* das *Lubricum*, das Schlü-*pf*-ige, und das Regen, das *Volatile*, das Flüchtige des *Ferchs*. Tod und Ruhe ist ein Unterschied, führt unser Autor weiter aus. Ein Metall kann wachsen, ruhen und — sterben. Aber nur das *Corpus* stirbt. Das *Ferch* kann nicht sterben, es lebt auch, wenn es ruht.

Damit das *Volatile* des *Ferchs* nicht entweicht, wird bei gewissen Prozessen „*Gelindes Feuer I. Grades*“ vorgeschrieben. Entweicht das *Ferch*, so stirbt das Metall ebenso wie der Mensch. Wer die Fruchtbarkeit verliert, beginnt zu sterben.

Wir haben somit eine neue Dreieinheit: — *Ferch Samen — Corpus*. Und jetzt bitten wir den Mystiker und Alchemisten recht genau auf des *Basilius* Worte zu achten: „Solche Ruhe aber und Schlaff des *Ferchs* ist darzu auch dienstlich, daß ein *Corpus* nicht verzehret werde, wann es in seine Vollkommenheit kommen ist, denn so lang es wachet, und währet, und da es gar keine Speise zu verzehren hat, so greift es sein eigen *Corpus* an, biß es dasselbe gantz hin verzehret, und endlich sich erhebt und an einen andern Ort begiebet.“

Der mumiale Praktiker muß also diesen „zeitigen Geist“ zu gewinnen trachten, sei es, daß er z. B. die Pflanze in ihrer höchsten Exaltation, in der Blütezeit und unter einflußreichen und günstigen Konstellationen, wenn sich dieser Geist zur Wirksamkeit am bereitwilligsten erweist,



verwertet, sei es, daß er die Zeitigung seiner eigenen mumialen Materie durch die mystische Gärung auf den Höhepunkt führt, sie gleichzeitig aber mortifiziert, transsubstanzialisiert und so dem „Erwachen des hungrigen Ferch“ dem langsamen Absterben zuvorkommt. (Vgl. Math. 4, 26—29: Aus dem Gleichnis vom Samen dortselbst lerne man den Zeitpunkt erkennen, in dem die Sichel der nicht überstürzten Askese eingreifen darf und muß.)

*Aph. 57.* Wer diesen verschwindenden Geist fassen und dem Körper, aus dem er gekommen oder einem anderen derselben Art applizieren kann, der wird Wunderbares verrichten.

*Aph. 71.* Nichts kann faulen, das nicht zuerst die Gärung verspürt, da alles naturgemäß nur stufenweise seinem Untergange entgegengeht.

*Aph. 72.* Die Fäulnis ist das Symptom der verfallenden Natur oder des verschwindenden Geistes.

*Aph. 73.* Nichts fault, was nicht eine große Menge des flüchtigen Geistes besitzt.

*Aph. 79.* Wer die Körper ohne Fäulnis zerstören und in der Zerstörung den allgemeinen Geist mit dem besonderen Geist vermittelt der Wärme des inneren Feuers verbinden kann, der besitzt ein vorzügliches Geheimnis der natürlichen Magie.

Über die Zerstörung ohne Fäulnis gibt uns das *90. Aph.* einige Aufklärung: „Wer durch den allgemeinen Geist die Gärung beschleunigen und die Fäulnis zu verhindern weiß, der versteht die *Contrition der Philosophen* und kann vermittels derselben wunderbare Dinge vollbringen.“ *Contritio* heißt Zerreibung. Von dem „Stein, den die Bauleute verworfen haben“, sagt Christus (Luk. 20, 18): „Welcher auf diesen Stein fällt, der wird zerschellen; auf welchen aber er fällt, den wird er zermalmen.“ (II) Des weiteren lesen wir bei Matth. 24, 41: „Zwo werden mahlen auf der Mühle, eine wird angenommen, und die andere wird verlassen werden.“ Der Sinn dieser Worte ist dunkel für den, der das Kreuz nicht auf sich nehmen will. Das „Mahlen auf der Mühle“ muß erlebt werden oder vielleicht werden wir besser verstanden, wenn wir sagen: Die „Symplega-

den“ (cf. I. Teil S. 217) müssen überwunden werden. Auch das „Lied von der Mühle Grotti“ (Skaldsk. Reuter II, 49) in der *Edda* wolle nicht übersehen werden von dem, der sich der Contritio oder der Hystolyse unterziehen will.

Welcher Art die obenerwähnte (Aph. 79) „Wärme“, das „innere Feuer“ ist, mag aus einer Angabe des *Joh. Rudolph Glauber* in dem „*Libellus Ignium* oder *Feuer-Büchlein*“ genannten Traktat (Amsterdam 1663, bei Johan Jansson, S. 53) entnommen werden. Aus folgenden Worten des Philosophen *Artephius*, schreibt er, habe Pontanus das „geheime Feuer“ erkannt: „Unser Feuer ist kein gemein Feuer / es ist Künstlich zu erfinden / Salvirt, zerstört / und durchdringt alles / es ist gleich Mäsig und stätig brennente in unsrem Glass / und nicht ausswendig / etc.“ Wer das wohl ziemlich selten gewordene „Feuer-Büchlein“ glücklicherweise bekommen kann, der lese an dieser aufschlußreichen Stelle weiter und übersehe auch nicht die Worte: „. . . dan ohne erkendniss des gefesses in dieser arbeit wenig auszurichten ist.“ Und dann kommt eine herrliche Interpretation der *Tabula Smaragdina*. Leider müssen wir uns hier mit dem bloßen Hinweis begnügen.

Wenn *Basilius Valentinus* im Kommentar (Repetition, S. 74 der Chym. Schrift) zu seinen berühmten „zwölf Schlüsseln“ sagt: „. . . dann unser Feuer ist ein gemein Feuer / und unser Ofen ist ein gemeiner Ofen . . .“, und wenn er sich gegen diejenigen wendet, die das Gegenteil lehren, so hat er wohl auch recht, obwohl er es gerade an dieser Stelle mit den „Gegnern“ hält, wie die *Tabula ad pag. 74* ausweist. Wer nämlich das mystische Feuer zur rechten Zeit entfacht, der kann erst in der Küche mit dem gemeinen Feuer erfolgreich arbeiten. Wer den umgekehrten Weg einschlägt, wird Zeit und Geld zwecklos vergeuden. Auf die Feuerphilosophie werden wir in unserer alchemistischen Studie: „Die magisch-philosophische Gärung“ näher eingehen.

Über das äußere und innere Feuer oder Licht bringt Maxwell noch einige bedeutungsvolle Sätze:

*Aph. 83.* Wer aus dem unbegrenzten Licht ein begrenztes zu machen weiß (— das ist der Angelpunkt aller

Magie, das Einschließen ins Tabernaculum, in den Bannkreis, die Konzentration<sup>12)</sup> —) ohne die Art zu ändern, indem er es in einem geeigneten Medium auffängt, (— „Gefäß des Hermes“, — „in unserem Glass“, — „Vass“ oder „Matrix“ bei Paracelsus —) [Santanelli: aufnimmt], kann

---

<sup>12)</sup> In der „Heiligen Mathesis“ (S. 42) hat F. Maack wohl seine tiefste magische Erkenntnis niedergelegt, wenn er sagt:

„Das Allgemeine kann sich nur dann und nur dadurch spezialisieren und weiter differenzieren, daß es vom Ganzen abgeschlossen wird, daß es in Grenzen eingeschlossen wird. Das ist aber nichts anderes als — Magie! Die Natur ist der größte Magier. In der räumlichen Einschließung von Zahlen, Formen, Materie, Kräften, Bewegungen, Schwingungen, Strahlungen, Empfindungen . . . in der Klausur liegt die Begründung der Magie als eines naturnotwendigen Geschehens.

„Wenn etwas Neues entstehen soll, ist die erste Regel, das fundamentalste Prinzip: Abschließung von der Außenwelt!

„Der Pflanzenkeim umgibt sich mit einer festen Schale und senkt sich in die dunkle Erde. Menschlicher Same und Ei treffen sich in der äußerst muskulösen Gebärmutter. Das Gehirn liegt in der harten Schädelkapsel — und was dergleichen Beispiele mehr sind.

„Der Alchemist verschließt seine Materie in das „Gefäß des Hermes.“ Der alte Magier zog seinen „Zauberkreis“ um sich, um von der Umgebung sich abzusondern und die Dämonen und Geister in den Bannkreis einzuschließen; der moderne Magier „konzentriert seinen Willen“. Der Mystiker versenkt sich „in sich selbst“ — lauter Umschreibungen und Spezialfälle des einen großen, magischen Klausur-Vorganges. Auch die Auguren grenzten mit einem Krummstab den für die Vogelschau bestimmten Platz ab. Der Tempel ist ein von der profanen Umgebung „abgeschnittener“ (τεμνω) heiliger Raumbezirk. Das Kloster, claustrum, kommt von „claudere“, einschließen. Die Loge  ist ein heiliger Ort, an dem die Arbeit nicht von dem Geräusch der Welt gestört wird. Hütte, Haus, Zelt, Laube usw. dienen persönlichen Privatzwecken im Gegensatz zur freien, öffentlichen Straße usw. usw.

„Der Zweck der Klausur ist ein doppelter: erstens Zurückführung der Kräfte auf den „ersten Inhalt“ im eigenen Selbst, um dadurch einen unmittelbaren Anschluß an den indifferenten Aushalt zu bekommen, von dem allein er seinen Ursprung genommen hat; und zweitens, daran anschließend, erneute Vorwärtsführung der Kräfte zu höheren Formen und Funktionen.

„Für die Verwandlung von „Blei“ in „Gold“ ist als Durchgangstation die „Materia prima“ erforderlich. Daher vor allem erst einmal „solvieren“ und später wieder „coagulieren“.

„Ohne Regressus kein Progressus. Der Tod ist der Beginn des Lebens. Und so lang' du das nicht hast, dieses Stirb und Werde“ . . . . „Und neues Leben blüht aus den Ruinen.““

Den Sündenfall nennt Maack des weiteren „die Abschneidung des Individuums vom Ganzen.“

ohne Verlust der Wurzelfeuchtigkeit (vgl. Aph. 79: Zerstörung ohne Fäulnis), Mineralien und andere feste Stoffe aufs Schönste präparieren.

Das „unbegrenzte Licht“, sagt Maxwell weiter (Aph. 84), „das Vehikel der Weltseele, das der Dinge Leben enthält, ruht in der Finsternis, im Chaos und wird nur von Weisen erkannt.

*Aph. 85.* Die innere Wärme wird durch die Bewegung des inneren Geistes erregt, dessen Wohnsitz sie ist.

*Aph. 86.* Der Geist wird durch [innere] Gärung oder Bewegung erregt und manchmal trägt Beides zugleich zur Erregung bei.

Der Leser hat nun wohl schon gemerkt, daß hier die *m y s t i s c h e* und die *K ü c h e n a l c h e m i e* sowohl wie die *M a g i e* sich derart vermischen, daß der Anfänger Mühe hat, die Begriffe zu scheiden. Wir bemühten uns da und dort zu sondern, aber es wird dem Leser immer noch viel Arbeit übrigbleiben. Besonders über *Frodís Mühle* in Reuters „*Rätsel der Edda*“ wolle er eifrig nachdenken. Dabei vergegenwärtige er sich immer wieder unsere Fig. 9 (I. Teil XII. Bd. S. 203 und erinnere sich der Vorgänge auf der „*Regenbogenbrücke*“, damit er verstehen lernt, was die „irrenden Klippen“ in der Odyssee und in der Argonautensage zu bedeuten haben. Man verzeihe uns, wenn wir immer wieder die Mythologien vermengen. Auch das gehört zur Synthese. All die menschlichen Wissensgebiete, die exoterischen sowohl, wie die esoterischen, sind eng verschwistert, der Spezialist gerät auf Abwege. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Arbeit der Spezialisten nicht auch viel Gutes zutage gefördert hätte, aber ihre „Bodenschätze“ müssen gereinigt werden und — *M y s i n g l i e ß* schon zu lange *S a l z m a h l e n* (vgl. Reuter II, S. 59). In unserem fachwissenschaftlichen Zeitalter ist die *P r ä g n a n z* des *A u s d r u c k s* unbeliebt geworden, sofern sie sich auch auf andere Wissensgebiete erstreckt, man hält die Natur für einen Beamtenstaat, in dem streng — reinlich nennt man es auch — schematisiert und katalogisiert und rubriziert werden muß. Darum findet man die viel-

sinnige Schreibweise unserer Vorfahren albern, schwärmerisch, phantastisch. Wer die Berechtigung und den Vorteil der prägnanten Ausdrucksweise der alten Autoren einmal erkannt hat, wird wohl auch nicht mehr gleich die Nase rümpfen und von mangelhafter Terminologie sprechen, wenn ein Ausdruck einmal nicht ganz „exakt“ sitzt, dafür aber etwas tiefer zwischen die Zeilen leuchtet. x

Der Philosoph darf heute in der Chemie keine Analogien mehr finden, darf beispielsweise unter dem chemischen Substrat kein philosophisches Substrat wittern, sonst wird er ausgelacht und in ein überwundenes Zeitalter verwiesen — kalt gestellt.

Und doch arbeitet die Natur unabänderlich nach einem Gesetz. Dem nur mit der *Brille* Suchenden wirft sie ihre fertigen Formen vor die Füße und zeigt ihm lachend ihre bunte Mannigfaltigkeit, dem mit der brennenden, erhobenen *Fackel* Suchenden, der dem Brillenmännlein kühn vorausleuchtet, aber zeigt sie frohlockend die Wunder ihrer *triangulären* Einheit (s. „Homunkulus“ von E. W. Clarence).

Müssen wir noch eine Erklärung beifügen?

Wir fürchten, daß nur eine mystische Umschreibung daraus wird. Es gibt eben Dinge, die sich nur bis zu einem gewissen Grad enthüllen lassen, und die man nun einmal erfühlen muß. In uns ist des Urwissens Pforte und durch sieben Riegel, durch sieben Sigel und durch sieben Worte ist sie verwahrt.

Dein Körper ist das Vehikel, das du zum „Gefäß des Hermes“ stempeln mußt. Nachdem du die *drei-dimensionale* Welt durchforscht hast (*Visitando interiora terrae . . . .*<sup>13)</sup>, erkenne auch das (*vier-dimensionale*) chaotische Urfeuer, den „Geist über dem Wasser“, das königliche Feuer, dann zündest du die *sieben* magischen Lam-

---

<sup>13)</sup> Das „*Vitriol*“ der Alchemisten pflegt der Mystiker gewöhnlich folgendermaßen als Akrostichon wiederzugeben: *Visitando interiora terrae, rectificando invenies occultum lapidem*, d. h. das Innere der Erde erforschend und (deine Resultate) immer wieder reinigend, wirst du den verborgenen Stein finden.

pen<sup>14)</sup> mit einem Male an, dann hast du den siebenfachen Schlüssel und du erkennst das innere Feuer als das Prinzip des Schwefels, den Spiritus Volatilis Vitrioli<sup>15)</sup> in der dritten Triade der Matrix und in der vierten als den Sulphur der Materie, den es zu dem flüchtigen tartarischen Salze drängt. Es öffnet sich die vierte Pforte. Dein „Weg“ liegt vor dir und es sind zuverlässige Wegweiser aufgestellt. Dein Lehrbuch ist von nun an das „Wort“ von oben. Den Büchern der Menschen bist du entwachsen.

Wenn wir den weiteren Weg trotzdem zu skizzieren wagen, so sollen damit lediglich in stagnierender Mystik verträumte Schüler zum Weiterwandern aufgemuntert, vor der Gefahr zerstörender Fäulnis bewahrt werden. Die irisierende Oberfläche des Sumpfwassers ist ein gar gefährlicher Antipode des philosophischen „Pfauschwanzes“. Alles Stehenbleiben auf dem Weg ist gefährlich. Auch die Mystik hat zwei Seiten.

Jetzt errichte also getrost über dem pythagoreischen Dreieck die Quadrate:  $3^2 + 4^2 = 5^2$ , um angesichts der mystisch-pentagrammatischen Fünfheit den fünften Riegel zurückzuschieben und im Kampf mit dem limmatischen Faktor des makrokosmischen Fünfecks irrationale Raumknoten (s. III. Teil XII. Bd., Kap. Amulette), das Sigel des Menschensohnes zu lösen.

Und nun kehre noch ein letztes Mal zurück, um deine Ergebnisse zu addieren. Im Reich der vierten Triade der Malkuth truncata schuldest du dem Erdgeist noch eine

---

<sup>14)</sup> Eine Frage: Warum stellte der schwarze Magier Margrave (Bulwer, S. 615, Renatus-Verlag, Lorch, Württ.) in den Umkreis des äußeren Ringes 12 und um den Dreifuß herum auf die Spitzen des Pentagramms 5 Lampen? Eine Antwort dürfte etwa lauten: Weil er die sieben inneren Lichter (die 7 Bewußtseinszustände der Inder oder auch die 7 Entia seminis Mercurialia, s. Gärungsstudie) im negativen Sinn (durch Subtraktion:  $12 - 5 = 7$ ) entzündet und die „Elohim“ des Feigenbaums beschworen hat.

<sup>15)</sup> Flüchtig (volatilis) — und doch gebannt! „Alles ist im Fluß“, aber die Bewegung ist in vielen Fällen im Kreislauf gebannt und in vielen Fällen sogar invertiert, d. h. in der stagnierenden Bewegung des egoistischen, hinabziehenden Wirbels, dieser Karikatur der aufstrebenden Spirale begriffen.

freiwillige Gratifikation für den Unterricht, den er dir in deinen Lehrjahren erteilt hat. Opferst du dich am „Kreuz“, im Anblick der koinzidierenden Schnittpunkte der beiden Weltachsen\*), so schenkt dir dein großmütiger Lehrer das „Leben“, die *sechste* Pforte öffnet sich jetzt unbemerkt, das Wachs des Siegels schmilzt von selbst, nachdem nun auch der Raub des himmlischen Feuers, die Subjektivierung des Ich und als deren Folge, der Mißbrauch der Zeugungskraft Jesod, die große Schuld getilgt, nachdem das kleine zeugende Wort zum schöpferischen, großen Wort, zum Logos wieder heimgekehrt, nachdem ein Funke des Erdgeists wieder erlöst und lebendig geworden ist. Vergessen sind die Schwierigkeiten, die ehemals die Überwindung gerade dieses Riegels, die Überwindung des Ego und des Tieres (666) bereitet hat.

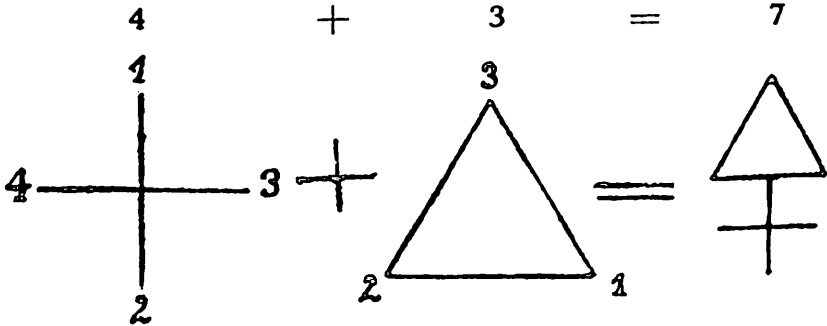
Und jetzt addierst du die überwundene Vierheit zur wiederhergestellten Dreiheit und verbindest so

---

\*) Die beiden Weltachsen? dürfte wohl mancher erstaunte Leser fragen. Wir haben eine Erdachse und eine Achse der Sphäre der Ekliptik zu unterscheiden. Wir persönlich halten die *Nutation*, die Schwankung der Erdachse (vielleicht auch die durch die Stellung der Planeten verursachten sonstigen Perturbationen?) für limmatische „Störungen“ des absoluten Gleichgewichts, für die Motore des Lebens, für die Quelle aller irrationalen Elemente, denen wir Erdbewohner unterliegen, für die prometheische Fessel, die uns ans Unendliche, Konkrete knüpft, für den egozentrischen Wirbel, den wir ebenso wie unsere Erde, ebenso wie alle kosmischen Körper überwinden müssen. Das Erdbeben beim Tod Christi war wohl durch den momentanen Ausgleich der Nutationen der beiden Achsen verursacht, und ein solches Erdbeben dürfte wohl jedesmal zu beobachten sein, wenn ein erlösender Erlöser, ein Mensch sich aus dem quadratischen Bann des Erdgeists durch die mystische „Quadratur des Zirkels“ befreit, den Heimweg gefunden hat. Naturereignisse, wenn auch in kleinerem Maßstab, versuchte man schon wiederholt mit dem Ableben großer Männer in Zusammenhang zu bringen. Wir erinnern nur an *Kant* und *Nietzsche*. Vielleicht sind solche Vorgänge als kosmischer Applaus nach erfolgreichem Abschluß eines Aktes in dem fünfteiligen Lebensdrama aufzufassen? Vielleicht.

Der Neigungswinkel der Ekliptik beträgt rund  $23^{\circ}$ . Stellt man diese Zahl um, so ziruphiert man diesen variablen kosmischen Wert, so erhält man die Zahl, die auf die „32 Wege“ der Zahl (10) und des Wortes (22 Buchstaben) hinweist, deren Belegung uns wertbeständige metakosmische Werte zu erschließen vermag. (S. Homunkulus.)

den „Bruder mit dem Bruder“. Das ist die magische Addition der lebendigen Zahlen. Sieben Elohim öffnen dir die *siebente* Pforte. Mit den letzten *sieben Worten* streifst du den letzten Menschenrest von dir. Das „Große Werk“<sup>16)</sup>: Es ist vollbracht!




Was wir hier über die sieben<sup>17)</sup> Sigel gesagt haben, dürfte den meisten Lesern wohl erst dann verständlich werden, wenn sie den vorliegenden Band der okkulten Medizin aufmerksam zu Ende gelesen haben. Die Offenbarung Johannis ist teilweise mit in die Betrachtung zu ziehen. Wir haben unsere Worte mit Absicht so gesetzt, daß sie nur der ernsthaft darüber Meditierende mit Nutzen zu lesen vermag. Das ist keine Mystifikation; denn wir gehen dabei, um es noch einmal zu sagen, von dem Gedanken aus, daß das, was man durch eigenes Nachdenken findet, tiefer sitzt, als das, was man von anderen gesagt bekommt.

<sup>16)</sup> *Basilius Valentinus* (Chym. Schrift. S. 68) bringt obigen Grundgedanken in anderer Fassung, wenn er sagt: „Du solt aber wissen darneben, daß der Stein gemacht wird aus Einem, Zweyen, Dreyen, Vier und Fünffen. Aus Fünffen, das ist die Quinta Essentia seines Wesens. Aus Vieren, werden verstanden die vier Elementa. Aus Dreyen, das sind die drei anahende Dinge (⊖ ♀ ♂, bzw. die „Drei Mütter“, d. Verf.). Aus Zweyen, dann es ist eine zweyfache mercurialisische Substanz. (± ♂, die „beiden Brüder“, d. Verf.). Aus einem, das ist das Erste aller Dinge, das aus dem Wort der ersten Schöpfung, Es werde, hergeflossen ist.“

<sup>17)</sup> Die Zahl 7 ist nach *F. Maack* (heilige Mathesis, S. 17) die einzige vierdimensionale Primzahl der Dekade:  
 $1^2 + 1^2 + 1^2 + 2^2 = 7.$

Daher öffnet dem Mystiker nicht nur den „Inhalt“, sondern auch den „Aushalt“ (Maack, *ibid.*).

der Siebener-  Schlüssel.

Bändige in dir den rasenden Stier Minotauros, das leidenschaftliche, vom Drehwurm der Eitelkeit erfaßte Tier, dann hast du des Herakles siebente Arbeit vollbracht und bist „Meister des Schlüssels“ geworden.



Als klassisches „praktisches Beispiel für die Anwendung der Mumie (Pflanzenmumie) diene uns *des Paracelsus Abhandlung über die Persicaria*<sup>18)</sup>:

„So ihr wöllend von der Persicaria den rechten Grund verstehen und erkennen, sollend ihr anfänglich wissen, daß Persicaria ist ein Kraut all offnen Schäden, Menschen und dem Vieh zu heylen, also daß gar nahet Persicaria all offen Schäden heylet: Und die Wunden so nit mit ander Artzney geheylet sind worden, die nun fürhin nimmer Wunden sondern Schäden geheissen werden, heilt es sonderlich zum End, so dies Krauts Ordnung gebraucht wird.“ Er empfiehlt nun die Persicaria beim Satteldruck der Pferde, beim Decubitus (Aufliegen der Kranken) und bei allen sonstigen Schwellungen und Verletzungen zu verwenden. Dann fährt er fort:

„Damit ihr den Brauch des Krauts verstanden, so sollend ihr wissen, das in der Gestalt gebraucht wird, nemlich: Man nimpt das Kraut und zeuchts durch einen frischen Bach, demnach so legt mans auf dasselbig, das man heylen will, als lang, als einer möcht ein halb Ey essen: darnach so vergrabt mans an ein feucht Ort, damit das faul werde, so wird der Schad gesund in derselben Zeit.“

„Es ist auch nicht minder, daß ich und ander viel solcher Schäden haben geheylt, von den ich gemeldt hab in der Gestalt, und hat mich auch für gut angesehen, daß dies Kraut so frisch und grün soll gezogen werden durch ein rinnendes frisch Wasser und je kälter je besser, denn sein Correction (Verbesserung) ist allein vom kalten Wasser und also naß und frisch über die Schäden gelegt und zugebunden. Und so es auf dem Schaden erwarmen will und brennen, faulend oder stinkend werden von stund-an hinthan thun und ein frisches Ei übergelegt. Also mit der Ordnung fürgefahen, bis zu End der Heylung.“

„Nun verstanden mich in der Ursach, wie die zween Prozeß sich nach dem natürlichen Licht bewehren, also daß die Natur also wirkt. Der ander Prozeß mit dem täg-

---

<sup>18)</sup> Wir zitieren nach einem Manuskript, das uns Herr K. Wachtelborn, der unseren Lesern ja bereits bekannt ist, zu überlassen die Güte hatte. Die Persicaria dürfte wohl identisch sein mit unserem Flohknöterich, Polygonum Persicaria.

lichen Überlegen ist natürlich, an ihm selbst gnugsam verständig, bedarf keiner Prob. Aber den ersten Prozeß will ich euch also durch das Exempel aprobiren, nemlich durch ein Magneten und Compaßzüngli. Im Magneten ist die Kraft, das er das Eisen an sich zeugt ohn Hand und Fuß wunderbarlich; So man nun haben will, daß er die Zungen vom Compaß an sich ziehe, so muß am ersten das Züngli mit dem Magneten geschmirbt und gerektificiret werden."

„Nun folgt jetzt auf das, daß in Persicaria dergleichen eine Art ist gegen dem Fleisch, das verletzt ist, also das Persicaria in dasselbige wirkt, wie der Magnet in dem Compaßzünglin. Darumb so verstanden nun, daß am ersten da ein Unitet soll gemacht werden, das ist ein Concordantz vom Fleisch des Schadens und diesem Kraut; also daß das Fleisch werde mit dem Kraut angerührt und bestrichen, wie das Exempel ausweist, vom Salben des Zünglins mit dem Magneten, also daß damit wohl bestrichen werde, wo dann der Magnet ist, weit oder nahet, so geht die Wirkung gar zum End. Also nun ein Schad des Menschen oder Viehs dermaßen mit dem Kraut, wie gemelt ist in seinem Prozeß, gestrichen wird und darnach hinweg gelegt in ein Erden, so wirkt das Kraut zur Heylung wunderbarlich."

„Nun soll sich deß niemands verwundern in dem, daß man vergraben soll und mit einem Stein beschweren und wohl verdecken: Dann das ist ein natürliche Ursachen, die ist also: So das Kraut grün ist und bleibt in dem Garten auf seinem Stengel, so thuts nichts: Dann dieweil es lebt, so operiert es mit dem Gestirn und das Gestirn mit ihm und von wegen solcher Operation nutzt es beim Menschen. So es aber abgebrochen wird, so ist es tot und das Gestirn wirkt mit ihm nichts, wie die Menschen, die da leben, mit dem Toten nichts. Jetzt so es aber tot ist, so geht sein impressioniert Tugend in Menschen: Und ist in der Natur ein Eigenschaft, daß sein Wirkung ist, so lang es ganz ist, so lang ist sein Operation. Den Schaden soll es heylen, das ist nun sein Tagwerk, an dem Tagwerk arbeit es so lang, bis gar verfault, so ist sein Tagwerk aus und der Schaden ist geheilt. Darum, ist es weit zur Fäulung, desterlänger heilt es, desto länger arbeit es. Ist es nahet in die Fäulung gericht (doch daß in der Erden ge-

schehe, einer gleichmessigen Stadt seines Wachsens, da es entsprungen ist) dester eher ist es geheilt. Der es schnell haben will, der eyle zur Fäulung." — — —

Des Paracelsus Worte wollen nun zwar durchaus nicht mystisch verstanden werden, aber man muß sie wohl erst mystisch verstanden haben, ehe man die praktische Nutzanwendung daraus zu ziehen lernt. Dies gilt für alle mehr oder minder alchemistischen Anweisungen, die aus einer Zeit stammen, in der aus dem Oberen Schlüsse auf das Untere gezogen, in der philosophisch-mystische Naturerkenntnisse auf allen Gebieten praktisch angewandt wurden.

Wie schon erwähnt, glaubte man nicht immer zur langsamen Auflösung als dem intensivsten Verstärkungsmittel der mumialen Substanz schreiten zu müssen. In vielen Fällen fand man es genügend, oft sogar besser, wenn man die Mumie oder Halbmumie, bzw. eine Mischung solcher Stoffe kurzerhand auf ein durch Gesundheit und Lebenskraft strotzendes, lebendes und dem kranken Subjekt durch diese Eigenschaften überlegenes tierisches oder pflanzliches Individuum verpflanzte. Dabei ist zu beachten, was *Tenzel* im 7. Hauptstück (S. 65) ausführt: „Nicht weniger muß man auch dieses wohl beobachten, daß es sich nämlich nicht selten zuträgt, daß die Staude oder der Baum, worin die Krankheit verpflanzt wird, geschwinder und geiler aufwächst als sich gebührt, durch welches allzu schnelle und geile Wachsen dem kranken Glied einige Gefahr und Schaden kann erwachsen. Welches an dem Beispiel der Haare klärlich zu erkennen, welche damit sie desto besser wachsen sollen, man in einen Weidenbaum zu verpflanzen pflegt, und dieses zwar mit gutem Erfolg. Wenn man sie aber zu lange und über den gebührenden Lauf der Natur darin läßt, und den Baum nicht umhaut und verbrennt, geben sie wegen des gar zu hurtigen und feuchten Wachsens, so dem Gehirn und den Augen schädlich, zu allerhand Augenschmerzen und Beschwerden oftmals nicht wenig Ursache.“

Wegen seiner „wohlbekannten langen Dauer und langen Wachstums“ empfiehlt *Tenzel* den *Eichbaum*

zu Transplantationszwecken in all den Fällen, in denen eine langsame und fortdauernde Wirkung, die sich über das ganze Leben des Patienten erstrecken soll, erwünscht ist. Die Signaturenlehre wird dem Praktiker stets die besten Fingerzeige bei Auswahl seiner Transplantationsobjekte geben.

Über die Möglichkeit einer *Fernwirkung* brauchen wir wohl nicht mehr zu disputieren, nachdem wir gesehen haben, welch ungeheure Entfernungen im Bereich des Größten und Kleinsten überwunden werden durch die Zahlenkräfte (Verhältnisse) der Gravitation, der Anziehung, der Abstoßung, der Affinität und Konkordanz. Wir können uns wohl auch vorstellen, daß die der kranken Schwingungszahl des Patienten verwandte intraatomistische Schwingungsfrequenz der Mumia, in einen Baum verpflanzt, gezwungen sein wird, der „Zahl“ des Baumes sich zu adaptieren, jedoch unter Wahrung ihrer Individualität, deren Grenze sie nicht so ohne weiteres, nicht in unzersetztem Zustand überschreiten kann. Somit ist es wohl denkbar, daß die Mumie — musikalisch-theoretisch ausgedrückt — schließlich und allmählich in einen Differenz-„Ton“ übergeht, der den Charakter des Zusammen-„klangs“ zwischen Baum und Patient beeinflusst. Oder einfacher: Die Mumie adaptiert sich nach zwei Richtungen, bis sie den geeigneten Durchgangs-„Ton“ findet, der die Dissonanz: Mensch — Baum überbrückt. Wir wissen ferner, daß das Contagium ansteckender Krankheiten auf große Entfernungen wirken kann. Wenn aber Krankheiten in die Ferne wirken, „in der Luft liegen“ können, warum soll dann die Gesundheit nicht auch in einer ansteckenden Form auftreten und übertragen werden können? Wir glauben übrigens, daß Krankheit und Gesundheit überhaupt nicht nur in beschränkten Fällen, sondern ohne Ausnahme ansteckend wirken können, aber — *quamvis diversis gradibus!* Nicht verstehen können wir aber zunächst die Annahme der alten mumialen Praktiker, daß nach Übertragung einer Krankheit das übertragende Subjekt, der Patient gesunde, wir glauben vielmehr, daß das Objekt eben auch krank werde. „Ganz richtig“, sagt der Sympathetiker, „wenn aber das Objekt in der Lage

ist, das Contagium zu neutralisieren?" Wir fragen aber: Was heißt neutralisieren? Gibt es nicht auch einen *choc d e r e t o u r*, einen Rückschlag? Da muß eben die Praxis einsetzen, das allerdings gefährliche Experiment. Und da hat *De Rochas* bereits mustergültige Arbeit geleistet. Die Anfangsschwierigkeiten sind überwunden und Rochas kam zu dem Ergebnis: „. . . daß eine Krankheit, welche sehr stark im Blute, in den Nerven und im Mark eingewurzelt ist, sich nicht derart verpflanzen kann, daß der Kranke davon befreit wird.“ (Aussch. d. Empf. S. 188/189). v

Wir wollen es also mit *De Rochas* halten, wenn er die mumiale Übertragung einer Krankheit, so lange diese „weder feste Wurzeln geschlagen noch auch solche erregt hat“ (ebenda), sehr wohl in den Bereich der Möglichkeit zieht, wir wollen aber auch mit ihm einstimmen in die Worte, die er den philosophischen Schlußfolgerungen der Denker, die etwa zwei Jahrhunderte vor uns gelebt haben, widmet: „Man soll also ihr Zeugnis nicht leichtsinnig verwerfen, wie es viele Leute tun, für welche der wissenschaftliche Geist genau in dem Momente geboren wurde, als sie selbst auf dieser Lebensbühne erschienen.“ (ibid. S. 192.)

Daß beispielsweise ein gutartig akuter rheumatischer Anfall zuweilen leicht beseitigt werden kann, wenn man einen Hund auf der schmerzenden Stelle liegen läßt, dürfte wohl allgemein bekannt sein. Ob sich nun der Hund das Leiden zugezogen habe, ob und wie er mit dem Contagium fertig geworden ist, oder ob etwa „ganz einfach“ durch die animalische Wärme, also durch eine Art Gärung die harnsauren Salze zersetzt wurden, ob all dies vielleicht zusammenwirkte, darüber macht sich der vom „Reißen“ Befreite meist keine Gedanken mehr.

Er würde auch nichts Sonderbares dabei finden, wenn er auf den Rat eines Bauern hin einen Nachmittag auf einem Heuboden geschwitzt und seinen Rheumatismus den durch Vater Kneipp berühmten Heublumen anvertraut hätte. Alles „ganz einfach“. Er hat geschwitzt und das Rheuma mußte „ganz einfach“ heraus. Vielleicht kann

man dann auch physikalisch einwandfrei erklären, wieso das Heu die Transpiration so gewaltig anregt. Gewiß, das kann man, wir haben auch nichts dagegen, glauben aber ganz im Stillen, daß hier und dort magnetische Kräfte durch Vermittlung mumialer Substanzen ihr geheimnisvolles Spiel getrieben haben.

Das sind aber keine offensichtlichen Fernwirkungen. Lassen wir also unsern Rheumatikus zum Schäfer wandern. Der rät ihm, ein Ei in Urin zu kochen und die Schale dieses Eis zu durchlöchern und — natürlich bei abnehmendem Monde,<sup>19)</sup> kurz vor Sonnenaufgang — dieses Ei in einem Ameisenhaufen zu vergraben."

„Bis die Ameisen“, fügt er sehr ernsthaft hinzu, „dieses Ei gefressen haben, wird dein Reißen verschwunden sein.“ Dieses oft erprobte und in der Tat in vielen Fällen bewährte, uralte Mittel, dessen Wirksamkeit er am eigenen Leib verspürt hat, dies dürfte unser Patient wohl nicht auf so „ganz einfache“ Weise erklären können. Urin — Harnsäure — Rheumatismus. So weit kann er noch buchstabieren. Der Biologe erinnert sich, daß die Purinstoffe zu Harnsäure abgebaut werden, und daß bei der Entwicklung des Embryos im Hühnerei ebenfalls Purinbasen entstehen, daß die Ameisensäure in geringer Menge auch im Harn vorkommt. Sollte das Purin vielleicht die Brücke schlagen? Soweit geht es mit dem Erklären noch ganz leidlich, aber dann kommt etwas schlimmes: Die Fernwirkung.

Man wirft uns Okkultisten vor, daß wir hinter allen Dingen Beziehungen wittern, die wir nicht beweisen können. Wir geben zu, daß mancher im Übereifer darin zu weit geht, müssen aber auch andererseits betonen, daß in unserer Weltanschauung des geistigen Monismus, die wir nun einmal vertreten, überhaupt nur Beziehungen Platz finden, daß aber diese Korrelationen der prinzipiellen Welt nicht immer auf die konkrete Welt ohne Korrek-

---

<sup>19)</sup> In diesem Fall erscheint uns diese Forderung besonders wichtig, da die Ameisen bekanntlich bei Neumond ruhen, bei Vollmond dagegen Tag und Nacht durcharbeiten und somit wohl auch auf die Zwischenphasen des Mondes reagieren.

tionsfaktor übertragen werden dürfen. Und an der Berechnung dieses Faktors scheitern gar oft nicht nur unsere, sondern auch der „exakten“ Forschung Bemühungen.

Aber in unserem vorliegenden Fall handelt es sich ja um sehr offenkundige Beziehungen. Das einzige Irrationale, gegen das sich der Verstand sträuben möchte, ist die *actio in distans*. Wenn aber selbst der Mathematiker aus der Analogie der Dinge Schlüsse ziehen darf, dann dürfen wir wohl auch aus den Gravitationswirkungen im Himmelsraum und innerhalb des Atoms folgern, daß Entfernung keine Rolle spielt, sofern nur korrespondierende Zahlenverhältnisse vorliegen, die die Abstände überbrücken. Wer unsere Zahlenphilosophie bisher aufmerksam verfolgt hat, dem dürfte es nun nicht mehr schwer fallen, für das Rätsel vom „sympathetischen Ei“ nun vollends eine einigermaßen befriedigende Erklärung zu finden.

Wir haben noch einen weiten Weg, können uns also nicht damit aufhalten, daß wir das Korn unserer Gedanken zu Ende dreschen und evtl. auch noch mahlen.

Das „*sympathetische Ei*“ spielt eine große Rolle in der Transplantationspraxis. Man bedient sich seiner stets in der gleichen Weise<sup>20)</sup> bei vielen Krankheiten, insbesondere auch bei der *Gelbsucht*. Bei diesem Leiden treten Gallenfarbstoffe im Harn auf, und färben ihn intensiv

---

<sup>20)</sup> Eine dieser Vorschriften lautet: „Der Patient nehme seinen Urin und ein frisches Ei, das an einem Donnerstag gelegt worden, tue dieses in einen guten, neuen Topf, der ungefähr ein Litermaß enthält, stelle solchen über das Feuer, bis der Urin gänzlich eingekocht ist; sodann nehme er das Ei heraus, stoße die Schale ringsum mit einem Holze los und lege es in einen Ameisenhaufen. So wie das Ei von den Ameisen verzehrt wird, so wird auch die Krankheit verschwinden.“

(Aus: „Die Sympathie als Heilmittel.“ A. Alexander, Berlin S. Modes Verlag, S. 16.)

Eine andere (indische) Vorschrift, die wir nicht mit Quellenangabe zitieren können, da weitläufige und unliebsame Auseinandersetzungen mit einer indopersisch-armenischen Geheimlehre nötig wären, lautet:

Bei Schwindsucht im Anfangsstadium koche man „ein Hühnerei in dem Urin des Kranken bis es hart ist, schäle es dann ab und vergrabe es in einem Ameisenhaufen. Den Topf, in welchem man das Ei gekocht hat, zerschlage man und werfe die Scherben in fließendes Wasser.“

gelb bis schmutzibraun, oft sogar grün. Eine aufschlußreiche Beziehung ist folgende: Das Chlorkohlenoxyd Phosgen, ein farbloses, sehr giftiges Gas liefert mit Alkohol versetzt den Chlorkohlensäureester, der nach Oppenheimer (Lehrb. d. Chem. S. 461) als Substitutionsprodukt der Ameisensäure angesehen werden kann. Mit Ammoniak versetzt, verwandelt sich das Phosgen in Harnstoff. Über das Phosgen, das „Lichterzeugte“, wie schon sein Name sagt, wäre ein interessantes Kapitel zu schreiben. Es entsteht nur unter Einwirkung des Sonnenlichtes auf Kohlenoxyd und Chlor. Da haben wir alles; Sulphur, Sal und Mercurius oder auch Sol, Luna und Mercurius. Wie sagt doch der alte *Glauber*, wenn er von der Entstehung und vom Wachstum der Metalle spricht: „ . . . welches auch mit Metallen geschieht, nemblich, wann die Sonne, oder ein ander Gestirn, in eine feuchte Erde seine Kraft wircke, so samben sich die astralische Kräfte darinn und werden corporalisch, und geben unterschiedliche Metallen und Mineralien, nach dem die feuchte Erde oder Matrix rein oder unrein gewesen ist. : Dann das Wasser ist an statt der Bärmutter und die Astra an statt dess Vatters oder Saamens.“ (Operis Mineralis) II. Teil, Prag 1705, S. 145.) . . . . auss welchen beyden, als Mann- und weiblichen Saamens, alle Metalle geboren werden.“ (ebenda S. 154, vgl. Fußnote 21, S. 143 vorl. Band.) Dies nebenbei.

Einen interessanten Beitrag zu der vielseitigen Verwendbarkeit des sympathetischen Eies liefert *Schopenhauer*.

„Folgende sympatetische Kur,“ schreibt er, „hat mir Dr. Neef, als unter seinen Augen ausgeführt und gelungen erzählt. Es betraf ein Überbein an der Hand: Dasselbe wurde mit einem Ei gerieben, so lange, bis sich die Stelle etwas feucht zeigte, und dann dieses Ei in einem Roß-Ameisen-Haufen (einen halben Zoll große rötliche Ameisen) vergraben. Gleich in der ersten Nacht empfand die Patientin ein unerträgliches Kribbeln, wie von Ameisen, an der Stelle, und von dem an schwand das Überbein, bis es nach einiger Zeit ganz weg war, auch nicht wieder kam.“ (Neue Paralipomena, Reclam, S. 138/139.)



An derselben Stelle findet sich noch mehr Sympathisches. Je sensibler der Patient, desto rascher tritt natürlich die Wirkung ein. Weniger Sensible müssen die Operationen zu geeigneten Zeiten wiederholen.

Wollen wir uns also merken: Bei nicht sehr tief greifenden Krankheiten wenden wir, wenn andere Mittel versagen, die einfache Transplantation unter Berücksichtigung der Signaturen und der wichtigsten Konstellationen der Himmelslichter an.<sup>21)</sup> Bei tiefer greifenden Krankheiten schreiten wir, wenn andere Hilfe versagt, zur mumialen Gärung, d. h. wir machen die Mumia, insbesondere das Blut, das ja „ein besonderer Saft“ ist, zum *Magneten*.

Hiermit kommen wir zu einem anderen Begriffskomplex, den das Wort Mumia in sich birgt. Wir haben schon erwähnt, daß sich die Reformation des *Paracelsus* auch auf die mumiale Praxis erstreckte. Im *Opus Paramirum* (Strunz S. 142, bei Eugen Diederichs, Jena, 1904) finden wir:

„Denn Mumia ist der Mensch selbst: Mumia ist der Balsam, der die Wunden heilt; der Mastix, die Gummi, die Glätt etc. vermögen mit ein tropffen fleisch zu geben: Aber zu defendieren (verteidigen) die Natur, daß ihr führennehmen abstatt gefürdert werd.“ Hier tritt uns die Mumia also lediglich als heilsames Prinzip entgegen.

---

<sup>21)</sup> *Tenzel* zitiert in seiner ausgezeichneten *Medicina Diastatica*, die jeder Praktiker kennen muß (bei Vierling, Leipzig 1758, S. 76; nur noch antiquarisch im Verkehr), den *Marsilius*: „Ich habe,“ sagt dieser, „erfahren, daß, wenn der Mond mit der Venus vereinigt ist, eine Arznei kaum bewege.“ Hier haben wir gleich so einen Fall, der nach *Glaubers* obigem Text die Bedingungen nicht erfüllt, die zur Zeugung benötigt sind. Der Mond ist der Vertreter der prinzipiellen Feuchtigkeit, die Venus in ihrem Aspekt als *Vulgivaga* — und als solche kommt sie doch gewöhnlich in Frage, — ist unfruchtbar. Beide Principia sind in Konjunktion. Das *Agens*, die schaffende Wärme fehlt oder richtiger: ist unterdrückt, überstimmt. Die *Patientia*, die leidenden Prinzipie des Mondes und der Venus, können allein keine Bewegung auslösen. Die Sonne steht wohl auch am Himmel, aber zwei gegen eins. Die Bewegung als Prinzip ist gehemmt. Die Kräfte der Pflanzen, alle Kräfte sind folglich mehr oder minder latent, insbesondere die venerisch und lunarisch gearteten. — Über andere beachtenswerte Konstellationen berichtet *Tenzel* ausführlich im 8. und 9. Hauptstück.

An anderer Stelle (Op. Paramir. S. 355) heißt es: „Alle die Krafft der Kräutter, der Bäume werden im Mumia gefunden: nit allein der Erde, Gewächse, Krafft, sondern auch des Wassers, alle Eigenschaft der Metalle, alle Natur der Markasiten (Schwefelverbindungen), alle Wesen der Edelsteine. Was soll ich die Ding all erzählen und nennen? Sie sind alle im Menschen, nit weniger, nit minder, als stark und als kräftig im Mumia.“

Hier ist die Mumia bereits zum Sammelbegriff aller Kräfte, die den Dingen innewohnen, geworden und dürfte etwa dem *Vulcanus* des Paracelsus gleichkommen, den er als *fabricator*, als „*Werkman*“ bezeichnet, als ausführendes Organ des schöpferischen Willens zum Unterschied vom *Archaeus*, dem individualisierenden, scheidenden, auswählenden Prinzip.

„Denn zu gleicherweis, wie ihr sehet die Nelke auff ihrem Bäumlin stehen, und das Schöllkraut im Garten. Und wenn sie lebendig sein, so seind sie schön und lieblich, wenn sie dürr sind und todt, so sind sie unlieblich: Aber noch sind ihr Kräfte da. Und ob schon den Mumia niemandt gesicht, noch ist die Krafft nicht gestorben, denn das Leben nimmt nur mit sich hinweg das, so die Menschen mit einander bekannt macht. Daraus aber dasselbige gehet, das bleibt im Mumia.“ (Paramir. S. 357.)

Und dann kommt die Definition des Begriffes, soweit er bisher gediehen ist:

„Und aber das ist Mumia, so der Mensch das Leben nimmer hat, so gehendt sein Blüt an in den natürlichen Kräfften und Arcanen.“ (Ebenda S. 358.)

Wenn wir so den mumialen Begriff des Paracelsus verfolgen, sehen wir ein, daß seine Schüler in der Folgezeit mit Recht von einer „*geistigen Mumie*“ gesprochen haben. Wenn der Meister (Paramir. S. 358) ferner sagt, „daß zweyerley Wirkung hie im Mumia ausbrechen mögen, die ein ist, daß die Mumia das mag thun, das der lebendig Mann hätt mögen thun, zum andern, daß die Theil des Mumia eine gantze Artzney sein“, dann sehen wir das wirkende, tätige vulkanische Prinzip

mit dem heilsamen individualisierenden archaischen verbunden und könnten das ganze auch „Lebenskraft“ oder mit *Franz Hartmann* (Paracelsus, theosoph. Verl., Leipzig, S. 194) kurzerhand *Magnetismus* nennen. Da jeder Mumie etwas Spezifisches zugrundeliegt, ist dieses Wort indes nur insofern passend, als wir die spezielle Lebentätigkeit und Lebensäußerung der Dinge, seien sie (relativ) lebend oder tot, nicht aber die allgemeine Lebenskraft darunter verstehen, wie wohl die *Mumia* aus der universellen Lebensquelle ihre aktiven und passiven Kräfte schöpft.

Vier Arten solcher Mumie unterscheidet *Paracelsus*, oder richtiger gesagt: vier Aggregatzustände, da er ja die auf der Vier-Elementen-Theorie fußende Komplexionstherapie ad acta gelegt, die Terminologie aber in verändertem Sinne beibehalten hat, wenn er eine *Mumia* der Erde, des Wassers, des Feuers und der Luft unterscheidet (*Tractatus philosophiae* III „Von dem Fleisch und *Mumia*“). In aufsteigender Reihenfolge haben wir hier vier Verdichtungszustände oder allotrope Modifikationen dieser fluidalen Lebensessenz. Die *Mumia* der Erde nennt er Schelmenmumie. Die ist unnütz. Die balsamierten Leichen sind also nicht die richtige Mumie, die sich zur arzneilichen Verwendung eignet. Am besten ist die *Mumia der Luft*: „Das ist der Leib, der an dem Lufft oder im Lufft zu einem *Mumia* ist worden: Der Mensch der erhänckt, gespisst oder geradbrecht ist worden: Denn er stirbt am Lufft, und im Lufft ist sein Grab und Verwesung und diss seind die Constellirten *Mumia*, darinn das Ober Gestirn gewaltigklich Imprimiert und Inluirt. Und so bald es Sonn und Mon überscheinet, ist er in seiner hoechsten Exaltation und in Krefften und Tugenden gar wunderbarlich.“ (*Tract. III*, Basel 1591, S. 399 u. ff.)

Da hat sich *Paracelsus* einen argen Scherz mit seinen Zeitgenossen geleistet. Die Konstellation eines Gehenkten in dessen *Mumia* konzentriert zu erhalten, dürfte wenig Verlockendes an sich haben. Zuvor verwirft er die Schelmenmumie, hier empfiehlt er sie. Da stimmt etwas

nicht. Man braucht kein „Eingeweihter“ zu sein, um hier durch teilweise lockeres Gewebe hinter die Zeilen sehen zu können. Wir wissen heute zu gut, welch peinliche, hochnotpeinliche Gründe die Meister der damaligen Zeit abhielten, sich einer klareren Schreibweise zu befleißigen, daß man eher von Leichenschändung sprechen durfte, als von Dingen, die, wenn auch nur scheinbar, gegen blutdürstige Dogmen verstießen. Wir wissen aber auch, daß der Rosenkreuzer Paracelsus die kirchlichen Dogmen respektierte, wenn er sich auch persönlich von allem Dogmatismus fernhielt, wir wissen ferner, daß er mit den weltlichen Dogmen wenig Federlesens machte, und daß er die galenischen Ärzte und Apotheker, die mit der sehr teuren „echt ägyptischen“ — Galgenmumie gute Geschäfte machten, ohne Rücksicht auf seinen Vorteil hart bedrängte, und daß er sich außerdem auch durch Einführung der deutschen Sprache in die Wissenschaft viele gelehrte Feinde zugezogen hat. Furcht konnte also diesen Mann nicht abhalten, seine Lehre offen zu verkünden, eher Scheu vor Enthüllung von Geheimnissen, deren Mittheilung den oberflächlich denkenden Zeitgenossen eher geschadet als genützt hätte. Und gerade das will man heute nicht wahr haben, daß es in der Natur Dinge gibt, die sie nur dem Einsichtigen und zuverlässig Schweigsamen mittheilt, deren Verrat sich rächt. Darüber wäre viel zu sagen. — Jedenfalls: Wenn Paracelsus das Pulver erfunden hätte, dann hätte er dieses Geheimnis mit ins Grab genommen, hätte er giftige Gase entdeckt, so hätte er ebenfalls geschwiegen usw. usw. Wenn er über die Darstellung der Mumia der Luft ängstlich spricht, so hatte er der Menge etwas zu verschweigen. Seine Schüler verstanden ihn.

Haben wir nun ein Recht, seine Rätselworte umzu-  
kleiden, in die nüchterne Sprache der geliebten Tatsachen  
zu übersetzen? — Wir schlagen einen Ausweg vor. So gut  
wir es vermögen, wollen wir die Allegorie durch eine wei-  
tere Allegorie wiedergeben, die dem mit Alchemie, Mystik  
und Kabbala vertrauten Leser wohl etwas mehr verraten  
dürfte. Ob wir Paracelsus diese unsere Gedanken unter-

schieben dürfen, ob wir der Lösung des Rätsels damit wirklich näher kommen werden, — ob wir überhaupt auf der richtigen Fährte sind, mag der Leser selbst entscheiden.

Wir müssen vorausschicken, daß wir kaltblütig die uralte, von *Heraklit* nur erneuerte und von allen, auch von den modernen französischen Alchemisten — *Tiffereau*, *Vial*, *Jollivet-Castelot* u. a. — bestätigte Lehre des *Pentateuch* von der *Transmutation* der *Elemente* vertreten: „*Das Feuer lebt den Tod der Erde und die Luft lebt den Tod des Feuers, das Wasser lebt den Tod der Luft und die Erde den des Wassers.*“ (s. I. Teil XII. Bd., S. 94) und von den Menschen und Göttern sagt *Heraklit*: „*Wir leben den Tod von Jenen; ihr Leben ist unser Tod.*“ (*Philo Alleg. leg.* p. 60.) Und das endlich „*Entgegenstrebend sich Einigende*“ (s. I. Teil S. 94) des *Heraklit* ist *Feuer und Wasser* oder in der Bibel „*der Geist über den Wassern*“ (vgl. I. Teil, S. 83). Sogar der *Exoteriker Aristoteles* glaubt, daß der Winter des großen zyklischen Weltenjahres eine *Sintflut*, sein Sommer aber eine *Feuersbrunst* sei. (*Meteorol.* I., 14; *De coelo* I; *Phys.* III, 5; *Metaph.* XI, 10.)

Damit setzen wir uns zwar dem Gelächter derer aus, die von heute sind, die an dem „*Noch*“ (N, O, C und H) haften; wir wissen aber auch, daß in etwa dreißig Jahren die Schüler über den Irrtum unserer Tage zu lachen gelehrt werden, und daß sie den obigen Satz *Heraklits* vielleicht auswendig lernen müssen oder etwa auch den folgenden des *Parmenides*: „*Gegensätze beherrschen die Welt; warm und kalt, licht und finster, dünn und dicht, leicht und schwer, Feuer und Erde. Aus Feuer und Erde erfolgen aber wieder gegensätzliche Zustände. Verdichtetes Feuer ist Luft, verdichtete Luft Wasser, verdichtetes Wasser Erde; denn Luft und Wasser sind Mischungszustände, welche zwischen Feuer und Erde in der Mitte liegen.*“ Dann folgt seine *Kosmogonie*. Man lese nur nach in den „*Studien zur antiken Kultur*“ (Heft 2 und 3) von *Wolfgang Schultz*. (*Akad. Ver.* Leipzig 1907.) Dem *Chemiker* aber raten wir, falls er sich von uns raten läßt, *Strindbergs* „*Antibarbarus*“ recht kritisch und recht skeptisch zu lesen, viel zu streichen, aber das für wahr Erkannte mutig zu vertreten.

Das kabbalistische Symbol der Luft ist א (aleph). Die „Beraubung“ der „Luft“ wird durch die Hieroglyphe פ (phe) (Kurtzhan, Tarot, S. 99) angezeigt. Die sehr interessante Begründung würde uns zu weit führen. „Aussprache, Bedeutung und Zahlenwert der einzelnen [hebräischen] Buchstaben hängen unlösbar zusammen“, sagt *Professor Oskar Fischer* (in „Orient. und griech. Zahlensymbolik“ bei Max Altmann, Leipzig 1918 S. 29 Fußn. \*) Die Tarotbedeutung des Aleph ist: Der faustische Mensch oder auch der Gaukler. Das luftige Prinzip der Alchemisten ist der Mercurius (☿) und Phe als Schlußzeichen geschrieben (פ) entspricht astrologisch ebenfalls dem luftigen Merkur, innerhalb des Wortes als פ, aber dem Feuer. (Vgl. Kurtzhan, der Tarot, Talisverl. Leipzig 1920, S. 34 u. a. a. O.) Dem liegt eine noch tiefere Bedeutung zugrunde, die wir hier leider nicht erörtern können. Phe kann demnach in seinen zwei Schreibarten wohl auch als zwischen Luft und Feuer schwebendes Ferment, vielleicht als der Stickstoff Tiffereaus (Les métaux sont des corps composés, Paris 1857) bezeichnet werden. „Und sobald es Sonn und Mon über-scheinet . . . .“ Da haben wir ja die alchemistische Trias: Sonne, Mond, Merkur oder ☉, ☾ und ☿ oder Sulphur, Sal und Mercurius oder ♀, ⊖ und ☿ oder die „drei Mütter“ der Kabbalisten ש, מ und א (schin, mem und aleph). Zwischen Feuer und Luft, zwei Aggregatzuständen der chaotischen Urmaterie (Urwasser!) wird das fluidal-stoffliche Ferment (פפ ⊖ oder פ, מ?) gewissermaßen als „Sal lubricum“ geboren, das sich als fixiertes Sal volatile<sup>22)</sup> als Derivat des Urwassers, als quadratischer Baustein der Materie מ nieder-schlägt.

Schreiben wir unser bisheriges Resultat mit hebräischen Buchstaben: אפשמ. Rein phonetisch betrachtet

\*) Wir machen an dieser Stelle nachdrücklich aufmerksam auf folgende, kleine, aber inhaltreiche Schriften Prof. Fischers: „Der Ursprung des Judentums im Lichte alttestamentlicher Zahlensymbolik“ (Leipzig 1917) und „Auferstehungshoffnung in Zahlen“ (Leipzig 1920). Beide Arbeiten sind erschienen in der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung.

<sup>22)</sup> Flüchtig und doch gebannt. (cf. Fußn. 15, S. 132 und S. 150.)

klingt das hieraus sich ergebende Wort wie Mishpah, „das Vergießen des Blutes“.

Im Buch Jezirah (Kap. 3, Abschn. 5; Bischoff I, S. 69) steht eine bemerkenswerte Stelle, aus der Thimus viel musikalisch theoretische Aufklärung schöpfte: „Er machte zum König das Oth—Aleph (אֹת אֵלֶף) im Hauche und band ihm die Krone um und verschmelzte (צָרַפָּה v. Zoraph = durch Glühen oder Brennen schmelzen, läutern; moralisch: prüfen; mystisch: ziruphieren, umstellen) sie Eins mit dem Andern.“ . . . . „Er machte zum König das Mem mit dem Wasser und band ihm die Krone um und verschmelzte sie Eins mit dem Andern . . . . er machte zum König das Shin im Feuer . . . . und verschmelzte sie Eins mit dem Andern . . . .“<sup>23)</sup> „Ego sum Alpha et Omega, principium et finis . . . .“ „Ich bin das Alpha und Omega, der Anfang und das Ende . . . .“ (Offb. I, 8). Aleph und Thau, den ersten und letzten Buchstaben der Quadratschrift, bezeichnet Thimus als die „polaren Primitöne“ (I. 93), als die imaginären Zeugertöne“ der esoterischen Notenschrift der Hebräer, die „den Regionen einer jenseits des Bereiches der Klangerscheinungen liegenden Tiefe ( $\frac{1}{\infty}$ ) und einer über die Grenze der wirklichen Klangphänomene hinausragenden Höhe ( $\frac{\infty}{1}$ ) der [Ton-]Stufen entnommen werden müssen“ (I., 91). „Über die durch die sechste Fakultätszahl  $6! (= \frac{720}{1})$  und deren Reciprocum  $\frac{1}{6!} (= \frac{1}{720})$  gezogene Grenze hinaus“, sagt Thimus (ebenda), „wurde die spekulative Erweiterung des Tonsystems zur ἀρμονία ἀφανής (zur unfaßbaren Harmonie) nicht ausgedehnt.“ Er erinnert an den Ausspruch des Buches Jezi-

<sup>23)</sup> Andere Lesart: „et »ziruphavit« eas, hanc cum illa“, d. h. „Und »verband sie im Kreislauf«, das Eine mit dem Andern.“ Zeruph, Ziruph oder Gilgol heißt eine kabbalistische Buchstabenoperation. Die Zahl der Buchstaben eines Wortes als Fakultätszahl gibt an, wieviele Umstellungen, Wortneubildungen die Konsonantenschrift ermöglicht. Eine esoterische Lesart wäre: Zir-ph, d. h. die „Schmerzen, Wehen“ (zir), „Kreißungen“ der Fermentation („ph“). cf. hierzu die „Kreißungen der Po zwischen der ersten und zehnten Nacht“, zwischen 1 und 10, zwischen Alpha und Omega der Elementarzahlen bei den Maori. (I. Teil XII. Bd. S. 105.)

rah \*) (Kap. 4, Abschn. 4): „... sechs bauen sieben hundert zwanzig Häuser; und von dannen und weiter geh' aus und denke, was der Mund nicht reden und das Ohr nicht hören kann.“ Weiter unten (S. 92) bemerkt unser Autor: „Die einen erschöpfenden Zahlendruck nicht findende unaussprechbare Wurzelgröße der Mitte erscheint dagegen als die verborgene, unfaßbare, höhere Einheit des ganzen Gebildes. Man könnte für dieselbe  $\sqrt[n]{n}$  schreiben.“ Da diese Wurzel das Verhältnismaß der aus dem Unendlichen kommenden, auf- und absteigenden, im Wurzelbereich sich kreuzenden Proportionen darstellt, nennt er die  $\sqrt[n]{n}$  oder  $\sqrt[n]{a}$  ratio oder Logos. Darauf kommen wir noch zurück. (cf. I. Teil XII. Bd. S. 182.)

Unser Wort mishpa<sup>3</sup>, das wir durch die Ziruphmethode gefunden haben, heißt also in esoterischer Lesart:

Verschmelze das Wasser  $\Delta$  mit dem Feuer  $\Psi$ : So wird durch die schmerzhaften Wehen der Fermentation  $\mathfrak{D}$  das Sal fixum, das wir „eversum“ nennen möchten, (das aus der Wirbelbewegung befreite, „emporgewendete“, fixe und doch flüchtige Salz) aus dem Uterus der Luft geboren. *Pater ejus est Sol, mater ejus Luna. Portavit illud ventus in ventre suo.* „Sein Vater ist die Sonne, seine Mutter der Mond. Der Wind hat es (sc. das Einige Ding) in seinem Bauch getragen“, umschreibt diesen Vorgang die *Tabula smaragdina*.

Wer sich der mystischen Fermentation, der Klausur unterzieht, ohne den Kreislauf schließen und gleichzeitig zur Spirale erhebend, wieder beginnen zu können (vgl. Fig. 9, I. Teil, S. 203), wer den status nascendi, den Koinzidenzpunkt nicht fassen kann, der wird nach unten evertiert, zerstört, verfault, stirbt. Drum müssen wir an den Anfang

---

\*) Der Name des Buches Jezirah (Sepher Jezirah) wird im Deutschen am besten durch „Das Buch der Wandlungen“ wiedergegeben. Es ist demnach wohl dem Buch I-Ging der Chinesen quellenverwandt. Wo ist diese gemeinsame Urquelle zu suchen? Vielleicht dort, wo die Quellenschriften des Pentateuchs, das Buch Jaschar usw. (cf. I. Teil XII. Bd. S. 138) zu suchen wären. In Tibet oder auf dem Plateau von Gobi oder in den Tiefen des atlantischen Ozeans? Werden wir es je erfahren?



Aleph das Ende Thau binden, in jedem Punkt das Ende mit dem Anfang siegeln, wenn wir aus der Gärungshistolyse wieder auferstehen wollen; denn „Die Menschen gehen daran zugrunde, weil sie das Ende nicht an den Anfang knüpfen können“, lautete die Formel des *Alkmaion von Kroton*. Paracelsus spricht drastischer: „Der Gehängte stirbt am Lufft und im Lufft ist sein Grab und Verwesung . . . .“ (Goethe am Schluß des *Faust*, I.: „ist gerichtet!“) . . . . Und sobald es Sonn und Mon über-scheinet, ist er in seiner höchsten Exaltation . . . .“ (Goethe: „ist gerettet!“)

Was heißt das aber: *das Ende mit dem Anfang versiegeln*? Das heißt „Aleph“ mit „Thau“ mystisch verbinden א ת<sup>24</sup>). Die aramäische Wurzel êth hängt mit dem Begriff des Feuers zusammen. Sie kehrt wieder im griechischen αἶθ — εἶν (*aith* — ein), brennen. Was soll gebrannt werden — geglüht, geläutert, ziruphiert? Aleph, „der faustische Mensch“ als „Mikrokosmos“ im „Schoß“ der konkreten „Welt“ im Thau-Bereich des Logos (vgl. Kurtzahn, Tarot S. 55, über die kabbalistischen Bedeutungen des Thau). Der Alchemist würde sagen: die Materie muß erst kalziniert und dann sublimiert werden. Oder der Mystiker: Erst Involution, dann Evolution, nicht aber Revolution! *Fac volatile fixum, fac fixum volatile!* Mach das Flüchtige fest, mach das Feste flüchtig! Der Kabbalist aber würde stillschweigend das Brustschild des Hohenpriesters erheben, das Choshên ha — mishpâth.

ת א פ ש ך<sup>25</sup>)

Nun wollen wir aber auch den Exoteriker noch zu Worte kommen lassen. An unseren Ableitungen, an denen

---

<sup>24</sup>) cf. I. Teil XII. Bd. S. 135; *êth* ha-schamajim w' *êth* ha-erez. א ת תא (d. i. êth umgestellt), heißt die Wohnung, das Gemach, übertragen: die Wohnung des Allmächtigen, der Inbegriff der sichtbaren Schöpfung, das Konkrete, der Kosmos die große Klausur. Aleph wird im Anlaut, besonders bei Verben, häufig mit thau vertauscht, z. B. a'wah oder thawah = wohnen. Nachdenken! Wir haben über die hebräische Sprache unsere eigenen Gedanken, aber diese Gedanken bedürfen noch der Ruhe, damit sie reifen können.

<sup>25</sup>) Das Wort ist phonetisch geschrieben. Das Aleph ist grammatikalisch streng genommen nicht zulässig.

er ohnehin wenig Gefallen gefunden hat, sind ihm zwei Dinge aufgefallen: mischpah, das er konsequent mit He finale schreibt, heißt „das Vergießen des Blutes“ und mischpath, aber ohne aleph, heißt auch die Blutschuld. Da meint er, wäre es doch wohl eher denkbar, daß Paracelsus, wenn man seinen Worten nun einmal eine kabbalistisch - doppelsinnige Bedeutung unterlegen zu müssen glaube, und wenn man aus Autoritätselei dem Meister einen lapsus ingenii sich zu unter-schieben nicht getraue, dann also wäre es doch wohl eher denkbar, daß er hier auf die *Blutmumie* habe hinweisen wollen, vorausgesetzt natürlich, daß Paracelsus überhaupt an so etwas, wie mischpah (mit He) gedacht habe. Wir müssen einerseits gestehen, daß wir in diesem Punkt dem Exoteriker nicht gut widersprechen können, sind aber andererseits auch überzeugt, daß wir durch unsere Abteilung, mag sie nun willkürlich sein oder nicht, dem einen oder anderen unserer Leser Stoff zum Nachdenken gegeben haben — und das hatten wir doch versprochen — und daß wir an Hand dieses Beispiels wenigstens den schwierigen Grundgedanken unserer Arbeit wieder etwas deutlicher herauschälen konnten.

In diesem Sinne bitten wir auch folgende, kurze Anregung aufnehmen zu wollen. Die Anwendung der *Ziruph- oder Gilgolmethode* legt uns außerdem noch folgende Betrachtung nahe:

1.	⚆	♀	Quintessenz	ⓁⓁⓁⓁ schoaphim d. h. die Einatmer	Akasha
2.	♃		Ferment Luft	„ph“ ist der Laut der beim Ausatmen entsteht, bei einer Mundstellung, die ungefähr der Gestalt des Phe entspricht. <sup>26)</sup>	Vayu
3.	♃	♋	Feuer		Tejas
4.	♁	♁	Wasser		Apas
5.	♁	♁ = ♁ + ♁		Feuer + Wasser = ? <sup>27)</sup>	Prithvi


<sup>26)</sup> ♃ bedeutet kabbalistisch: Sterne, Hoffnung; Luft, Beraubung, dann aber auch Schoß, Mund, Zunge, und aus diesen letzteren Bedeutungen heraus verbindet sich damit das astrologische Symbol des Merkur ♁, in seinem Aspekt als „zeugendes Wort“. Man beachte: Sekundäre Luessymptome treten an Mund und Zunge auf. *Dr. Adrien Péladan* spricht von homologen Beziehungen zwischen Mund, Zunge und Sexualsphäre (L'anatomie homologique). Aus dem Mißbrauch des schöpferischen Wortes — das „Wort“ ist auch der Wille;

Was Feuer + Wasser ergibt, soll uns Platon sagen; „ . . . hat sie (die schwerflüssige Feuchtigkeit) aber durch eindringendes und auflösendes Feuer ihr Gleichgewicht verloren, dann wird sie der Bewegung fähig, und ist dies in hohem Grade der Fall, dann wird sie von der umgebenden Luft fortgetrieben und breitet sich so über die Erde aus; man sagt dann: sie schmilzt und wird geschmolzen, womit man die Auflösung ihrer Massen bezeichnet, und sie zerfließt, womit man ihre Ausbreitung über die Erde meint.“ (Kiefer, Timaios, S. 72. Der Alchemist wolle an dieser Stelle weiter lesen!)

Lesen wir die hebräischen Buchstaben in der Reihenfolge 1—5, so erhalten wir die Worte: a p h s c h e m o t h , d. h. zu den Namen (Gottes gehörig). Wir können aber auch ziruphieren: s c h e t h a p h i m , was „Stütze (des) Angesichts“ heißen könnte oder richtiger: „Stütze (der) beiden Angesichter“. (Aphim ist stets dualistisch gebraucht.) Die „beiden Gesichter“ heißen *Tiphereth* und *Malkuth* (vgl. Bischoff, I, S. 31.) „Als die Wage (s. Bischoff I, S. 100 u. ff.) noch nicht vorhanden war, sahen sie („König“ und „Königin“ oder *Tiphereth* und *Malkuth*) sich noch nicht von Angesicht zu Angesicht, . . . . Diese Wage hängt an einem Ort, der »nicht ist«. Sie hat keine andere Stütze als sich selbst . . . .“ (Sohar, II, 176 b, Bisch. I., S. 101.)

Wie tief der Gedanke, daß dem Blut, aber auch anderen Teilen des menschlichen Körpers eine bedeutende „Zauber“-Kraft innewohne, in der Menschheit wurzelt,

denn das „Wort“ ist *alles!* — ging das kleine zeugende „Wort“ hervor und aus dem zeugenden Wort die Zeugungskraft des Erkenntnisbaums und aus dieser die mit dem physischen Tod verschwisterte irdische Zeugung.

Aus dem weichen hebräischen Phe wurde im Lateinischen der harte, hemmende, stumme P-Laut, im griechischen und cyrillischen Alphabeth das tönende, rollende P (spr. r, rho). „Denn wo das Strenge (Pi) mit dem Zarten (Phe), wo Starkes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang (Rho). Ein dem P ganz ähnliches Schriftzeichen kennt übrigens die chinesische Bilderschrift in dem Charakter für Kieou, der „Mund“ = . Zufall?

In diesem Zusammenhang möchten wir auch nochmals an das *Lubricum* des Basilius erinnern und an das über das Metall — Ferch Gesagte. Wir haben an dieser Stelle das Wort „schlü-*pfr*-ig“ ebenso eigentümlich geschrieben, wie hier (s. S. 126). In noch höherem Maße als das lateinische *lubricum* ist nämlich das deutsche Wort „schlüpfrig“ eine treffliche Lautmalerei und sogar noch etwas mehr. Dem Esoteriker und Kabbalisten, dem sich in Buchstaben und Worten geheimnisvolle psychische Vorgänge widerspiegeln, mag die Konsonantenverbindung p-f-r noch mehr zu sagen haben, wenn er über das „Ferch“ weiter nachdenkt.

<sup>27)</sup> Thau soll nach neuerer Anschauung wie ts gesprochen werden (oder auch wie englisch th oder spanisch z). Den T-Laut haben wir schon als Symbol der Hemmung, als Wasser-Laut kennengelernt. Der S-Laut wird sich im Gärungsbuch als Symbol der Bewegung, als Feuer-Laut entpuppen.

wollen wir uns von *Prof. Dr. Karl von den Steinen* erzählen lassen, der an den Ufern des Kulisehu in Zentralbrasilien unter anderem auch die medizinischen Gebräuche der Eingeborenen studierte.

„Der böse Medizinmann ist ein schlechter Mensch, den Niemand leiden mag, weil er tötet, statt zu heilen, er mischt Gift von Wespen, von der Tocandryra-Ameise und mehr derartigen Tieren mit Öl und Harz von Almesca und Pindahyba in einer Kalabasse. Von dem Mann, dem er übel will, verschafft er sich entweder Haar, indem er darauf tritt, wenn es geschnitten wird, es auch selbst abschneidet, wenn jener schläft, oder ein bißchen Blut, indem er ein Zweiglein mit feiner Spitze von Jatobá, Pindahyba oder Pau de olho nach ihm hinwirft und es dann aufhebt. Dies Haar oder Blut kommt in die Giftkalabasse, die verschlossen wird, und sofort erkrankt der ursprüngliche Besitzer. Haar wird angeblich genommen, »weil dadurch Kopfschmerzen erzeugt werden« in Wahrheit wohl deshalb, weil es am bequemsten zu erlangen ist. Hat der Hexenmeister kein Haar oder Blut, so tränkt er ein Pindahyba-zweiglein oder Wollfädchen mit dem Gift und versteckt es in einer Ritze des Hauses oder unter den Tonfuß, auf dem der Kochtopf steht, oder wirft es heimlich — denn es fliegt sehr weit — nach dem Verfolgten oder schießt es mit einem Pfeil in einen Baum, wo jener wohnt. Der gute Medizinmann findet es aber häufig, denn er sucht überall und steigt auch in den Baum hinauf, um es herabzuholen, legt es in Wasser<sup>29)</sup> und macht es dadurch unschädlich; . . . hat das vergiftete Zweiglein den Patienten geritzt, so entdeckt der gute Medizinmann — und nur er — die Stelle, wo es eingetreten ist, saugt so lange, bis das Zweiglein oder Wollfädchen erscheint und spuckt es aus.“ (K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasilien, Berlin 1894, S. 343/344.)

Da haben wir ja die ganze Sympathielehre: Schwarze und weiße Magie, Digby's Sympathiepulver in nuce, Transplantation, Mumia, Signaturenlehre usw. usw. Man nehme ein beliebiges, modernes sympathisches Rezeptbuch zur

---

<sup>29)</sup> Darauf kommen wir weiter unten zurück.

Hand, und man wird überraschend gleichlautende Angaben darinnen finden. Der Kultur- und Verstandesmensch empfindet die sympathetischen Einflüsse allerdings nicht so lebhaft als der naive Naturmensch, und deshalb ist auch der Sympathieglaube bei der mit der Natur noch mehr verwachsenen und vom modernen Verkehr noch weniger berührten Landbevölkerung der Kulturländer lebhafter als in Großstädten, Industriegebieten usw. *Auch Kronfeld und Hovorka* verdanken den größten Teil ihres reichen Forschungsmaterials der ungarischen, rumänischen, serbokroatischen usw. Landbevölkerung.

*E. K. Müller*, Direktor des Institutes für elektromagn. Therapie „Salus“ in Zürich, beschäftigt sich in einer für den Sympathetiker sehr beachtenswerten Broschüre („Über die Empfindlichkeit des menschlichen Körpers elektrischen und verwandten Kräften gegenüber und neues Verfahren der Anwendung der Elektrizität zu Heilzwecken“, Zürich 1922) unter anderem mit dem Wünschelrutenproblem und glaubt auf Grund vieler Beobachtungen gefunden zu haben, daß der „Schlüssel zur teilweisen Lösung des Problems ... in einer Art besonderer Einstellung des Gehirns, vielleicht in einer Form leichter, unbewußter hypnoseähnlicher Verfassung“ zu suchen wäre. Er fügt noch hinzu: „Auch zeigt kein Zustand wie der hypnotische so deutlich z. B. die kontaktlose, also à distance wirksame physiologische Beeinflussungsmöglichkeit des Gehirns, des Nervensystems im allgemeinen, durch »tierisch-magnetische«, aber nicht weniger auch durch physikalisch-magnetische, fernwirkende Kräfte.“ (S. 20.) Wir lassen diese Worte gelten und möchten sie sogar auch in manchen — nicht in allen — Fällen sympathetischer Heilungen zur Lösung des Problems herangezogen wissen, sofern es sich dann und wann um die evtl. Mitwirkung einer wirklich „u n b e w u ß t e n hypnoseähnlichen Verfassung“ gehandelt haben sollte. Wir bitten aber ausdrücklich, für gewöhnlich hypnotische Experimente zu unterlassen. In der Hand des kundigen Arztes kann die Hypnose oft gute Dienste tun, der Magier aber muß die bewußt eingeleitete Hypnose als Willensvergewaltigung ablehnen.

Trotzdem ist es jedoch nicht ohne weiteres in Abrede zu stellen, daß der Naturmensch, der einen „Zauberndoktor“ konsultiert, leichter in eine unbewußte hypnoseähnliche, und somit einer Fernwirkung leichter zugängliche Verfassung gerät, als der überreizte Kulturmensch. Bei der wissenschaftlichen Prüfung sympathetischer Wirkungen wäre diese Anregung jedenfalls zu beachten.

In dem vorhergehenden, interessanten Bericht erfuhr wir, daß man auch in Zentralbrasilien dem Wasser eine entzaubernde Wirkung zuschreibt. Dazu wäre noch einiges zu sagen, da ja auch viele moderne sympathetische Vorschriften verschiedene Krankheiten dem fließenden Wasser zu „übergeben“ raten. Man verzeihe uns, wenn wir nun anscheinend nochmals vom Thema abschweifen. In der Sympathielehre gibt es nun einmal kein Spezialfach, alles greift wie ein Räderwerk ineinander. Wenn wir vom „Blutzauber“ sprechen wollen, so können wir an der „Magie des Wassers“ nicht vorbeigehen.

Bei den Parsen konnten Befleckungen des Körpers, meist dämonischer Art, durch reines Wasser beseitigt werden (vgl. Dr. Horst Fichtner, Die Mediz. im Avesta, Eduard Pfeiffer Verlag, Leipzig, 1924, S. 40). Den Babyloniern diente das Wasser als Hauptarznei (Kronfeld-Hovorka, I. 443 u. ff.). In Syrien gibt eine weise Frau kranken Kindern frisches Wasser aus 7 Brunnen zu trinken (ebenda). „Im altjüdischen Zauberwesen“ (vgl. das unter demselben Titel erschienene Werk von Prof. Dr. Ludwig Blau, Verl. v. Louis Lamm, Berlin 1914, 2. Aufl., S. 158 u. a. a. O.) galt das Wasser als erstes Mittel zur Abwehr und zum Brechen des Zaubers. Der Koran schreibt dem Gläubigen seine täglichen Waschungen vor usw. usw.

Worauf gründet sich nun wohl diese uralte Verwendung des Wassers in Kult und Medizin?

Eine kurze Antwort ist bei dem Umfang dieses Themas wohl nicht angebracht. Aber immerhin dürften folgende Anregungen wenigstens einige der dunkelsten Punkte beleuchten:

Im „Kommentar zur Entscheidung“ (Buch (J-Ging, II. Bd., S. 123) ist durch folgende Worte die Signatur des Wassers gekennzeichnet: „Das Wasser fließt und häuft sich nirgends an, es geht durch gefährliche Stellen und verliert nicht seine Zuverlässigkeit.“

*Pseudo-Hippokrates* spricht in einem Lehrgedicht über die Glieder des makrokosmischen Urmenschenprototyps. Wir greifen nur das Hierhergehörende heraus: „Der Bauch, der mächtige, / von feuchtem und trockenem / Wasser trüchtige, / ist dem Meere gleich, / spendet überreich / er-rafft von allem, / was ihm nützt, den Fraß / und ent-ladet, / was ihm schadet.“ (Zit. nach Steinlein, *Astrol., Sexualkrankheiten und Aberglauben*, I. S. 131, München und Leipzig, 1915.)

Von „Qêb und Nut, die im Urwasser zur Zeugung verschlungen liegen . . . . .“ berichtet das ägyptische „Kuhbuch“ (Brugsch, *Religion und Mythologie der alten Ägypter*, Leipzig 1891), und von diesem letzten Zitat springen wir nun, ohne bei beschränktem Raum eine allseits passierfähige Brücke schlagen zu können, scheinbar ohne Vermittlung zu dem bekannten Satz über: „*Corpora non agunt, nisi fluida*, d. h. Substanzen (Körper) wirken nur aufeinander ein, wenn sie flüssig sind.“

Dieser Satz gilt zum großen Teil heute noch, ja — der Chemiker verzeihe uns, wenn wir sagen: er gilt ohne Einschränkung. Im Wasser, in Flüssigkeiten, in Lösung gehen chemische Reaktionen erheblich rascher vor sich, und viele erfordern Sonnenlicht. (Qêb und Nut!) Als Dielektrikum (elektrisch hemmendes Medium) spielt das Wasser bei der Elektrolyse die Hauptrolle. Seine dissoziierende Konstante übertrifft alle anderen Lösungsmittel. Bei der Oxydation des Wassers treten so gewaltige Energien auf, daß man schon wiederholt an ihre technische Ausnutzung dachte. (Wir erinnern an die Gaselemente nach Grove und Haber.) Bei Anwesenheit von Wasser schlechthin — denn ein absolut chemisch reines  $H_2O$  gibt es nicht — treten also hemmende,

bewegende, umsetzende, neugestaltende,<sup>29)</sup> zerstörende (Verwitterung) und wohl noch viele andere — heute noch okkulte — Energien zutage. Sowohl bei der Oxydation wie bei der Reduktion tritt Wasser auf, und obwohl es selbst neutral reagiert, hat es doch die Fähigkeit, Bindungen einzugehen und zu lösen. Und zum „Binden“ und „Lösen“, in erster Linie aber zum „Lösen“, verwendet die Zaubermedizin seit alters das Wasser. Ist das Magie? Nein, das ist „nüchterne“, wenn auch unbewußt ausgeübte Naturwissenschaft. Aber der Zauberdoktor übergibt doch auch gewisse Krankheiten dem Wasser, bindet sie also im Wasser, wendet der Skeptiker ein. Jawohl, das tut er auch, und der Feldsoldat kochte auf strengen Befehl sein Trinkwasser ab, um ansteckenden Krankheiten, wie Typhus, Cholera, Ruhr usw., zu entgehen. Infolge seines bedeutenden Lösungsvermögens ist das Wasser bekanntlich imstande, alle möglichen Substanzen, Gerüche, Kontagien usw. aufzunehmen, so daß das Trinkwasser keine unbedeutende Rolle bei Verbreitung ansteckender Krankheiten spielt. Auch pathogene Mikroorganismen finden sich gar oft im Wasser und sogar besonders im Wasser. Verschiedene Metalloxyde und wohl auch andere Substanzen haben eine große Affinität zum Wasser, andere wieder geben leicht Wasser ab. Aber auch im Wasseratom selbst sind nach der modernen Valenztheorie anziehende und abstoßende, nicht zu unterschätzende Kräfte am Werk, deren gründlichere Kenntnis uns wohl manchen „Zauber“ des Wassers lösen könnte. Jedenfalls erscheint es uns nach all dem durchaus nicht unsinnig, wenn der Sympathetiker, durch die Signatur des Fließenden allein schon hinreichend angeregt, durchfallartige Krankheiten auf fließendes Wasser zu übertragen sucht. Daß das Wasser die Kontagien aufnimmt, steht außer Zweifel, ob der Patient von der Krankheit wirklich befreit wird, muß die Erfahrung lehren. Sicherlich gibt es einen ganz natürlichen Weg, auch die „Bindung“ oder, wie der Magier sagt, die „Ligatur“ restlos zu bewerkstelligen.

---

<sup>29)</sup> Wir erinnern auch hier wieder an die Eisblumen und deren Verwandtschaft mit den Klangfiguren, damit über den chemischen Einzelheiten die Zusammenhänge nicht vergessen werden.



Die menschlichen und tierischen Exkremente enthalten bekanntlich Proteine (Eiweißkörper), die einen Teil des sogenannten Lösungswassers in gebundenem Zustand mit sich führen (Oppenh., Lehrb. d. Chem., S. 33). Wenn nun das „Sympathiebuch“ zuweilen vorschreibt, die Exkremente mit Salz zu bestreuen, so könnte dem eine Erfahrung zugrunde liegen, die sich evtl. dadurch erklären ließe, daß die Auflösung des Salzes das Lösungswasser der Proteine teilweise beansprucht<sup>90)</sup> und so in den austrocknenden Proteinen einen Bindungshunger erzeugt, der auf gewisse kontagiöse Stoffe anziehend wirken könnte.

Da unser Blut ebenso wie das Protoplasma eine etwa einprozentige (0,89%) Kochsalzlösung darstellt, so könnten die neugebildeten Protein-Kochsalz-Komplexe (es müssen ja nicht immer nur Chloride entstehen) eine Affinitätsbrücke, ein harmonisches Zahlenverhältnis bilden, die eine *actio et reactio in distans* zwischen Patient — Exkrement — Wasser einleitet. Wir wissen wohl, daß hier der Chemiker, der viele Einzelheiten weiß, verschiedenes einwenden möchte — besonders die Kochsalzkomplexe mißfallen ihm — wir bitten ihn aber vorher, uns zu sagen, wie diese Einzelheiten, gegenseitig verbunden, bedingt sind, wie sein „Scherbenspiel“ (vgl. Francé, Bios. I., S. 157) zusammengesetzt werden muß, damit ein Weltspiegel daraus wird.


Eine andere Form des Wasserzaubers möge hier noch Erwähnung finden. *Strindberg* schreibt wiederholt, daß er zuweilen hellhörend und hellsehend wurde, wenn er sich über eine Wasserschüssel neigte. (II. Blaub. unter „Symbolik des Wassers“ u. a. a. O.) Wir wissen zunächst keine ausreichende, physikalische Erklärung für dieses Phänomen. Aber — kennen wir den Vorgang bei der drahtlosen Telephonie ganz genau? Die Wasserstoffatmosphäre der Sternspektren läßt sich bis in unsere Atemluft verfolgen. Vielleicht ist hier ein Anhaltspunkt

---

<sup>90)</sup> Gewisse Proteinkörper, die man Globuline nennt, lösen sich bekanntlich in verdünnter Salzlösung. Verdünnt man ihre Lösungen in salzhaltiger Flüssigkeit, so fallen sie aus. Bei starker Verdünnung des Bluteserums fällt das Serumglobulin aus. (Dr. Amandus Hahn, Grundriß der Biochemie für Studierende, Stuttgart, 1923, S. 77.)

gegeben. Wirft man einen Stein senkrecht ins Wasser, so führen die verdrängten Wasserteilchen eine regelrechte Sinusschwingung aus, um in ihre Gleichgewichtslage zurückzukehren. In der Musik vertritt der Ton A die reinste Sinusschwingung, und in den A-Bereich der Tonschwingungen gehört auch die Zahl 432, wenn man diese Schwingungszahl nicht etwa als das abstrakte Ideal-A bezeichnen muß. Wenn nun die Gehörflüssigkeit in unseren Ohren unter gewissen Umständen imstande sein sollte, longitudinale Schallwellen in transversale Lichtwellen und umgekehrt zu transformieren, wenn ferner der über dem Wasser schwebende Dunst mit der Wasserstoffatmosphäre in Wechselbeziehung (actio et reactio) stünde, dann könnte man wohl auch Strindbergs *spontanem* Phänomen des Hellsehens und Hellhörens über dem Wasser rein physikalisch nähertreten. *Thimus* (I. 95) entwickelt, von dem „Ton der Mitte“  $Gis^{\wedge}$ -As ausgehend, an Hand der pythagoreischen Tetraktysgleichung,  $6:8=9:12$  die Rationen der Dur- und Molltonarten<sup>31)</sup>. Wir möchten den

<sup>31)</sup> Des Doppeltons  $Gis^{\wedge}$ -As Symbol ist bei *Thimus* (I., 95) das ägyptische „Pfeilenkreuz“

 , das schräggestellte *Teloszeichen*.

(𓂏𓂐), *teli* (Buch *Jezirah*, Kap. 6, Abschn. 2) von *tela*, „ein Wort, das in der heiligen Schrift ganz spezifisch für *tala al ez* «ans Kreuzholz heften» vorkommt (*Thimus*)]. Und aus diesem X-(Chi-) Zeichen, das im Wurzelbereich  $A\Omega$  aufgerichtet ist, gewinnt *Thimus* durch scharfsinnige Kombinationen der „Fünzfahl als Rationenbildnerin“ (beachte auch  $5 \times 13 = \text{Hydor}$ ) mit der Tetraktysgleichung, durch Konstruktion der beiden kontinuierlich geometrischen Proportionen  $6:\sqrt{72}:12$  und  $8:\sqrt{72}:9$ , also durch „Einschaltung der idealen (irrationalen) Zahl  $\sqrt{72}$  als interpolierte fünfte Stelle in die Mitte jener Vierung“ (*Thim.* I., 96) alle Tonarten. Wer das wahrhaft gigantische Werk des *Thimus* kennt, wird bereits bemerkt haben, daß wir seine Resultate als Ausgangspunkte verwenden, um uns mit ihrer Hilfe einen Weg zu einer mystischen Zahlen-Alchemie zu bahnen.

Anschließend an den Doppelton  $Gis^{\wedge}$ -As erinnern wir nur noch an die klassische Doppelgipfligkeit des dramatischen Höhepunkts, um zu zeigen, daß die beiden Achsen (s. Anm. 1 S. 163), sowie der Doppelton auch in anscheinend fernliegenden Gebieten ihre Analogien aufweisen.

Das Tauzeichen mit dem darüber schwebenden Pfeilenkreuz erscheint uns bei *Thimus* als „das mystische Symbol des Weltalls“.

Ton, der zwischen dem um ein Komma  $\wedge$  (81 : 80) erhöhten Gis und As, also zwischen Mese und Paramese der Alten liegt, als abstraktes Ideal-A = 432, das erst nach Überwindung des limmatischen Restes bewußt vokalisiert werden kann, bezeichnen. Die Begründung, die einem Teil der Leser bereits hinreichend durchsichtig erscheinen dürfte, würde uns hier zu weit führen. Jedenfalls würde uns dieses Ideal-A sämtliche Aspekte des Logos als Zahl, Ton, Wort, Kraft, Stoff usw. nicht nur spontan, sondern vollbewußt erschließen.<sup>82)</sup>

Nun noch etwas anderes:

„ . . . der Kriegsknechte einer öffnete seine Seite mit einem Speer, und alsbald ging Blut und Wasser heraus.“ (Joh. 19, 34.)

---


(Thim. II., 350). Wer das seltene Werk des Thimus nicht bekommen kann, der findet eine Abbildung des Pfeilenkreuzes bei *Lepsius* (Denkmäler aus Ägypt. und Äthiop. 1849—1858, III, 36 b) und bei *Erman* (Ägypten und äg. Leb. im Altert., Tübingen, II. Bd. S. 383). Es ist in diesen beiden Werken dasselbe Wandbild Tuthmosis III. (Gott Set lehrt König Dhutmose III. das Bogenschießen.) wiedergegeben, auf das sich Thimus in erster Linie bezieht.

<sup>82)</sup> Wenn die jonischen Naturphilosophen (Hylozoisten) die Einheit, Sokrates das Daimonion, Platon die Idee, Spinoza die Substanz, Giordano Bruno und Leibniz die Monade, Kant den kategorischen Imperativ, Goethe die Tat, Hegel die Ichsubstanz, Herbart das Reale, Froschhammer die Phantasie, Schopenhauer den Willen und andere Anderes an den Anfang der Dinge setzten, so hatten und so haben sie alle recht, aber sie alle sagen nur einen Teil von dem, was der Evangelist Johannes unter Logos versteht. *Der Logos ist eben Alles in Allem!* Er ist die affirmative Gottheit, er ist *der gute Gott*, in dessen Namen wir dem *Unbegreiflichen* nahen dürfen!

Wenn wir in der I. Abteilung (I. Teil XII. Bd.) mit Schopenhauer den Willen an den Anfang setzten, so berechtigte uns dazu nur die relative Betrachtungsweise des Sympathetikers, dem sich dieser Aspekt des Logos eben in erster Linie aufdrängt. Der Sympathetiker ist zwar nicht Willensmagier im leider volkstümlich gewordenen Sinne, sondern er muß den Ichwillen zugunsten des Allwillens besiegen, er muß apathisch werden, d. h. weder positiv noch negativ und doch in beider Weise reagieren, er muß psychisch ein Koinzidens werden, kurz ein Magier. Ein Magier ist aber ein Mensch, der das Irdische überwunden hat, ein Überfaust, der nicht mehr vor dem Erdgeist zittert, er ist ein Vollendeter, der am Ziel seiner Erdenwanderung angelangt, ohne Verlangen zurückblickt und lächelt, wenn ihn die Masse als verrückt erklärt.

Blut und Wasser heißt hebräisch *Dam* und *Majim*. Die Zahlenwerte sind: 4, 40 und 40, 10, 40. Durch Multiplikation erhalten wir 256 000. Vernachlässigen wir die Nullen, so ist 256 der *Limma-Nenner*, oder die 8. Potenz der Zahl 2 (aber auch  $8 \times 32 = 256$ ).

Im griechischen Text finden wir die Worte: *Haima* und *Hydor*. Nach *Agrippa* (II. 99, I. Zahlenordnung) können wir dafür die Zahlenwerte: 1, 9, 12, 1 und 20, 4, 24, 17 setzen und erhalten durch Addition: 88.  $8 \times 8$  ergibt die 6. Potenz der Zahl 2, und oben hatten wir die 8. Potenz.  $6 : 8 = 9 : 12$  <sup>33)</sup>

Wir haben es also in beiden Fällen mit Progressionen der Zweierheit, der Zahl der Spaltung zu tun, die sich ins Unermeßliche erstreckt. Wir finden auch einen Hinweis auf die Zahl 64 ( $256 = 4 \times 64$  und  $88$  bzw.  $8 \times 8 = 64$ ), die uns an das Schachbrett erinnert. In der chinesischen Koua-Philosophie ist das „Rechtwinklige eine ursprüngliche Eigenschaft der Erde“, das Symbol des Himmels aber der Kreis. (Rich. Wilhelm, Buch I-Ging, I. Bd. S. 8) und im „Kommentar zu den Entscheidungen“ steht: „Sie (»die heiligen Weisen vor alters«) teilten dem Himmel die Zahl drei zu und der Erde die Zahl zwei und berechneten dadurch die weiteren Zahlen.“ (Ebenda S. 197.) Das Rechtwinklige ist die quadratische Spur des Erdgeists, die quadratische -Prithvi-Schwingung der Inder. Aber der Erdgeist, der „feindliche König“, die böse 13 (s. I. Teil, S. 309), der Antilogos wurde von dem ins Unendliche (2<sup>a</sup>) herab-

<sup>33)</sup> Auch die Teilsummen 23 und  $65 = 5 \times 13$  dürften dem, der unsere Gedanken bisher aufmerksam folgte, etwas zu sagen haben. Wir erinnern nochmals:  $13 + 13 = 26 = \text{כךכך}$  und die Zahl des Krebses = 23; ferner ist  $8 \times 32 = 256$ . (32 Wegel) Fischer lieferte in seiner „Zahlensymbolik“ den Nachweis, daß 64 die Zahl ist, die stets mit strahlender Reinheit, Entsühnung und der Funktion des Hohenpriesters zu tun habe. 8 Koua-Funktionen haben die Chinesen, aus denen 64 Wandelzustände (unterscheide Wandlungen und Wandelzustände) und  $64 \times 64$  Übergangszustände hervorgehen, in denen sich alle möglichen Zustände auf Erden erschöpfen. (cf. Rich. Wilhelm, I-Ging, I. Bd. S. 238 u. a. a. O.) Über die Umstellung von 23 und 32 vgl. I. Teil XII. Bd. S. 175 u. ff.

gestiegenen Logos im Schwerpunkt des kosmischen Raumschachkubus „mattgesetzt“, zwischen den Schnittpunkten (dem X = Chi Platons im Timaios, Kiefer S. 29) der beiden Weltachsen (s. Anm. 1) (vgl. das im I. Teil XII. Bd. S. 182 über  $\sqrt{a\omega}$  Gesagte) auf „1000 Jahre“ (Offb. 20, 2) gebunden. So wurde das Teloszeichen, dessen Symbol der Kreuzbuchstabe Tau T ist, auf Golgatha (s. Anm. 2) errichtet, der Zirkel quadriert.

#### Anmerkungen:

1. Die beiden Weltachsen?, dürfte wohl mancher erstaunte Leser fragen. Wir haben eine Erdachse und eine Achse der Sphäre der Ekliptik zu unterscheiden. Wir persönlich halten die *Nutation*, die Schwankung der Erdachse (vielleicht auch die durch die Stellung der Planeten verursachten sonstigen Perturbationen??) für limmatische „Störungen“ des absoluten Gleichgewichts, für die Motore des Lebens, für die Quelle aller irrationalen Elemente, denen wir Erdbewohner unterliegen, für die promethische Fessel, die uns ans Unendliche, Konkrete knüpft, für den egozentrischen Wirbel, den wir ebenso wie unsere Erde, ebenso wie alle kosmischen Körper überwinden müssen. Das Erdbeben beim Tod Christi war wohl durch den momentanen Ausgleich der Nutationen der beiden Achsen verursacht, und ein solches Erdbeben dürfte wohl jedesmal zu beobachten sein, wenn ein erlösender Erlöser, ein Mensch sich aus dem quadratischen Bann des Erdgeists durch die mystische „Quadratur des Zirkels“ befreit, den Heimweg gefunden hat. Naturereignisse, wenn auch in kleinerem Maßstab, versuchte man schon wiederholt mit dem Ableben großer Männer in Zusammenhang zu bringen. Wir erinnern nur an *Kant* und *Nietzsche*. Vielleicht sind solche Vorgänge als kosmischer Applaus nach erfolgreichem Abschluß eines Aktes in dem fünfteiligen (s. S. 132 der 5. Riegel) Lebensdrama aufzufassen? Vielleicht.

Der Neigungswinkel der Ekliptik beträgt rund 23°. Stellt man diese Zahl um, ziruphiert man diesen variablen kosmischen Wert, so erhält man die Zahl, die auf die „32 Wege“ der Zahl (10) und des Wortes (22 Buchstaben) hinweist, deren Belebung uns wertbeständige metakosmische Erkenntnisse zu erschließen vermag. (S. Homunkulus.)

2. גלגלתא = Golgatha, oder richtiger Gilgol — Thal Heißt das nicht Aleph und Thau, Alpha und Omega, principium et finis, Anfang und Ende werden ziruphiert, umgestellt und durch Glühen zusammengeschweißt? Gilgoltha hat folgenden (esoterischen) Zahlenwert:  $1 \times 400 \times 30 \times 3 \times 30 \times 3 = 324\,0000$ . Vier Ebenen, vier Reiche, vier Dimensionen fallen zusammen. Das sagen uns die vier

Nullen. Sie fallen zusammen, um aus dem histolytischen Größenkeim Null erneut, im Feuer geläutert, ziruphiert, verklärt, sublimiert wieder aufzustehen. Das Rad Gilgol ist in Bewegung. Sechsmal werden die Zahlen umgestellt: 324 — 234 — 342 — 243 — 423 — 432. In dem Augenblick, da die Kreisung des Rades, den Idealkreis suchend, den limmatischen Zähler 243 passiert, durchbohrt der Speer die Seite Christi und es quillt „Blut und Wasser“ (Zahlenwert 256) heraus, mit anderen Worten: zwischen „Bindung“ und „Lösung“, zwischen Coagulatio und Solutio, zwischen Gis<sup>^</sup> und As tritt der limmatische Faktor, der letzte logoswürdrige Rest  $\frac{243}{256} \cdot 2^n$ , um von den „irrenden Klippen“, den zusammenschlagenden Polen zertrümmert, den gesuchten Exponenten, den Schlüssel zur koinzidenten Urzahl zu finden und in verklärter Auferstehung ewig an dem Ort, der überall und nirgends ist, zu verwahren (s. Fig. 9, I. Teil S. 203). Vielleicht werden wir besser verstanden, wenn wir den tiefsinnigen Weisheitsspruch des „Henkelkreuzmannes“ (Mystischer Feuerschein, Leipzig 1925, S. 114) als Kommentar an diese Stelle setzen: „Die Welt ist der bizentrale Gott. Gott ist die monozentrale Welt.“

Und jetzt beginnt die Radikal-Solutio, die sich in der Klausur der Grabkammer, in des „Puppensarges“ Finsternis vollzieht. „Und es war um die sechste Stunde, und es ward eine Finsternis über das ganze Land bis an die neunte Stunde.“ (Luk. 23, 44.) Insgesamt 18 Wandlungen ( $2 \times 9 = 18$ , Quersumme 9; beachte:  $6:8 = 9:12$ ), Rückwandlungen müssen sich vollziehen, damit die revolutionäre Finsternis restlos wider ausgesöhnt werde mit dem Licht, damit der über dem Sechstagerwerk ausgebreitete Schleier, der Vorhang in dem von Händlern mißbrauchten Tempel zerreiße. Ob der evangelische Zahlenmystiker von den „18 Wandlungen“ des Buches I-Ging wußte oder nicht, das tut nichts zur Sache; denn die Sprache der Zahl ist allerorten dieselbe, im Osten wie im Westen, im Norden wie im Süden. Tritt der Größenkeim Null zwischen die Zahlen 1 und 8, so weiß der Zahlenkundige diese Chiffre in seine Sprache zu übersetzen, wo immer auf Erden ihn der Himmelslichter Strahlen treffen mögen. 324 ist die Zahl, die durch den mit den Basen der pythagoreischen Quadratzahlen 3, 4 und 5 multiplizierten Faktor 108 die kosmische Zwielracht der liebenden Pole Sol und Luna, Pater und Mater, 432 und 540 aussöhnt und vereint:

$$\frac{108 \times 3 = 324}{\quad}$$

$$\frac{108 \times 4 = 432}{\quad}$$

$$\frac{108 \times 5 = 540}{\quad}$$

Das war also in kurzen Umrissen eine esoterische Deutungsmöglichkeit des Mysteriums, das das Evangelium in den Worten „Blut und Wasser“ verborgen hat. Wenn wir nun überlegen, daß der Name des ersten Menschen Adam in wörtlicher Übersetzung „der Blutorote“ heißen müßte, daß ferner die Grundbedeutung der

Wurzel damah „binden“, die der Wurzel von majim = mah aber „Fließen“ ist, dann können wir rein kabbalistisch das Blut als das bindende, gestaltende, das Wasser als das lösende, fließende bewegende Prinzip bezeichnen<sup>34)</sup> und wir verstehen dann den esoterischen Sinn mancher uralten, uns heute abergläubisch anmutenden Vorschrift, wir sehen auf den tiefsten Grund der Magie, welche das Blut zum Binden und Bannen, das Wasser aber zum Lösen, insbesondere der „Ligaturen“ (Bindungen) der schwarzen Magie heute noch verwendet.

Wenn wir im Verlauf dieses Kapitels die Bereitung künstlicher Magnete (Gärungsmumien) nach alten Vorschriften beschreiben wollen, so wäre auch kurz die seit alters gerühmte Heilkraft natürlicher Magnete zu erwähnen, die schon in dem Gedicht des Marbod über die Edelsteine gepriesen wird. Professor Dr. Joh. Heinr. Rahn, ein längst vergessener Autor, bemerkt in seinem Buch „Über Sympathie und Magnetismus“ (mit Anmerkungen von Heinrich Tabor, Heidelberg, bey F. L. Pfähler, 1789)<sup>35)</sup> „Daß die Ägypter den Magnet als eine Binde um das Haupt gebraucht, beweist jener hieroglyphische Käfer, den Graf aus Ägypten mitgebracht, und welcher aus einem sehr guten Magnet gemacht war (S. 130).“ Wir wissen nicht, wer jener Graf war, daß aber auch Galen, Avicenna, Dioscurides, die Väter der modernen Medizin den natürlichen Magneten als Heilmittel nicht verschmähten, dürfte der Ärztenwelt bekannt sein. Eine

---

<sup>34)</sup> Wir haben aber auch gehört, daß das Wasser auch bindet und gestaltet. Dagegen ist zu sagen, daß dem bewegenden Prinzip stets auch das gestaltende, dem gestaltenden stets auch das bewegende innewohnt, daß aber im ersten Fall das bewegende, im andern das gestaltende Prinzip das um eine limmatische Differenz vorherrschende ist. Das ist die *Bipolarität innerhalb der Gegensätze*, die wir noch am Beispiel des natürlichen Magneten demonstrieren werden (S. 172).

<sup>35)</sup> Wer sich über die Heilkraft der natürlichen Magnete näher informieren will, der vergesse nicht das Buch *Rahns*, das sehr sachlich und manchem vielleicht zu kritisch gehalten ist, zu Rate zu ziehen. Besonders die Anmerkungen *Tabors* verdienen eingehende Beachtung.

Zeitlang wurde im Mittelalter mit „Magnetischen Salzen, Ölen, Quintessenzen, magnetischer Manna“ usw. eine ähnliche und z. T. übertriebene Reklame getrieben, wie heutzutage mit radiumhaltigen Heilmitteln. Wir leugnen gewiß nicht, daß diese Mittel alle Radium enthalten, da ja wohl alle Stoffe radioaktiv, aber auch elektromagnetisch sind. In dem einen Falle wird das elektrische bzw. magnetische, im andern das radioaktive Prinzip vorherrschen, so daß Mittelalter und Neuzeit wieder einmal das „Richtige“, nicht aber das „Wahre“ gefunden haben. Auch *Paracelsus* verwendete natürliche und künstliche (philosophische) Magnete. Die Anwendung der ersteren wird im XIII. Band der „Okkulten Medizin“ Gegenstand ausführlicher Erörterung sein, auf die letzteren und auf die Grundzüge der Anwendung der ersteren kommen wir sogleich zu sprechen. Bald fanden jedoch die alten Ärzte, daß des *Magnetes* anziehende Eigenschaft sich nicht allein auf das Ausziehen giftiger Materie beschränken könne, sondern daß er eben schlechthin anziehe. Statt auf diesem Wege weiter zu gehen, blieb man aber da stehen, wo man heute noch steht. Des *Paracelsus* Lehre, die Pole des Magnets so anzubringen, daß sie sich je nach der erwünschten Wirkung mit den Polen des Körpers deckten, bzw. kreuzten, mit Hilfe des Magnets also die gestörte vitale Polarität wieder in Ordnung zu bringen, verhallte, oder wurde mißverstanden, was ja bei seiner eigentümlichen Schreibweise nicht zu verwundern war. Jedenfalls hatte der Verfasser schon wiederholt Gelegenheit, zu beobachten, daß der Magnet seine Rolle in der Heilpraxis des Volkes noch nicht ausgespielt hat. Die gewöhnliche Anwendung des Magnets ist folgende:

Man trägt einen Hufeisenmagnet an einer Schnur um den Hals, so daß er auf der bloßen Haut in der Nähe des Brustbeins zu liegen kommt. Jedenfalls soll er auf diese Weise den *Sympathicus* beeinflussen. Oft ist der Magnet an den Polen mit blankem Kupferdraht mehrmals in gleichlaufenden Windungen umwickelt. [Um durch Zuführung vitaler (galvanischer) Elektrizität magnetoelektrische Ströme auszulösen, die magnetische Induktionswirkung zu erhöhen?] Sehr oft ist mit Seidenfaden ein Kreuz aus



Silberblech auf dem Magnet befestigt. Dieses Kreuz soll runde Kanten haben, damit der Strom nicht austreten kann.

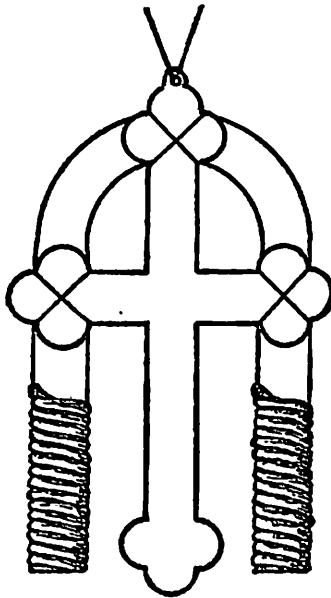


Fig. 16.

Eine bestimmte Wirkung dieser „Amulette“ konnte der Verfasser nicht beobachten, da er die Träger derselben wieder aus den Augen verloren hat. In einem Falle wurde ein solcher Magnet gegen Gonorrhoe angewandt. Der Verfasser riet dem jungen Mann, das Amulett weiterhin zu tragen, sich aber sofort in ärztliche Behandlung zu begeben, was auch mit Erfolg geschehen ist. In einem anderen Fall scheint ein Schwarzmagier eine junge, sehr sensitive Dame durch das Magnetamulett stark an sich gefesselt zu haben.

Jedenfalls bitten wir, diese unsere Mitteilungen nur dann experimentell prüfen zu wollen, wenn durchaus selbstlose Absichten vorliegen; denn wir glauben auch schon bedenkliche Rückschläge beobachtet zu haben. Es ist nicht undenkbar, daß für sehr sensitive Personen der Magnet nur als Medium dient, um aus der Atmosphäre hochgespannte, elektrische Energien an sich zu ziehen, zu akkumulieren, um entweder eine dem Ladungsstrom

entgegengesetzte Arbeitsenergie langsam wieder abzugeben, oder, wenn keine Nutzungsmöglichkeit dieser Energie vorliegen sollte, erst spät nachher durch plötzliche Selbstentladung ungewohnte Wirkungen auszulösen, oder aber auch im Fall eines nicht sachgemäßen Eingriffs seitens unerfahrener Experimentatoren durch Kurzschluß durchaus nicht ungefährliche Situationen zu schaffen. Sei dem, wie ihm wolle: Den eben erwähnten Schwarzmagier traf jedenfalls kein beneidenswertes Schicksal.

Der Techniker, der mit ganz anderen Energien ohne Bedenken umzugehen gewohnt ist, lacht natürlich über so etwas. Was wissen wir aber von den physisch nicht mehr wahrnehmbaren, vielleicht psychischen, jedenfalls metaphysischen Energien, die sich jenseits des Indifferenzpunktes ebenso ins Unendliche erstrecken, wie die meßbaren der Physik? (Vgl. das graphische Schema, Band VIII der Okkulten Medizin, S. 30). Weil wir aber so gut wie nichts von diesen Energien wissen, glauben wir, daß es noch bei weitem gefährlicher ist, mit diesen zu spielen, als mit jenen, im Bereich der sinnlichen Erfahrung liegenden zu operieren. Was der Bauer nicht kennt, . . . . .

*E. K. Müller*, dem wir schon einmal das Wort erteilt haben (S. 155), weist in der bereits genannten Broschüre darauf hin, daß im Jahre 1882 im psychiatrischen Institut zu Reggio von den Ärzten *Dr. Tamburini* und *Dr. G. Seppili* mineralmagnetische Versuche vorgeführt wurden, und Müller zitiert aus dem Bericht dieser Ärzte nach *Lombroso* (Hypnot. Forschungen, 1909, S. 54) folgendes: „Aber die wichtigste und merkwürdigste Wirkung des Magneten erhält man, wenn der letztere in der Gegend der Rückenwirbel, und zwar in der Quere so gehalten wird, daß seine Pole zu beiden Seiten der Wirbelsäule zu liegen kommen. Einige Augenblicke nach der Applikation sieht man den Kopf sich rückwärts neigen, den Rumpf mit der Konvexität nach vorn sich krümmen, die Füße in forcierte Plantarflexion sich stellen und die Beine so stark nach oben und hinten sich reflektieren, daß die Füße beinahe den Hinterkopf berühren . . . .“

Dies alles hatten wir hier jedoch nur im Vorbeigehen zu streifen. *Andreas Tenzel* hat nämlich, in seiner *Medicina diastatica* vom natürlichen Magnet ausgehend, weitgehende Aufschlüsse über die Bereitung einer *magisch-magnetischen Mumie* und ihre Transplantation in ägyptischer Form gegeben. Zu deren Verständnis ist uns die Kenntnis der eigenartigen Magnet-Philosophie der Paracelsisten und ihres Meisters unerlässlich. Wenn Tenzel, der sonst klar und deutlich zu schreiben pflegt, sich plötzlich einer rätselhaften Schreibweise bedient, so muß er wohl schwerwiegende Gründe gehabt haben, Gründe, die wir vielleicht auch heute noch respektieren müssen. Sagt doch *Paracelsus* in dem für den mumialen Praktiker aufschlußreichen IV. Teil des *Opus Paramirum* (Strunz, S. 375): „Dieweil aber besser ist, die Ding nicht zu öffnen, zu vermeiden das Übel, so darmit laufft: wird hie in dem Ort besser geschwiegen sein, denn gemelt.“ Andererseits soll aber in unserem Buch jede unnötige Geheimniskrämerei vermieden werden. Wir müssen auch bedenken, daß einem großen Teil der mittelalterlichen Leser kabbalistische und alchemistische Gedankengänge weniger ungewohnt waren, als dem modernen Leser, daß also auch der Sinn ägyptischer Schriften für diesen Leserkreis weniger dunkel war, wie für den modernen. Unsere „Enthüllungen“ werden also nur insofern weitergehende sein, als wir die alchemistisch-kabbalistischen Zusammenhänge wieder aufzudecken und so die Voraussetzungen für das Verständnis wieder herzustellen bemüht sein werden. Der Verfasser will sich hiermit keineswegs in den Glorienschein eines Adepten hüllen, sondern im Gegenteil den Nachweis erbringen, daß jedem, der sich der Mühe unterzieht, in die Kabbala und Alchemie, die dem Anfänger als Labyrinth erscheinen mögen, einzudringen, dieselbe Erkenntnis winkt. Ein gewisses spezielles Talent muß allerdings auch für dieses wie für alle anderen Wissensgebiete vorausgesetzt werden. Da die Natur die Talente verschieden verteilt, schützt sie ihre Geheimnisse selbsttätig vor Mißbrauch. Und doch wurde das Schießpulver erfunden, mißbraucht, und dadurch der auf seines Armes Kraft stolze Mannesmut in die Rumpel-

kammer verwiesen und der listige Hinterhalt, der aus unsichtbarer Ferne tötet, an seine Stelle gesetzt. Aber vielleicht braucht die Natur für die Epoche, die ungefähr mit der Schlacht bei Pavia begonnen hat und heute noch fort-dauert, Nervenmenschen statt Muskelmenschen. Was wissen wir von den Absichten der Natur und unseres Gottes? Das eine, daß sie ohne Rücksicht auf uns gar oft widerspenstige Menschen stets gut sind, wenn dies zu glauben dem relativen Urteil auch zuweilen schwer fällt. „Denn wer weiß, was vor Gott gut oder böß ist?“ sagt Paracelsus. (Op. Param., Strunz, S. 370.)

Zur Beruhigung derer, die zu dem langwierigen Studium der erwähnten Hilfswissenschaften keine Zeit haben, sei im voraus bemerkt, daß wir auch Rezepte bringen werden, die, wenn auch nicht die Bereitung der Edelmumie<sup>30)</sup>, so doch die Darstellung starker künstlicher Magnete in allgemein verständlicher Weise lehren werden. Da wir an verhältnismäßig engen Rahmen gebunden sind, wollen wir auf die Herstellung der Blutmumie als der wichtigsten und wirksamsten unser Hauptaugenmerk richten. Wer mit anderen Materien arbeiten will, wird nach dem in diesem Fall nötigen Studium der Paracelsisten aus unserer Arbeit trotzdem nachträglich manche Lehre zu ziehen wissen.

Bevor wir aber von der Darstellung der mumialen Magnete sprechen, müssen wir die interessante Theorie der Paracelsisten über die „Natur des Magneten“ kennen lernen. Wir werden staunen, wieviel tiefer diese wahrhaften Naturphilosophen trotz primitiver Hilfsmittel, meist sogar ohne dieselben in die Naturrätsel einzudringen vermochten, als unsere modernen, spezialisierten Natur-anatomen, die ohne ihre kostbaren Instrumente, die sie stolz als „vollkommen“ bezeichnen, nichts ausrichten könnten, weil ihr Verstand dem Gemüt entfremdet ist, weil ihnen das vollkommenste und empfindlichste aller Instrumente fehlt, der naive Glaube, der wie ein Raumkoordinatennetz die ganze Schöpfung umspannt und all die freund-

---

<sup>30)</sup> Die Bereitung der *mystischen* Edelmumie wird in der Homunkulus-Broschüre gelehrt.

lich verknüpften und feindlich getrennten Bezugskörper des Weltorganismus samt ihren Funktionswerten willig aufzeigt.

Die Möglichkeit einer Fernwirkung seitens der magnetischen Mumie mögen uns folgende, auch von Tenzel (S. 46) zitierte Worte des Paracelsus nochmals nahelegen: „kann die Sonn durch ein Glass scheinen, und das Feuer durch den Ofen gehen und beyder Leib bleibet draußen: so kann der Leib seine Krafft in die Weite gehen lassen, und still liegen als wol, als die Sonn durch das Glass, und kommt doch nicht dardurch.“ (Op. Paramir., Strunz, S. 374.)

Tenzel bezeugt, daß aus des Paracelsus dunklem Exempel vom Magneten außerordentlich viel über Gebrauch und Nutzen der Mumie hervorgehe. (med. diast. S. 47.) Er umschreibt des Paracelsus Angaben, die uns im Original augenblicklich nicht zur Verfügung stehen, etwa folgendermaßen: (— Wir geben den etwas komplizierten Text mit eigenen Worten wieder; man lese indes bei Tenzel nach. —):

Der „Magnet“<sup>37)</sup> hat von Natur aus keine einfache Natur; denn er stammt von ungleichen Eltern. Um das

<sup>37)</sup> Wir setzen das Wort „Magnet“ in Gänsefüßchen; denn der Leser wird bald einsehen, daß die Bedeutung dieses Wortes ständig wechselt. Auch Tenzel läßt den Leser in Zweifel, ob hier vom natürlichen, dort vom philosophischen Magneten die Rede ist, das eine Mal meint er den einen, das andere Mal den andern und in der Anmerkung verweist er auf Robertus Fludd's „Philosophia Moysaica“, in der am Exempel des Magnets der Ursprung aller Dinge demonstriert wird. Wir wissen wohl, daß wir unsern Gegnern willkommenes Angriffsmaterial ausliefern, wenn wir Tenzels schwankenden Begriff beibehalten, wir wissen aber auch, daß gerade diese Gegner eingefleischte Spezialisten und Überspezialisten sind, die umzustimmen wir uns vergebens bemühen würden. Wenn Professor Dr. Hans Much-Hamburg (im Heft 10 der Sammlung: Moderne Biologie: Homöopathie, Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, 1926) die Spezialisten Halbgebildete nennt, so können wir uns von seiten der letzteren auch den Zuruf: Schwimmer, gerne gefallen lassen; denn es gibt heute in beiden Lagern Einsichtige genug, die solche Titelverteilung nicht als Schimpf, sondern als nützlichen Wink betrachten, die ehrlich zu kämpfen und zu siegen, aber auch mit Ehren zu unterliegen verstehen, die nichts mehr hassen, als das unehrliche, allzu lange geübte, haßerfüllte Aufeinanderplatzen der Unwissenden und deshalb Fanatischen. Es gibt eben einen fördernden, aber auch einen hemmenden Kampf.

gegenseitige Verhältnis dieser Eltern zu charakterisieren, erinnert Tenzel an die Kreuzung zwischen Eselhengst und Pferdestute, aus der das Maultier hervorgeht. Wir glauben noch hinzusetzen zu müssen, daß der Maulesel der Bastard von Eselstute und Pferdehengst ist, daß aber der an sich ausgezeichnete Vergleich, wie wir gleich sehen werden, insofern hinkt, als die Kreuzung dieser Tiere nicht freiwillig erfolgt, sondern verschiedener Kunstgriffe seitens der Züchter bedarf.

*Die Mutter des Magnetes* ist ein steiniger, abstoßender, gestaltender, (negativer), theamedischer<sup>38)</sup> Mercurius, der mit einem eisenhaften, anziehenden (positiven) Mercurius verbunden ist, d. h. seine Mutter ist aus positiver und negativer Energie zusammengesetzt, aber das negative, theamedische Formprinzip überwiegt.

*Der Vater des Magnetes* ist ebenfalls bipolarer Natur. Er besteht aus einem eisenhaften, bewegenden, positiven Schwefelgeist (Sulphur) und aus einem steinig-theamedisch-negativen Geist, in dem aber das Positive (Sulphur) vorherrscht.

Beide Eltern sind eines Ursprungs, beide sind aus der *Materia prima ultima*, aus der allgemeinen und allerersten Urmaterie hervorgegangen. Als einzelne Komponenten dieses Urstoffs tragen sie aber bereits Sondermerkmale in sich, sie sind polar verschieden und — so paradox es klingt: *sie hassen sich, weil sie sich lieben.*<sup>39)</sup> Dessen

<sup>38)</sup> Der Ausdruck *Theamedes* ist hier als philosophischer Terminus zu betrachten. Ursprünglich ist der Theamedes ein Stein, den man in Athiopien fand, und der das Eisen von sich stoßen sollte. (cf. Plinius XXXVI, 130.) Einige Forscher halten ihn für identisch mit dem Turmalin, der durch Reiben oder Erhitzen stark elektrisch wird und auch dem Chemiker so manches Rätsel aufgibt.

<sup>39)</sup> Ist das nicht *Strindbergs Problem*? (cf. „Nach Damaskus“ III, S. 241.) Der große Schwede hat das Problem der Liebe nicht gelöst, aber die Lösung jedesmal hart gestreift, sobald er von alchemistisch-kabbalistischen Gesichtspunkten ausging. Und am Schluß seiner Damaskusreise weiß er die Lösung, aber er kann keine Worte finden. Darum läßt er den Unbekannten sagen: „... warum sprechen, wenn die Worte den Gedanken nicht decken.“ (ib. III., 268.) Auch wir fürchten, durch lärmende Worte den keimenden Gedanken zu stören und sagen nichts weiter als „sie hassen sich, weil sie sich lieben.“

ungeachtet buhlt jeder der beiden Gatten, „ein jeglicher nach seiner Art“ (I. Mos. I, 21 ff.) nebenbei noch um andere Gestaltungsmöglichkeiten, jedoch in der Weise, daß die „illegitim“ (Sündenfall!) gezeugten Formen untereinander jederzeit — jedoch *quamvis diversis gradibus* — harmonieren und sogar sich unter sich weiter kreuzend, zuweilen Übergangsarten hervorbringen, die ihrerseits wieder aus der einen Urmaterie ihren Ursprung letzterdings abzuleiten berechtigt sind, weil sie, wie Tenzel sagt: „in ein- und derselben Materie empfangen“<sup>40)</sup> sind.“<sup>41)</sup>

Diese ständige Emanzipation beider Eehälften legt den Keim zur Entstehung der mannigfachen Arten. Es entsteht die *Materia prima entis* oder *individualis*, die besondere Urmaterie der individuellen Arten. Da aber das legitime Liebesband trotz alldem fest geknüpft bleibt, der gütige Himmel den Bund trotz der „Sünde“ stets immer wieder erneuert, so werden aus der bleibenden, fortdauernden Vereinigung des bestehenden positiven, schwefligen, hitzigen Eisengeistes mit dem merkurialisch-steinig-theamedischen, feuchten Formprinzip, aus der Durchdringung des

---

<sup>40)</sup> Tenzel weist unter anderem auch auf die *Korallen* hin, die teils Tiere, teils Pflanzen, teils Steine sind.

<sup>41)</sup> Tenzel nähert sich hier bereits dem von dem *Jesuitenpater Dr. Erich Wasmann*, den wir bereits als den bedeutendsten Ameisenforscher kennengelernt haben, neuerdings in der „Wissenschaftlichen Beilage der Münchener Neuesten Nachrichten“ (Dezember 1925) vertretenen Standpunkt zur Darwin'schen Hypothese (Aufsatz: Die Abstammungslehre einst und jetzt). Was Wasmann in dogmatisch völlig unbefangener Form auseinandersetzt, verdient eingehende Beachtung seitens unserer Leser. Vergleichen wir die kristallklaren Bibelworte „ein jegliches nach seiner Art“ mit der alchemistischen Differenzierung der Urmaterie: Da haben wir eine *materia prima chaotica* und eine *materia prima individualis* (oder auch *entis* oder *seminis*; Genotypen, Keimanlagen, würde man heute vielleicht sagen). Halten wir dann, wenn uns diese Unterscheidung durch einiges Nachdenken geläufig geworden ist, die Theorie Wasmanns daneben, so müssen wir sagen, daß das Abstammungsproblem älter ist, als Darwin und seine Schule, und daß es nun nachweisbar, also mindestens zum dritten Male der bereits in der Bibel niedergelegten Lösung entgegenstrebt. Man sieht, auch die alchemistischen „Utopisten“ beschäftigten sich mit heute durchaus zeitgemäßen Fragen und heute lachen diejenigen über die „Schwärmer“, die sich, ohne es zu wissen, selbst gar ernsthaft mitten im Bann der verlassenen Probleme befinden.

Negativen durch das Positive, sowohl legitim, wie illegitim immerfort zwei neue sich fliehende und doch korrespondierende Prinzipien erzeugt, von denen das legitime, die Einheit, über das illegitime, die Vielheit herrscht! <sup>42)</sup>

Hier verlassen wir den engeren Anschluß an Tenzels Worte, bleiben aber seinem Gedankengang weiterhin getreu. *Od* nennt der Kabbalist, wie wir wissen, das einheitliche, positive und *Ob* das mannigfaltige, negative Lebensprinzip. Im *Od* überwiegt die produzierende unsterbliche Einheit, liegt aber auch der reproduzierende, lebendige Same der unsterblichen Vielheit. Im *Ob* dagegen überwiegt die Vielheit, aber auch das Ei der Einheit ruht in verlangendem, züchtig abwehrendem Schoß. *Od* und *Ob* verbinden sich in legitimer Umarmung, Umklammerung. Die Umklammerung wächst zur Verdichtung, zur Konzentration. Das herausgepreßte Ferment des Lebens, der Gleichheit blitzt auf und leiht seine minutiöse Energie dem legitimen Ehepaar: Der große Magnet wird gezeugt und geboren mit einem Male. Sein Name ist *Magnes* oder *Sal Macrocosmi* oder *fermentum fermentorum*. (In der *Homunkulus*-Broschüre werden wir ihn mit Goethe „*Euphorion*“ nennen.)

Gleichzeitig erkennt das bewegende, männliche *Od*, sich selbst projizierend, im Spiegel der Urmaterie seine eigene, weibliche Hälfte und wiederum gleichzeitig lernt das weibliche, die Gestaltung liebende *Ob* in demselben Spiegel sein eigenes Abbild selbstgefällig bewundern. In sich selbst haben die primären Gegensätze ihre eigenen sekundären Antipoden entdeckt. Sie hassen sich selbst, weil sie sich naturwidrig lieben, und sie lieben sich selbst, weil (oder indem?) sie sich naturwidrig hassen.

---

<sup>42)</sup> Müssen wir noch hinzufügen: „weshalb auch das Positive dem Negativen um ein Geringes überlegen ist“? Oder bedarf dieser unser Leitgedanke keiner weiteren Stütze mehr? Dürften wir dies hoffen!



Viele brünstige Umarmungen konzentrieren sich hinwiederum zu vielen Verdichtungen. Kleine Fermente leihen ihre flüchtigen Dienste. Kleine, ebenfalls kreuzungslüsterne, liebeskranke, in sich heteropolare Bastarde, kleine Magnete, *Salia* (Salze) *Microcosmi*, *Homunculi* werden gezeugt und — naturwidrig — mit Schmerzen in Raum und Zeit<sup>43)</sup> geboren. Sie haben verschiedene Namen, und da sie fortfahren, sich zu mischen, ist es schwer, beinahe aussichtslos, die Generationen, Familien und Arten zu unterscheiden.

Drei Dinge sind ihnen gemeinsam: *Mercurius*, *Sulphur* und *Sal*. Ihr Leib ist salziger, bald überwiegend positiver, bald überwiegend negativer Natur und ihre Eltern heißen *Sulphur* und *Mercurius*. Vom Vater ♂ haben sie das *positiv* (-negative), von der Mutter ♀ das *negativ* (-positive) Lebenselement. Und weil diesen drei Prinzipien der urgewaltige Trieb innewohnt, einander zu suchen und zu fliehen, zu lieben und zu hassen, der Trieb, der durch das limmatische Verhältnis der Antipoden in dauernder Bewegung erhalten wird, deshalb können wir mit Recht alle Dinge mikrokosmische Magnete nennen, die aus dem stets neugezeugten makrokosmischen Universalmagnet, aus dem Urferment, ihre immerwährende Kraft empfangen.

Das Wesen der *actio et reactio in distans irrationalis*, der Sympathie und Antipathie liegt somit in der wesenhaften Struktur der Dinge und in den limmatischen Beziehungen ihrer Komponenten tiefbegründet. In den

---

<sup>43)</sup> Hierzu folgende zunächst sehr selbstverständlich erscheinende Deduktion, die uns zum Schluß doch etwas Wichtiges verraten dürfte: Da wir nach *Perty* (*Anthropologie* I, S. 174) durch die Sinnesorgane nur Veränderungen und Zustände, Bewegungen der materiellen Teilchen wahrnehmen und die Umwandlung materieller Bewegung in Empfindung als ein psychischer Vorgang nicht weiter erklärt werden kann, da ferner der Zeitbegriff Bewegung voraussetzt, die Bewegung aber eine Funktion des Raumes ist, kann die Wahrnehmung des Schmerzes nur in Raum und Zeit erfolgen. Mit den Worten: „Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären“ (I. Mos. 3, 16) wurde also die Verbannung ins Raum-Zeitliche, in die konkrete Welt ausgesprochen. Der Augenblick einer Verwundung schmerzt nicht. Man sagt, unsere Nervenleitung transportiere und die Umformer funktionieren zu langsam. Das glauben wir nicht. Aber der unmeßbare Augenblick an sich ist zeitlos und raumlos, er ist ewig. Darüber denke man einmal nach.

quantitativen, zwischen den Dingen herrschenden Zahlenbeziehungen dagegen kommt nicht das Wesen, sondern die Art ihrer Wechselwirkung zum Ausdruck oder die sinnlich meßbare, gegenseitige Anwirkung, d. i. die *actio et reactio in distans rationalis*.

Aus der variablen Deklination der Magnetnadel, die wir mit der Nutation der Erdachse in Beziehung bringen möchten (S. 163, Anm. 1), wäre unsere im II. Kapitel (I. Abt.) aufgestellte Limmatformel evtl. noch genauer zu bestimmen, und auf verschiedene Orte bezogen, wären ihre variablen Exponentenfunktionen zu berechnen. Obwohl wir hinreichende mystische Gründe dafür beigebracht zu haben glauben, um für die Richtigkeit dieser Formel eintreten zu können, halten wir es dennoch für nötig, die limmatischen Oktaven bei ihrer praktischen Arbeit zu beobachten. Auch hier bitten wir wiederum den Mathematiker, der aber nicht nur Mathematiker sein darf, um Mitarbeit.

Wer nun das väterliche Erbgut der Dinge vom mütterlichen zu trennen (griech. *spaein* = ausziehen, „lösen“) und in genauer Erkenntnis der Affinität der Dinge die geeigneten Pole im richtigen Zeitpunkt wieder zu verbinden (griech. *ageirein* = zusammenbringen, „binden“; die *spa-gyrische Kunst* befaßt sich also mit dem Lösen und Binden) verstünde, für den würden die Worte Christi: „Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein“ (Math. 16, 19) wohl etwas anderes bedeuten als eine Aufforderung zur Willkür. Er wäre im Besitz eines *Arcanum spagyricum*.

Also Trennung und Wiedervereinigung, Abbau und Aufbau! Über dieses Thema findet sich viel Interessantes in Dr. Bischoffs neuem Buch „Der Sieg der Alchemie“. (Herm. Barsdorf-Verlag, Berlin, 1925). Das aufsehenerregende, angeblich widerlegte Experiment Professor Dr. A. Miethes und seines Assistenten Dr. H. Stammreich ist darin ausführlich besprochen.

Da ist jedoch wohl zu beachten, was *Ferd. Maack* in seiner Broschüre „Das Wesen der Alchemie“ (Joh. Baum-Verlag, Pfullingen, Württ., S. 19—21) ausführt. Wenn nämlich aus Uran (Atomgewicht = 238,2) durch Abspaltung von Helium (A.Gew. 4,0) Jonium, Radium (A.G. 226,0), Polonium und schließlich Blei (A.G. 207,20) entsteht, wenn man theoretisch den Abbau bis zu Gold (A.G. 196) schon länger in Erwägung zog und jetzt als Zerfall beobachten konnte, so ist und bleibt das zahlenmäßig, wie man aus den fallenden Atomgewichten leicht entnehmen kann, ein Abbau-Vorgang. Die alchemistischen Operationen, hebt Maack hervor, zielen aber gerade auf das Gegenteil ab, sie suchen Gold *synthetisch* zu gewinnen. Durch Analyse zur Synthese, lautet die Parole der Alchemie. *Solve et coagula!* Stirb und werde! Miethet betont allerdings ausdrücklich, daß es sich bei seinen Experimenten um einen (unbeeinflussbaren) Zerfall des Lampenquecksilberatoms (A.G. = 200,6) handle, um keinen (willkürlichen) Abbau. Die Atomgewichtsfolge ist allerdings auch hier zahlenmäßig fallend (200—196), aber wer weiß, ob in dem minutiösen status nascendi nicht ein augenblicklicher Ausschlag von 200 herunter bis zum „fermentativen“ Indifferenzpunkt des Größenkeims Null und wieder hinauf bis 196 erfolgt, ob sich die Solutio und Coagulatio in diesem Falle nicht in einem fast zeitlosen Augenblick vollzogen hat?

Die alchemistische Trennung und Wiedervereinigung in neuer Gruppierung erfolgt allerdings in der philosophischen Gärung, von der wir in einer besonderen Abhandlung noch ausführlicher hören werden. Das schließt aber nicht aus, daß in allerdings seltenen Fällen bei in „legitimer Ehe“ vereinigten Substanzen Zeugung, Entwicklung des Embryo und Geburt zusammenfallen, daß das *Sal Macrocosmi* gewissermaßen durch *Kontaktwirkung* augenblicklich wie Goethes Euphorion ins Dasein springt (s. Homunkulus!), ohne deshalb eine Entwicklungsphase zu überspringen. Im folgenden werden wir aber fast ausschließlich von der langsamen „Gärung“, oder richtiger, von dem lang-

samen Fäulnisabbau, von der am tiefsten Punkt eintretenden Histo- oder Analyse und von dem langsamen Gärungsaufbau zu sprechen haben. (Diese drei Stufen haben wir bei der philosophischen Gärung stets zu unterscheiden!)

Durch Spaltung und Oxydation, durch Analyse und Synthese, durch die Abbau- und die dieser um ein Geringes, um ein Limma überlegene Aufbautendenz bleibt der Kreislauf der Energien, die Bewegung in der konkret-polaren Welt erhalten, wobei das vorherrschende Gesetz der Affinität, der Synthese, der Sympathie das wahllose<sup>41)</sup> Ineinandergreifen der noch zwitterhaften, kreuzungslüsternden Energien insoweit und solange verhütet, als die Rückkehr der Dinge in den chaotisch-koinzidenten Urzustand aus letzten Endes unerforschlichen Gründen verzögert werden muß. Wenn *Emil Fischer* (in dem Aufsatz: „Bedeutung der Stereochemie f. d. Physiologie“, *Zeitschr. f. physiol. Chem.*, Jahrg. 1898/99) findet, daß die Hefe von zwei Antipoden immer nur die eine vergärt, so dürfte dies wohl eine „Zuchtwahrscheinung“ (im Sinne der Fußnote 44) in der Mikro-Welt sein, die auf das vorherrschende Ordnungsprinzip zurückzuführen ist.

Wenn das Sonnenlicht die ungeheure Energie der Fermentprozesse mitunter zu hemmen vermag, sie jedenfalls unter keinen Umständen fördert (s. Oppenheimer, die Fermente und ihre Wirkung, 1900, S. II), so muß die von außen kommende Lichtenergie den „latenten Exzitatoren der inneren Wärme“, wie Oppenheimer (ebenda) die Fermente nennt, überlegen sein oder vielleicht richtiger: es übt die positive Wärme der Sonne auf die negative, reflektierte, innere Wärme der Dinge durch Vermittlung der über-„brückenden“ Fermente einen erfolgreich selektiven Einfluß aus, sobald

---

<sup>41)</sup> Die *Zuchtwahl* ist an sich ein egoistischer, aber arterhaltender und notwendiger Trieb, der ganz allmählich wieder der geschlechts- und wahllosen Alliebe Platz machen muß. Nietzsches Zarathustra unterscheidet eine heilige und eine kranke Selbstsucht, wenn er „von der schenkenden Tugend“ spricht. Diese Unterscheidung ist wichtig und der Leser versäume nicht, diese Stelle im Zarathustra aufzusuchen.

dies im Interesse der Erhaltung kosmischer Materie in derselben Energieform geboten erscheint.

Über diese Punkte läßt sich natürlich streiten, die moderne Gärungstheorie stimmt mit der philosophischen nicht in allen Punkten überein. Solange aber die Modernen noch nicht darin einig sind, ob jede Fermentation auch eine Gärung sei<sup>45)</sup>, inwieweit ferner „revolvierende“ Fäulnisprozesse, retardierende Momente im analytischen Teil der Gärung mitwirken, solange sie bei der Einleitung des Gärungsprozesses sich noch nicht einstimmig von analytischen Vorgängen zu sprechen getrauen, solange sie an ein „Wachstum der Metalle“ aus ihrem Samen, folglich auch an die Samengärung der Metalle noch nicht ohne weiteres glauben können, obwohl sie die Möglichkeit der Metallverwandlung bereits zugeben müssen, solange also das Gärungsproblem noch nicht gelöst ist, und zwischen alten und neuen Anschauungen hin- und herpendelt, wollen wir lieber gleich da stehen bleiben, wohin der — übrigens mit Recht kritische, aber immer lebhafter werdende — Austausch der Meinungen mit unverkennbarer charakteristischer Zielrichtung drängt, auf dem Standpunkt der Alchemisten<sup>46)</sup>. *Raoul H. Francé*, dessen synthetische Forschungs-

<sup>45)</sup> *Emil Abderhalden* (Priv.-Dozent an der Universität Berlin) sagt im „Lehrb. d. Physiol. Chem. in 30 Vorlesungen“ (bei Urban & Schwarzenberg, Berlin, 1906, S. 510: „Gärung und Fermentwirkung sind getrennte und doch auch einheitliche Begriffe. Die Gärung schließt die Fermentwirkung in sich, ist aber sicherlich auch von rein biochemischen Vorgängen begleitet, die unabhängig von der Fermentwirkung auftreten. Diese Frage steht übrigens offen.“ (cf. auch Oppenheimer, Fermente, II. Kap., S. 20.) Eine Definition des Begriffes „Ferment“, soweit er überhaupt definierbar ist, bringen wir in unserer Gärungsstudie. Wir legen keinen besonderen Wert darauf, die allerneuesten Quellen der chemischen Wissenschaft heranzuziehen, da es bei dem Hin und Her der Meinungen leicht denkbar ist, daß die Auffassung von gestern „exakter“ war, als das Ergebnis von heute. Wir zogen selbstredend auch die neuesten Werke zu Rate, jedoch unter Vorbehalt einer freien Auswahl unserer Zitate.

<sup>46)</sup> Daß durch die Gärung tatsächlich das „Gift“ vom „Balsam“, das Negative vom Positiven geschieden wird, lehrt denjenigen, der die oft verblüffenden Heilerfolge der spagyrischen Essenzen kennt (cf. Okk. Med. Bd. X) der tägliche, allerdings nicht wissenschaftlich exakte, für die Medizin aber einzig mögliche Erfahrungsbeweis. Ob aber die labilen Zwischenstoffe und Nebenprodukte (Fuselöle usw.), ferner die sekundären, stick-

methode uns so außerordentlich zuspricht, und dessen Urteil uns doppelt willkommen ist, weil dieser weltbekannte

stoffhaltigen Substanzen Pasteurs, die nach Oppenheim (Fermente S. 254) alle oder teilweise unabhängig vom eigentlichen Fermentationsvorgang im Verlauf jeder Gärung auftreten, als die reinlich ausgeschiedenen, überwiegend negativen Faktoren im Sinne der alten Spagyriker zu betrachten sind, kann vom Standpunkt der modernen Forschung aus noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden, da sich die Medizin leider noch nicht um die vorherrschende Polarität der Endresultate der Gärung und deren pharmazeutische Verwertung, insbesondere in der Reiztherapie bekümmert. Wir können uns in diesem Punkt lediglich auf die Erfahrung alter und moderner Praktiker, insbesondere aber auch darauf berufen, daß die Theorien der Alchemie heute täglich — meist unbewußt — neue Bestätigung finden. Man weist in solchen Fällen heute allerdings gerne und mit Nachdruck darauf hin, daß nun wieder so ein alchemistisches Hirngespinnst eine natürliche Erklärung gefunden habe, und wenn wir dagegen ins Treffen führen, daß die Alchemisten das Wesen dieser Zusammenhänge lediglich auf Grund einer gottbewußten Weltanschauung, einer allerdings nicht haltlosen Korrespondenz-Philosophie viel tiefer erschaut, ja geradezu erlebt haben, als die neuen Entdecker, so glaubt uns nur derjenige, der sich — NB! kabbalistisch vorgebildet! — eingehend mit ihrer Literatur beschäftigt hat. Bei der *alkoholischen Gärung* ergeben sich bekanntlich Kohlensäure und Alkohol als Endprodukte. Es wäre sicherlich falsch, wenn wir die Kohlensäure als das ausschließlich negative, giftige, den Alkohol als das ausschließlich positive, balsamische Resultat ansprechen wollten. Ob es richtiger ist, wenn wir sagen, die Kohlensäure wäre überwiegend negativer, der Alkohol überwiegend positiver Natur, mag dahingestellt bleiben. Beide Resultate sind ja in sich wieder entgegengesetzter Natur, beide sind in relativ geringer Dosis lebenswichtig, beide aber auch in relativ höheren Dosen giftig. (Beim Betreten der Gärkeller kommen viele Kohlensäurevergiftungen vor.) Da die Kohlensäure isoliert stets giftig wirkt, der isolierte Alkohol aber in geringer Menge wohl die wichtigste Arznei darstellt, ist wohl die Kohlensäure dem Gift, der vernünftig gebrauchte Alkohol aber dem Balsam der Spagyriker wenigstens vergleichbar.

Der in der Alchemie wohlbewanderte Leser wird über dieser unserer Erörterung den Kopf schütteln und mit Recht einwenden, daß die Alten die „Scheidung“ nicht nach solch immerhin etwas äußerlichen Gesichtspunkten beurteilt wissen wollten. Diese wenigen gut orientierten Leser wissen aber auch, um welch großes und abgründiges Thema wir hier einen Haken schlagen, sie wissen, daß die Philosophie der Scheidung nicht auf wenigen Seiten mit wenigen Worten ausreichend demonstriert werden kann und nehmen es uns daher nicht übel, wenn wir diese Frage etwas trivial behandelt haben. Jedenfalls möchten wir nicht versäumen, den ernstlich interessierten Leser auf des *Basilii* Traktat de *Microcosmo* hinzuweisen, in dem die durch die Putrefaktion bewirkte Auflösung, Scheidung und Transmutation an einem trefflichen Beispiel vor Augen geführt wird, das wir in unserer Gärungsstudie zum Abdruck bringen werden.

Münchener Gelehrte sicherlich kein Okkultist ist, sagt im Bios (I. 142): „Dieses vielverlästerte Ziel der Alchemisten war aber, wie wir sehen, wissenschaftlich vollkommen gerechtfertigt, und darum leuchtet es auch heute wieder lockend auf des Chemikers Pfaden. Es muß und es wird möglich sein, allgemein verbreitete »Elemente« zu veredeln und sie auch in Gold zu verwandeln, wenn sich nur erst einmal die Stereochemie des intramolekularen Baues bemächtigt hat.“

Wenn sich aber die Transmutationslehre der Alchemisten bereits als „wissenschaftlich berechtigt“ erwies, so dürfte wohl auch die mit dieser nach alchemistischer Auffassung untrennbar verbundene, erweiterte Gärungstheorie in absehbarer Zeit mit Ehren rehabilitiert werden.

Wir halten uns nach all dem für wohl berechtigt, die Grundsätze der philosophischen Gärung bei der Darstellung mumialer Magnete beizubehalten. Die Philosophie der Gärung wird uns, wie gesagt, noch in einer gesonderten Schrift eingehender beschäftigen. Wir werden uns dabei von ganz neuen, bisher wohl noch nicht erörterten Gesichtspunkten leiten lassen, wie wir überhaupt bestrebt sein wollen, nachdem nun in XII Bänden das außerordentlich vielseitige Material der *Okkulten Medizin* von Meisterhand ausgebreitet vor uns liegt, mit diesem Material neu aufzubauen, um die wiederkehrende Antike, d. h. die neopythagoreisch-platonische Weltanschauung zur Zeit Christi und der ersten christlichen Jahrhunderte der inzwischen erfolgten Entwicklung unseres nunmehr endgültig christianisierten Geistes gemäß, auf einer höheren Spiralwindung jederzeit geistig empfangen zu können. Bei Lösung dieser im vorliegenden Band bereits übernommenen Aufgabe verzichten wir gerne auf die Kritiker, die nur den kleinen Maßstab kennen, wir legen aber um so größeren Wert darauf, Kritiker mit dem großen Maßstab auf unsere Arbeit aufmerksam zu machen. Wir geben gerne zu, daß wir in manchem Detail zuweilen einen anfechtbaren Standpunkt einnehmen, und wir werden uns in solchen Fällen stets gerne mit Freuden belehren lassen, sofern die

Belehrung nicht durch kleine, mit wenigen Worten ausgleichbare Differenzen verärgert, so weit geht, ohne Kenntnis unserer Weltanschauung alles in Bausch und Bogen zu verwerfen. Wenn sich aber die Kritik die Mühe nicht verdrießen lassen sollte, unsere Gedankenbahnen ebenso vorurteilsfrei zu durchlaufen, wie wir die Meinungen unserer „Gegner“ zu studieren bestrebt sind, dann sind wir überzeugt, daß wir uns gegenseitig durch aufrichtigen Meinungsaustausch sehr erheblich fördern könnten.

Da wir also, wie gesagt, in einer kleinen Schrift noch eingehender auf die philosophische Gärung zurückkommen werden, wollen wir hier, lediglich auf das 52. Aphorisma *Maxwells* zurückgreifend, in kurzen Umrissen den prinzipiellen Vorgang insoweit skizzieren, als uns dies für den vorliegenden Zweck geboten erscheint.

Nach uralter Auffassung wird durch die Gärung zuerst das Negative vom Positiven, das „Gift“ vom „Balsam“ geschieden (*Solutio*), um sodann in anderer Gruppierung wieder verbunden zu werden (*Coagulatio*). Zwischen „Lösung“ und „Bindung“, zwischen Involution und Evolution, zwischen Analyse und Synthese möchten wir einen „*doppelgipfligen*“ Höhe- und Wendepunkt<sup>47)</sup>, eine zusammenschlagende Koinzidenzbrücke (*Symplegaden*) einschalten, auf die das blitzartige Eintreten und Verschwinden des raum- und zeitlosen, lebenspendenden *Ewigkeitsfermentes* zu verlegen wäre.

Die moderne Gärungstheorie kennt labile Zwischenstoffe (Alkohole, Glycerin, Milchsäure usw.), die dadurch

---

<sup>47)</sup> Der *Höhepunkt* und das tragische Moment oder die *Peripetie* (Umkehr) sind die beiden Gipfel im klassischen Drama. Die dramatischen Gesetze der Antike waren der Struktur der allgemeinen Lebenswelle nachgebildet. Die *Peripetie* tritt allmählich ein, eine Erscheinung, die wir an der allerdings wesentlich komplizierter organisierten menschlichen Psyche ebenfalls des öfteren beobachten können. In der, wie man sagt, „weniger komplizierten“ Kleinwelt, in der sich seelische Vorgänge allerdings auf ein Minimum beschränken, dürften wohl die beiden Gipfel meistens auf eine für uns nicht mehr wahrnehmbare Nähe zusammenrücken, um gleichzeitig zusammenzufallen. Wir bitten den Leser, sich die einfache Fig. 9 im II. Kap. des I. Teils jetzt wieder zu vergegenwärtigen. In dem Augenblick, in dem die beiden Gipfel gleich „hoch“, in dem



auftreten, daß die reduzierte Substanz in vielen Fällen nicht total reduziert wird. (Oppenh., Lehrb. d. Chem., S. 161.) Wohin die somit vermißte Oxydationsenergie gekommen ist, weiß man nicht. Vielleicht dient sie dazu, das Ferment aus der Latenz zu befreien und zu materialisieren. Jedenfalls wäre der geeignete Zeitpunkt, „durch eine zweite Operation den Tumult wieder zu stillen“ (Aph. 52), derjenige, in dem das Ferment eintritt, der *status nascendi kat' exochen*. Das eigentliche Ziel der wahren Alchemisten, ebenso wie der modernen Chemiker war ja zunächst nicht die Gewinnung des Goldes, sondern die Isolierung eines Fermentes (Arcana) bzw. des Fermentes, des Urfermentes (Lapis).

Auf dieses dem echten Alchemisten seiner Zeit wohlbekannte Verfahren der Isolierung, — das „rote Pulver“ wies ja all die charakteristischen Merkmale eines Fermentes auf, — dessen Kenntnis uns über dem Gelächter der Nachwelt verloren gegangen ist, hat hier Maxwell wohl in erster Linie hingewiesen. Bis es dem modernen Chemiker mit Hilfe kostbarer Instrumente gelingt, die Isolierungsmethode wiederzufinden, die ein Basilius Valentinus schon im 15. Jahrhundert, und viele andere vor ihm mit Hilfe primitiver Arbeitsmittel schon entdeckt hatten, müssen wir uns mit der Darstellung eines weniger kostbaren, immerhin noch sehr zugkräftigen „Magnetes“ begnügen. Wir stillen also den „Tumult“, wenn die Gärung beendet ist, d. h., wir warten den Schluß des „Dramas“, die „Katharsis“ (Läute-

---

die ungleich mächtigen Gegensätze gleich mächtig geworden sind, in dem der negative Pol die limmatische Differenz überwunden hat, schlagen die Pole zusammen, koinzidieren, um im selben raum- und zeitlosen Augenblick wieder in das alte Spannungsverhältnis zurückzutreten. Die Weltmitternacht ist vorüber gehuscht, hat aber im Augenblick der Koinzidenz, zwischen Tag und Nacht, zwischen Licht und Finsternis, das Lebensferment wieder neu geboren. Und weil dieser Augenblick ewig ist, ist auch dieses Ferment der Gleichheit oder des Lebens ewig, es erschöpft sich nicht im Unendlichen. Man halte diesen Gedanken fest und ergänze durch Schauen den nicht zu umgehenden Mangel der Worte.

run g) der Materie ab. Dann erst greifen wir ein, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir die daran sich anschließende Fäulnisrevolution verhüten müssen (Aph. 72).

Wenn wir in unserer Erörterung doch weiter gegangen sind als dies für unsere Zwecke nötig erscheinen dürfte, so hat dies seinen Grund darin, daß Paracelsus und andere sich mit der Gärungsmumie allein eben nicht begnügten und in geheimnisvollen Andeutungen noch von einem Magnet höherer Ordnung sprachen, und weil wir den Leser auch damit in Umrissen wenigstens vertraut zu machen wünschten, um so mehr, als auch unter Okkultisten über diese Dinge viele unklare Vorstellungen verbreitet sind.

Da, wie Maxwell sagt, „alles nach der Zeitigung als seiner Vollkommenheit“ strebt und seine Kräfte sodann aufs Höchste entfaltet (Aph. 56), ist wohl anzunehmen, daß durch die Gärung diese Hochspannung der Kräfte bewirkt wird, die zur Aktivierung mumialer Substanz nötig ist. Auch das Keimen des Samens in der Erde ist ja ein Gärungsvorgang. Ein gewisser Grad von Feuchtigkeit und Wärme, sowie Anwesenheit von Sauerstoff<sup>48)</sup> — die Maxwellschen Kriterien der Gärung

---

<sup>48)</sup> *Basilius Valentinus* sagt hierüber: „Dann du solt also wissen, da etwas durch die Fäulung soll gebohren werden, so muß es also zugehen: Die Erde wird durch ihre verborgene und beschlossene Feuchtigkeit in eine Corruption oder Zerstörung gebracht, welches der Anfang ist der Fäulung, dann ohne Feuchtigkeit, als des Elementes Wasser, kann keine rechte Fäulung geschehen; soll nun eine Gebuhr aus der Fäulung hernach folgen, muß dieselbe durch eine warme Eigenschafft, als das Element Feuer, sich selbst entzünden und ausbreiten, denn ohne natürliche Wärme kan keine Gebuhr bewiesen werden. Soll nun die Gebuhr einen lebendigen Athem und Bewegung an sich nehmen, kann solches ohne die Luft nicht geschehen; . . . .“ (Chym. Schrift. „Vom großen Stein der uhr-alten Weisen.“ 1717. S. 48). Tun wir wohl unrecht, wenn wir die „Luft“ des Basilius als Ferment verdächtigen? Eines der modernen Elemente C, H, O, N wird sich ja wohl noch als Fermentträger entpuppen. *Strindberg* hatte den Stickstoff im Verdacht, den er im *Antibarbarus* (3. Brief) als „Luft minus Sauerstoff“ definiert. Dies nebenbei. Die „vier Elemente“ müssen also zusammenwirken, wenn etwas entstehen soll und nach der mittelalterlichen Auffassung, zu der wir uns ja bekennen, entsteht alles durch Gärung, vergeht durch Fäulnis und entsteht wieder durch Gärung. Der Same in der Erde und das Ei unter der Henne gären. Das Wachstum der Metalle ebenso wie der Darmparasiten, der Maden auf verdorbenem Fleisch, ja sogar

(Aph. 51) — sind erforderlich, um unerhörte Energien zu wecken.

Den im Körper strömenden Geist *Maxwells* dürfen wir in diesem Zusammenhang wohl Sauerstoff nennen. Alle Gärungs-substrate müssen sauerstoffhaltig sein, „da nur in solchen organischen Körpern Gelegenheit besteht zur intramolekularen Verschiebung des Sauerstoffs, zur sogenannten inneren Atmung“. So sagt der Vitalist Prof. Dr. Adolf Mayer, Heidelberg. („Das Wesen der Gärung und der Fermentwirkungen“, im Auftrag des Keplerbundes herausgegeben bei Schloßmann, Hamburg, 1908, S. 26.) Der Laie hat hier wohl zu unterscheiden zwischen „Anwesenheit von Sauerstoff“ und „Luftzutritt“. Der letztere ist nicht immer erwünscht. Durch die *alkoholische Gärung* z. B. wird Zucker in Kohlensäure und Alkohol umgesetzt. Tritt nun Luft hinzu, so wird der Alkohol zu Essig. Darum verwendeten die Alten ein luftdicht schließendes „hermetisches Gefäß“, um die revolutionäre, selbstgefällige Wirbelbewegung der erwünschten Endprodukte, den Tanz im sinnverwirrenden Spiegelmeer des über die Unendlichkeit hingehauchten Urplasmas möglichst zu verhüten.

Wenn man nun für einen, mit vitalen Energien geschwängerten Stoff — Darmkot, Urin, insbesondere aber Blut — die gleichen Bedingungen schafft und das der Fermentation ebenfalls hinderliche Sonnenlicht vermeidet, dann kann man in diesen Substanzen doch wohl analytische und synthetische, bewegende und gestaltende Energien wachrufen, die zu um so größerer Arbeitsleistung herangezogen werden können, je präziser, d. h. je näher der Peripetie, man den Augenblick der höchsten Kraftentfaltung oder doch wenigstens den Zeitpunkt der Katharsis zu fassen wußte. Diesen letzteren Zeitpunkt zu treffen, ist Erfahrungssache, da er bei jeder Materie ein anderer ist. Es ist auch wohl denkbar, daß vergorener Darmkot eine besondere Affinität zu den Verdauungsorganen, vergorener Urin zu den Harnwegen, vergorenes Blut zu den Organen des Kreislaufs und somit zum Gesamtorganismus besitzt, und es liegt der Gedanke nahe, daß die in diesen *Gärungsmumien* geweckten

---

der Vorgang im Uterus bei der Befruchtung, alles sind Gärungs- resp. Fäuinisvorgänge. (cf. Basilius Valent. *ibid.*)

Basilius lebte im 15. Jahrhundert. Damals machte man offiziell noch keinen Unterschied zwischen Gärung und Fäulnis. Das kam erst im 17. Jahrhundert. Der alchemistisch geschulte Leser wird jedoch mit uns die Überzeugung teilen, daß einem Basilius, der an vielen Stellen die Begriffe wohl zu trennen weiß — man beachte nur die folgenden Worte im Original — solch prinzipielle Unterschiede wohl geläufig waren.

Energien sich auf die korrespondierenden lebenden Organe zu richten bestrebt sind. Und diese Tendenz nennt der Sympathetiker *actio in distans*, Fernwirkung. <sup>40)</sup>

Daß die Fernwirkungen der Fermente oder Enzyme wissenschaftlich diskutabel sind, beweist der von dem französischen Forscher *Arthus* und von anderen vertretene Standpunkt. Er betrachtet die Fermente „als immaterielle Energiezentren, die an ein für ihre Wirkung gleichgültiges Substrat gebunden sind und sogar Fernwirkungen auszulösen imstande sein sollen.“ *Oppenheimer*, dem wir diesen Hinweis verdanken, (*Fermente*, III. Kap. S. 26) ist Energetiker. Er bekämpft die vitalistische Richtung in der Chemie und somit auch die obige Anschauung, der er aber immerhin durch seinen Einwand die wissenschaftliche Berechtigung zuerkennt. Da das Problem bisher weder von den Energetikern noch von den Vitalisten gelöst wurde, dürfen wir es wohl bis auf weiteres mit den letzteren insofern halten, als sie auf dasselbe Endresultat stoßen, das wir auf anderen Wegen zu erreichen suchen.

Durch die Gärung wurde eine intramolekulare und intraatomistische Umlagerung in der Materie bewirkt. Die kleinsten Teilchen sind in neue gegenseitige Spannungsverhältnisse getreten. Mit der bisherigen Gruppierung unzufrieden, haben sie neue, und da ja „alles nach Verbesserung, nach Vollkommenheit strebt“, sympathischere Konstellationen gesucht und gefunden. Sie befinden sich, wenn man die idealste Phase des Prozesses zu fassen versteht,

---

<sup>40)</sup> *Maxwell* bemerkt hierzu (*Scheible* S. 165): „Das Blut, als der Sitz des Lebensgeistes vermag, wenn es gehörig appliziert wird, die meisten, ja fast alle Krankheiten des Körpers zu kurieren, wie die Erfahrung lehrt. . . . Durch den Darmkot werden alle Krankheiten der Gedärme, durch den Urin Blasen- und Nierenleiden kuriert. . . . Vermittelt des Speichels, der durch den Husten ausgesondert wurde, werden die Lungenleiden kuriert. Durch den Schweiß hilft man denjenigen Teilen, von denen der Schweiß kommt. Durch die Nägel werden Hand- und Fußübel geheilt, durch die Haare hilft man den Teilen, von welchen sie genommen sind. Durch das Blut endlich werden, wie bereits gesagt wurde, die Krankheiten des ganzen Körpers kuriert. Noch ist zu bemerken, daß, wenn man alles, was auf einen Körperteil sich beziehen kann, zusammen nimmt, die Kur dadurch schneller und glücklicher verrichtet wird.“

im Optimum ihrer Kraftentfaltung, auf dem Höhepunkt, nahe der Peripetie. Aber auch, wenn man die Katharsis abwartet, so sind in den kleinsten Teilchen Energien lebendig geworden, die sie als taten-durstige Truppen in Ermangelung eines geeigneten, außerhalb gelegenen Projektions- oder Arbeitsfeldes, bzw. Kriegsschauplatzes beinahe zu ihrer eigenen Vernichtung (Revolution, Fäulnis) aufgeboten hätten. Auch die moderne Chemie hat bereits erkannt, daß in den letzten Stadien der Gärung tierischer Zellen energisch oxydierende „Mechanismen“ einsetzen, deren Weg, wie Oppenheimer sagt, noch dunkel ist. (s. Lehrb. d. Chem. S. 539.) Welche Energie muß das sein, die eine Auflösung der Materie bewirken, die festgefügte Gravitationskomplexe zu zertümmern vermag? Und diese Energie könnte der Mensch in seine Dienste stellen, eine Energie, die mächtiger ist als die Gravitationskraft, die in unbeschränkte Ferne zu wirken vermag? Ein feiges, waffenunkundiges, psychisch und physisch degeneriertes Menschengeschlecht sollte in Zukunft in der Lage sein, den letzten, unsere Kultur vernichtenden Krieg hinterlistig in den Laboratorien auszubrüten, fernwirkenden Tod in alle Welt zu senden? Die Atlantiskatastrophe hat man ins Reich der dunkelsten Sage verwiesen, während *Delila* emsig daran arbeitet, dem liebenden Riesen *Simson* seine lebendige Urkraft zu stehlen, während die Philister harren, den Überlisteten zu blenden, um sich selbst einer blinden Gewalt auszuliefern. Was uns das Buch der Richter von *Simson* und *Delila* zu erzählen weiß, ist Wahrheit, es ist nichts anderes, als eine Umschreibung der großen Katastrophe, die damals noch in aller Munde war.

Wir müssen gestehen, daß es ein Glück ist, daß es vorerst nicht ohne weiteres möglich ist, im Augenblick der Höchstspannung, nahe der Peripetie, in statu nascendi, diese flüchtige fermentale Energie zu fixieren, daß aber auch nicht jeder die katastrophale Energie der Katharsis

ohne Verlust und frei von materieller Bindung und Hemmung auszunützen versteht.

Irgendwelche Versehen, für unbedeutend erachtete Versäumnisse, fehlerhafte Vorschriften und in vielen Fällen mangelndes Talent des Operators sind einige der häufigsten Gründe, die solche Experimente mißlingen lassen. Mißglücken doch selbst dem erfahrenen Chemiker zuweilen alltägliche Reaktionen. Oft häufen sich diese „Zufälle“ in einer Stunde, an einem Tag, daß man kein Astrolog zu sein braucht, um an die Möglichkeit übermächtiger, äußerer Einflüsse zu glauben. Und der Astrolog, der all dem zuvorzukommen sucht, berechnet die passenden Konstellationen, berücksichtigt die Tattwas, die Planetenstunden und noch vieles andere und übersieht doch das Wichtigste: die Vorarbeit an sich selbst und dann: Ohne Heuchelei seinen Willen dem göttlichen unterzuordnen im *lebendigen* Gebet. Dazu kommt, daß der Laie durchaus nicht zu glauben braucht, sofort chemische Experimente oder auch nur Reaktionen nachmachen zu können, daß dazu eine geübte, geschickte Hand, viel Erfahrung und nicht zuletzt eine ganz spezielle Konstellierung, und zwar schon von Geburt aus nötig sind. Ist da zu erwarten, daß der schwierigste, chemische Prozeß, die Gärung ohne weiteres von jedermann mit gleichbleibendem Erfolg eingeleitet und durchgeführt werden kann?

Da aber bereits der unvergorenen Mumie bedeutende Kräfte innewohnen, da diese Kräfte dem im normalen Verlauf vergorenen Magnet in noch höherem Maße zukommen, müßten wir nach all dem Bedenken tragen, die Zubereitung und Anwendung dieser in mancher Hand gefährlichen sympathetischen Heilfaktoren zu besprechen, wenn nicht gerade diese Kenntnisse seit alters und heute noch im Volke mehr verbreitet wären, als der mit diesen Dingen weniger Vertraute anzunehmen geneigt ist. Aus diesem letzteren Grunde halten wir es für nötig, diese dunklen Gebiete einmal etwas gründlicher, als es bisher in der modernen Literatur geschehen ist, zu durchleuchten. Vielleicht läßt sich dadurch mancher leichtsinnige, nur auf seinen Gewinn bedachte Operator be-

lehren, daß es sehr gefährlich ist, mit Kräften zu spielen, die er nicht kennt.

Der Verfasser weiß aus eigener Erfahrung, wie anziehend, ja geradezu aufreizend mysteriöse Andeutungen in solchen Dingen auf den magisch Veranlagten wirken. Er selbst unterlag der Versuchung und machte tollkühne Experimente, unter deren Folgen er lange zu leiden hatte. Nur einen Grundsatz hielt er hoch: Niemals anderen schaden, oder gar dem äußeren Selbst nützen wollen! Da legte er eine große Pause ein und floh vor sich selbst ins praktische Leben. Dort vergaß er alles, was er von außen her aus dunklen Büchern gelernt zu haben glaubte. Apathisch fühlte er sich getrieben und er merkte es kaum, als plötzlich das Schicksal mit rauher, aber wohlwollender Hand wieder einsetzte, um ihn eigensinnig wieder der Magie zuzuführen. Diesmal suchte er seinen eigenen Weg von innen heraus. Die Bücher bekamen zu seinem Erstaunen einen ganz anderen Inhalt. Jetzt, da er selbst weiß, wie ein Buch entsteht, hat er auch in der Seele anderer Verfasser zu lesen gelernt. Und da begriff er auf einmal Dinge, die in keinem Buch zu finden sind, obwohl jede mit Überzeugung und aus Herzenszwang geschriebene Zeile davon und von nichts anderem widerhallt. Da wußte er, daß der moderne Okkultismus seine Sendung verfehlt, wenn er nicht zurückfindet zum niemals modernen, wahren \*) *Esoterismus*, er wußte, daß die Lehrbücher des Esoterikers nur selten in der modernen, am wenigsten aber in der spiritistisch-phänomenalen Literatur unserer Tage zu finden sind, sondern, daß er aus den teilweise verschütteten Weisheitsschätzen der Uralten, aus den Quintessenzen ver-

---

\*) Es gibt übrigens heute bereits eine esoterische Literatur, vor der von vielen, und nicht von den schlechtesten Okkultisten teilweise mit Recht, teilweise mit Unrecht gewarnt wird. Wen wir bezüglich dieser Lektüre beraten müssen, der hat uns nicht verstanden, der weiß noch nicht, daß wir, wenn wir so sagen dürfen, nach einem neuen Worte suchen, nicht um unsere, sondern um die neue Richtung zu bezeichnen, nach einem Worte, das wir nicht finden können, für das Dr. Maack im „Zweiten Gehirn“ einen Preis ausgesetzt hatte. Die Bezeichnung *Esoterismus* soll uns nur als vorläufiger Unterschlupf dienen. Wir versteifen uns übrigens gar

gangener Kulturen schöpfen müsse. Das Buch der Bücher, die Bibel und deren Schlüssel, die Kabbala, ferner die Edda, dann das Buch I-Ging, Platons Timaios usf., nicht zuletzt die Mythologien aller Völker, das sind die unerschöpflichen Quellen wahrer Weisheit! Der Symbolismus der Mythen allein lehrt in der universellen Sprache denken, in der die echten Alchemisten geschrieben haben. Wir können also nur dem etwas verraten, der sich der Mühe unterzieht, in diesen Symbolen denken zu lernen.

Daß wir mit den oben ausgesprochenen Befürchtungen eines Mißbrauchs alchemistischer Kenntnisse nicht zu weit gingen, mögen nachfolgende Worte *Tenzels* lehren, die an modernste Anschauungen anklingen:

„Daher es denn durch etlicher Menschen mehr als teuflische Bosheit, und aus entsprungenen Lastern verdammlicher Mißbräuche einer an und für sich heilsamen Sache manchmal geschehen ist, daß sie durch tote Körper oder an einer Seuche verreckte Viehäser Pestilenz, Fieber, Geschwüre in die wachstümliche Natur getrieben, und dann hiermit sowohl die Brunnen und Viehweiden, als auch die Menschen und ganze Völker mit den allergrausamsten Seuchen angesteckt haben.“

„Dergleichen Schandtaten hat man in dem vorigen (17.) Jahrhundert genugsam erfahren. Da nämlich einige Erzbösewichte durch die Mumien, welche sie durch eine bloße und schlechte Kochung von Leichen, so an der Pest gestorben, und an die Türen, Türklopfer, Drücker, Handhaben und Schlösser geschmiert, die allerheftigste Pestilenz erregt.“

---

nicht auf die Erfindung eines neuen Wortes, ebenso wie wir auch darauf verzichten, eine „neue Richtung“ zu proklamieren. Das überlassen wir den Spezialisten, die nun einmal nur in „Ismen“ denken können. Wir warten vielmehr auf die Gesundung der okkulten Weltanschauung und helfen mit, den Weg zu ebnen. Das Licht dürfte diesmal wohl vom Westen kommen. In Frankreich macht sich bereits eine Bewegung bemerkbar, die von dem billigen Phänomenalismus, der nur der sentimentalischen Masse schmeichelt, offenkundig abrückt.



„ . . . . . Weswegen es eben nicht albern dürfte geschlossen sein, wenn man sagte, es wäre aller ansteckenden Krankheiten wahre Ursache aus dieser Quelle (der Mumie) herzuleiten; . . . . .“ (7. Hptst., med. diast. S. 63.)<sup>50)</sup>

Diese Auffassung Tenzels dürfte mindestens ebensoviel für sich haben, wie die nach Ansicht vieler sekundäre Bazillentheorie.<sup>51)</sup>

<sup>50)</sup> Wer *Alessandro Manzoni's* historischen Meisterroman „Die Verlobten“, der sich auf eingehende Quellenstudien stützt (cf. K. M. Sauer, *Gesch. d. ital. Literatur*, Leipzig 1883, S. 513), gelesen hat, erinnert sich der Schilderung der Pest in Mailand, von der Goethe sagte, daß sie allein hingereicht hätte, den Namen des Autors unsterblich zu machen. Dort finden sich viele Hinweise dafür, daß gewissenlose Menschen durch Salben und dgl. das Pestgift zu verbreiten suchten. Viele unschuldig Verdächtige wurden hingerichtet. Die öffentliche Gewalt lag zum großen Teil in den Händen der Verworfensten, der sogenannten *Monattis*, die aus der Pest noch ein einträgliches Geschäft zu machen wußten. „Die Pest soll leben und das Schuftenvolk zu Grunde gehen!“ läßt Manzoni so einen *Monatto* ausrufen. Diese Leute hatten jedenfalls Ursache, das Ende der Pestilenz und die Wiederkehr der Ordnung zu fürchten, gegen die Pest aber erwiesen sie sich großenteils immun. Daß verdächtige Türanstriche beobachtet wurden, ist historische Tatsache. Ob die *Monatti* sich durch irgend welche mumiale Praktik zu schützen und die einträgliche Krankheit zu verbreiten wußten, mag dahingestellt bleiben.

<sup>51)</sup> Das Zustandekommen einer Infektion durch pathogene Bakterien ist nach *Th. Brugsch* (*Allgemeine Prognostik*, bei Urban & Schwarzenberg, Berlin, 1922, S. 496) abhängig:

1. von der Virulenz des Erregers,
2. vom Eintritt des Erregers in den Organismus durch Versagen der äußeren Schutzvorrichtungen, und
3. vom Versagen der inneren Schutzvorrichtungen.

Erst wenn die Widerstandskraft des Organismus durch hinreichende Virulenz des Erregers durchbrochen ist, tritt also der Zustand ein, den man als „Disposition“ zu bezeichnen pflegt. („Disposition, gleich fehlender Resistenz, bedeutet also das Fehlen äußerer oder innerer Schutzvorrichtungen gegenüber dem Eintritt einer Infektion.“ *Brugsch*, *ibid.* S. 497.) Insofern kann man also auch medizinisch den Einfluß der Bakterien auf den Eintritt der Infektion als sekundär bezeichnen. Aber weiter darf sich der auf dem Boden der Tatsachen fußende Arzt von seinem Wege nicht abseits locken lassen.

Der Philosoph hingegen darf schließlich auch der Vermutung Raum geben, daß die Bazillen als niedere Organismen aus dem Zerfall organischer Substanz ihren Ursprung nehmen, er braucht dem Problem der Urzeugung nicht so sorgsam auszuweichen, wie z. B. der Arzt, ja er findet geradezu in den Urproblemen sein verlockendes, wenn auch abstraktes Arbeitsfeld. Wenn es ihm zuweilen gelingt, Teile seiner abstrakten Ideen zu verstofflichen oder

*Dr. med. Franz Hartmann* bringt die mumiale Heilmethode in gewissem Sinne in Zusammenhang mit der modernen Organotherapie. In der lesenswerten Schrift: „Die Medizin des Theophrastus Paracelsus“ (Theosoph. Verlag, Leipzig, 1921, „Von der Mumia“, S. 194, Fußn.) sagt er: „In neuerer Zeit scheint die solange von der »Wissenschaft« verachtete Mumia wieder zu Ansehen zu gelangen; denn es werden immer mehr tierische Präparate »Heilserum«, »Tuberkulin«, Hammelschilddrüsen und allerlei Inokulationsmethoden zum angeblichen Schutze gegen ansteckende Krankheiten und zur »Durchseuchung« des menschlichen Körpers in der Medizin eingeführt.“

Dieser Vergleich der modernen Organotherapie mit der mumialen Praxis ist jedoch nur insofern gerechtfertigt, als

---

Stoffliches ins Ideenreich zu erheben, dann leistet er der konkreten Wissenschaft willkommene Pionierdienste. Bleiben ihm aber solche Erfolge versagt, dann, — ja, dann wird er eben ausgelacht. Darf er nun darüber klagen? Gewiß, er darf und soll klagen, aber er soll niemand anklagen als sich selbst, damit er, vom Impuls seines verkannten Zieles getrieben, weiter sucht, bis er findet. Wollten doch die modernen Okkultisten sich solchen Gedanken hingeben! Wieviele unnötige Reibungen, die eine Unmenge von Arbeitsenergie aufsaugen, könnten dann vermieden werden. Positive Leistung ist immer noch der zugkräftigste Beweis.

Ob wir uns zu der von Apotheker A. Müller (Sepdelenopathie) vertretenen Formel: *Sepsis = causa, bazillus = effektus* (Zellfäulnis = Ursache, Bazillus = Wirkung oder Folge des Zellenzerfalls), d. h. zu der hypothetischen Annahme, daß aus dem Zerfall organischen Lebens neues niederes Leben in Form von Spaltpilzen, Bazillen hervorgeht, bekennen dürfen, oder ob wir auch die Bazillen als gegebene Urformen gemäß dem biblischen „*leminehu*“ ansprechen müssen, wagen wir hier auf knappem Raum nicht zu entscheiden. Bemerken möchten wir jedoch, daß rabbinisch-kabbalistische Andeutungen vorliegen, die für die letztere Anschauung sprechen dürften, sofern wir die auf die Dämonenwelt überhaupt anzuwendenden Worte speziell auf die Krankheitsdämonen, die sogenannten *Massikim* anzuwenden berechtigt sind. „Hätte das Auge Sehschärfe genug, so würde jedes Geschöpf von ihrer (der Dämonen) Menge schauern.“ — „Sie umgeben uns rings wie ein Zaun den Garten.“ — „Jeder von uns hat tausend von ihnen zu seiner Linken und zehntausend zu seiner Rechten.“ Zit. nach Bischoff II., prakt. Kabbalah, S. 42; Belegstellen s. Bischoff, Babylonisch-Astrales, S. 139 ff. Dort finden sich auch Talmudstellen, die Bischoffs Vergleich der *Massikim* mit unseren Bazillen einleuchtend rechtfertigen. So ist der *Massik* „*Schibtha*“ Leuten mit ungewaschenen Händen, insbesondere Kindern schädlich (Joma 77 b, Tha'anith 2 b). Andere Krankheitsdämonen ruhen nachts auf unbedeckt gebliebenem Wasser oder auf nicht aufgelesenen Brotkrumen usw. usw.

man sich dabei etwa auf folgende und ähnliche Vorschriften bezieht:

„*Fuchs-Lungen. Pulmo Vulpinus.* — Nimm eine frische Fuchslunge, schneide die Luftröhren heraus, wasche sie in warmem Wein, tu's bald in einen Hafen und setze das Ganze in einen warmen Backofen, daß es darin trockne, Bewahre sie an einem trockenen Ort auf, wickle sie in Wermut, damit sie nicht schimmelig oder faul werde. Mag also wohl ein Jahr gut bleiben.“

„Dient zu allen Krankheiten und Gebrechen der Glieder, benimmt auch die Mängel der Brust und der Lungen, erweitert den Atem, heilt die Schwindsucht usw.“

„War offizinell als Loch de pulmone vulpis.“

*Wolfsleber*, ebenso bereitet, lindert Leberleiden und Wassersucht. (Hepar lupium.)

„*Hühnermagen.* Das innere Magenhäutlein getrocknet und pulverisiert heilt alle Gebrechen des Magens.“

(Aus G. Ryff, Reformierte Teutsche Apoth. Eylfft. Kap.)

Die Heilfaktoren der modernen Organotherapie stammen somit aus der mumialen Apotheke, das Anwendungsprinzip ist aber ein anderes geworden. Prof. Stemplinger bemerkt hierzu (Sympathieglaupe, S. 58): „Der Grundgedanke der Organotherapie ist eigentlich nicht der, daß man das kranke Organ heilen, sondern dessen Funktion unterstützen oder ersetzen will. Brown-Séquard lehrte, »daß jedes Organ eine Substanz produziere, die, auf andere Organe rückwirkend, mit ihnen in Wechselbeziehung stehe, daß Krankheiten eines Organs zu Störungen dieser Sekretion führen müssen, daß man durch Extrakte von gesunden Organen solchen Krankheiten, welche auf diesen Anomalien der inneren Sekretion beruhen, entsprechend beikommen müsse.« Der Unterschied gegen früher besteht nur darin, daß man Hoden und Eierstöcke und Drüsen und dergl. nicht mehr unmittelbar genießt oder als Amulette benützt, sondern Präparate daraus in Tablettenform den Kranken verabreicht.“

Für den Magnetiker ist hier vor allem von Wichtigkeit, daß die „exakte“ Schule daran glaubt, daß die „tote“, ja sogar die pulverisierte, von gesunden Organen stammende *Tabletten-Mumie* noch die Funktion lebendiger Sekrete zu

ersetzen bzw. anzufachen vermöge, daß sie also demnach gerade so wie er daran glaubt, daß ein Teil der lebendigen Kraft noch lange Zeit in der Mumie verharre.

Keinem Menschen fällt es ein, um ein anderes Beispiel zu bringen, daran zu zweifeln, daß Samen, den man bei 2000 Jahre alten ägyptischen Mumien schon des öfteren vorgefunden hat, sich noch keimfähig erwies. „Ja, aber das ist doch etwas anderes“, hören wir einwenden, „das ist in allen Zeitungen gestanden und das ist von Fachleuten einwandfrei bestätigt.“ Gegen diese gedankenlosen Bekenner verbrieftener Tatsachen können wir allerdings nicht ankommen. Mögen sie glauben, daß die Natur manchmal etwas noch nie Dagewesenes aus ihrer Wunderkiste auspackt, um Sensation zu machen, um aber gleich darauf wieder in ihren gewohnten, hölzernen Alltagstrott zu verfallen. Wir hingegen glauben, daß sie unabänderlich nach einem Gesetz arbeitet, daß sich in allen Dingen zwischen Bewegung und Gestaltung das Leben mischt.

Mag also auch das Anwendungs- und in einigen Fällen auch das Indikationsprinzip der „Mumia“ heute ein anderes geworden sein, so ist die schließliche Wirkung auf den Patienten heute dieselbe wie zur Zeit Joachim Bechers oder Mattiolis. Es handelt sich lediglich um eine Anschauungsdifferenz. Für uns ist diese Differenz insofern wesentlich, als wir hier an einem praktischen Beispiel demonstrieren können, daß Nietzsches „Wiederkehr des Gleichen“ kein Gesetz von allgemeiner Gültigkeit sein kann. Verfolgen wir einmal die Entwicklung der modernen Organotherapie an Hand der Ausführungen von A. Wolff-Eisner. (Handbuch der experimentellen Therapie, Serum- und Chemotherapie, J. F. Lehmann, Verlag, München, 2. Aufl. 1926, S. 631 u. ff.)

Brown-Séguard oder richtiger Borden hat als erster die Ausfallserscheinungen nach Entfernung der männlichen Geschlechtsorgane studiert und die Lehre von der inneren Sekretion physiologisch und therapeutisch begründet. Der Beweis, daß es sich beispielsweise bei Verabreichung von Ovarial-(Eierstocks-)präparaten um eine substitutive Wirkung handelt, ist als geführt zu betrachten, da diese Präparate imstande sind, den gesunkenen Gas-

wechsel über das gewöhnliche Maß zu steigern und dem Fettansatz entgegenzuwirken, wenn auch gerade die Steigerung des Gaswechsels quantitativ nicht den z. B. bei Schilddrüsenpräparaten gefundenen Werten gleichkommt und auch von individuellen Verhältnissen abhängt.

Im Jahre 1884 führte Schiff Schilddrüsenplantationen an Tieren aus. 1889 wandte Bircher dieses Verfahren auch bei Menschen an. 1890 zeigte dann Horsley, daß man mit demselben Erfolg auch eine artfremde Schilddrüse von einem Schaf z. B. auf einen Affen transplantieren könne. Schließlich fand Murray, daß die Injektion von Schilddrüsenextrakt dasselbe leiste wie die implantierte Drüse. (Wolff-Eisner, S. 643.) So entstand die Organsafttherapie. Mackenzie teilte 1892 mit, daß er mit roher, zerstoßener Schilddrüse per os (durch den Mund) zugeführt, bei einer Kranken mit Mixödem<sup>52)</sup> sehr gute Resultate erzielt habe. Fox berichtete gleichzeitig von einem Mixödematösen, der 14 Tage lang zweimal wöchentlich eine Schilddrüse, leicht gebraten mit Johannisbeergelee gegessen habe und, allerdings infolge zu hoher Dosis, unter starken Reaktionserscheinungen genesen sei.

So gelangte man allmählich zur Darreichung per os. Um den Widerwillen des Patienten gegen die Zuführung in der Gestalt des rohen Fleisches zu beseitigen und eine genauere Dosierbarkeit des Präparates zu erzielen, ging man, durch die Versuche des Apothekers White (1893) ermuntert, dazu über, die wirksamen, nach Ansicht Whites fermentalen Bestandteile der Drüse zu extrahieren und auszufällen und das so erhaltene Pulver, das sich wirksam erwies, per os zu verabreichen.

So entstanden die modernen Organpräparate, die entweder aus einfach getrockneter Drüsensubstanz oder Fäl-

---

<sup>52)</sup> Ein mit schleimiger Umwandlung des Bindegewebes einhergehender, regressiver Prozeß, der entweder konstituiver Art sein kann oder bei vollständiger Exstirpation (Entfernung) der Schilddrüse im weiteren Verlauf der sogenannten Kachexia strumipriva oder auch bei Entartung der Schilddrüse auftritt. Eine unelastische, unter Fingerdruck nicht verschwindende Schwellung der Haut, psychische Abstumpfung, die bis zur Verblödung führen kann, und Schwerfälligkeit des ganzen Körpers, das sind die wichtigsten Merkmale dieses Krankheitszustandes.

lungen aus Extrakten bestehen. Die Methodik der Darstellung dieser Drüsenpräparate wurde durch Reid Hunt zu einer komplizierten Technik ausgearbeitet, die durch Straub noch einen weiteren chemotechnischen Ausbau erfuhr.

Wir ließen soeben einen alten, einen uralten Gedanken in neuem Gewande vorbeiziehen, der hartnäckig behauptet, daß nichts tot ist, was vom lebendigen Worte geschaffen ist, daß auch das Tote lebt, und der heute wieder laut wird, ohne von seinen Verkündern in seiner Kunde wesenstiefstem Grunde verstanden zu werden, daß die „tote“ Organsubstanz die Funktion der lebendigen nicht nur wieder anzufachen, sondern sogar zu „ersetzen“ (s. oben Brown-Séquards eigene Worte. Das ist ja mehr als wir wollten!) vermöge. Wir erleben es heute, daß die vorübergehend emanzipierten chemischen Elemente mit der „Res Una“ der smaragdinen Tafel wieder anzubinden suchen. Das sind nur zwei charakteristische Beispiele. Der Kenner der ältesten Überlieferungen kann aber allenthalben die Beobachtung machen, daß ihm selbst beim flüchtigen Durchblättern der modernen naturwissenschaftlichen Literatur häufig gute, alte Bekannte wieder begegnen, die nur eine zeitgemäße Note als Differenzmerkmal angenommen haben, und er schließt daraus, daß es im Menschenwissen Kardinalpunkte gibt, zu denen man zwangsläufig zurückkehren muß, daß aber auch stets Differenzen zu verzeichnen sind, die das Schließendes Kreises nicht zulassen, sondern entweder nach oben (Spirale) oder nach unten (Wirbel) dem Bedürfnis der Fortsetzung auf einer neuen Kurve folgen. Ob die gegenwärtige Fortführung des mumialen Gedankens sich nach oben oder nach unten erstreckt, kann nicht der Zeitgenosse, sondern nur der Beobachter, dem eine hinreichende Zeitspanne den nötigen Überblick verschafft, entscheiden. Heute wissen wir nur, daß die Fortführung des mumialen Gedankens durch Paracelsus ganz entschieden nach oben wies, daß er am Mittagspunkt angelangt, nicht räumlich, sondern rhythmisch zu sinken begann und dem Oppositionspunkt, den er in der materialistischen Epoche erreichte, entgegentrieb, und daß wir ihn heute bei Sonnenuntergang wieder angetroffen haben.

Was um Mitternacht geschehen wird, wenn Licht und Finsternis, Anfang und Ende sich vorübergehend grüßen, oder, wenn am Ende gar der Starke kommen sollte, der das Ende mit dem Anfang verknüpft, das wird dereinst die Geschichte erzählen.

Böswillige oder auch nur leichtsinnige Praktiker, die trotz unserer Warnungen mit giftigen, aktivierten Mumien hantieren wollen, seien nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß wir den unsichtbaren mumialen Energien ihren Weg streng vorzuschreiben durchaus nicht in der Lage sind, daß unerwartete Ablenkungen, Verluste, Stauungen, Reflexe u. dgl. eintreten können, wie wir sie an allen physikalischen Energien zu beobachten gewohnt sind. Und die mumialen Energien sind rein physikalische, sie haben mit „Zauberei“ nicht das Geringste zu tun. Nur die Art ihrer Wirkung erscheint uns zauberhaft, aber nicht zauberhafter als z. B. die drahtlose Wellenübertragung und andere „Wunder“ der Technik.

Nach all diesen vorbereitenden Erörterungen dürfte das Verständnis des 13. Kapitels der „Geheimen Philosophie“ *Santanellis* auf keine nennenswerten Schwierigkeiten mehr stoßen. Wir bringen dieses Kapitel vollständig zum Abdruck, da wir in der gesamten sympathischen Literatur keine Anleitung gefunden haben, die den Bedürfnissen des Praktikers besser entsprechen würde als diese.

### Von der magischen Gärung:

„Bei einer richtig geleiteten Gärung kommen außer dem Zeitraum<sup>53)</sup> zwei Dinge in Betracht, nämlich das Ge-

---

<sup>53)</sup> Bezüglich des *Zeitraums* ist einerseits zu beachten, daß die Dauer des Prozesses bei verschiedenen Materien verschieden ist, andererseits, daß bei Einleitung, und wenn möglich auch für die Dauer des Vorgangs zum mindesten schlechte *Mundanaspekte* zu vermeiden sind. (Hierüber gibt der IV. Band der *Okk. Med.* näheren Aufschluß.) Die Hauptlichter, Sonne und Mond, sollen sich günstig anblicken. Auch Mars und Venus in schlechter Konstellation wären zu vermeiden. Man wird gut tun, sich von einem Astrologen beraten zu lassen, falls man nicht selbst über die nötigen Kenntnisse verfügt.

fäß<sup>54)</sup>, in welchem die Gärung stattfindet und die Wärme<sup>55)</sup>, welche dieselbe hervorruft. Die Gefäße, welche hierzu verwendet werden, können, wie oben schon berührt wurde, von verschiedenem Stoffe sein, nur müssen sie dem verlangten Zweck entsprechen. Meistens gebrauchen wir Gläser, bisweilen Eierschalen, bisweilen Teile von Tieren, nicht selten leinenes oder wollenes Tuch, manchmal auch Papier, Knochen, Hörner, mit einem Wort alles, was als geeigneter Behälter dienen kann, denn dies ist hauptsächlich nötig, da schon öfters bloß aus Mangel an einem geeigneten Gefäße eine Operation fehlschlug, die, in einem anderen passenden Gefäße wiederholt, gelang und der beinahe schon aufgegebenen Hoffnung entsprach.

„Das zweite und noch wesentlichere Erfordernis für die Gärung ist die Wärme. Die Wärme ist nämlich entweder das innere, in dem Mittel selbst enthaltene Feuer, das im Laufe der Zeit ohne eine andere Beihilfe das Gärungswerk vollbringt, oder sie kommt von außen, oder es wird durch Hinzufügen einer Sache die Bewegung erregt, welche den Gärungsprozeß durchführt. Das innere

---

<sup>54)</sup> Daß auch das *Gefäß*, in dem sich die Gärung abspielen soll, eine wichtige, nicht zu unterschätzende Rolle spielt, läßt sich nicht so ohne weiteres „exakt“ begründen, obwohl es uns einleuchtet. *Abderhalden* sagt im Lehrbuch der Physiol. Chemie (S. 495): „Sehr wichtig ist auch die Reaktion des Mediums, in dem die Reaktion sich vollziehen soll.“ Dieser Satz könnte sehr wohl zur Unterstützung der Forderung *Santanellis* herangezogen werden, wenn seine Allgemeingültigkeit nicht durch folgenden Nachsatz eingeschränkt wäre: „Pepsin z. B. wirkt in salzsaurer Lösung, Trypsin in neutraler oder schwach alkalischer.“ Das *Pepsin* ist das eiweißverdauende Ferment des Magensaftes und die weitere Verdauung des Eiweißes erfolgt unter dem Einfluß des *Trypsinfermentes* im Duodenum (Zwölffingerdarm). Die Reaktionsmedien dieser Fermente sind Lösungen, aber keine Gefäße. Aber der Magensaft ist ein Sekret der Magendrüsen, der Darmsaft ein Sekret der Duodenal- und Dünndarmdrüsen. Demnach üben die „Gefäße“: Magen und Darm doch einen indirekt bestimmenden Einfluß auf den Fermentationsprozeß aus. Allerdings könnte man einwenden: der „leblose“ Magen und Darm sezerniert nicht mehr. Aber bei der Gärung spielt sich ja in der „toten“ Mumie auch ein Lebensprozeß ab. Wo man in Bierbrauereien Gärungsbottiche aus Metall eingeführt hat, konnte man des öfteren unerwünschte Säuren in dem fertigen Bier nachweisen, die sich als gesundheitsschädlich erwiesen, und es dauerte oft lange, bis man die Ursache in der Metalleinlage des Bottichs erkannte.

<sup>55)</sup> Nach *Abderhalden*, liegt für die meisten Fermente ein Optimum ihrer Wirkung bei 35—45° C. (Lehrb. S. 495.)



Feuer ist hier nichts anderes, als die Lösung der feinen und geistigen Teilchen der Körper von dem sie bindenden gegenteiligen Stoffe; bei dieser Lösung und dem inneren Kampfe des Entgegengesetzten bewegen sich die Teile und vervollkommen das, was vorher unvollkommen war. Darüber weiter mich auszulassen, ist indessen hier nicht der Ort, indem dieser Gegenstand mehr die Chemiker und Alchemisten angeht als die Magnetiker; wir wollen daher nur einiges über die Beifügung anderer Stoffe und die von außen kommende Wärme anführen.

„In Betreff des Einflusses der von außen kommenden Wärme müssen wir immer auf die Natur der in Gärung zu bringenden Sache sehen, um entweder das Brüten oder eine andere äußere Erwärmung anzuwenden. Wenn z. B. Samen oder Blut der Gärung zu unterwerfen ist, so schließen wir diese Stoffe in Eierschalen ein und lassen sie durch Hühner, Tauben und ähnliche Tiere bebrüten, denn durch eine größere Hitze würden dieselben verdorben und zu bestimmten Operationen unbrauchbar gemacht. Soll aber das Blut als Magnet dienen, so bedarf es zum Festwerden und Erhärten wirklich einer stärkeren Hitze, und es muß derselben in gut verschlossenen Gläsern ausgesetzt werden. Gebraucht man das Blut zu magisch-magnetischem Papier oder Tuch, um seine Gedanken in die weiteste Ferne hin kundzugeben<sup>50)</sup>, so müssen wir dazu ein offenes Gefäß nehmen und das Blut an sonnenwarmen Tagen aber im Schatten trocknen.

„Immer ist als Regel festzuhalten, daß wir nicht anstatt der Gärung die Zerstörung eines Stoffes herbeiführen. Wir dürfen uns aber nicht täuschen, wenn wir in gut verschlossenen Gefäßen, solange die Operation vor sich geht, einen Stoff seine Farbe, seinen Geschmack und Geruch verändern sehen; denn wenn die Gärung nicht unterbrochen wird, so werden die gärenden Teile nachher wiederum gereinigt, und die gegorenen Mittel erlangen ihren gehörigen

---

<sup>50)</sup> Von dem *magisch-magnetischen Papier* ist in alten Sympathiebüchern viel die Rede. Zwei Freunde, die sich in der Ferne verständigen wollen, tauschen etwas Blut, das sie in Papier der magischen Gärung unterziehen. Durch Nadelstiche, die nach Art der Morsezeichen diesem Papier zugefügt werden, soll Verständigung auf weite Ferne möglich sein.

Geruch, Farbe und Geschmack wieder, beinahe wie vorher, nur, daß sie jetzt weit wirksamer und zu unseren Operationen weit tauglicher sind. Werden sie hingegen durch die Fäulnis zerstört, so erhalten sie einen unangenehmen Geruch, Geschmack und Farbe und verlieren selbst diejenige Wirksamkeit, welche sie zuvor hatten.

„Bisweilen nimmt man die Gärung im Miste vor, bisweilen in einem Bade; auch der Luft, besonders zur Sommerszeit, setzt man manchmal bei Tag und Nacht die Heilmittel aus; selten, ja sehr selten, benützt man die Ofenhitze. Diejenige Gärung aber, welche durch das Hinzutun einer Sache (die jedoch nicht von ungleichartigen Bestandteilen oder entgegengesetzter Kraft sein darf), bewerkstelligt wird, pflegt vollkommener zu sein als alle anderen Arten; so z. B., wenn wir von bereits geronnenem Blute das Blutwasser trennen, und nachdem das Blut hart geworden ist, einen Teil von diesem Blutwasser ihm hinzufügen und es durch eine langsame Gärung wieder hart werden lassen, worauf abermals eine neue Portion Blutwasser hinzugefügt wird, und das Blut wieder Zeit zum Verhärten erhält, was solange wiederholt wird, bis sämtliches Blutwasser durch die Gärung mit dem Blute verbunden ist, und beide Teile in einen Körper übergegangen sind. Dadurch ist nun der dem Blute inwohnende Geist erhöht, er besitzt die zu unseren Operationen nötige Energie und vermag bei richtiger Anwendung die erstaunlichsten Wirkungen hervorzubringen.

„Da das gleiche magnetische Mittel zu vielen Zwecken dienen kann, so muß es durch die Hinzufügung einer spezifischen Sache zu einem besonderen Gebrauche, für den man es bestimmt, zubereitet werden. Soll z. B. ein magnetisches Mittel aus Fleisch oder das bereits beschriebene aus Menschenblut zur Erlangung einer Zuneigung dienen, so muß man es zuerst unter den Achseln und auf der Herzgegend erwärmen, durch eine solche Gärungsart zieht es die Geister an, und dann erst ist es zu gebrauchen; will man ein solches Mittel zu anderen Zwecken benützen, so muß es gleichfalls auf den entsprechenden Teilen erwärmt werden. Es ist indes zu bemerken, daß man manchmal etwas von den Teilen, für die

das Mittel dienen soll, ohne weitere Erwärmung hinzufügt, z. B. Haare, Schweiß und anderes; da jedoch dies alles, wenn vom magischen Magnete und den Arten seiner Anwendung die Rede ist, notwendig wiederholt werden müßte, so wollen wir hier darüber hinweggehen und es der Erörterung an der dazu geeigneten Stelle vorbehalten.

„Die äußere Wärme soll also der Beschaffenheit der gärenden Stoffe angemessen sein und dem Zwecke, zu dem die Mittel bestimmt werden, entsprechen; denn wenn sie entweder in zu großem oder zu geringem Grade vorhanden ist, so gelingt das Werk der Gärung nicht, sondern wird zerstört. Ein Übermaß von Wärme, namentlich wenn sie sich bis zum Brennen steigert, ist indes immer schlimmer als ein gemäßigerer Grad, denn sie bindet und fesselt alsdann die geistigen Teilchen der gärbaren Körper. Gewöhnlich lassen wir die Heilmittel durch die Wärme des Mistes, eines Bades, der Sonnenhitze, bisweilen einer schwachen Kerzenflamme entweder unmittelbar oder mittelbar, in Sand oder Asche, durch die Wärme daraufsitzen (brütender) Tiere und auf andere ähnliche Weise gären. Die gärende Bewegung erregt man auch durch Hinzufügung eines anderen Stoffes, der die schlafenden und übereinanderruhenden Teilchen löst und eine Bewegung unter ihnen hervorruft; diese Gärung dient gewöhnlich zur Verbesserung der Mittel. Zusammengeronnenes, aus Mangel an Vorsicht unter Verlust seines geistigen Teiles hartgewordenes Blut befeuchten wir z. B. wiederholt mit dem warmen Schweiß desjenigen Geschöpfes, von dem das Blut herrührt und lassen es in einem verschlossenen Gefäße langsam gären, damit durch die Einpflanzung der verlorengegangene geistige Teil wieder hergestellt und aufs neue mit ihm verbunden werde, wodurch es die zu unseren Zwecken erforderliche Kraft wieder erlangt, wie bei einem erschlafte, zu magnetischen Wirkungen untüchtig gewordenen Magnete es auch der Fall ist, indem man ihm durch einen anderen guten Magnet oder durch magnetisiertes Eisen seine vorige Kraft und Energie wiedergeben kann.

„Auf dieselbe Weise können wir durch völlig äußere Dinge (sobald sie nur der Wirkung nicht entgegenstehen)

die Gärung hervorrufen, die im Grunde doppelter Art ist: denn entweder verhindert sie eine zu heftige Bewegung, durch welche die Dinge verschlechtert und durch Fäulnis zerstört würden, während sie gären sollen; oder sie ruft eine solche Bewegung hervor. Der ersteren Art bedienen wir uns beim Urin, den unsere Heilkunde besonders bei Leiden der Blase und Nieren sowie auch der anderen benachbarten Teile anwendet, und den wir zu diesem Zwecke der Gärung unterwerfen. Damit er nun nicht fault, und seine Teilchen in keine zu heftige Bewegung geraten, fügen wir ihm etwas Anderes bei <sup>57)</sup>, womit er in einem Glase verschlossen der Gärung ausgesetzt wird, und auf diese Weise wird er durch die Gärung verbesert und bleibt von der Fäulnis frei, die sonst unvermeidlich gewesen wäre. Von der anderen Gärungsart machen wir Gebrauch, wenn wir Haare, Hörner, Nägel und ähnliche Dinge gären lassen wollen, die zuvor mit einer Flüssigkeit befeuchtet werden müssen, weil sonst unter ihren Teilen kaum eine gärende Bewegung erregt werden könnte und sie für die Operationen unserer Wissenschaft unnütz sein würden.

„Der zu den Gärungen erforderliche Zeitraum ist verschieden, nach der Verschiedenheit der Operationen, für welche die Gärungen der Heilmittel vorgenommen werden. Da nun auch die Mittel verschieden sind sowie die Gefäße, in denen die Gärung stattfindet, so kann in keiner Weise ein bestimmter Zeitraum dafür angegeben werden. Dies allein möge jeder als Regel für die Gärungszeit beobachten, daß man die Dinge nicht vor der Zeit vom Orte der Gärung hinwegnehmen und sie ebensowenig zu lange dort lassen darf, obwohl das letztere von geringerem Nachteil ist als das erstere. Wenn die feinen und wirksamen Teile über die dichten erhöht und hinauf-, sodann

---

<sup>57)</sup> Wenn man Harn zur Untersuchung aufbewahren und deshalb seine Zersetzung durch verschiedene Gärungs- und Fäulnisvorgänge verhüten will, so bedient man sich heute antiseptischer Mittel. Dr. Sigmund Fränkel (Prakt. Leitf. der qualit. u. quantit. Harnanalyse, Wiesbaden 1919, S. 7) empfiehlt z. B. zu 1 l Harn 2,5 ccm Chloroform oder Toluol zuzusetzen und gut durchzuschütteln, oder den Harn mit Salzsäure anzusäuern (10 ccm auf 1 l). Da hierdurch die Gärung ebenso unterbunden wird, wie die Fäulnis, dürfte es in unserem Falle genügen, nur einige Tropfen Salzsäure oder etwas Kochsalz beizufügen.

aber wieder hinabgestiegen und alle in eine Verbindung getreten sind, so ist die Gärung gelungen und vollendet.

„In Eierschalen läßt man die Sachen so lange gären, als die Tiere gewöhnlich beim Brüten auf ihren Eiern zu sitzen pflegen. In gläsernen Gefäßen pflegt die Gärung, besonders wenn sie an der Sonne und zur Sommerszeit vorgenommen wird, auf vierzig Tage und noch länger sich zu erstrecken, aber in anderen kleinen Gefäßen wird sie gewöhnlich abgekürzt, wie bei der Praxis ein jeder selbst die Erfahrung machen und lernen kann.“

„Als Hauptregel gilt, daß zur Zeit der Gärung die gärenden Stoffe nicht bewegt werden dürfen, besonders, wenn sie flüssig sind, denn durch die Bewegung der Stoffe könnte die unter den Teilchen derselben eingeleitete gärende Bewegung sehr leicht eine Veränderung erfahren und der angefangene Gärungsprozeß völlig mißlingen. Dies ist es, was hinsichtlich der Gärung, wie unsere Wissenschaft sie erfordert, beobachtet werden muß, und das hierüber Gesagte gibt eine hinreichende Anleitung dazu.“

Wir brauchen diesen von mystischer Symbolik freien Anleitungen *Santanellis* wohl nichts hinzuzufügen. Die Darstellung von Magneten, die aus menschlichen und tierischen Exkrementen gewonnen wurden, wollen wir nur kurz streifen, da wir hierüber einerseits theoretisch-prinzipiell nichts Neues zu sagen hätten, andererseits das „ästhetische“ Empfinden unserer modernen Leser nicht verletzen wollen. Die sympathetischen Heilmethoden haben vielleicht nicht zuletzt deswegen ihre frühere Beliebtheit gerade in den Kreisen empfindsamer Menschen, in denen sie mit verblüffender Sicherheit zu wirken pflegen, eingebüßt, weil diese nicht immer so ganz mit Unrecht befürchteten, mit „anrühigen“, aus der „Dreckapotheke“ stammenden Mitteln Bekanntschaft machen zu müssen. Der Bauer, der den Nutzen tierischer und menschlicher Exkremente besser zu schätzen weiß, verabscheut sie auch als Heilmittel keineswegs, und dem Gebildeten wird der Harnstoff als *Carbamid* (Diureticum) und seine Derivate, von denen die Diaethylbarbitursäure, *Veronal* genannt, sich einer vielfach sogar zu weit getriebenen Beliebtheit erfreut, sofort schmackhafter, wenn

die lateinisch-griechische Bezeichnung nicht mehr an die kompromittierende Abkunft erinnert. Trotz alledem dürfen wir die mumiale Heilpraxis nicht mit der Dreckapotheke auf eine Stufe stellen; denn der Sympathetiker wendet die Exkreme nicht innerlich, sondern äußerlich, meist sogar als die Fernwirkung vermittelnde Medien, also nicht einmal als direkte Arzneien an. Dazu kommt, daß vergorener Darmkot, Urin, Schweiß, Blut usw. vom Gesichtspunkt des Chemikers als durchaus neue, von ihrer Ausgangsmaterie wesentlich verschiedene Produkte anzusprechen sind.

Mancher Leser wird diesen Band der „Okkulten Medizin“ mit wachsender Enttäuschung zu Ende lesen, da er wenig praktische Anleitungen, vor allem wenig „Rezepte“ vorfindet, andere hinwiederum werden gerade darin einen Fortschritt sehen, den sie freudig begrüßen. Rezeptbücher gibt es ja mehr als genug, gute und noch viel mehr schlechte, und gerade die letzteren erfreuen sich großer, teilweise bedenklicher, stets aber unverdienter Popularität. Wir würden uns freuen, wenn die Mehrzahl unserer Leser den Zweck des vorliegenden II. Teils unserer Arbeit erkennen wollte, wenn der Praktiker sowohl wie der Theoretiker und der Laie unser Buch gerne in die Hand nehmen würden, um den tiefen Sinn mancher alten rätselhaften Vorschrift verstehen, Aberglauben und Weisheit scheiden zu lernen, wenn sich insbesondere der Praktiker von streng formulierten Vorschriften, noch mehr aber von den alphabetischen Krankheitsregistern der Rezeptbücher freimachen und an Hand der hier vorgetragenen Theorien dazu übergehen wollte, seine Kuren in Anpassung an die individuelle Eigenart seiner Patienten von Fall zu Fall selbstständig am Krankenbett zu kombinieren, mit anderen Worten *sympathetisch denken* zu lernen.

Der Leser wird auch bereits bemerkt haben, daß in diesem Kapitel alle Fäden zusammenlaufen, die wir aus-

legen mußten, um zu teilweise recht schwierigen Gedanken die Zugänge zu bezeichnen. Gar oft mußten wir den Vorwurf: *Zur Sache!* über uns ergehen lassen, aber nun, da wir am Ende unserer theoretischen Erörterungen über die natürliche Magie und Sympathie angelangt sind, wollen wir uns nicht mehr entschuldigen, nein, die lebendige Hoffnung wollen wir in uns tragen und täglich wachsen sehen, die Hoffnung, daß wir von recht vielen verstanden worden sind, daß der Keim, der, durch ernste Lebenserfahrungen befruchtet, nunmehr die Form des Wortes angenommen hat, in recht vielen Herzen aufgehen möge.

Nicht immer ließ sich in diesem Kapitel die äußere Einteilung in eine niedere und höhere Sympathie und Magie wahren. Wir haben vielmehr mit Absicht die Grenzpunkte zu verwischen getrachtet und manche Anregung eingeflochten — wir erinnern nur an die Magie des Wassers und des Blutes —, deren logischer Verknüpfung mit dem Thema der Leser erst bei reiflichem Nachdenken gewahr werden dürfte.

An einer Stelle war von *Brillen, Fackeln* und vom *Triangel*, den großen Arkanen der Magie, von den Insignien der Eingeweihten, die geheimnisvolle Rede. Dieses uralte Mysterium der hohen Magie: *Stab, Winkel und Kreis* soll uns das bereits wiederholt genannte Buch erschließen, das wir hoffentlich bald nach diesem Band der okkulten Medizin unseren Lesern vorlegen können. Dort soll uns auf den pharsalischen Gefilden des *Homunkulus* schemenhafter Feuergeist begegnen, *Taminos Zauberflöte* wird oftmals ertönen, und in der *magisch-philosophischen Gärungsstudie* wollen wir unter *Jasons* Führung eine neue *Argonautenfahrt* unternehmen, und das *Goldene Vließ* soll uns nicht wieder abhanden kommen. Das Farbenspiel des chymischen *Pfauenschwanzes* wird uns erfreuen, und die Etappen der mystischen Gärung werden uns den *Weg der Zahl und des Wortes* nach *Montsalvat* weisen. Dann werden im III. Teil des XII. Bandes auf uralten *Amuletten* geheimnisvolle *Symbole* lebendig, und die *Steine* werden deutlich vernehmbar zu uns sprechen.

Was bisher als ängstliches Geheimnis gehütet werden mußte, die Präparation des wahren Lapis, des mystischen — nicht des realen! — „Steines“, soll im *Homunkulus* gelehrt werden, um unserem zerschlagenen Volk das Mittel zum Wiederaufbau auszuliefern. Es soll nochmals gesagt werden: Der Verfasser ist kein Adept, aber in ernstesten Stunden hat sich sein Gesichtskreis geweitet, er hat von der *Freude des Leides* gekostet und vielleicht einen der „32 Wege“ im Geiste gesehen.

Inzwischen ist der XV. Band der „Okkulten Medizin“ von *Dr. Strauß* erschienen. Mit dem Studium des Kapitels von der *Wiedergeburt* und der dort empfohlenen Schriften wird der ungeduldige Leser den Zwischenraum wohl am zweckmäßigsten ausfüllen, der sich zwischen dem II. und III. Teil unserer Arbeit ausdehnen wird.

Um aber dem „Rezept“-Sammler wenigstens einigermaßen entgegenzukommen, wollen wir im Schlußkapitel doch noch zusammenfassend über die Anwendung der Magnete und über die verschiedenen Transplantationsmethoden sprechen und auch einige klassische Vorschriften zur Bereitung der Pflanzenmumie und des Blutmagneten beifügen.

---



## 12. Kapitel:

### Die mumiale Praxis.

Verwahren soll der Wahrebaum, dieser göttliche Waldesfürst,  
Die Auszehrung, die einging drein, die Götter hier verwahren sie.

So singt die *Atharvaveda*, das altindische Zauberbuch, dessen deutsche Übertragung sich in *Rückerts* Nachlaß vorgefunden hat (Folkwang-Verlag, Darmstadt, 1923, S. 96). Wie wir aus der Abhandlung *Du Prels* (2. Kap., I. Teil XII. Bd.) wissen, braucht die mumiale Substanz, die einem solchen „Wahrebaum“ anvertraut wird, nicht der Gärung unterworfen zu werden, da sie ja in dem Baum selbst in gewissem Sinne einem Gärungs- oder, falls es sich um schwer gärende Stoffe, wie Haare, Nägel usw. handelt, doch einem inneren Adaptionprozeß unterworfen wird. Das *Verfahren der Einlegung* wollen wir als die wichtigste Transplantationsmethode nochmals kurz mit den Worten *Maxwells* (Scheible, S. 143) schildern:

„Man nimmt die Mumie von dem kranken Gliede oder auch die Exkremeute oder beides (denn man muß immer nehmen, was man nehmen kann) und bringt sie in einen Baum oder sonst eine Pflanze zwischen die Rinde und das Holz, oder man macht mit einem Bohrer ein Loch und legt sie hinein. Wenn du dich eines Loches bedienst, so verschließe das Loch mit einem Zapfen vom nämlichen Holze und streiche fette Erde darüber. Wenn du die Mumie und die Exkremeute zwischen die Rinde und das Holz legst, so ziehe die Rinde wieder zu, wie es beim Okulieren zu geschehen pflegt, mit Erde, während die Mumie darin bleibt.“ In diesem Zusammenhang wäre das in der Scheible'schen Ausgabe fehlende 3., 4. und 5. Ka-

Was bisher als ängstliches Geheimnis gehütet werden mußte, die Präparation des wahren Lapis, des *mystischen* — nicht des realen! — „Steines“, soll im *Homunkulus* gelehrt werden, um unserem zerschlagenen Volk das *Mittel* zum Wiederaufbau auszuliefern. Es soll nochmals *gesagt* werden: Der Verfasser ist kein Adept, aber in *erhobenen Stunden* hat sich sein Gesichtskreis geweitet, er hat von der *Freude des Leidens* gekostet und vielleicht einen *„32 Wege“ im Geiste gesehen.*

Inzwischen ist der XV. Band der „*Okkulten Medizin*“ von *Dr. Strauß* erschienen. Mit dem Studium des Kapitels von der *Wiedergeburt* und der dort empfohlenen Schriften wird der ungeduldige Leser den Zwischenraum wohl am zweckmäßigsten ausfüllen, der sich zwischen dem II. und III. Teil unserer Arbeit ausdehnen wird.

Um aber dem „*Rezept*“-Sammler wenigstens einigermaßen entgegenzukommen, wollen wir im *Schlußkapitel* noch zusammenfassend über die Anwendung der *Magnete* und über die verschiedenen *Transplantationsmethoden* sprechen und auch einige *klassische Vorschriften* zur Bereitung der *Pflanzenmumie* und des *Blutmagneten* beifügen.

---

## 12. Kapitel:

### Die mumiale Praxis.

Verwahren soll der Wahrebaum, dieser göttliche Waldesfürst,  
Die Auszehrung, die einging drein, die Götter hier verwahren sie.

So singt die *Atharvaveda*, das altindische Zauberbuch, dessen deutsche Übertragung sich in *Rückerts* Nachlaß vorgefunden hat (Folkwang-Verlag, Darmstadt, 1923, S. 96). Wie wir aus der Abhandlung *Du Prels* (2. Kap., I. Teil XII. Bd.) wissen, braucht die mumiale Substanz, die einem solchen „Wahrebaum“ anvertraut wird, nicht der Gärung unterworfen zu werden, da sie ja in dem Baum selbst in gewissem Sinne einem Gärungs- oder, falls es sich um schwer gärende Stoffe, wie Haare, Nägel usw. handelt, doch einem inneren Adaptionprozeß unterworfen wird. Das *Verfahren der Einlegung* wollen wir als die wichtigste Transplantationsmethode nochmals kurz mit den Worten *Maxwells* (Scheible, S. 143) schildern:

„Man nimmt die Mumie von dem kranken Gliede oder auch die Exkremeute oder beides (denn man muß immer nehmen, was man nehmen kann) und bringt sie in einen Baum oder sonst eine Pflanze zwischen die Rinde und das Holz, oder man macht mit einem Bohrer ein Loch und legt sie hinein. Wenn du dich eines Loches bedienst, so verschließe das Loch mit einem Zapfen vom nämlichen Holze und streiche fette Erde darüber. Wenn du die Mumie und die Exkremeute zwischen die Rinde und das Holz legst, so ziehe die Rinde wieder zu, wie es beim Okulieren zu geschehen pflegt, mit Erde, während die Mumie darin bleibt.“ In diesem Zusammenhang wäre das in der Scheible'schen Ausgabe fehlende 3., 4. und 5. Ka-

pitel Santanellis über das Pfropfen im lateinischen Original nachzulesen. Es gibt auch eine jedenfalls sehr selten gewordene vollständige deutsche Ausgabe, die der Verfasser vor Jahren einmal in Händen hatte, leider ohne sich den Namen des Verlegers zu notieren. —

In dem bereits im 4. Kapitel (I. Teil S. 304) erwähnten Brief H. U. Ottingers an den Verfasser schreibt der erfolgreiche, weithin bekannte Homöopath: „In meinen früheren Jahren beschäftigte ich mich oft mit Behandlung durch Mumia. Hauptsächlich bei Kranken mit bösartigen Geschwüren und beginnender Lungentuberkulose, auch bei starken Veneublutungen.“

„Zum Beispiel bei Tuberkulose in den ersten Stadien erbielt ich von den Versuchspersonen alle Wochen in einem Fläschchen etwas Sputum, zu diesem gab ich dann die entsprechenden chemischen Salze und setzte den ganzen Inhalt einer Gärung aus in Blutwärme. Da beobachtete ich bei den Kranken eine schöne Besserung, ohne daß sie Medikamente nebenbei einnahmen. . . . .

„Verpflanzung von Mumia auf Bäume und in die Erde probierte ich auch durch und konnte in einigen Fällen eine gute Rückwirkung auf Kranke beobachten. Allerdings mir auffallende Heilungen habe ich keine erreicht, weil ich die Versuche zu früh abbrechen mußte.“

Wir haben durchaus keinen Grund zu verheimlichen, daß man von jedem aufrichtigen Praktiker die gleiche Antwort erhält, daß er zwar Erfolge gesehen habe, aber bei weitem nicht so auffallende, als er auf Grund der Schriften der alten Magnetiker hätte erwarten müssen. Wir haben von eigenen Versuchen absichtlich nicht berichtet, da wir dasselbe Geständnis hätten ablegen müssen. Trotzdem haben wir uns überzeugt, daß es zuweilen auf dem Lande, meist von Geschenken kümmerlich ihr Leben fristende Praktiker gibt, die von einem Santanelli, Maxwell, Paracelsus u. a. keine Ahnung haben, kaum lesen und schreiben können und doch an Wunderheilungen grenzende Erfolge aufzuweisen haben. Aber solche geborene, konstellierte, magische Praktiker

sind verschwiegen, sie antworten nur mit einem weltentrückten Lächeln, wenn man sie fragt. Und dieses Lächeln dieser einfältigen Weisen scheint uns die Antwort zu geben. — *Apathie!*

Man glaube übrigens nicht, daß man von solch einem Praktiker etwas wesentlich Neues erfahren könne, selbst wenn zuweilen einer seine verschämte Schüchternheit überwinden und sich zum Sprechen bewegen lassen sollte. Wir haben uns selbst von solchen Männern belehren lassen und machten die rührende Erfahrung, daß wir mehr wußten als sie und daß uns eben infolge unseres Vielwissens die natürliche Unbefangenheit verlorengegangen ist, die Quelle, aus der die Naiven ihre Wunder schöpfen. So bleibt uns denn nichts übrig, als enttäuscht von dem Gipfel des Wissens wieder herabzusteigen und wieder einfältig zu werden oder aber vom Gipfel des Wissens die Brücke zu schlagen zum Gipfel des Glaubens und im Zustand der Apathie die Einfalt der Wahrheit zu erleben. Das eine wäre nutzlose Sisyphusarbeit, das andere ist der gigantische Weg des Magiers.

Den Weg der Apathie haben wir, so gut wir es konnten, so gut es Worte vermögen, zu gehen gelehrt. Aber wir hoffen, daß auch der Denkende, der Verstandesmensch, durch unsere Ausführungen einzusehen gelernt hat, daß auch hinter der verstandesmäßig theoretisierenden sympathischen Philosophie Probleme lebendig werden können, die uns für die Mühe des Weges reichlich zu entlohnen vermögen, ja, daß sich der hartnäckige *Aberglaube* stets an dem Zugang zu einer Wahrheit postiert, und daß der siegreiche Kampf mit diesem absonderlichen Wächter, der durch seinen Standort stets seine Schatzkammer selbst verrät, schließlich zu positiven Funden führen kann. Haben wir auch gesehen, daß die Befähigung zur Praxis ein seltenes Geschenk des Himmels ist, so haben wir uns doch gewiß nicht umsonst, nicht ohne hohen Gewinn in diese Probleme vertieft, die der echte Praktiker als Tatsachen kennt, ohne sie anders bestätigen zu können als durch das kindliche Lächeln der Seele. —

pitel Santanellis über das Pfropfen im lateinischen Original nachzulesen. Es gibt auch eine jedenfalls sehr selten gewordene vollständige deutsche Ausgabe, die der Verfasser vor Jahren einmal in Händen hatte, leider ohne sich den Namen des Verlegers zu notieren. —

In dem bereits im 4. Kapitel (I. Teil S. 304) erwähnten Brief *H. U. Ottingers* an den Verfasser schreibt der erfolgreiche, weithin bekannte Homöopath: „In meinen früheren Jahren beschäftigte ich mich oft mit Behandlung durch *Mumia*. Hauptsächlich bei Kranken mit bösartigen Geschwüren und beginnender Lungentuberkulose, auch bei starken Venenblutungen.“

„Zum Beispiel bei Tuberkulose in den ersten Stadien erhielt ich von den Versuchspersonen alle Wochen in einem Fläschchen etwas Sputum, zu diesem gab ich dann die entsprechenden chemischen Salze und setzte den ganzen Inhalt einer Gärung aus in Blutwärme. Da beobachtete ich bei den Kranken eine schöne Besserung, ohne daß sie Medikamente nebenbei einnahmen. . . . .

„Verpflanzung von *Mumia* auf Bäume und in die Erde probierte ich auch durch und konnte in einigen Fällen eine gute Rückwirkung auf Kranke beobachten. Allerdings mir auffallende Heilungen habe ich keine erreicht, weil ich die Versuche zu früh abbrechen mußte.“

Wir haben durchaus keinen Grund zu verheimlichen, daß man von jedem aufrichtigen Praktiker die gleiche Antwort erhält, daß er zwar Erfolge gesehen habe, aber bei weitem nicht so auffallende, als er auf Grund der Schriften der alten Magnetiker hätte erwarten müssen. Wir haben von eigenen Versuchen absichtlich nicht berichtet, da wir dasselbe Geständnis hätten ablegen müssen. Trotzdem haben wir uns überzeugt, daß es zuweilen auf dem Lande, meist von Geschenken kümmerlich ihr Leben fristende Praktiker gibt, die von einem Santanelli, Maxwell, Paracelsus u. a. keine Ahnung haben, kaum lesen und schreiben können und doch an Wunderheilungen grenzende Erfolge aufzuweisen haben. Aber solche geborene, konstellierte, magische Praktiker

sind verschwiegen, sie antworten nur mit einem weltent-rückten Lächeln, wenn man sie fragt. Und dieses Lächeln dieser einfältigen Weisen scheint uns die Antwort zu geben. — *Apathie!*

Man glaube übrigens nicht, daß man von solch einem Praktiker etwas wesentlich Neues erfahren könne, selbst wenn zuweilen einer seine verschämte Schüchternheit überwinden und sich zum Sprechen bewegen lassen sollte. Wir haben uns selbst von solchen Männern belehren lassen und machten die rührende Erfahrung, daß wir mehr wußten als sie und daß uns eben infolge unseres Vielwissens die natürliche Unbefangenheit verlorengegangen ist, die Quelle, aus der die Naiven ihre Wunder schöpfen. So bleibt uns denn nichts übrig, als enttäuscht von dem Gipfel des Wissens wieder herabzusteigen und wieder einfältig zu werden oder aber vom Gipfel des Wissens die Brücke zu schlagen zum Gipfel des Glaubens und im Zustand der Apathie die Einfalt der Wahrheit zu erleben. Das eine wäre nutzlose Sisyphusarbeit, das andere ist der gigantische Weg des Magiers.

Den Weg der Apathie haben wir, so gut wir es konnten, so gut es Worte vermögen, zu gehen gelehrt. Aber wir hoffen, daß auch der Denkende, der Verstandes-mensch, durch unsere Ausführungen einzusehen gelernt hat, daß auch hinter der verstandesmäßig theoretisierenden sympathetischen Philosophie Probleme lebendig werden können, die uns für die Mühe des Weges reichlich zu entlohnen vermögen, ja, daß sich der hartnäckige *Aber-glaube* stets an dem Zugang zu einer Wahrheit postiert, und daß der siegreiche Kampf mit diesem absonderlichen Wächter, der durch seinen Standort stets seine Schatz-kammer selbst verrät, schließlich zu positiven Funden führen kann. Haben wir auch gesehen, daß die Befähigung zur Praxis ein seltenes Geschenk des Himmels ist, so haben wir uns doch gewiß nicht umsonst, nicht ohne hohen Gewinn in diese Probleme vertieft, die der echte Praktiker als Tatsachen kennt, ohne sie anders bestätigen zu können als durch das kindliche Lächeln der Seele. —

Die Sympathielehre kennt sieben Arten der Überpflanzung. Wir zählen sie nochmals auf:

1. die Implantation oder die Einpflanzung,
2. die Insemination oder die Einsäung,
3. die Imposition oder das Einsetzen,
4. die Irroration oder die Besprengung, Benetzung,
5. die Inescation oder die Einäsung,
6. die Adproximation oder die Annäherung und
7. die Applikation oder die Auflegung.

Mit der Technik dieser oft ineinander übergreifenden Methoden hat uns *Du Prel* bereits vertraut gemacht, sie ist auch in *Gessmanns* „Katechismus der Sympathielehre“ eingehend besprochen, am besten studiert man sie jedoch an der Quelle bei Maxwell, Santanelli und Tenzel.

Über die Anwendung der Magnete, die man gut verschlossen und vor Sonnenlicht geschützt aufbewahren soll, sagt *Tenzel* (6. Hptst., S. 58): „Diesen also bereiteten Magneten nun magst du auf einen Teil des menschlichen Körpers legen, auf welchen du willst (am besten natürlich auf die vorzugsweise erkrankten Stellen, soweit dem keine ärztlichen Bedenken entgegenstehen, d. Verf.) und darauf lassen, bis er recht wohl erwärmt. Um dieses nun desto bequemer zu verrichten, kann man dasselbe Glied oder wohl auch den ganzen Leib solange und viel bewegen, bis der Schweiß hier und da fließt. Bei dieser Gelegenheit nun wird der Magnet der kleinen Welt, indem er dasjenige, was seiner Natur angenehm ist, nämlich die geistige Mumie oder den lüftigen, schwefelhaften Geist des Menschen heftig verlangt, nach eines jeden seiner Natur und Maß mit nicht geringerer Hurtigkeit und Geschwindigkeit, als oben von der anziehenden Kraft und Macht des Magneten gegen das Eisen gesagt worden (vgl. S. 172, der Verf.), an sich ziehen: Und zwar von einem gesunden und sich wohlbefindenden Teil gleichfalls einen gesunden und wohlgeordneten Geist, aus einem kranken Glied aber einen ebenermaßen kranken und matten Geist.“



Im 7. Hauptstück (S. 62 der Vierlingschen Ausgabe) rät derselbe Autor: „Nehmet magnetische Erde, so durch den Dunst oder Schweiß einen Teil des mumialischen Geistes in sich geschluckt, säet darein einen Samen oder pflanzt ein Kraut hinein, das sich sowohl zur Krankheit als zum preßhaften Glied, dem ihr helfen wollt, schickt. Z. E. in einer Gelbsucht Leinsamen, Hanf oder Wachholderbeeren, in der Wassersucht Pimpinellen (*Pimpinella saxifraga*)<sup>1)</sup>, Hauhechel (*Ononis spinosa*), Wermut (*Artemisia Absinthium*), in Seitenstechen das Johanniskraut (*Hypericum perforatum*), in der Pest Skardium oder Lachenknoblauch (*Teucrium Scordium*), Wegerich (*Plantago*) usw. In Geschwüren und Wunden das fleckige Flöhekraut (gemeint ist wohl *Polygonum Persicaria*, der uns bereits bekannte Flohknöterich, der auf seinen auf der Oberfläche dunkelgrünen Blättern einen schwarzbraunen Flecken hat und bei chronischem Ekzem in der Volksmedizin Verwendung findet, also nicht das von Schulz mit Recht gerühmte Flöhkraut oder der Sumpfporst, *Ledum palustre*, d. Verf.) und also in anderen mehr zu verstehen, was einem jeden gebührt. Diese lasset nun unter dem freien Himmel wachsen und aussprossen, und also wird die Wirkung der anziehenden Kraft vortrefflich mächtig und durch die wachstümliche Natur vermittels des Geistes der Welt die übrigen Geister der Mumie noch mehr und häufiger auf mitleidende oder sympathetische oder magnetische oder anziehende Weise in sich saugen, mithin durch dieses Mittel dem sämtlichen Geist seine Art, wenn solcher aus der eigenen Form geschlagen, wiederum zurechte bringen und seine Gaben von neuem ohne einige Schwierigkeiten verleihen können.“ —

Unter „magnetischer Erde“ versteht Tenzel im allgemeinen mumiale Magnete. Wir können uns aber auch an den Buchstaben halten und gewöhnliche, fette, mit gesundem Schweiß oder durch magnetische Striche „vitalisierte“ unverbrauchte Gartenerde, noch besser Lehm darunter verstehen; denn die Heilkraft des Lehms, insbesondere in solchen Fällen, in denen eine mechanische Reinigung des Darmkanals angezeigt erscheint, ist allge-

<sup>1)</sup> Wir fügen wieder die botanischen Bezeichnungen bei. D. Verf.

mein bekannt. Der Lehm ist aber auch ein natürlich biochemischer Nährsalzkomplex. Der Heilkundige allerdings, der seinen Patienten Lehm zu essen gibt, wird ausgelacht und gerichtlich verfolgt. Der Arzt nennt den Lehm „Bolus alba“, mitunter auch „sterilisata“, reicht ihn innerlich und äußerlich (Dr. A. Kühner-Eisenach, Dr. Bachem-Frankfurt a. M., Prof. Dr. Nassauer-München, um nur einige Namen zu nennen) und handelt „wissenschaftlich einwandfrei“. Der Sympathetiker aber schlägt mittels der Erde die Brücke zwischen Mensch und Pflanze, weil beide der Erde ihren körperlichen Ursprung verdanken.

Da wir soeben von Pflanzen gesprochen haben, wollen wir aus „M. H. Eschenreuters Traktätlein“<sup>2)</sup> (Basilus Valentinus, Chymischer Schrifften, III. Teil, S. 1025) erfahren „Wie man die Kräuter (Blumen) und Wurtzeln soll zu einer Artzney machen“.

„Nimm von welchem Kraut / Blum oder Wurtzel du wilt / thue es also frisch in ein Glaß / vermache es wohl / setze in subtile Wärme / daß es nicht zu warm / noch zu kalt stehe / und laß es ~~⊗~~ (d. h. Zwey gemeine Monate oder einen philosophischen Monat) oder 6 Wochen lang stehen / so wird es gantz stinkend / und faul werden: Dann nimm es heraus und drucke es durch ein Tuch, daß kein Safft mehr dabey bleibe / die Feces (Bodensatz, d. Verf.) mache wohl trucken und brenne sie zu Aschen / und thue die Aschen wieder zum Saffte und setze es wieder einen ~~⊗~~ lang in die Wärme / so wird es alles

---

<sup>2)</sup> Nach Angabe des Herausgebers wurden die Manuskripte der Chymischen Schrifften im Kloster Schwartzbach im Frankenland Anno 1403 gefunden, im Jahre 1849 im Kloster Marienzell in Thüringen wieder verborgen, 1672 endgültig wiedergefunden und bald darauf durch den Druck vor weiterem Verlust bewahrt. Der Streit über die Autorschaft der Werke des Basilus berührt uns hier nicht. Mag sie Basilus oder der Ratskämmerer J. Thölde verfaßt haben, sie sind jedenfalls von grundlegender Bedeutung für jeden modernen Alchemisten. Selbst Paracelsus soll aus ihnen das Magnum Opus gelernt haben.

mit einander zu einem dicken Saft werden. Thue denselben in ein offen Glass / und von der Universal-Tinktur . . . . ein Gran darein . . . ." Da wir weder die rote noch die weiße Tinktur der Philosophen besitzen, können uns die weiteren Angaben nicht mehr von Nutzen sein. Wer aber die Vergärung der Kräuter nur so weit durchführt, als die bis zu diesem Punkt allgemein verständliche Vorschrift lehrt und dann von dem Saft ein Destillat bereitet, der wird es sicherlich nicht zu bereuen haben. Die medizinischen Indikationen der auf solche Weise gewonnenen Essenzen müßten natürlich von neuem durch die Erfahrung, nicht aber durch für Menschen wertlose Tierversuche ermittelt werden. Die Dosierung hätte sich zweckmäßig den homöopathischen Grundsätzen zu nähern. Jedenfalls wird jeder, der solche Versuche macht, bald zugeben müssen, daß man mitunter sogar von den alchemistischen „Narren“ etwas lernen kann.

In *H. v. Gerstenbergks* „Buch der Wunder“ (S. 38)<sup>8)</sup> findet sich folgende bemerkenswerte Vorschrift zur Bereitung einer *Blutmumie*: „Man öffne vor dem neuen Licht des Mondes einem jungen, gesunden Mann eine Ader und lasse das Blut in Salz springen, sodann lasse man selbiges ein paar Tage über trocken werden, so wird es einem Stück Fleisch gleich. Diese Masse tue man in ein Säckchen und fahre in einem fließenden Wasser damit auf und nieder, bis keine Röthe davon wieder ausgeht, so findet sich in dem Säckchen eine weißliche oder fleischfarbene Masse. Diese wird an der Sonne wohl getrocknet und sodann zum Gebrauche aufbehalten. Hiervon in eine Wunde, oder wo ein Stück Fleisch hinweggehauen, ein wenig gestreut, ergänzt das Fleisch binnen 24 Stunden.“

Da dieses Verfahren wesentlich von den übrigen Darstellungsmethoden der mumialen Magnete abzuweichen scheint, wollen wir den chemischen Vorgang kurz skizzieren. Nach *Schmidt und Hammarsten* wird die Blutgerinnung, um die es sich hier handelt, sehr wahrschein-

---

<sup>8)</sup> „Buch der Wunder und Geheimnisse der Natur, enthaltend 500 bewährte sympathetische und magnetische Mittel usw.“ Verlag von Otto Spamer, Leipzig, 1850.

lich durch fermentative Prozesse vorbereitet. In gewissem Sinne und unsere philosophische Auffassung zugrundeliegend, dürften wir es also hier wohl auch mit einem Gärungsvorgang zu tun haben. Bei längerem Stehen des Blutes trennt sich bekanntlich von dem Serum eine Masse ab, die aus Fibringerinnseln und Blutkörperchen besteht, der sogenannte *Blutkuchen* oder das *Plasma*. In schwach konzentrierten, also hypotonischen Kochsalzlösungen (bei Menschen weniger als 0,45%) quellen die roten Blutkörperchen stark auf und es tritt Hämolyse ein. Hämoglobin fällt aus. Unsere Vorschrift verlangt demnach, daß man das Blut „über Salz springen“ lasse, um die im Blutkuchen enthaltenen Blutkörperchen aufzuschließen, was ja auch bei jeder Gärung bewirkt zu werden pflegt. Unter den Eiweißstoffen des Plasmas finden sich nun auch Serumglobuline, die in salzfreiem Wasser unlöslich wären, und ferner „anorganische“ Salze. Werden letztere in Wasser gelöst, so tritt ebenfalls wieder Hämolyse ein; der rote Blutfarbstoff fällt aus. Setzen wir also das Plasma dem fließenden Wasser aus, so erreichen wir einen weiteren Zerfall des Blutes. Trocknen wir nun nach Gerstenbergks Vorschrift die so gewonnene Masse noch an der Sonne, also unter gleichzeitigem Luftzutritt, so spaltet sich auch das aus der schwachen Salzlösung ausgefallene Hämoglobin noch auf. Da unter pathogenen Umständen im Blut zuweilen auch Hämatorporphyrine zur Entstehung kommen, die nach Hausmanns Beobachtungen photodynamisch auf den Organismus wirken und bei Lichtzutritt bakterizide Wirkungen auszulösen vermögen (vgl. A. Hahn, Biochemie, S. 172), so läßt sich die letztere Forderung unserer Vorschrift in zweifacher Weise rechtfertigen. Das Plasma ist also jetzt ziemlich vollständig aufgeschlossen und kann, auf Wunden gestreut, dem verletzten Glied unmittelbar die benötigten Bausteine zur sofortigen Verfügung stellen.

Das wäre also wieder eine annähernd „exakte“ und nüchterne „Erklärung“ so einer sympathischen Vorschrift, die der Voreingenommene sehr zu Unrecht und kurzerhand als „abergläubischen Schwindel“ zu verurteilen

pflegt. Aber, wollen wir aufrichtig sein, so müssen wir fragen: Was ist mit all dem eigentlich erklärt? Haben wir an die Stelle der einfachen Vorschrift nicht einen Wust lateinisch-griechischer Termina gesetzt? Wissen wir jetzt wirklich mehr als zuvor? Oder — *horribile dictu* — ruht etwa die ganze Chemie, Biochemie usw. usw. auf magischen Voraussetzungen? Lesen wir nicht alle fortwährend in einem Buch, dessen Autor, Verleger, Buchdrucker und Buchbinder wir nicht namentlich kennen, obwohl wir als Buchhändler leidlich gute Geschäfte damit machen: im Buch der Natur? Wo bleiben da die streng geforderten Quellennachweise? Was ist ein fermentativer Prozeß? Unsere Frage lautet *qualis*, nicht *quantum*! Warum trennt sich das Plasma vom Samen, warum tritt Hämolyse ein? Usf., usf. So fragen die Kinder: Warum, warum? Die Kinder, über die wir lachen! Stellten wir Erwachsene uns solche Fragen, so würden wir des magischen Momentes gewahr werden, auf dem all unsere Folgerungen beruhen, an dem all unser Scharfsinn zerschellt. Dieses unerbittliche Warum? ein ganz klein wenig zu besänftigen, sind wir Esoteriker bemüht. Schweigen wird es hier unten niemals, das wissen wir wohl, aber gerade *diese* Erkenntnis ist es hinwiederum, die uns nicht ruhen läßt, und der wir manche glückliche Stunde danken.

Stehen wir also höher als der Exoteriker? Nein, wir befinden uns auf gleichen Ebenen und haben nur verschiedene Wege. Die einen sind schon länger auf der Wanderschaft, andere sind erst hier unten angekommen, während sich wieder andere bereits zum Rückweg anschicken. Auf dem Knotenpunkt, den wir Erde nennen, treffen wir alle zusammen und tauschen unsere Erfahrungen aus, um uns zu ergänzen und gegenseitig weiter zu helfen.

Tun wir das: dann stehen und steigen wir beide hoch.

Einen anderen Magnet rät *Maxwell* auf folgende Weise darzustellen (Scheible S. 160): „Nimm also von dem Blut gesunder Jünglinge, die im Frühling zur Ader lassen (denn solcher Toren gibt es eine große Zahl), so viel du bekommen kannst (es ist gleichgültig, ob du es zusammen oder jedes besonders nimmst); laß es gerinnen, gieße das dar-

über schwimmende Wasser ab, trockne den Blutkuchen im Schatten, begieße ihn sodann mit dem Wasser, das du („in einem geschlossenen Gefäß“, fügt Santanelli bei, S. 113) aufbewahren mußt und laß ihn wiederum trocknen, welches Verfahren so oft wiederholt wird, bis alles Wasser von dem Blut absorbiert ist, das man hierauf getrocknet, sorgfältig zum Gebrauch aufbewahrt. Dieser Magnet wird ohne Zweifel, da er von der Natur selbst als der eigentliche Sitz des Geistes bestimmt ist, eine größere Anziehungskraft haben, als das Fleisch oder etwas anderes Einfaches, das man von dem Körper nimmt.“

Wenn wir hier der Blutmumie Maxwells die moderne *Humanserumtherapie* gegenüberstellen, so finden wir fast keinen anderen Berührungspunkt mehr als eben die Verwendung des Blutes. Aus Wolff-Eisners Handbuch der experimentellen Therapie (S. 553 u. ff., genauer Titel s. S. 194) entnehmen wir wiederum das für uns Wissenswerte.

Nach Reiß und Jungmann wird Scharlachrekonvaleszentenserum, das mindestens drei Patienten entnommen wurde, gemischt, desinfiziert und in sterile Glasampullen eingeschmolzen. Die Sera müssen mit dem Kulturverfahren als steril und mit der Wassermannschen Reaktion als einwandfrei befunden worden sein. Diese Sera werden in einer Dosis von 80—180 ccm intravenös verabreicht.

Auf Veranlassung Wolff-Eisners beschäftigte sich dann Rowe im Krankenhaus Berlin-Westend mit der Frage, ob intravenös injiziertes menschliches Normalserum gegenüber dem Rekonvaleszentenserum Differenzen in der Wirkung zeigt. Es stellte sich heraus, daß ein prinzipieller Unterschied nicht bestehe. Es liegen aber auch bedenkliche Nachrichten über Serumschädigungen vor. W. Griesbach befaßte sich eingehend mit dieser Frage. Wenn Wolff-Eisner in durchschnittlich 58,7% aller Fälle einen durchgreifenden Erfolg in Aussicht stellt, so stehen dieser Tatsache aber auch Fälle mit tödlichem Ausgang und sonstigen Schädigungen gegenüber. Unser Autor kommt dann schließlich zu dem Ergebnis, daß im ar te i g e n e n (also

nicht tierischen) defibrinierten Menschenblut resp. Serum noch andere unbekanntere Differenzen gegenüber dem körpereigenen zirkulierenden Blut bestehen müssen, welche Reaktionserscheinungen herbeiführen, die zuweilen katastrophaler Natur sind.

In Anbetracht der Gefährlichkeit der soeben in kurzen Umrissen geschilderten Experimente können wir uns nicht enthalten, darauf hinzuweisen, daß der Experimentator, dem ein Menschenleben heilig ist, dem Verfahren den Vorzug geben müßte, das ihn ohne Schädigung seiner Versuchspersonen an das gewünschte Ziel zu führen in der Lage wäre, der diastatischen Anwendung des Blutes als Magnet. Der Arzt kann dagegen einwenden, daß er auf haltlosen Annahmen kein therapeutisches System aufbauen dürfe, ohne sein Gewissen zu belasten. Abgesehen davon, daß das ärztliche Gewissen keineswegs berührt wird, wenn es sich darum handelt, ein von vornherein ungefährliches und moralisch einwandfreies Verfahren zu prüfen, müssen wir natürlich zugeben, daß vor allem die Möglichkeit einer medizinisch diskutierbaren Fernwirkung nicht nur philosophisch, sondern auch experimentell restlos zu erweisen wäre, bevor an die Wiederaufnahme der magnetischen Therapie zu denken wäre. Der ohnehin durch das Studium der Fachliteratur überlastete, weiterforschende Arzt scheut sich, seine kostbare Zeit einer evtl. erfolglosen Jagd nach Problemen zu opfern, die sich am Ende vielleicht doch nicht praktisch verwerten lassen. Wir billigen diese Denkart zwar nicht, aber wir haben nun einmal mit ihr zu rechnen und wollten uns damit zufrieden geben, wenn ein Fachmann, sei er Astronom, Chemiker oder Mediziner, die ideelle „Rentabilität“ einer systematischen Erforschung der Actio in distans erkennen wollte. Die Geschäftemacher aber, seien es Okkultisten oder Wissenschaftler, wollen gütigst fernbleiben! Die Frage nach der finanziellen Rentabilität hat von jeher die wissenschaftliche Forschung gehemmt. Der Krämer ist kein Forscher, selbst wenn er auf dem Katheder thront. —

Mit besonderem Lob spricht Maxwell von dem folgenden Magneten:

„Nimm eine hinreichende Menge Darmkot (jedoch von einem gesunden Menschen) und vermische ihn mit dem gleichfalls von einem gesunden Menschen genommenen Urin, indem du beides bis zur Dicke eines Breies zusammenrührst, tue Schweiß dazu, so viel du kannst, der in Tüchern von gesunden Körpern gesammelt werden muß, und stelle alles an einen reinen Ort in den Schatten, bis es eingetrocknet ist. Der getrockneten Masse füge hierauf ebensoviel Blut bei, indem du alles aufs Beste miteinander vereinigst und wieder trocknen lässest. Wenn einiges Wasser oben schwimmt, so gieße es ab, verwahre es aber in einem verschlossenen Gefäß. Ist alles trocken, so begieße es wieder mit dem Wasser und wiederhole dies so oft, bis die Masse alles Wasser eingesogen hat.“

Dieser Magnet soll, wie auch all die anderen, in einem verschlossenen Gefäß aufbewahrt werden. Vor der Applikation empfiehlt Tenzel ein herztärkendes, schweißtreibendes, aber dem jeweiligen Zustand des Kranken angepaßtes Mittel zu reichen, den mit dem Lebensgeist sodann geschwängerten Magnet aber sofort und ohne Zeitverlust zu transplantieren.

Alle diese Vorschriften verzichten auf eine Gärung im engeren und engsten Sinne. Über den eigentlichen Gärungsmagneten sprechen sich die alten Sympathetiker nur in vorsichtigen Andeutungen aus. Eines ist gewiß: den echten Gärungsmagneten, den *Magnes Macrocosmi* kann nur der bereiten, der den einfachen und doch so beschwerlichen Weg der mystischen Alchemie bereits gegangen ist, der Fußwaschung, Wasser- und Feuertaufe hinter sich hat, der Wiedergeborene, der nach Überwindung der Trunkatio zu Gott wieder heimgefunden hat, der nicht mehr zu beten braucht: *Elthatho hê basileia su*, Dein Reich komme, da er ja in ewiger chymischer Hochzeit mit der Königin Malkuth wieder verbunden ist. Damit ist freilich nicht gesagt, daß nicht zuweilen ein Auserwählter, ein Aufwärtstrebender, ein Heimkehrender noch auf dem Wege das Magnum Opus, an dem er ja als handelnde Per-



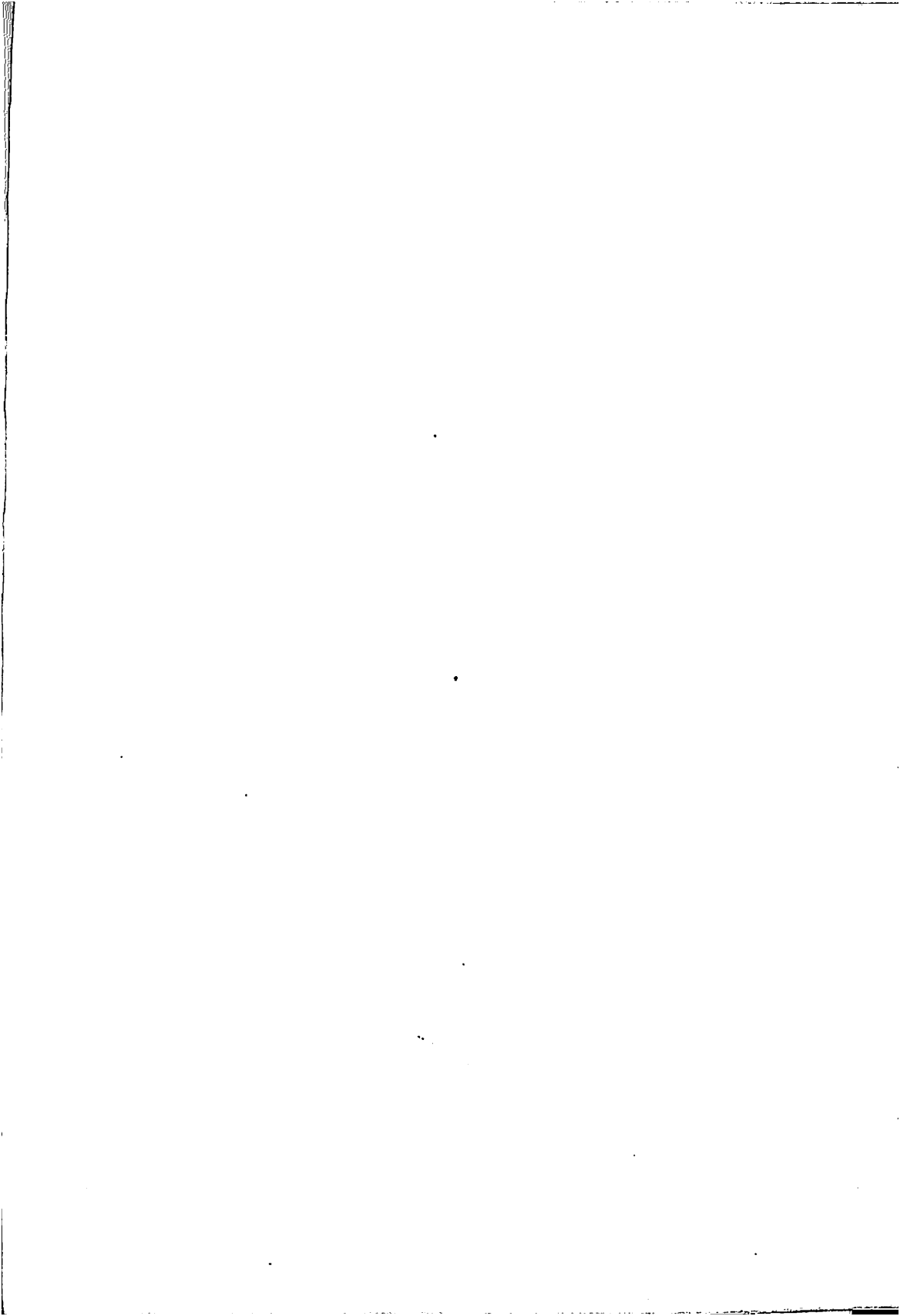
son beteiligt ist, als Meisterstück an irgendeiner *Materia cruda* (rohen Materie) auszuführen in der Lage wäre. Aber nicht des goldenen Gewinnes wegen wird er nach dem realen Steine trachten, nicht auf ein Problem, das die Chemie nur allzubald, zum Nachteil der Mitwelt, gelöst haben wird, nicht darauf wird er seine Gedanken konzentrieren, sondern am Werdegang des Steines, am Farbenspiel des Pfauenschwanzes wird er die Phasen seiner eigenen Weiterentwicklung ablesen, damit er nicht kurz vor dem Ziel noch im Bannkreis dunkler Strahlen von einem neuen Wirbel erfaßt, zu spät erkenne, daß er statt am *Baum des Lebens* hinauf am *Feigenbaum* wieder hinabklettere. Nicht nach irdischem Gold, nicht einmal nach dem Ruhm, die Fixierung des Fermentes entdeckt zu haben, verlangt der heimwärts Strebende, und doch dankt er seinem Gott, der ihm in der Gestalt des realen Steins ein aufmunterndes Geschenk zu der nahe bevorstehenden, himmlischen Hochzeit verliehen hat, ein Geschenk, dessen Anblick Jünger wirbt, verirrte Wanderer zurechtweist, säumige Pilger mit neuer Wanderlust erfüllt und die mutlos Zweifelnden von neuem über die Möglichkeit einer Erlösung belehrt.

Wenn wir in einer eigenen Broschüre („Homunkulus“) von der Bereitung der Edelmumie erzählen wollen, so liegt dies vor allem daran, daß wir im Zusammenhang mit diesem Thema noch manches zu besprechen haben, das ins Gebiet der höheren und hohen Magie zu rechnen ist. Abgesehen davon, daß wir den uns in großzügigen Grenzen zugewiesenen Raum erheblich überschreiten würden, wenn wir hier noch davon sprechen wollten, hielten wir es für dringend nötig, daß unsere Leser erst mit dem Inhalt des I. und II. Teils des XII. Bandes sich gründlich vertraut zu machen Gelegenheit bekommen, bevor wir es wagen dürfen, einige große Schritte weiter zu gehen. Wir danken an dieser Stelle nochmals dem Verlag, der uns durch freundliches Entgegenkommen, durch viele Geduld und tatkräftige Unterstützung die Ausführung unseres Planes in vollem Umfang ermöglicht hat.

Auch all denen, die uns bis hierher zu gehen ermutigt haben, sagen wir an dieser Stelle nochmals unseren aufrichtigen Dank. Dem Leser aber wünschen wir recht viel Erfolg bei seinem Studium und einen freien Geist, der sich durch keine, auch nicht durch unsere Worte in beengende Fesseln schlagen läßt, und damit sagen wir ihm für diesmal

Lebe wohl!

---





Tafel II.

Pflanzen											Mineralien			Tiere	
Planetensignatur bearbeitet nach Sédir, okk. Med. VII, 64, A. M. Grimm und Anderen						Zeit der Einsammlung				Steine nach Grimm			Metalle	nach Grimm	
Sammelzeit	Wachstum	Aussehen	Geruch	Geschmack	Standort	Erhöhung	Haus des	Ver-nichtung	Fall	Edelsteine	Halbedelsteine	Andere Steine	Metalle	nach Grimm	
☉	Tag	schnell	stolz, farbig	aromatisch, balsamisch	säuerlich süß, kräftig	sonnige Täler ebene Fläch.	♄ <sup>9)</sup>	♃	☉	♁	Diamant, Chrysolith, Karfunkel, Hyazinth	Heliotrop, Chrysopas			
☾	Nacht	verschieden, oft schnell	mysteriös, fremdartig	fade	geschmacklos süßlich	Quellen, Felder, Berge, Ufer, Wälder	♃	♁	♃	Beryll, Opal Aquamarin	Kristall, Zitrin	Quarz und alle weichen Steine, Korallen, Perlen, Selenit, Glas		Schweine, Frosch, Krebs, alle Schalthiere, Kaninchen, Hasen, alle Wassertiere, Rind, Katze.	
♁	Tag und Nacht	schnell	fremdartig, gekrümmt, klein	schwach aromatisch	säuerlich, doch schwach	Sümpfe, wässrige Täler	♃	♁	♃	Smaragd, Topas, Granat	Chalzedon, Achat, Karneol	Feuersteine und Steine von gemischten Farben		Affen, Fuchs, Schlangen, Singvögel.	
♃	Nacht	lebhaft	farbig, lachend, schön	süß, betäubend	wohlschmeck. parfümiert	Bergeshöhen, Ackerland, Gärten	♃	♁	♃	Saphir, Türkis	Lapis-Lazuli	Koralle, Perlen, Alabaster und alle weißen Steine, Glas	deren Entia oder Prinzipien sind die sieben kleinen Arkana der Alchemisten	alle Haustiere, besonders Ziege, Taube, Huhn, Fasan, Rebhuhn, Schmetterlinge, Bienen.	
♃	Nacht	verschieden	stachelig, borstig	scharf, durchdringend	prickelnd, bitter	ungesunde Orte, Schlachtfeld, Blutstätten	♃	♁	♃	Diamant, Rubin, Spinell, Piko-tit, Rubizill	Hämatit, Jaspis	Magnetstein			Wolf, Pferd, Katze, Eber, Maultier, alle giftigen Kriechtiere, Schlangen, Skorpion, Maus, stech. Insekten, Habicht, Geier.
♁	Tag	üppig	stattlich, dicht	angenehm, wohltuend	süß, gut	schöne Gegenden, Gebirge, wasserreiche Gefilde	♁	♃	♁	Saphir, Topas	Amethyst	Marmor, Porphyr und alle blauen Steine		alle gelehrt. Tiere, Pferd, Hund, Hirsch, Rinder, Adler, Taube, Krähe, Elster, Pfau, Falken.	
♁	Tag	langsam	lang, traurig, melancholisch	stinkend, betäubend	herb, oft giftig	Äcker, Ufer, Gärten, einsame Orte	♁	♃	♁	—	Onyx	Magnetstein, Lava und Steine von dunkler, trüber, aschgrauer Farbe Kohle, Schlacke, schwarze Perlen		Schwein, Esel, Bär, Katze, Eule, sich langsam bewegende Schal- und Wassertiere, Maulwurf Skorpion, alle Käfer.	
♁	Tag					vulkanische Gegenden, einsame Orte	♁	☉	♁	—	Amethyst, Bernstein	—		Aal, Schwalbe, exotische Vögel, Kuckuck, Gemse.	
♁	Nacht					Inseln, Ufer, Moränen	♁	♃	♁	Topas	—	—		Möve, Eidechse, Wassertiere	

9) Die kritischen Grade sind nicht angegeben, da man nach Möglichkeit die Zeichen überhaupt zu berücksichtigen bzw. zu meiden hat.

	Herz	Arterien	Venen	Lungen	Gehirn u. Nerven dess.	Rückenmark u. Nerven dess.	sensorische und motorische Nerven	vegetatives Nervensystem	Vasomotor. Nerven	Augen	Ohren	Nase	Kehle	Brustdrüsen	Milchdrüse	Schilddrüse	Leber	Gallenblase	Milz	Magen	Gedärme	Nieren	Blase	Genitalien	
☉	X				X				X	männlich rechtes															
☽				X	X			X		welblich linkes					X	X	X		X				X		
♁					X		X			links männlich	X							X			X				
♂			X							rechts weiblich		X	X	X										X	
♃	Herz- muskel	X		Lungen- muskel						links Ohr		X		X			X	X				X		X	
♄										rechts Ohr							X		X				X		
♅					Hirn- häute	X																			
♆																									
	Organe des Blutkreislaufs					Nervensystem und Sinnesorgane								Drüzensystem				Verdaunungsorgane				Ausscheidungs- und S			
	☉					♂ und ♀								♀											

